
NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 08176067 4

Göttingische

gelehrte Anzeigen.

Unter der Aufsicht
der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

Der zweyte Band
auf das Jahr 1840.



Göttingen,
gedruckt bey Ernst August Huth.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

72. Stück.
Den 2. May 1840.

Heidelberg.

Bey J. C. B. Mohr, 1840. Die Sage vom Tell, aufs Neue kritisch untersucht von Dr Ludwig Häusser. Eine von der philosophischen Facultät der Universität Heidelberg gekrönte Preisschrift. XVI u. 110 Seiten in Octav.

Die Wahrheit der Erzählungen von den Thaten des Wilhelm Tell unterlag schon früh verschiedenen Zweifeln, die sich seit dem Erscheinen der 'Urkunden zur Geschichte der eidgenössischen Bünde' von J. E. Kopp bedeutend steigerten. Gegen solche, die in jenen Erzählungen lediglich ein Erzeugniß der Phantasie späterer Chronisten zu erblicken glaubten und den Tell in das Gebiet der Sage zurück drängten, ohne ihm die geringste historische Basis zu gestatten, erhoben sich die Stimmen derer, denen es eben so schmerzlich fiel, das Bild des Freyheitshelden vor sich verschwimmen zu sehen, als sie andererseits die Existenz des Tell auch auf dem Wege der Critik retten zu können hofften. Noch stehen sich, wie die über diesen Gegenstand zu jüngst erschienenen

Schriften beweisen, beide Parteyen einander schroff gegenüber. Um so mehr muß jeder Versuch einer Ausgleichung, wie solche den Inhalt des oben genannten Werkes abgibt, mit Dank entgegen genommen werden. Es genüge hier, den Inhalt desselben summarisch anzugeben.

Die Arbeit zerfällt in zwey Abtheilungen, deren erste sich über die Existenz Wilhelm Tells und dessen Einfluß auf die Befreyung der Schweiz, die zweyte über die Tellsage und ihre Einzelnheiten in ihrer Entstehung und Ausbildung ausläßt. Der Verf. stellt zunächst die Berichte der vorzüglichsten älteren Chronisten der Schweiz über diesen Gegenstand zusammen. Der 1426 gestorbene Justinger von Bern thut bey Gelegenheit der Geschichte des Aufstandes der Schweizer eines Wilhelm Tell so wenig Erwähnung, als der bekanntere Johann, Mönch zu Winterthur, der in der Mitte des 14. Jahrhunderts starb und also als Zeitgenosse über die ersten Kämpfe der Schweizer mit dem Hause Habsburg-Oestreich berichtet, ein Umstand, der allerdings von größerer Bedeutung ist, als wenn deutschen Annalisten jener Zeit der Tell unbekannt ist. Erst gegen 100 Jahre nach Justinger erzählen Chronisten von dem Schützen; so Melchior Ruß, Johann Stumpf, Etterlin und der in Betreff seiner Darstellung so unvergleichliche Tschudi. Melchior Ruß, der älteste der genannten Chronisten, gibt den Bericht in gleichem Grade kurz und gedrängt, als dieser von Etterlin und Tschudi detailliert vorgetragen wird. Letztere kennen bereits den von Ruß nicht angegebenen Namen des Landvoigts (Geßler), während aus den Urkunden von Kopp hervor geht, daß 1302 die Voigtey Küßnach dem Ritter Eppe von Küßna übergeben wurde, dieselbe noch 1314 bey dessen Geschlechte war, nach Erlöschen dessel-

ben an das Haus Tottikon, dann an das Geschlecht der von Hunwile gelangte und auf diese Art im Laufe des 14. Jahrhunderts sich niemahls in den Händen eines Geßler befand. Aehnliche Widersprüche ergibt die Chronologie der Chronisten, welche die That Tells bald 1296, bald 1314 oder in die dazwischen liegenden Jahre setzen. Ruß zeichnet in Tell eine Nebenfigur des großen Aufstandes; Tschudi setzt ihn als handelnde Person in den Vordergrund. Man sieht, wie die Erzählung unter den Händen der Chronisten wuchs.

Nachdem der Verf. als Träger der Sage von Wilhelm Tell für die Zeit von Justinger bis Ruß wohl mit Recht die im Munde des Volks lebenden Lieder hingestellt hat, fügt er eine Uebersicht der bedeutendsten Schriften hinzu, die sich für oder gegen die der Sage zum Grunde liegende Wahrheit ausgesprochen haben; unter diesen wird eine 1826 zu Delft erschienene Abhandlung (Guillaume Tell et la révolution de 1307) des später zu besprechenden J. J. Hisely unbedingt voran gestellt. Der Verf. spricht sich dahin aus, daß ein bestimmtes historisches Factum nothwendig als Basis der Sage angenommen werden muß, daß die Existenz des Gefeyerten durch die Aussage von 114 Zeugen (Uri 1388) entschieden dargethan wird, fügt aber hinzu, daß sich aus den Mittheilungen der älteren Chronisten ergebe, daß Tell in der Geschichte des schweizerischen Freyheitskampfes keineswegs jene bedeutende Rolle gespielt habe, die ihm von späteren Erzählern beygelegt werde.

Die zweyte Abtheilung erörtert hauptsächlich die Frage, ob die bekannte Erzählung des Saxo Grammaticus von den späteren schweizerischen Chronisten aufgenommen sey, eine Frage, die

der Verf., vornehmlich nach dem Urtheile Aschbachs (Heidelberger Jahrbücher, 1836 S. 977), bejaht.

Es wird nicht unpassend erscheinen, der besprochenen Arbeit den Bericht über nachfolgendes Werk anzuschließen.

Lausanne.

Bey Marc Ducloux, 1839. Essai sur l'origine et le développement des libertés des Waldstetten Uri, Schwyz, Unterwalden, jusqu'à leur prémier acte de souveraineté et à l'admission de Lucerne dans leur confédération, en 1332. Par J. J. Hisely. (Erste Lieferung des zweyten Theils von Mémoires et documens publiés par la société d'histoire de la Suisse Romande). XXXIII und 253 Seiten in Octav.

Richtet Häusser sein Augenmerk nur auf die Persönlichkeit von Wilhelm Tell, so hat sich Hisely die Erörterung der Entstehung und Durchbildung der schweizerischen Freyheit zur Aufgabe gesetzt und diese, der Ansicht des Ref. zufolge, auf die befriedigendste Weise gelöst. Schritt vor Schritt bewegt sich seine Untersuchung, auf Urkunden gestützt und nach diesen die Aussagen der Chronisten modificierend. Langsam aber sicher erhebt sich vor unsern Augen der historische Bau und was man früher als gegeben sorglos anzunehmen pflegte, ist durch ihn gesichtet, zur klaren Anschauung gebracht. Eine ernste, tief eingreifende Critik, die sich aber nicht in dem bloßen Zerschlagen des Bestehenden gefällt, in dem Reize, statt des vernichteten alten ein völlig neues Gebäude aufzuführen, das, wenn auch unhaltbar, jedenfalls von dem Scharfsinne seines Schö-

pfers Zeugniß ablegt, sondern behutsam die Grundfeste der Ueberlieferung prüft und letztere mit den gleichzeitigen Urkunden nach Möglichkeit in Uebereinstimmung zu bringen trachtet. Hierbey wird dem Verf. mancher überraschend glückliche Wurf zu Theil, wie die nachfolgende Auseinandersetzung ergeben wird.

Es kostet Hisely viel Ueberwindung, fast durchweg die Darstellung von Johannes von Müller zu bekämpfen; er hängt mit warmer Verehrung an einem Manne, dessen Streben ihm großartig, dessen Talent bewunderungswürdig erscheint. Aber mehr als dieses gilt ihm das Verlangen nach Wahrheit; er bestreitet, widerlegt die Ansichten und Erörterungen desselben, aber er thut es mit Achtung vor den Manen eines Mannes, den herab zu würdigen so mancher sich in neuerer Zeit mit breiter Wohlgefälligkeit bemüht hat. Die Werke dreyer Männer bedurften hier zunächst einer sorgfältigen Beleuchtung; die von Tschudi, Müller und Kopp. Der erste hat mit unermüdetem Fleiße Chroniken durchlesen, Sagen gesammelt, Urkunden zusammen getragen; aber er versteht es nicht, aus letzteren die Geschichte zu begründen; ihm geht die Critik der Quellen ab, deren er sich bediente und Haß gegen Oesterreich färbt seine Darstellung. Es konnten die Enkel der Helden von Morgarten sich nicht überreden, daß sie jemahls fremder Herrschaft gedient hätten; ihnen galt die uralte Freyheit wie ein Glaubensartikel, und Tschudi ist das Organ dieser Träume seines Volkes. Auch Johannes von Müller ließ von dieser Tradition nicht; er setzte keinen Zweifel in die Wahrheit der Darstellungen von Tschudi; er war zu sehr Mahler und Dichter, als daß er den Maßstab kühler Critik hätte anlegen können. Deshalb ist seine Schweizerge-

schichte eben da, wo nicht Berichte gleichzeitiger Chronisten vorliegen, nicht immer haltbar; ihn lockt der Glanz der Sage zu sehr, als daß er sie hätte zurück weisen, oder auch nur beschränken können. Mit ihr spricht er von der seit unvordenklicher Zeit bestehenden Freyheit der Schweizer. Statt die Chroniken durch Urkunden zu erläutern, schlägt er das umgekehrte Verfahren ein. Er wollte auf Geist und Herz einwirken, die Liebe zur Heimath wecken, und gewiß, darin hat er sein Ziel erreicht; aber er hat es häufig auf Kosten der Critik gethan und der Ausspruch eines Landsmannes, daß die Geschichte der Schweiz mehr in den Noten, als in dem Texte von Müller zu suchen sey, enthält viel Wahrheit. Mit Kopp arbeitete der Verf. lange gemeinschaftlich; aber ihre Richtung divergierte nach der Ansicht von der politischen Rechtsbegründung. Wo Johannes von Müller nur eine Erneuerung alter Rechte, Hisely eine wahrhafte, durch die Zeit nothwendig gewordene Revolution erkennt, die nicht von Parteyhäuptern, sondern vom gesammten Volke ausging, sieht Kopp nur den Aufstand von Rebellen und gewinnt, indem er sich also innerhalb der engen Schranken der Legitimität bewegt, aus seiner trefflichen Sammlung von Urkunden eine Anschauung, die häufig erst von außen in erstere hinein getragen ist.

Möge es dem Ref. gestattet seyn, schrittweise den Auseinandersetzungen des Verfs zu folgen.

Gegen die Angabe der Chroniken, daß die Waldstätte Schwyz, Uri und Unterwalden das uralte Recht der Autonomie übten, nur selbst gewählten Beamten gehorchten und keinen Herrn über sich erkannten als den Kaiser, sprechen die Urkunden und der Entwickelungsgang der älteren Geschichte der Schweizer. Im 6. Jahrhundert

erkannte ganz Helvetien die Hoheit der Franken; dann bildete sich zwischen Jura und Rhone das Reich Arelate, zwischen Reuß und Jura das Reich Burgund. Später flossen beide Reiche zusammen, und wie schon früher die deutsche, so wurde unter Konrad II. die burgundische Schweiz dem deutschen Reiche einverleibt. Beide Landestheile wurden im Laufe der Zeit den Herzogen von Zähringen verliehen. Nach ihrem Aussterben (1218) zerfiel das Alpenland in eine Menge größerer, bald durch Erbschaft übergehender Lehen. Im Aargau, zu welchem die Waldstätte gehörten, handhabte ein Landgraf (comes provincialis) den Blutbann und berief den Heerbann; unter ihm stand der Landrichter (vicelandgravius, judex provincialis). Unter beiden übten Kastvoigte und weltliche Voigte die hohe Gerichtsbarkeit. Nur einzelne Communen (so Hasli) standen unmittelbar unter dem Reiche (reservata imperii). Die weltlichen Voigteyen aber wurden im Laufe der Zeit auch auf Frauen übererbt. Geraume Zeit früher als das Haus Zähringen die Schweiz erwarb, galten die Grafen von Lenzburg als Schirmvoigte in den Waldstätten. Erwarb doch Graf Arnold die Kastvoigtey über das Gotteshaus Unserer Lieben Frau in Zürich, von welchem ein Theil von Uri abhing.

Unter dem Voigte stand 1) der Meier (villicus), der auf seiner curtis die ihm von einem geistlichen Herrn lehenbar übertragene untere Jurisdiction ausübte; als wichtige Lehensträger bildeten diese Meier späterhin eine Classe des Adels. 2) Der Keller (cellerarius), eigentlich der Oeconomus des Gotteshauses, der aber, wenn der Grundbesitz so gering war, daß es des eigenen Meiers nicht bedurfte, statt dessen auch die untere Gerichtsbarkeit übte. 3) Endlich der Pfleger

(curator), dessen Amt mit dem des Kellers zusammen floß. In einzelnen Gemeinden befand sich die untere Gerichtsbarkeit in den Händen des unter dem Voigte stehenden Gemeinderichters (judex, minister, Ammann). Traten später mehrere Gemeinden zu einer engeren Einigung (universitas, communitas) zusammen, so behielt freylich jede derselben ihren Ammann, aber über alle stand ein Landammann (Thalamman, minister vallis), dessen Untergebene den Namen 'Thalleute' führten. So in den Thälern von Uri, Schwyz und Unterwalden; die anfangs unter den Grafen von Toggenburg stehenden 10 Richter (judices, Amtleute) in Graubündten standen später unter einem Landammann. Sonach besaß der Landgraf, nicht das Volk, die richterliche Gewalt; nicht die Thalleute erwählten ihren Landammann oder Richter, sondern der Graf ernannte dazu einen Freyen, gleichviel ob er durch Geburt dem Lande angehörte, oder nicht. Erst mit dem Ende des 13. Jahrhunderts stößt man in den Waldstädten auf selbst gewählte Richter.

Hierauf geht der Verf. zu der Beleuchtung der einzelnen Landestheile über. In dem 853 von Ludwig dem Deutschen zum größern Theile an das von ihm gegründete Stift Unserer Lieben Frau in Zürich geschenkten Ländchen Uri zerfielen die Einwohner, mit Ausnahme der Edlen, bald in eigene Leute (servi), die mit dem Lande, welches sie bauten, einem Herrn gehörten und aus einer Hand in die andere gingen; in Hörige des Klosters Wettingen, die dem Kloster einen Zins zahlten, sich des Erbrechts nicht erfreuten aber durch keine Veräußerung abseiten des Herrn in den Stand der servi treten konnten; und in freye Zinsleute (homines liberae conditionis) Unserer Lieben Frauen in Zürich; ihnen setzte

das genannte Stift den Richter. Ganz Uri war gewissermaßen zwischen der Aebtissin zu Zürich, dem Abte zu Wettingen und dem Grafen von Rapprechtsweil getheilt. Das Ländchen Schwyz, dessen gleichnamige Villa dem Kloster Einsiedeln vom Kaiser übertragen war, zeigt sich als ein Reichslehen der Grafen von Lenzburg, nach deren Aussterben es am Ende des 12. Jahrh. an das Haus Habsburg gelangte. Hier zerfielen die Einwohner in Leibeigene und in die cives de villa Suites, welche den hominibus liberae conditionis von Uri gleich zu setzen sind. In Unterwalden endlich, dessen Name sich zuerst 1240 findet, erblickt man verschiedene vom Landgrafen gesetzte Voigte. Wie in Schwyz, so hatten auch hier seit alter Zeit die Grafen von Lenzburg große Besitzungen; sie waren Erbvoigte von Beromünster, während die Kastvoigtey über die Abtey zu Muri sich erblich in den Händen des Hauses Habsburg befand. Durch den 1172 erfolgten Tod von Ulrich IX., letztem Grafen der älteren Linie von Lenzburg, fielen dessen Allode an Kaiser Friedrich I., der solche, zugleich mit den von Lenzburg besessenen Lehen, seinem Sohne Otto überwies. Im nämlichen Jahre erlosch mit Arnold die jüngere Linie dieses Grafenhauses, (bekannter unter dem Namen der Grafen von Baden) und die von ihr besessene Voigtey über Zürich fiel an Graf Albrecht I. von Habsburg, der auch die Voigtey über Seckingen und die davon relevierende Landschaft Glarus erwarb. Dessen Sohn, Graf Rudolf I., bekam mit der Voigtey Murbach die von derselben abhängende hohe Gerichtsbarkeit über die Waldstätte und Lucern und wurde 1209 von Kaiser Otto IV. zum Reichsvoigt in den Thälern von Schwyz und Unterwalden ernannt, während in Stadt, Grafschaft und

den Klöstern von Zürich sammt dem dazu gehörigen Theile von Uri noch die Zähringer die Reichsvoigtey übten.

So gab es zu einer Zeit, in welcher die Chronisten nur unabhängige Gemeinden sahen, lediglich Lehen unter der Hoheit kaiserlicher Grafen. Dann bildeten sich die oben genannten universitates; doch galt bey ihnen Hofrecht, wie sich aus den hier vorgefundenen Aemtern eines Meier, Keller, Pfleger ergibt. Von nun folgt die Entwickelung rascher. Nachdem die homines liberae conditionis das Gemeinderecht erworben, trachteten sie nach Landrecht, dann nach dem Erwerbe der geistlichen und weltlichen Lehen in ihren Thälern. Vorher aber mußte die Gewalt von Habsburg gebrochen werden. Den ersten Grund des Zwistes gaben die von Kaiser Heinrich II. dem Kloster Einsiedeln geschenkten, aber von den Landleuten von Schwyz fortwährend benutzten Alpenweiden. Trotz des Spruches von Kaiser Heinrich IV. behaupteten sich die Landleute im Besitze, bis 1217 ein Schiedsurtheil des Grafen Rudolf von Habsburg die Weiden zwischen dem Kloster und den Landleuten theilte. Aus ähnlichen Gründen entsprang der Unwille zwischen den Gotteshäusern zu Wettingen und Zürich und deren Zinspflichtigen in Uri. Der jüngere Graf Rudolf von Habsburg zeigte sich überall in den Waldstätten als Richter, bis ihm die Krone des Reichs übertragen wurde und ein Landrichter statt seiner den Königsbann übte. Sein Sohn Albrecht erlangte von Bischöfen, Grafen, Aebten und Herren in Helvetien und im Elsaß den Kauf von Grundstücken oder die Uebertragung von Voigteyen. Die Aebtissin von Seckingen gab ihm die Landschaft Glarus als Erblehen; der Abt von Murbach verkaufte ihm

(1291) Lucern, dessen Bewohner nur mit Mühe vom Kloster im Gehorsame erhalten werden konnten.

Unmittelbar nach dem Tode Kaiser Rudolfs I. sehen wir die Alpenbewohner in Bewegung. Am 1. August 1291 schlossen Schwyz, Uri und Unterwalden einen ewigen Bund mit einander, keinen Ammann anzuerkennen, der seine Stelle gekauft habe, nicht im Lande wohne und nicht aus dem Lande gebürtig sey; man gelobte sich gegenseitigen Schutz gegen jegliche Gewalt; man traf die Bestimmung, daß wer den andern erschlage, gleichviel ob aus Vorsatz oder Zufall, den Tod wiederum leiden solle. Diese merkwürdige Acte offener Widersetzlichkeit ist ein Mahl nur durch den Misbrauch, welchen die Voigte mit ihrer Gewalt trieben (Käuflichkeit der Stellen), sodann durch das Streben nach Unabhängigkeit zu erklären, welches sich nach dem großen Zwiste der Kirche mit den Kaisern überall kund gab. Die Waldstätte wollten sich damit nicht vom Reiche los sagen, dessen Schutz sie nicht entbehren konnten, sondern nur die Gewalt der Voigte beschränken, wie solches bereits von mehreren Kaisern zuvor geschehen war. Ist dies Revolution, sagt der Verf., so ist es die Usurpation von Rechten abseiten der Voigte gleichfalls. Wie wenig von einer uralten Freyheit die Rede seyn kann, ergibt sich ferner daraus, daß es in dem am 16. October 1291 von Schwyz und Uri mit Zürich abgeschlossenen Schutzbunde heißt: es soll ein jeder seinem Herrn nach Recht und Herkommen dienen; fordert aber der Herr mehr als solches, so will man sich gemeinschaftlich des Bedrückten annehmen. Diesem durch ein zehnmonatliches Interregnum begünstigten Bunde trat auch die Gräfin Elisabeth von Rapprechtsweil, dann selbst der

Bischof Rudolf von Kostnitz bey. Mochte auch Herzog Albrecht diese Einigungen durch Waffengewalt brechen, so traten doch, als er die Krone trug, die alten Bestrebungen der Landleute bald wieder hervor. Im J. 1302 galt noch unbezweifelt in ganz Helvetien das Ansehen Albrechts; noch übten die Voigte ihr Amt, wenn schon die Reibungen zwischen ihnen und den Gemeinden sich mehrten. So nahen wir dem verhängnißvollen Zeitpuncte. Das auf demselben ruhende Dunkel völlig zu verscheuchen, wird vielleicht niemahls gelingen; vieles aber ist durch die nachfolgenden höchst interessanten Erörterungen des Vfs für die Geschichte gewonnen.

Kaiser Albrecht verfuhr in der Schweiz in einem hohen Grade mit Mäßigung, und es findet sich kein hinreichender Beleg für die aufgestellte Behauptung, daß er die Absicht gehegt habe, ein Herzogthum Helvetien zu gründen. Uri stand als unmittelbares Reichslehen unter der Gerichtsbarkeit Albrechts, der wohl den summum judicem hierher senden, aber, da das Haus Habsburg die Landschaft weder als Lehen, noch als Allode besaß, keine Voigte zur Wahrnehmung der grundherrlichen Rechte bestellen konnte. Die Voigteyen blieben in den Händen eben jener Familien, welche solche seit geraumer Zeit besessen hatten. Dennoch wird erzählt, daß der Kaiser Männer wie Hermann Geßler und Beringer von Landenberg mit großer Vollmacht und stattlichem Gefolge zur Unterwerfung der Waldstätte abgesandt habe. Es ist vollkommen ausgemacht, daß Herman Geßler nicht Voigt zu Küßnach war, daß er nicht als solcher auf dem dortigen Schlosse wohnte. Doch mag er — wenn auch nicht als Voigt — sich in Küßnach aufgehalten und an der Gerichtsbarkeit Theil genommen haben. Der Vf.

ist der Meinung, daß der am Ende des 13ten Jahrhunderts urkundlich genannte 'Her Herman der meier zu Kussenah' kein anderer als Hermann Geßler sey, der, anfangs Meier, von Albrecht zum Amtmann (judex) in einem benachbarten Thale bestellt sey.

Der Verf. wünscht vom Tell zu retten, was bey einem strengen Festhalten an der Critik zu retten ist. Er verfährt in dieser Beziehung sehr fein, indem er den Tell selbst keineswegs zum zweyten Mahle zum Gegenstande seiner Hauptuntersuchung macht, sondern den nächst diesem als Hauptfigur in der Sage hervor tretenden Geßler für die Geschichte vindiciert. Ist Geßlers Existenz in Altorf gerettet, so bricht ein großer Theil der den Tell vernichtenden Critik von Kopp zusammen.

Schon oben ist bemerkt, daß die Meier bald angesehene Lehensträger wurden, dann in die Classe des Adels übergingen. Bey vielen adligen Geschlechtern hat sich der Beyname 'Meier' erhalten (Ritter Johann der Meier von Kappel; Her Heinrich der Meier von Stans, Ritter rc.). Hisely glaubt, daß Hermann, Meier zu Küsnach, Beamter des Landgrafen zu Altorf gewesen und von den gegen die Voigte erbitterten Landleuten den Beynamen 'Geißel, Geißeler' erhalten habe, daß dieser Beyname den Gliedern dieser später ritterbürtig gewordenen Familie geblieben sey. So kommt z. B. in einem alten Necrologe vor: 'Conradus dictus Gessler de Meyenberg', woraus sich ergibt, daß 'Geßler' ein Epitheton gewesen; später nennt ein anderes Necrolog schon: Johannes Gessler miles, woraus erhellt, daß das Epitheton im Laufe der Zeit zum Familiennamen geworden war. Damit tritt man dem historischen Ereignisse, welches der Sage vom Tell zum Grunde liegt, um einen bedeutenden Schritt nä-

her: Geßler ist keineswegs eine fabelhafte Person, wie man es so entschieden aufgestellt hat, seitdem Kopp urkundlich bewiesen, daß die Voigtey zu Küßnach sich niemahls in den Händen eines Geßler befunden habe. Hisely gibt bey dieser Gelegenheit einen durch den Herrn v. Mülinen (dessen Vorfahren mit den Geßlers verschwägert waren) ihm mitgetheilten Stammbaum der Geßler.

In den ersten Jahren des 14. Jahrhunderts lebten die Landleute der Waldstätte in Zwiespalt mit den landgräflichen (d. h. habsburgischen) Beamten und Vasallen; denn erstere verharrten in ihren Bestrebungen, die Domanialrechte über die in ihren Thälern gelegenen Besitzungen der Klöster, Edlen, oder des Oberherrn zu erwerben. Es war zum offenen Kampfe gekommen. Jetzt konnte Albrecht den Landleuten mit königlicher Gewalt entgegen treten. Bey dieser Gelegenheit beweist Hisely sehr treffend, daß Kopp, der überall Johannes von Müller widerlegt und den österreichischen Beamten keinerley Schuld beymessen will, zu weit geht. Er zeigt, daß Kopp selbst eingesteht, daß der Voigt zu Baden den Warenzug durch Uri nach Italien gehemmt, jeden Verkehr mit Uri untersagt habe. Der Verf. tadelt, daß Kopp keine Anklage gegen die Voigte gelten lassen will, weil diese Anklage nicht in Urkunden enthalten sey, während es unbezweifelt fest steht, daß die Voigte seit frühester Zeit auf Vergrößerung ihrer Macht und ihrer Güter bedacht waren. Und jetzt, da die Landleute Widerstand leisteten, sollen die Voigte von keiner Gewalt, keiner Härte Gebrauch gemacht haben? — Am meisten spricht das J. 1314 für die Zeit, in welcher die Burgen gebrochen wurden. Die That vom Tell aber ist jedenfalls vor dem Schlachtenjahre 1315 anzunehmen.

Hermann Geßler (personnage, dont on ne

peut révoquer en doute la réalité), dem man fälschlich den Beynamen 'von Bruneck' gegeben hat, hatte als Voigt das Schloß auf der Insel Schwanau im Lowerzer See inne, war aber häufig in Altorf, um dort sein vom Landgrafen ihm übertragenes Richteramt zu versehen. Um sich vor einem Angriffe zu schützen, wie ihn der Vögt zu Küßnach (Urkunde bey Kopp, S. 58) und unstreitig manche andere Voigte hatten bestehen müssen, befahl er die Erbauung des Schlosses Twing-Uri (château reigneurial), um von diesem aus die hohe Gerichtsbarkeit (Twing und Bann) im Thale von Uri zu üben. Beringer von Landenberg, aus einer Adelsfamilie im Aargau, saß auf dem Schlosse Sarnen. Unter ihm war Voigt Wolfenschießen auf dem Schlosse Rotsberg, zwischen Alpenach und Stans. Beide Schlösser mit ihren Höfen hingen vom Gotteshause zu Lucern ab; für dieses wurde die Schirmvoigtey vom Hause Habsburg geübt, dessen Beamte für die Klöster zu Zürich und Wettingen im Thale Uri saßen.

In Unterwalden war ein angesehener Landwirth Heinrich von Melchthal (d. h. aus dem von der Melch durchströmten Thale); er mochte zum Widerstande gegen Landenberg aufreizen, von diesem durch Geldbuße gestraft werden. Die Beschuldigung, daß Landenberg den Melchthal geblendet, hat vielleicht später der Haß gegen Oesterreich gedichtet. Die dem Werner von Stauffach und Conrad Baumgartner widerfahrenen Unbilden nimmt Hisely als geschichtlich an und widerlegt namentlich mit vielem Glücke die von Kopp gegen Conrad aufgestellten Zweifel. So werden wir dem Bunde auf dem Grutli entgegen geführt, den, während ihn verschiedene Chronisten auf den 17. October oder 7. November 1307 setzen, der Vf., welcher hierüber eine eigene Untersuchung verspricht,

in das Ende des Jahres 1306 versetzen zu müssen glaubt.

Das Nachfolgende können wir kürzer zusammen fassen. Nach dem gewaltsamen Tode Geßlers fliehen die übrigen Voigte; die Bewohner der Waldstätte dehnen ihre Gewalt aus und einen sich fester. Eben jetzt machte man in Uri neue Versuche, sich von der Aebtissin Unserer Lieben Frau in Zürich unabhängig zu machen. Der Unwille des Adels in Aargau über die von Seiten Albrechts dem Herzoge Johann vorenthaltenen Rechte begünstigt den Widerstand. Die Mordthat Johanns, des Unglücklichen späteres, so reich durch die Dichtung geschmücktes Leben, endlich sein Tod finden hier manche artige Erläuterung. Die Zeit unmittelbar nach dem Tode Kaiser Albrechts war den Bestrebungen der Landleute günstig. Am dritten Tage (30. Oct. 1308) nach seiner Wahl versprach Heinrich VII. den Herzögen von Oesterreich die Verleihung aller Lehen und Rechte, welche sie unter den jüngsten drey Kaisern besessen hätten. Doch zögerte er mit der Erfüllung, weil ihm Oesterreich zu mächtig war. Er gab den drey Waldstätten, an deren Freundschaft ihm um so mehr gelegen war, als sie ihm den Weg nach Italien offen halten konnten, das Privilegium, vor keinem anderen als einem Reichsgerichte erscheinen zu müssen. Er gab ihnen sogar einen eigenen Landvoigt (advocatus provincialis), wodurch das Verhältniß der habsburgischen Landgrafen in diesen Gegenden vernichtet wurde. Als nun auch die Habsburger ihren Statthalter im Aargau 'Landvoigt' nannten, konnte es an Reibungen nicht fehlen. Auf den Tod des Luxemburgers folgte ein Interregnum von 14 Monaten, dann ein erbitterter Streit um die Krone. Männer von Schwyz überfielen Einsideln und der offene Kampf mit Oesterreich brach aus. Hav.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

73. Stück.
Den 4. May 1840.

Paris.

Bachelier: Exercices d'Analyse et de Physique mathématique par M. A. Cauchy. Livraison 1, 2, 3, 4, 5 et 6. 1839.

Diese neue Sammlung von Aufsätzen des berühmten Verfs kann als Fortsetzung der früher erschienenen Exercices de mathématiques angesehen werden, und erscheint in einzelnen Heften zu unbestimmten Zeiten. Die sechs vorliegenden Hefte sind fast ausschließlich der mathemathischen Optik und mechanischen Untersuchungen, die damit in naher Verbindung stehen, gewidmet. Das erste Heft enthält: Mémoires sur les mouvements infiniment petits d'un système des molécules sollicitées par des forces d'attraction ou de repulsion mutuelle. Außerdem noch: Note sur les sommes formées par l'addition de fonctions semblables des coordonnées de différents points. Wir wollen zur Bezeichnung dieser Untersuchung nur einige Theoreme hervor heben, die der Verf. beweist. Man denke sich ein System gerader Linien OP,

OQ, OR ꝛc. die durch den Punct O gehen und in derselben Ebene liegen. Sey O der Anfangspunct der Coordinaten, p der Winkel, den die Linie OP mit der Axe in x einschließt, K eine continuierliche Function der Cosinus der Winkel, den diese Linie mit den Coordinatenaxen einschließt, und S . K eine Summe ähnlicher Functionen in Beziehung auf mehrere gerade Linien. Drehen sich nun die Coordinatenaxen um den Punct O, so wird diese Summe verschiedene Werthe erhalten, einer derselben wird aber unabhängig von p seyn und durch die Gleichung

$$S . K = \frac{1}{2\pi}\int_{0}^{2\pi} S . Kdp$$

bestimmt werden. Zieht man in einer Ebene durch einen Punct O der mehreren Linien OP, OQ, OR . . . gemeinschaftlich ist, eine andere Linie OA und ist K eine bestimmte Länge, die man auf diese neue Linie aufträgt, δ der Winkel, den OP und OA einschließen und also K cos δ die Projection von K auf OP; ist ferner K = F (K cos δ) eine continuierliche Function dieser Projection und S . K eine Summe ähnlicher Functionen in Beziehung auf verschiedene Linien OP, OQ, OR . . . ., so wird diese Summe

$$= \frac{1}{\pi}\int_{0}^{\pi} S\ F(K \cos \delta)\ d\delta$$

seyn, voraus gesetzt, daß sie constant bleibt, während sich OA um A dreht. Seyen wieder OP, OQ, OR... mehrere Linien die durch den Punct O gehen, ohne jedoch nothwendig in einer Ebene zu liegen, auf diese Linien trage man die Längen r, r′, r″ . . . Sey OA eine andere Linie die mit OP den Winkel δ einschließt, K eine Länge, die man auf OA aufträgt und K =

$F(Kr\ \cos\delta)$ eine continuierliche Function von $Kr\ \cos\delta$, $S\ .\ K$ eine Summe ähnlicher Functionen. Bleibt diese Summe constant, während sich die Axe OA auf irgend eine Weise um den Punct O dreht, so hat man

$$S\ .\ K = \tfrac{1}{2}\int_0^\pi S\ F(Kr\ \cos\delta)\ \sin\delta\ d\delta.$$

Note sur la transformation des coordonnées rectangulaires en coordonnées polaires. — Note sur l'intégration des équations différentielles des mouvemens planetaires. Bekanntlich ist es eine sehr wichtige Aufgabe bey der Entwickelung einer Function in eine Reihe, den Rest oder eine obere Grenze desselben anzugeben. Bey den entwickelten Functionen kann man dies in der Regel durch die Maclaurinsche Reihe bewerkstelligen, wenn man ihren Rest berücksichtigt, den man nach Lagrange's Methode und auf anderen Wegen bestimmen kann. Aber schon in diesem einfachen Falle wird es oft sehr schwer über die Convergenz der Reihe zu entscheiden. Bey den unentwickelten Functionen wird dagegen die Untersuchung ungleich schwieriger. Die Untersuchungen über diesen Gegenstand hat Cauchy bereits in mehreren Abhandlungen auf eine ganz neue Weise behandelt, leider sind diese Abhandlungen nur sehr wenig bekannt, da sie nur lithographiert in Turin erschienen sind. In einer folgenden Abhandlung, die in Prag im Jahre 1835 lithographiert erschienen ist, hat er sein Verfahren auf die Reihen angewandt, welche die Integrale eines Systems linearer oder höherer Differentialgleichungen geben. Hier nimmt er diesen Gegenstand wieder auf und beweist zunächst folgenden Satz. Wenn x eine reelle oder imaginäre Veränderliche ist, so wird sich eine reelle oder ima-

ginäre Function von x so lange in eine nach den aufsteigenden Potenzen von x geordnete Reihe entwickeln lassen, als der Modulus von x einen Werth behält, der kleiner ist als der kleinste Werth für welchen die Function oder ihr erster Differentialquotient aufhört endlich und continuierlich zu seyn.

Die zweyte und dritte Lieferung enthalten: **Mémoire sur les mouvements infiniment petits de deux systèmes de molecules qui se pénetrent mutuellement. — Mémoire sur l' intégration des équations linéaires.** In der Einleitung zu dieser zweyten Abhandlung macht Cauchy zuerst einige Bemerkungen über die Lagrange'sche Methode zur Integration der linearen partiellen Differentialgleichungen mit constanten Coefficienten. Diese Methode führt bekanntlich zu einem Ausdrucke, in welchem neben der unabhängigen Veränderlichen die Wurzeln einer gewissen Gleichung vorkommen die vom nten Grade ist, wenn die Differentialgleichung von der nten Ordnung ist. Diese Gleichung nennt Cauchy die characteristische Gleichung. Die Lagrange'sche Methode macht also die Integration einer Differentialgleichung von der Auflösung der characteristischen Gleichung abhängig. In dem Falle, wenn diese Gleichung mehrere gleiche Wurzeln hat, sieht sich Lagrange genöthigt, sein Verfahren zu modificieren. Diese Methode bezieht sich ursprünglich auf den Fall, wo nur eine abhängige Veränderliche gegeben ist. Sind mehrere solche Veränderliche gegeben und zugleich der Anfangswerth derselben und ihrer Differentialquotienten, so kann man sie bis auf eine eliminieren und diese als Function der unabhängigen Veränderlichen und willkürlichen Constanten ausdrücken, alsdann aber die abhängige Veränderliche und ihre

Differentialquotienten der Bedingung unterwerfen, daß sie den gegebenen Anfangswerthen entsprechen, wodurch die willkürlichen Constanten bestimmt werden. Cauchy betrachtet es nun als einen Mangel dieser Methode, daß man willkürliche Constanten einführt, die später eliminiert werden müssen, ferner, daß die Ausführung der Rechnung sehr verwickelt ist, indem man zuerst das gegebene System von Differentialgleichungen auf eine einzige zurück führen muß, die eine einzige abhängige Veränderliche enthält und alsdann von dem gefundenen allgemeinen Werthe dieser Veränderlichen auf die Werthe der übrigen zurück kommen muß. Der Verf. schlägt nun hier eine Methode vor, vermittelst welcher man unmittelbar die allgemeinen Werthe der abhängigen Veränderlichen, die einem Systeme linearer Differentialgleichungen mit constanten Coefficienten entsprechen, als Function der unabhängigen Veränderlichen und der Anfangswerthe der abhängigen Veränderlichen und ihrer Differentialquotienten findet, ohne daß man nöthig hat, den Fall besonders zu berücksichtigen, wenn die characteristische Gleichung mehrere gleiche Wurzeln enthält. In den exercices de mathématiques (T. 1. p. 202) hat Cauchy bereits gezeigt wie man mit Hülfe des calcul des résidus dieses in dem speciellen Falle ausführt, wenn nur eine Veränderliche aus einer einzigen Gleichung zu bestimmen ist. Die in Rede stehende Abhandlung ist als eine Verallgemeinerung des dort gegebenen Verfahrens anzusehen. Diese Methode kann übrigens sogar auf die Integration eines Systems linearer partieller Differenzengleichungen mit constanten Coefficienten ausgedehnt werden.

Die vierte Lieferung enthält eine einzige Abhandlung: Sur les mouvements infiniment pe-

tits dont les équations présentent une forme indépendante de la direction des trois axes coordonnés, supposés rectangulaires ou seulement de deux de ces axes. Während nämlich im Allgemeinen die unendlich kleinen Bewegungen eines oder mehrerer Molecularsysteme, durch lineare Differentialgleichungen ausgedrückt werden, deren Form nicht bloß von der Beschaffenheit dieser Systeme, sondern auch von der Richtung der Coordinatenaxen abhängt, so kann doch auch die Beschaffenheit der Molecularsysteme der Art seyn, daß die in den Differentialgleichungen enthaltenen Constanten durchaus dieselben bleiben, wie man auch die Coordinatenaxen um den Anfangspunct drehen mag. In diesem letzteren Falle geschieht natürlich die Fortpflanzung der Bewegung nach allen Richtungen auf dieselbe Weise, wie dies z. B. bey der Fortpflanzung des Schalles in Luftarten statt hat. Es kann übrigens auch seyn, daß die Coefficienten dieselben bleiben, wenn man, während eine Coordinatenaxe fest bleibt, die zwey anderen um die erste dreht; alsdann wird die Ausbreitung der Bewegung nicht mehr um einen Punct, sondern nur um jede Axe, die mit der festen Axe parallel ist, nach gleichen Gesetzen geschehen. Diese verschiedenen Fälle sind namentlich für die mathematische Theorie des Lichtes von großer Wichtigkeit. Betrachtet man nämlich das ätherische Fluidum und einen so genannten isophanen Körper als die beiden Molecularsysteme, so geschieht die Fortpflanzung der Luftwellen nach allen Richtungen auf dieselbe Weise, dagegen findet diese Gleichheit nur um eine bestimmte Axenrichtung statt, wenn man dem isophanen Körper einen Krystall mit einer einzigen optischen Axe substituiert. Der Verf. gibt daher hier zuerst einige Lehrsätze in

Beziehung auf die Verwandlung rechtwinkliger Coordinaten, geht alsdann zu den allgemeinen Bedingungen über, die erforderlich sind, damit eine Function von zwey oder drey rechtwinkligen Coordinaten von der Richtung der Coordinatenaxen unabhängig sey. Er untersucht alsdann die Gestalt, welche die Gleichungen der unendlich kleinen Bewegungen eines homogenen Systems von Moleculen annehmen, wenn diese Gleichungen von der Richtung aller drey Coordinatenaxen oder zweyer derselben unabhängig sind, und die Gestalt, welche die Gleichungen der unendlich kleinen Bewegungen zweyer homogenen Molecularsysteme, die sich wechselseitig durchdringen, in dem Falle annehmen, wenn diese Gleichungen von der Richtung der Coordinatenaxen unabhängig sind.

Die fünfte und sechste Lieferung bilden zwey Abhandlungen: Mémoire sur la réflexion et la réfraction d'un mouvement simple transmis d'un système de molécules à un autre, chacun de ces deux systèmes étant supposé homogène et tellement constitué que la propagation des mouvements infiniment petits s'y effectue en tous sens suivant les mêmes lois. Diese Abhandlung bildet ein Glied in einer Reihe von Aufsätzen die theils schon erschienen sind, theils noch folgen sollen und durch welche Cauchy die Theorie des Lichtes völlig umzubilden oder eigentlich erst jetzt auf ganz sichere Principien zurück zu führen scheint. Leider können wir hier nicht einmahl den allgemeinsten Inhalt der Abhandlung genügend darstellen. Unter mouvement simple versteht Cauchy die unendlich kleine Bewegung, bey welcher die den drey Coordinatenaxen parallelen Bewegungen einer und derselben Exponentialgröße gleich sind, bey welcher

der Exponent eine lineare Function der Coordinaten x, y, z des bewegten Theilchens und der Zeit t ist. Durch eine solche Annahme kann man auf eine sehr einfache Weise ein System besonderer Integrale der Differentialgleichungen finden, die die unendlich kleinen Bewegungen eines homogenen Systems von Moleculen ausdrücken. Der erwähnte Exponent habe die Form $ax + by + cz - dt$, wo a, b, c, d Constanten sind, man denke sich nun zwey unveränderliche Ebenen, welche durch die Gleichungen $a_{\backslash}x + b_{\backslash}y + c_{\backslash}z = 0$ und $a_{\backslash\backslash}x + b_{\backslash\backslash}y + c_{\backslash\backslash}z = 0$ ausgedrückt werden, wo $a_{\backslash}$, $b_{\backslash}$, $c_{\backslash}$, $a_{\backslash\backslash}$, $b_{\backslash\backslash}$, $c_{\backslash\backslash}$ ebenfalls Constanten sind. Ferner sey $K = \sqrt{(a_{\backslash}^2 + b_{\backslash}^2 + c_{\backslash}^2)}$, so ist für alle Theilchen die zwischen gleich weit abstehenden und der ersten Ebene parallelen Ebenen enthalten sind, $l = \frac{2\pi}{K}$ die Länge einer Undulation, oder die Dicke einer ebenen Welle (onde plane). Um nun die Gesetze der Reflection und Refraction eines mouvement simple aufzufinden, mußten zuerst die Bedingungsgleichungen gegeben werden, welche an der Trennungsfläche zweyer Molecularsysteme statt haben. Diese Aufgabe war bisher nur sehr unvollkommen und unter Voraussetzung willkürlicher Hypothesen gelöst worden. Dagegen hat Cauchy in einer Abhandlung, die er im vorigen Jahre der Pariser Academie vorgelesen hat, eine allgemeine Auflösung dieser Frage gegeben.

(Der Beschluß im nächsten Stücke.)

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

74. 75. Stück.
Den 7. May 1840.

Paris.

Beschluß der Anzeige: Exercices d'Analyse et de Physique mathém. par M. A. Cauchy.

Diese Abhandlung nimmt er hier als Ausgangspunct, um vermittelst ihrer die Gesetze zu finden, nach welchen ein mouvement simple, welches sich in einem homogenen Systeme von Theilchen fortpflanzt, an der Fläche, die dieses erste System von einem zweyten trennt, reflectiert oder gebrochen wird. Er vereinfacht die Untersuchung, indem er annimmt, daß in jedem der zwey gegebenen Systeme die Gleichungen der unendlich kleinen Bewegungen unabhängig sind von der Richtung der Coordinatenaxen, daß es nämlich so genannte isotrope Systeme sind, und daß diese Gleichungen außerdem homogen sind, wie dies in der Theorie des Lichtes der Fall ist, wenn man die Dispersion vernachlässigt. Unter den entwickelten Gesetzen ist nun besonders folgendes merkwürdig. Das Verhältniß des Sinus des Incidenzwinkels und der Dicke einer einfallenden ebenen Welle ist dasselbe wie das Verhältniß des

Sinus des Reflectionswinkels und der Dicke einer reflectierten Welle und auch dasselbe wie das Verhältniß des Sinus des Refractionswinkels und der Dicke einer gebrochenen Welle. Ist nun in jedem der beiden Systeme die Fortpflanzung der Bewegung unabhängig von der Richtung der Coordinatenaxen, so ist die Dicke der reflectierten Welle dieselbe wie die der einfallenden, mithin der Reflectionswinkel dem einfallenden Winkel gleich. Dagegen kann die Dicke der gebrochenen Welle eine andere seyn als die der einfallenden, jedenfalls sind aber beide constant und mithin ist das Verhältniß zwischen dem einfallenden Winkel und dem gebrochenen ein constantes, da es dem Verhältniß zwischen der Dicke der einfallenden und gebrochenen Welle gleich ist. Der Beweis dieses Satzes ist sehr einfach und man sieht, wie hierdurch die bekannten Reflections- und Refractionsgesetze unter einem viel allgemeinern Gesichtspuncte erscheinen. — Mémoire sur la transformation et la réduction des intégrales générales d'un système d'équations linéaires aux différences partielles. Wenn ein System von linearen partiellen Differentialgleichungen gegeben ist, so kann, wie Cauchy in einer frühern Abhandlung gezeigt hat, unter der Voraussetzung, daß die Anfangswerthe der abhängigen Veränderlichen und ihrer Differentialquotienten bekannt sind, die Auffindung der allgemeinen Integrale dieser Gleichungen auf die Berechnung einer einzigen Function der unabhängigen Veränderlichen zurück geführt werden, die Hauptfunction genannt wird. Diese Hauptfunction ist nichts anderes als ein besonderes Integral der partiellen Differentialgleichung, welcher jede der abhängigen Veränderlichen oder auch eine lineare Function dieser Veränderlichen Genüge leisten muß. Sie erscheint

im Allgemeinen als sechsfaches bestimmtes Integral in Beziehung auf sechs veränderliche Hülfsgrößen, und enthält unter dem Integrategrationszeichen eine Exponentialgröße, deren Exponent eine lineare Function der unabhängigen Veränderlichen ist. In dieser Abhandlung zeigt nun der Verf., daß dieses sechsfache Integral häufig auf ein Integral von niedrigerem Range, zuweilen sogar auf einen endlichen Ausdruck zurück geführt werden kann. Stern.

Hannover.

Hahn'sche Hofbuchhandlung, 1837. Predigten von Eduard Niemann, Consistorial-Assessor und Hof- und Schloßprediger. VI u. 389 Seiten in 8.

Man wird zu jeder wirklichen Orientierung auf dem reichen und manigfaltigen Gebiete der homiletischen Production der Gegenwart je länger desto mehr genöthigt seyn einen durchgreifenden Unterschied zu machen, zwey große Massen, Richtungen zu unterscheiden, die in der Grundanschauung wesentlich auseinander gehen, wenn sie auch in der einzelnen Ausbreitung hier und da in einander laufen. Der Unterschied ist an sich so weit heraus gebildet, daß er auch denen, die nicht im eigentlichen Interesse der Wissenschaft dieser Dinge mit dem Gegenstande umgehen, sich aufdrängen muß. Sollen Namen gegeben werden, so möchten wir die beiden Richtungen durch ältere und neuere Schule bezeichnen. Die Bezeichnung ist nicht durchaus zutreffend. Denn was das 'alt' und 'neu' betrifft, so hat die ältere Schule noch immer eine Neuheit, und die neuere schon ein Alter: äußerlich wenigstens ist an jener ein Altern und Verschwinden keineswegs zu bemerken:

sie hat vielmehr zur Zeit noch ein sehr ausgebreitetes Leben, selbst unter den jüngsten Producenten; ja der äußerlichen Masse der fortwährend erscheinenden Producte nach, hat sie jedenfalls das Uebergewicht und kann so aus factischem Rechte sich noch eine lange Zukunft weissagen. Andererseits schlägt die neuere Schule ihre Wurzeln doch ziemlich weit hinter der Gegenwart zurück. Aber sofern es die innersten Bildungswurzeln, eine durch ein neues Lebensprincip überwundene und damit dem innerlichen Absterben geweihte Bildung betrifft, ist es mit dem Alt und Neu in Richtigkeit. Und was die Schule betrifft, so kann freylich hier, auf diesem überaus beweglichen und flüssigen Gebiete, nicht an einzelne bestimmte Persönlichkeiten gedacht werden, die als Stifter und Meister sich streng festhalten ließen: aber das Schule machende ist hier wenigstens die Idee oder — Nichtidee, um die sich die Einzelnen in stiller Uebereinkunft sammeln.

Es ist hier nicht der Ort, den Unterschied vollständig seinem innern Verlaufe nach aufzuzeigen. Wir deuten nur die äußersten Spitzen an. Den Unterschied in der weitesten Spannung genommen, so muß gesagt werden, die ältere Schule trägt den Character des Atomistischen, die neuere den Character des Organischen. In der ältern Schule liegen die Dinge vorwiegend außer einander, von der Auffassung des Hauptstoffes und der Hauptgliederung meist bis in die einzelnsten Theile hinein. Jedes Stück bleibt im Grunde etwas für sich; sie gehen nicht in einander ein, weil sie ursprünglich in der ersten Conception nur äußerlich an einander gebracht sind. Vornehmlich für die Hauptgliederung genügt meist nur ein ferner Schimmer von nothwendiger Zusammengehörigkeit. Und findet eine solche auch

im Stoffe an sich statt, so fehlt doch das Bewußtseyn und damit auch der Ausdruck, die Herausarbeitung der innern gegenseitigen Bedingtheit und wahren Abgeschlossenheit: es kommt kein wirklich einheitlich sich Entwickelndes zur Erscheinung. So kann man in der Regel, wenn das Ganze fertig ist, ein Stück heraus nehmen: das Ganze als solches leidet keinen Schaden, empfindet keinen Verlust. Man kann noch Mehreres, Dies und Das hinzu thun und das Ganze verträgt es, erfährt keine Gewalt. Man geht nämlich von vorn herein bey der ganzen Operation nicht in das Leben des Gegenstandes selbst ein, und läßt ihn in und aus sich selbst sich entwikkeln nach den ihm einwohnenden Bestimmungen. Sondern man bringt irgend welche schon vorher fertige (ebenfalls ohne innern Fluß nur neben einander gedachte) Kategorien an ihn: greift ihn damit hie und da an, zupft gleichsam an ihm herum und setzt ihn so in eine ihm innerlich fremde, mühselige Bewegung, womit die äußerliche, willkürliche, indifferente oder aufdringliche Behandlung der biblischen Grundlage, des Textes, meist eins ist. — Dagegen in der neuern Schule eben die ganze Ansicht und Auffassung des Stoffs überhaupt, des Evangeliums, so wie die Art und Kunst der Verarbeitung desselben in die Spitze der einzelnen Darstellung, von dem Principe des Organischen geleitet wird. Die Grundanschauung, die Grundvoraussetzung ist: der Stoff, das Evangelium, ist an sich organisch. Es gilt nur das denkende Sichhineinleben in diesen Organismus, Erleben desselben und darin lebendige Reconstruction des einzelnen Moments aus dem Total-Organismus. Aus einer solchen Conception erwächst dann, namentlich in innerster Einheit mit der jedesmahligen biblischen Grund-

lage, die einzelne Darstellung mit innerer Nothwendigkeit, wie aus dem Keime die Pflanze.

Es ist hieran leicht klar, wie der Unterschied parallel ist mit der letzten Wendung der gesammten theologischen Wissenschaft, ja der Wissenschaft überhaupt. Wie denn die Dinge in der kirchlichen Praxis keineswegs einen Verlauf für sich haben, vielmehr nichts in ihnen zur Erscheinung kommt, was nicht in dem Innersten des großen wissenschaftlichen Ganges seine Bedingungen hätte. Nur daß die bestimmende Macht des letztern immer erst allmählich und zum Theil sehr spät in die Praxis hinüber greift. So sehen wir gegenwärtig, wo die Wissenschaft längst die entscheidende Wendung genommen, eben noch immer die ältere homiletische Tradition bedeutend walten; und es fehlt dabey sogar im Einzelnen nicht an Erscheinungen, daß ein wissenschaftlich tiefer Angeregter doch im practischen Gebiete noch von jener Tradition gebannt ist und unter ihren Fesseln vielfach verkümmert. Doch müssen wir jedenfalls sagen, daß im Großen und Ganzen eine immer umfassendere und tiefere Befreyung von der ältern zur neuern Schule vorgeht, welche letzte nur mehr und mehr zum Bewußtseyn über sich selbst kommen muß, namentlich in einer Homiletik, sofern die bisherigen Homiletiken sämmtlich überwiegend noch nach der ältern Schule zurück sehen. Es gilt übrigens in diesem ganzen Befreyungsproceß keineswegs alle Formen der ältern Schule schlechthin aufzugeben und wegzuwerfen: vielmehr kann gar Vieles, namentlich können die von den Edlern und Begabtern ausgeprägten Typen wieder aufgenommen werden: nur müssen sie aus dem höhern Principe von Neuem erzeugt werden — wie es in allen Gebieten einer Zeit, die ihre eigene Entwickelung hat, mit dem Vorhergehen-

den ziemt und es nur Unreife ist, wenn die neue Bildung sich gegen die ältere schlechthin negierend verhält.

Was nun den Verf. der vorliegenden Predigten betrifft: so hat er seinen Schwerpunct offenbar in der neueren Schule, und wir freuen uns, diese Predigten unbedenklich zu dem Besten, was hier geleistet worden, zählen, sie als ein bedeutendes Moment auf dem Uebergange der Befreyung bezeichnen zu können. Bewegt sich der Verf. auch bisweilen noch in traditionellen Formen, so ist dies theils mehr peripherisch, theils ist die eben bezeichnete Flüssigmachung, Umschmelzung wirklich vor sich gegangen, oder doch überall der Ansatz dazu vorhanden. Und gerade von dieser Seite haben die Predigten im gegenwärtigen Augenblicke etwas eigenthümlich Instructives. Wie fern der Verf. mit Bewußtseyn Traditionelles aufgenommen hat, vielleicht in einer edlern Accommodation und mit wirklicher Selbstverleugnung, ist uns nicht ganz klar geworden.

Im Einzelnen müssen wir zunächst anerkennen den festen Kern selbst gedachter Lehre, der durch diese Predigten hindurch geht. Keine Predigt ist ganz ohne einen tüchtigen christlichen Lehrstoff. Dies ist nicht nur der christlichen Predigt überhaupt, sondern gerade in der Gegenwart bey der Unsicherheit, Auflösung der Lehre in den Gemeinden so sehr noth. Darin zeigt sich sodann bey dem Verf. eine schöne Durchdringung der dogmatischen und ethischen Stoffe. Ueberall werden aus dogmatischen Keimen die reichsten ethischen Gestaltungen hervor getrieben, so wie hinwiederum, was noch öfter geschieht, wenn auch der Gegenstand an seiner äußersten ethischen Spitze zunächst angefaßt worden, immer zuletzt die volle dogmatische Wurzel aufgezeigt wird oder die Er-

füllung der ethischen Abstraction mit dem ganzen christlichen Inhalte gegeben. Der Verf. ist hier streng, und geht mit dem entschiedensten Bewußtseyn zu Werke: selten trifft man auf dogmatische Schwäche. Schon die Fassung der Themen drückt meist dies Ineinanderseyn aus. In innigster Verbindung damit ist es, daß der Verf. sich immer in das organische Leben des Textes wirklich versenkt und daraus die Predigt erwachsen läßt. So ergibt sich in den meisten Predigten eine wahrhaft erschöpfende und geistvolle Textbenutzung. Der Ton, der im Texte angeschlagen ist, klingt durch das Ganze hindurch: der Verf. versteht es, diesen nothwendigen Grundton auch in leisen, aber immer sichern Klängen aus dem Ganzen wieder heraus hören zu lassen.

Was weiter die innere Methodik der Entfaltung betrifft: so ist dem Verf. das Erste nicht die Dialectik: der Accent ruht vielmehr bey ihm auf der Anschauung. Er geht von der Anschauung aus und gestaltet darin oft mit wahrhaft künstlerischer Energie. Doch verharrt er darin nicht einseitig: das Ganze ist zugleich von wirklicher Entwickelung temperiert; ganze Predigten sind im Innersten von einer feinen Dialectik, die den Inhalt wirklich fördert, durchzogen. Es dürften sich wenigstens unter den jüngern Homileten noch wenige auf einer solchen Einheit der beiden Factoren betreffen lassen. Noch gehen die Meisten wesentlich nur nach der einen oder andern Seite hin. Wir sind dabey der Zuversicht, daß es dem Verf. bey seiner Begabung gelingen werde, eine noch entschiednere, reinere, gleichsam plastischere Durchbildung dieser Einigung zu erreichen.

Der Verf. entfaltet in Gemäßheit jener anschauenden Basis große Kräfte für Lebendigkeit,

Fülle und Glanz der einzelnen Darstellungsform. Nichts läßt er nackt hervor treten. Auch den allgemeinsten Inhalt weiß er gleich von vorn herein in reichem, blühendem, lebensvollem Gewande aufzuführen. Und wo er das Gemüth und den practischen Drang mehr unmittelbar walten läßt, da ergießt er sich meist in eine seltene Fülle schöner, ergreifender Formen. Aber doch möchte in diesem Gebiete gerade auch wieder die schwächste Seite dieser Predigten liegen. Denn nicht überall ist jenes reine, nothwendige Maß gehalten, in welchem Form und Inhalt einander ganz dekken oder vielmehr in innerster Einheit in einander aufgehen: sondern die Form spielt doch bisweilen für sich fort, das geschmückte Kleid flattert weit und lose um den Leib her. Ist auch zur Darstellung der evangelischen Wahrheit überhaupt das Schönste nicht zu schön, so kann doch im Einzelnen durch eine Ueberfülle schöner Formen der Inhalt verdunkelt und gerade seine eigenste Macht paralysiert werden. Und dies geschieht allerdings bisweilen beym Verfasser. Nicht bloß an Orten, deren Inhalt mehr nach der reinen Contemplation hinliegt — wo das Ueberwiegenlassen der Form noch am meisten zu entschuldigen ist, wegen des Reizes, den freylich hier der Inhalt leicht bietet — sondern auch in der practischen Ansprache, da, wo dem Zuhörer vor Allem nur einfach mit tiefer, man möchte sagen, stiller Gewalt ins Gewissen geredet werden muß: hier ist es am schwersten zu ertragen, wenn noch eine besondere Reflexion auf die Form aufgedrungen wird: es kommt dann in der That zu dem eigenthümlichen Widerspruche, daß die Form den Inhalt, dem sie dienen sollte, vielmehr aufhebt und unwirksam macht. Ausdrücklich sey aber noch bemerkt, daß dergleichen Partien bey unserm

Verfasser immer nur den geringern Raum einnehmen. Es finden sich daneben Ausführungen, in welchen der höchste Glanz zugleich die tiefste Naivität einschließt. Manchmahl ist es auch deutlich zu erkennen, wie der Verf. die Strahlen seines Darstellungstalents mäßigt und dämpft, zum Zeichen, daß er auch nach dieser Seite im entschiedensten Reifen begriffen ist.

Eine der bedeutendsten Seiten dieser Predigten ist endlich die, welche wir die pädagogische nennen möchten, das Wort in dem tiefern Sinne der vollen evangelischen παιδαγωγία εἰς Χριστὸν genommen. Wir meinen damit das umfassende und lebendige Eingehen auf die gerade gegenwärtig gegebenen Glaubens- oder vielmehr Unglaubenszustände besonders unter der großen Masse der so genannten Gebildeten, das diese auf ihrem eigenen Boden Suchen und Treffen und von da aus sie Erziehen, Heranziehen zu Christo. Jedes Maß der gegenwärtig in dem allgemeinen gebildeten Leben vorkommenden Entfernung von der centralen Tiefe des Evangeliums, der schlechten Veräußerlichung selbst in den feinsten Lebensinteressen, kennt der Verf., und mißt es dem Zuhörer vor: allen scheinbaren Glanz und alles wahre Elend des unevangelischen, unkirchlichen Wesens geht er mit dem reichsten, geübtesten Blick der Erfahrung durch: so daß diese Predigten gleichsam eine reiche, kirchliche Statistik unserer Tage nach der innersten Seite liefern. Und wie weiß er nun wieder als ein rechter παιδαγωγός in der Entfernung jede Spur der Rückkehr, mindestens in der Noth der Selbstverzehrung des Unglaubens jede Nothwendigkeit der Rückkehr auszumitteln, und dem Zuhörer ergreifend aufzuzeigen, ihm dabey das volle Bild seines Lebens, wie es wäre von Christo durch-

drungen, mit Wahrheit und reicher Erfahrung, im Wesentlichen ohne Uebertreibung und falsche Spannung, vorhaltend! An solchen Stellen besonders offenbart sich — der subjective Grundton, der überhaupt so stark und erquickend durch diese gesammten Predigten hindurch geht — die tiefe Liebe zu dem, der das A und das O ist: der Verf. hat zu Seiner Verherrlichung in dieser Zeit etwas beygetragen, das seinen Ort finden muß. Wir sagen ihm hier für den heiligen Genuß unsern aufrichtigsten Dank.

Der Verf. hat nicht die derbe Popularität, die aus einer gewissen Strenge der natürlichen Characterbasis hervor gehend, in mehr kategorischer Weise und fester Unmittelbarkeit so Großes wirken kann. Aber er dringt auf dem Wege einer feinern, reichern, zartern Vermittlung, die keineswegs ein Umweg ist, zu demselben Ziele, und berührt dabey Regionen des christlichen Lebens, die jener directen Weise wieder unzugänglich sind. Wenn der directen kategorischen Weise die Geradheit auch im sittlichen Sinne, die Ehrlichkeit und Treue gegen den Inhalt, überwiegend zugesprochen, dagegen der mehr vermittelnden Weise abgesprochen wird, so geht dies aus einer ganz äußerlichen Betrachtung hervor. Die vorliegenden Predigten müssen für Alle, die sie in sich aufzunehmen vermögen, eine recht schlagende factische Widerlegung solcher Ansicht seyn.

Liebner.

Neustadt a. d. Aisch.

Bey Engelhardt, 1839. Dogmengeschichte von Dr. J. G. V. Engelhardt, Kön. Bayer. Kirchenrath und ordentl. Professor der Theologie zu Erlangen. Erster Theil IV u. 379 Seiten. Zweyter Theil 379 Seiten in 8.

Der Verf. gibt nicht an, ob er ein Handbuch oder ein Lehrbuch hat schreiben wollen, ob er damit dem Bedürfniß in weiteren Kreißen, oder zunächst nur dem academischen, zu Vorträgen über diese Wissenschaft hat abhelfen wollen. Wir meinen hieraus so wohl, als aus der Behandlung des Stoffes selbst, schließen zu dürfen, daß er wohl beide Zwecke vor Augen gehabt hat, und deshalb zwischen der ausführlichen und der compendiösen Form die Mitte gehalten hat. So empfeblungswerth solcher Plan in mancher Hinsicht ist, so läßt sich doch auch nicht verkennen, wie mißlich es bleibt zwey Herren zu dienen. Das Erheblichste, was wir deshalb an vorliegender Arbeit auszusetzen haben, ist, daß sie für ein Handbuch nicht genügt, und für ein Lehrbuch zu viel enthält, und namentlich nicht in übersichtlicher Form.

Der Plan selbst zu einer Bearbeitung der Dogmengeschichte vom gegenwärtigen Standpuncte der historischen Forschung ist alles Beyfalls würdig; denn so zahlreich auch dieser echt protestantische Zweig der historischen Theologie behandelt ist, so fehlt es doch hier immer noch an einer Arbeit, die dasselbe leistete, was für die Kirchengeschichte längst gethan ist. Um von dem Münscherschen Handbuche abzusehen, das zwar in vielen Stücken veraltet, doch nie zu entbehren ist, so hat die neue Bearbeitung des Münscherschen Lehrbuchs durch den sel. von Cölle und seinen Fortsetzer Neudecker zwar das richtige Princip getroffen, daß der rechte historische Eindruck sich nur ergibt, wenn man die verschiedenen Männer und Zeitalter jedes in seiner eigenen Sprache reden hört; daher der Schatz von Quellen im Originale so sehr erwünscht seyn mußte. Dennoch wird damit nur für das Bedürfniß des For-

schers vom Fach gesorgt seyn; dagegen der Anfänger und Dilettant auf diesem Gebiete wünscht gewiß den Stoff etwas mehr verarbeitet zu sehen, als dort in den Paragraphen geschehen ist; und auch dem Forscher wird damit schwerlich das Aufsuchen der Quellen selbst erspart werden können. Völlig das Gegentheil hiervon liefert nun der Verfasser vorliegender Arbeit. Hier findet sich gar kein so genannter gelehrter Apparat, kein Citat, keine ausgehobene Stelle aus den Quellen; der Verf. übernimmt durchaus das Referieren selbst, und erzählt in gleichmäßig fortlaufender Rede die dogmenhistorischen Berichte. Gewiß ist auch hiermit zu viel geschehen, weil nun der ganze Eindruck des Frischen und Unmittelbaren fehlt, wie es aus der eigenen Ansicht der Quellen sich ergibt. Wir begreifen in der That den Vf. hiermit nicht, da er ja an seiner eigenen Kirchengeschichte die Erfahrung gemacht hat, wie unentbehrlich die literarischen Nachweisungen, das Hinweisen auf die Quellen bey dem gegenwärtigen Stande der historischen Theologie ist. Damahls verstand er sich ja dazu, in einem vierten Bande dies Alles nachzuliefern, durch welche Zersplitterung allerdings einigermaßen der Gebrauch jenes Werks erschwert ist. Warum er bey dieser Arbeit die früher selbst gewonnene Lehre unbeachtet gelassen, und die Dogmengeschichte wiederum so völlig nackt hat ausgehen lassen, begreift sich nicht wohl; denn der Plan, auch hier etwa noch durch einen Nachtrag dasselbe zu leisten, was er dort der Kirchengeschichte später beygefügt hat, dürfte doch von der Umsicht eines so verdienten Historikers nicht erwartet werden, und gerade dieser Mangel aller Nachweisungen aus den Quellen wird ein zweyter Vorwurf bleiben, der die ganze Arbeit trifft. Selbst der treueste Bericht

des Ref. ersetzt nie die eigenen Worte der kirchlichen Stimmführer: die Mischung von Contemplation und Dialectik in den Schriften eines Origenes, die offene Naivität, wie die überredende, hinreißende Argumentation eines Augustin, die spinöse Dunkelheit eines Duns Scotus wie die gefühlvolle Wärme eines Bernhard und Bonaventura wird dem Leser nie anschaulich werden, wenn er sie nicht sämmtlich in ihren eigenen Zungen, wenigstens in einzelnen markierten Stellen, reden hören kann. Deshalb werden die Münscherschen Arbeiten stäts ihre Stelle behaupten, weil sie sich anlehnen an die mitgetheilten Quellen, und dem Leser stäts das eigene Urtheil frey lassen.

Dagegen muß es als ein Vorzug dieser Arbeit anerkannt werden, daß sie sich vor jedem falschen Pragmatismus hütet, so wohl vor einem subjectiven, der die ganze Entwickelung der Dogmen nur aus dem Character, den Launen, Absichten, so wohl lautern als unlautern der Stimmführer ableitet, wobey sonst wohl Athanasius als ein unruhiger Kopf, und Augustin nur als ein ehemahliger Zögling der Manichäer zu erscheinen pflegt; als auch vor einem objectiven, der in der Dogmenentwickelung nur die Entfaltung eines sich selbst forttreibenden Begriffes erblicken will, wie neulich nach Maßgabe des Hegelschen Schematismus an einigen bedeutungsvollen Dogmen schon der Versuch gemacht ist. Zu solchen Misgriffen konnte freylich ein so anerkannter Historiker; wie der Hr. Verf. auch nicht wohl verleitet werden. Dagegen ist sein Pragmatismus, den die Einleitung aufstellt, und die Durchführung beobachtet, nach der allein haltbaren Grundlage aller Dogmengeschichte nichts anderes, als die ewige Basis des Evangeliums selbst, der Satz,

Jesus ist der Christ. Der Verf. gibt dadurch seiner Arbeit eine dogmatische Festigkeit, ohne welche jede Dogmengeschichte in der Luft schweben wird, daß er für Erfassung der Dogmen stäts eine Aneignung ihres Inhalts fordert, d. h. die fortwährende Ueberzeugung, daß die Facta, welche in den Dogmen gesetzt sind, auch für den über sie Denkenden, und in besonderer Beziehung auch auf ihn und sein sittliches Bedürfniß geschehen sind. Seine Arbeit erhält hierdurch das theologisch-christliche Interesse, und dadurch eine weit festere Haltung, als z. B. Hr Dr Baur seiner neulich in diesen Blättern besprochenen dogmenhistorischen Monographie an der Entwickelung des sich selbst forttreibenden Begriffs zu geben vermocht hat.

So sehr wir hiernach mit der ganzen Grundlage der Behandlung uns einverstanden erklären müssen, so wenig können wir nun aber die Anordnung des Materials für gelungen erklären. Die weiteste Eintheilung bietet drey Bücher dar, von denen das erste die analytische Thätigkeit der acht ersten Jahrhunderte befaßt, von der apostolischen Zeit bis auf Erigena, das zweyte die allmähliche Bildung des Systems zum Gegenstande hat, und das dritte die dogmenbildende Thätigkeit der Reformatoren und die Vorbereitungen zum Abschluß der Lehrsysteme der drey getrennten abendländischen Kirchen enthält. Es wird zwar immer mißlich seyn, mit einem Historiker über die Anlagen seiner Perioden zu rechten, da bey jedem der genommenen Standpuncte sich Manches für und wider sagen lassen wird. Dennoch können wir keine einzige der getroffenen Abtheilungen billigen. Sollte als Schluß der ersten Periode das Zusammenfassen des bisher analytisch zerstreuten Stoffes in ein System, die An-

lage einer Synthese aufgestellt werden, dann findet sich eine solche gewiß schon bey Johann von Damascus vor, der also mit größerm Rechte als Epoche machend betrachtet werden müßte. Für die griechische Dogmatik ist dies ganz außer Zweifel, und für das Abendland dürfte dieselbe Epoche ebenfalls sehr passend seyn, sofern die Bestrebungen der Carolingischen Zeit doch unzweifelhaft sich mehr dem Mittelalter, als der theologischen Bildung des christlichen Alterthums anreihen. Ein Alkuin, mit dem übrigen Kreiße, der sich um Karl den Großen reihete, darf doch schwerlich von der übrigen abendländischen Bildung auf germanischem Boden los getrennt werden. Und außerdem wird auch Erigena schon deshalb nicht schicklich als Epoche machend aufgestellt werden können, weil er in der That so wenig in seine Zeit eingriff, die ihn durchaus nicht verstand. Er steht da wie ein Coloß, an welchem sich eben so sehr die Strahlen eines ablaufenden Jahrtausends, als die eines nachfolgenden brechen; Epoche machend ist doch nur die Thätigkeit, die wirklich umbildend in ihre Zeit eingreift; das aber ist am wenigsten von ihm zu behaupten, dessen Schrift de divisione naturae erst nach einigen Jahrhunderten anfing beachtet zu werden, während unmittelbar nach ihm die große Finsterniß des 10. Jahrhunderts beginnt. Durch Annahme einer Epoche bey Johann von Damascus wäre dieser Uebelstand vermieden, und die abendländische Dogmenbildung stände durchaus von da an als ein Ganzes da.

(Der Beschluß im nächsten Stücke.)

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

76. Stück.
Den 9. May 1840.

Neustadt a. d. Aisch.

Beschluß der Anzeige: Dogmengeschichte von J. G. V. Engelhardt.

Wenden wir uns innerhalb der angegebenen Periode zu der äußern Eintheilung des Stoffes, so dürfte dieselbe Klage wiederholt werden: der Verfasser zerlegt das Material in neun Kapitel; 1) allmähliche Ablösung des Christenthums vom Judenthume. 2) Versuche der Gnosis und des Manichäismus, sich an die Stelle des Christenthums zu setzen. 3) Entwickelung der Lehre von der Trinität und von Christo durch die Streitigkeiten von der Mitte des zweyten bis zur Mitte des neunten Jahrhunderts; 4) die Entwickelung von dem Verhältnisse des Menschen zur Erlösung durch die augustinisch-pelagianischen Streitigkeiten und ihre Folgen. 5) Schriftauslegung, 6) die Entwickelung der Dogmen in ihrer gegenseitigen Beziehung, 7) Vorbereitungen zur Synthese, 8) die mystische Theologie, 9) die kirchlichen Bestimmungen. Wollen wir auch davon absehen, daß diese Eintheilung nie auf ein

Fundament zurück geführt werden kann, so bleiben doch noch wesentlich andere Uebelstände zurück: so ist namentlich Kap. 5. die Schriftauslegung und Kap. 9. die Angabe der kirchlichen Bekenntnisse theils so völlig formaler Natur, theils so durchaus unentbehrlich für das Verständniß der eigentlich Dogmen bildenden Thätigkeit selbst, daß man gar nicht absieht, wie diesen Untersuchungen nicht ein Platz ganz zu Anfang hat angewiesen werden können. Störender aber ist dann noch das Verhältniß des Kapitel 6., Entwikkelung der Dogmen in ihrer gegenseitigen Beziehung zu den vorauf gehenden Untersuchungen. Kap. 3. enthält die Trinitätslehre und Christologie, Kap. 4. die Anthropologie —; und nun folgt noch einmahl in Kap. 6. eine Eintheilung nach 14 hauptsächlichen dogmatischen locis, wo 4 die Dreyeinigkeit, 8 der Mensch, 9 Sünde und Erbsünde 10 Christus besprochen wird, also durchaus dieselben Sachen, die schon vorher in ganzen Kapiteln abgehandelt waren. Die Folge dieser Anordnung ist dann natürlich, daß z. B. die Lehre vom Sohne S. 221 auf 4 Seiten abgemacht werden mußte, weil alles hierher Gehörige schon im Kap. 3. besprochen war. Der Grund dieses Misverhältnisses liegt darin, daß der Verfasser in dem Plane seiner Anordnung nicht consequent geblieben ist, daß er anfängt nach der chronologischen Reihenfolge, damit aber dann die Realordnung nach Materien nicht etwa verwebt, wie es die historische Kunst gefordert hätte, sondern diesen zweyten Gesichtspunct nun ebenfalls noch einmahl selbständig durchführt, also zwey Principe durch einander wirft. Entweder mußte hier in der Reihe der Streitigkeiten das Material so verarbeitet werden, wie es sich geschichtlich selbst ereignet hat, oder sollte eine Realordnung

befolgt werden, so mußte sie auch durchgreifen; jetzt ist Alles zerstreut, und die Brauchbarkeit der Arbeit dadurch bedeutend verkürzt, zumahl da auch die gewöhnlichen Hülfsmittel, Register, Ueberschriften, Inhaltsanzeige, dem Leser vorenthalten sind.

Wenden wir uns zur Anordnung des zweyten Buches in 7 Kapiteln, nämlich 1) von den dogmatischen Systemen der Scholastiker, 2) Versuche die mystische Theologie zu systematisieren, 3) gnostisch-manichäische und pantheistische Secten des Mittelalters. 4) Hülfsmittel und Methode der Exegese, 5) Forschungen und Streitigkeiten, welche in Bezug auf einzelne Dogmen zu neuen Resultaten geführt haben, wobey die vorzüglichsten Dogmen ebenfalls wieder in 14 Abschnitten behandelt werden, 6) Reformationsversuche, 7) die kirchlichen Bestimmungen. Hier sind zwar die verschiedenen Dogmen unter mehrere Gesichtspuncte zerstreut, aber doch ist das Nichtzusammenfassen der formellen Fragen wieder lästig genug. Eine Unterscheidung von allgemeiner und specieller Dogmengeschichte scheint doch wohl für den gegenwärtigen Standpunct der Wissenschaft unerläßlich zu seyn.

Endlich das dritte Buch umfaßt die Vorbereitungen zum Abschluß der in den drey abendländischen Kirchen bestehenden Lehrsysteme, und diesen Abschluß selbst von 1517—1580, wobey die dogmatische Entwickelung der drey Kirchen behandelt wird. Auch hier läßt sich mit dem Vf. über den angenommenen Grenzpunct rechten, wiewohl dabey sofort die eigene dogmatische Ansicht darüber mit unterläuft, wie weit und wann überhaupt von einem Abschlusse des Lehrsystems in den beiden evangelisch-protestantischen Kirchen anzunehmen ist. Für die katholische Kirche ist

allerdings ein solcher Abschluß in dem Tridentinum vorhanden. Gegen dieselbe Bedeutung der Concordienformel aber in der lutherschen Kirche dürfte sich wohl mancherley Bedenken erheben lassen, wenigstens in so weit jenseits derselben das Reich der Dogmengeschichte geleugnet würde. Gehören die Streitigkeiten bis zur Concordienformel ihr an, so werden doch schwerlich die darauf folgenden von diesem Gebiete ausgenommen werden können, warum soll die Geschichte nicht auf den syncretischen Streit nach jener Formel dasselbe Recht haben, wie auf den synergistischen vor derselben? vor und nach ihr liegen die Scenen des cryptocalvinistischen Streits; und dann der Pietismus Speners, wie endlich der Umsturz des kirchlichen Systems seit Mitte des vorigen Jahrhunderts durch die Operationen des Rationalismus dürften doch auch bereits der Geschichte anheim gefallen seyn. Noch mehr gilt dies für die reformierte Kirche, wo doch die Dortrechter Synode hätte mit in die Darstellung aufgenommen werden müssen. Jedenfalls paßt jene Grenze nur für die luthersche Kirche, da selbst in der katholischen Dogmatik nach dem Tridentinum die Bewegungen nicht fehlen, ja recht eigentlich durch dasselbe erst hervor gerufen sind, wie namentlich der Jansenismus. Die Abgrenzung der historischen Reihe mit der Aufstellung des letzten lutherschen Symbolums, beruht auf einer dogmatisierenden Voraussetzung, welche die Geschichte sich nie gefallen lassen darf, deren Reich vielmehr so weit geht, als Geschehenes, und zum Abschlusse Gelangtes vorliegt. Vielleicht wird man zu der Ueberzeugung gelangen, daß in den Zeiten nach der Reformation sich Kirchen- und Dogmengeschichte nicht mehr so scharf aus einander halten läßt, wie vor derselben, weil die sämmtlichen Ereignisse,

namentlich auf protestantischem Boden, sich sonst allein auf innere Zustände beziehen, dagegen eine Ausbildung der äußern Kirche nur sehr geringe und dazu sehr unerfreuliche Resultate darbietet; allein dasselbe gilt doch auch schon von der Zeit seit dem Augsburger Religionsfrieden bis zur Concordienformel, so daß nach allen Gesichtspuncten ein Endpunct der Dogmengeschichte bey dem J. 1580 schwerlich haltbar bleiben wird.

Nach diesen Ausstellungen an der Form und äußern Eintheilung des Materials würde uns nun noch übrig bleiben, über die Behandlung desselben selbst zu berichten. Allein es wird hier die Versicherung genügen, daß von einem so anerkannten Forscher auf dem historischen Gebiete nur Gediegenes, auf eigenen Untersuchungen Begründetes, erwartet werden darf. Einzelnes hier auszuheben würde überflüssig seyn. Nur über die Darstellung haben wir Klage zu führen, indem derselben gar zu wenig historische Kunst zugewandt ist: sie begnügt sich, die verschiedenen Meinungen zu referieren, weshalb die indirecte Rede überwiegend, und eben deshalb etwas ermüdend auftritt. Nicht selten ist die Darstellung so aphoristisch, wie der Verf. damit schon in seiner letzten Schrift über Richard von St. Victor und Ruysbroek auftrat, daß man nicht selten meint, eher Collectaneen, die noch der Verarbeitung entgegen sehen, als abgeschlossene Darstellung vor sich zu haben. Aller Reiz der Entwikkelung, alles Anordnen unter leitende Gesichtspuncte als Beweis, daß der Historiker seinem Leser den Stoff zur leichtern Erfassung zurecht gemacht hat, wird hier durchaus vermißt, so daß wir dem Verf. als Publicum nur solche Leser versprechen können, die rein aus Liebe zur Sache sich seiner Führung anvertrauen. Dagegen das

größere theologische Publicum, das erst durch gewisse Kunst der Darstellung an die Sache gefesselt werden muß, wird schwerlich dabey lange ausdauern, und das Werk den Producten eines gediegenen deutschen Fleißes beygezählt werden müssen, die ihre minder anziehende Form nur für einen ziemlich beschränkten Kreiß nützlich werden läßt.

Daß in dieser Geschichte die Partien der Mystik, besonders wo sie sich an den Pseudoareopagiten anknüpft, vorzüglich sorgfältig behandelt sind, läßt sich aus den ausgezeichneten Forschungen schon erwarten, die der Verfasser gerade diesen Stücken der kirchlichen Entwickelung zugewandt hat. R—g.

Riga und Leipzig.

Verlag von Eduard Franzens Buchhandlung. 1839. Rußland in historischer statistischer geographischer Beziehung, dargestellt von Thaddäus Bulgarin. Ein Handbuch für Gebildete jedes Standes. Mit Genehmigung und unter Mitwirkung des Verfassers aus dem Russischen übersetzt von H. v. Brackel. Geschichte. Erster Band mit 2 Karten.

Ref. schickt bey Anzeige dieses Werks die allgemeine Bemerkung vorauf: daß es ihm schon mehr als einmahl aufgefallen sey, wie viele der neueren russischen Geschichtschreiber sich darin gefallen, in der Art der Darstellung, der Declamation — auch wohl der Benutzung der Quellen — sich ganz der neuern französischen historischen Schule anzuschließen. Wer ohne den Verf. zu kennen, den Anfang des vorliegenden Werks liest, müßte es unbedenklich für ein in Frankreich geschriebenes halten.

Dieser erste Theil der russischen Geschichte enthält, als Einleitung des ganzen Werks, eine Geschichte der osteuropäischen Slaven, bis zu den Zeiten Ruriks; zwar wird auch der westlichen Stämme gedacht, doch im Ganzen kürzer und mehr beziehungsweise. Ein kurzer Abriß der Geschichte der römischen Welt unter den Kaisern im ersten Kapitel ist seinem Inhalte nach zu rein declamatorisch, um ganz wahr zu seyn. Ob der hier zwey Mahl vorkommende Sylvianus, womit Salvianus Massiliensis gemeint ist, auf Rechnung des Verfassers oder des Uebersetzers komme, mag dahin gestellt bleiben. Das zweyte Kapitel, der 'barbarischen', d. h. der germanischen Welt gewidmet, ist sehr flüchtig, und unter Benutzung schlechter Quellen zusammengestellt. Tacitus wird mit Gewißheit zum Procurator in Germanien gemacht, obgleich seine Anwesenheit daselbst im Allgemeinen, trotz der von Passow (Philomathie. Bd. 1.) aufgestellten Propositionen, noch immer mehr als zweifelhaft bleibt. Das wenige, was über Verfassung, Religion, Stände hier vorkommt, läßt nur auf eine oberflächliche Kenntniß dieser Institute schließen. Dies hat Ref. um so mehr gewundert, da grade über diese Gegenstände auch in Rußland in neuerer Zeit fleißige Studien gemacht sind, die der Verf. um manches besser darzustellen, nur hätte zu benutzen brauchen. Es sey hier beyspielsweise nur der Arbeit des Prof. Kutorga in Petersburg gedacht, welche jedoch Ref. nur in einer französischen Uebersetzung bekannt geworden ist (Essai sur l'organisation de la tribu dans l'antiquité traduit du Russe par M. Chopin), und die für Germanien, wenn auch kurz, neben den Resultaten eigener Forschung, die Ansichten der berühmtesten neuern Germanisten enthält. Das

dritte Kapitel behandelt die Einleitung für die eigentliche Geschichte der Slaven. Der Name des Volks wird von Slowo, das Wort, welches auch die Gabe der Sprache bedeutet, und von Tscheloweck, Mensch, auch Sloweck gesprochen, abgeleitet, welche beide Begriffe nicht wohl zu trennen sind. Alle Urnationen nennen sich: Menschen, und später kommt erst als Unterscheidung ein weiterer Zusatz hinzu. Wer denkt nicht gleich hier an die mit: 'Mannen' zusammen gesetzten Völkernamen? Was bist du für ein Mensch? und: von welcher Zunge? sind dem Slaven gleiche Fragen. Jene Ableitung scheint um so mehr die richtige zu seyn, wenn man weiß, daß die Slaven alle anders redenden Völker: Nemoi, Nemetz, Stumme, nennen. Karamsins Derivation von Slawa, der Ruhm, hat viel weniger für sich. Es sind also die Namen, unter denen die einzelnen bekannten Stämme der Slaven, z. B. Wenden, Sorben rc. zuerst in der Geschichte auftreten, nicht primitive Volksnamen, sondern man hat dabey stäts an den ausgelassenen allgemeinen Begriff Slaven, redende Menschen, (d. h. eine Sprache redende) zu denken, und jene Stammbenennungen gingen zunächst aus unterscheidenden adjectivis hervor. So bedeutet nach unserm Verf. Slavi Venedi (Wenden) ursprünglich nur: die einen niedrigen Landstrich bewohnenden Slaven.

Es wird für die russischen Slaven, wenigstens für die, welche die sich durch Rußland vom schwarzen und caspischen Meere bis zur Ostsee ziehende natürliche Wasserstraße umwohnten, schon früh ein viel höherer Grad von Cultur in Anspruch genommen, als für die Scandinavier und Norddeutschen; ja, der Verf. glaubt, daß an jenem natürlichen Handelswege, durch die Düna,

Niemen, Bug, Dniepr, Ilmen, Wolchow Lowat, Dessna, Oka, Wolga und Don gebildet, bereits vor Christi Geburt eine Reihe bedeutender Städte existiert habe. Namentlich wird gegen Nestor für Kiew, Nowgorod, Smolensk, Tschernigow etc. ein solch hohes Alter in Anspruch genommen.

Auch der scandinavische Norden wird in dem folgenden Kapitel in sofern mit in die Darstellung gezogen, als der Verf. zu denen gehört, welche auch die Einwanderung eines Odin vom schwarzen Meere her, annehmen, welches aber Dahlmann in seiner dänischen Geschichte durchaus nicht gelten lassen will. Dem seye wie ihm wolle, so ist, wie wir meinen, dieses Kapitel schlecht mit dem vorigen combiniert, denn jene Einwanderung vom schwarzen Meere her hätte gleichfalls nur auf dem Wege geschehen können, wie er von jener natürlichen Wasserstraße vorgezeichnet war. Sollen nun aber hier schon früher eine Reihe fester Staaten und Städte gewesen seyn, so mußten diese durch eine solche bedeutende Einwanderung entweder zerstört, oder letztere selbst mußte aufgehalten und gebrochen seyn.

Interessant ist die Zusammenstellung einer Reihe von lithauischen Wurzelwörtern, S. 167 ff.; ob hieraus folge, daß die lithauische Sprache eine Ursprache sey, müssen wir Andern zur Beurtheilung überlassen; wenn aber der Verf. gleichfalls es als eine ausgemachte Sache darstellt (S. 98—104), daß die alten Heruler lithauisch gesprochen, also Letten gewesen seyen, so gestehen wir, daß wir ihm in seinen Beweisen nicht recht folgen können, und hätten gerade bey diesem Puncte uns gern durch eine streng historisch gehaltene Deduction belehren lassen.

Offenbar besonnener wird die Darstellung, wenn der Verf. zur eigentlichen Geschichte der Slaven

übergeht. Die Donauslaven werden hier richtig von denen, welche jenseit der Elbe an das fränkische Reich grenzten, gesondert, und beide wieder von den entfernten russischen Slaven. Die Trennung dieser letztern in zwey große Stämme (Bünde, wie es der Verf. nennt), den nördlichen, wofür Nowgorod, und den südlichen, wofür Kiew als Mittelpunct angenommen wird, und die sich noch bis auf den heutigen Tag in Sprache und allen Gewohnheiten des Lebens heraus stellt, wird schon für eine Zeit in Anspruch genommen, wohin beglaubigte Geschichte noch nicht dringt. Diese beginnt, nach der bisherigen allgemeinen Annahme, einigermaßen erst da, wo Rurick mit seinen Brüdern und den Warägern zu den Slaven gerufen wurde, um durch Ordnung einen Staat zu bilden, der bey dem bestehenden Character der slavischen Stämme noch nicht hervor zu rufen war. Alle Historiker, auch Karamsin, stellten die Sache so dar. Unser Verf. widerspricht diesem gänzlich, und meint, daß die Waräger mehr fanden, als sie brachten. Leider ist auch hier die Sache nur durch Propositionen wahrscheinlich gemacht, und historische Data, worauf sich diese, wenn sie sich erweisen ließe, höchst wichtige Behauptung stützt, werden nicht angeführt, wenigstens wird Zeit und Ort dabey nicht beachtet, und die Darstellung nur allgemein gehalten. Der Leser kann daher auch hier dem Verfasser nicht wohl folgen. Daß in dem alten russischen Volksgesetze, der Prawda Rußkaja, von Jareslaw zwischen 1016 und 1020 gesammelt, sich manches rein slavische findet, ist noch kein Beweis, daß die Basis des ganzen russischen Staates eine rein Slavische sey, um so weniger, da in jenem Gesetze reichlich eben so viel nordisches und germanisches enthalten ist. Und dies spricht, zum Theil wenigstens, gegen die Proposition des Verfassers.

Ob die letztern Kapitel 5 — 9 dieses einleitenden Theils dem allgemein gefühlten Bedürfnisse, einer Geschichte der slavischen Stämme bis 862, abhelfen, muß dem Urtheile jedes Lesers überlassen bleiben. Wir haben schon erwähnt, daß für die westlichen Slaven dieses überhaupt, schon der Anlage des Werkes wegen, nicht zu erwarten stehe. Das bedeutende Talent des Verfs, was wir bey Auffassung von neueren Verhältnissen und des Volkslebens einer erst kürzlich entschwundenen Zeit, in seinen früheren Werken zu bewundern Gelegenheit gehabt haben, tritt uns in der verschiedensten Beziehung auch hier mehr als einmahl entgegen. Allein mancher Leser wird auch urtheilen, daß eben dieses glückliche Talent der Auffassung es sey, was den Verf. zu der Ueberzeugung geführt haben könne: daß über alte Zeiten zu schreiben, es weit mehr Sache des Genies, als des fleißigen und eifrigen Studiums sey; und daß es daher komme, daß wir, statt von Vermuthungen getrennter Geschichte, oft nur eine Reihe von Propositionen erhalten, welche sich mit Wahrscheinlichkeiten eben so brillant bekämpfen als vertheidigen lassen. Wenn der Verf. bey Fortsetzung des Werks auf das Publicum etwas mehr Rücksicht nehmen, und es in den Stand setzen wollte, durch Angabe der Quellen dem Gange seiner Untersuchung mehr folgen zu können, so würden, wie wir meinen, beide Theile dabey gewinnen; — der Verf., indem auch nicht einmahl der Verdacht einer Flüchtigkeit mehr aufsteigen dürfte, und der Leser indem er aus der Darstellung mehr Belehrung als — statt wie jetzt, — nur Zweifel gewinnt. Das Buch brauchte darum noch nicht das Ansehen einer pedantischen Sammlung von Citaten zu erhalten. Die beiden dem Werke zugegebenen Karten der Länder, welche die Slaven im 10. Jahrhundert einnahmen, so wie Proben

slavischer Alterthümer und Schrift darstellend, erläutern manche Puncte des Werks auf eine sehr anschauliche Weise.

Schmn.

Paris.

Bey Rohaire. Traité de Maladies Syphilitiques ou étude comparée de toutes les méthodes qui ont été mises en usage pour guérir les affections vénériennes, suivi de reflexions pratiques sur les dangers du mercure et sur l'insuffisance des antiphlogistiques terminé par des considérations hygiéniques et morales sur la prostitution par Giraudeau de Saint-Gervais. 1838. XXXII u. 608 Seiten in 8.

Diese, wie es scheint, für ein größeres Publicum berechnete Schrift ist doch nicht ganz ohne wissenschaftlichen Gehalt. Der Verf., noch ein junger Mann, dessen Bild vor dem Titelblatte figuriert, machte sich (wie es in dem angehängten extrait de la Biographie des Hommes du Jour heißt) schon früh einen Namen und Vermögen durch die Bereitung eines rob antisyphilitique; unternahm dann eine Reise nach der Türkey, die er auch beschrieb, und beschäftigt sich seit seiner Rückkehr mit Handelsunternehmungen (en devenant le principal actionnaire commanditaire d'un grand nombre d'entreprises commerciales, à la direction desquelles il apporte son caractère actif et intelligent).

In der Einleitung behauptet er, die Lustseuche sey eine uralte Krankheit, die aus einem eigenthümlichen Giftstoffe entstehe; dieser pflanze sich entweder durch Berührung fort oder erzeuge sich von freyen Stücken. Der Tripper könne zuweilen zwischen zwey gesunden Personen sich bilden und dann contagiös werden (p. 58). Die Krank-

heit beginne immer mit localen Zufällen und bleibe oft nur bey diesen stehen; heile wohl auch ohne Kunsthülfe; aber nur diese gebe genügende Sicherheit gegen secundäre Uebel. Ausführlich werden die einzelnen Erscheinungen behandelt. Zuerst die der primitiven Krankheit, der Gonorrhoe, der Geschwüre, Leistenbeulen, nach ihrer Verschiedenheit bey beiden Geschlechtern und nach ihrem verschiedenartigen Verhalten bey verschiedenen Individuen. Dann kommen die Zufälle der constitutionellen oder veralteten venerischen Krankheiten, wie sie sich im lymphatischen, mukösen und Hautsysteme zeigen, und nicht minder auch im fibrösen, serösen, Nerven- und Knochensysteme auftreten. Die inveterierte Syphilis als Folge der primären Symptome brauche zu ihrem Erscheinen erst eine Art der Ausbrütung (incubation), deren Resultat oft erst lange nachher sich manifestiere. Hierdurch entstehe sehr häufig eine abnorme Disposition der ganzen Körperbeschaffenheit mit anderen krankhaften Einflüssen sich zu vermischen und eine Menge zum Theil sehr fremdartiger Complicationen zu erzeugen. Gegen diese von dem Vf. ausführlich und lebhaft geschilderten Uebel weiß er nun kein specifisches Mittel anzugeben. Wenigstens das Quecksilber in allen seinen Formen und Zubereitungen so wie die ihm ähnlichen metallischen Präparate verwirft er durchaus. Die daraus erwachsende Hülfe sey meistens nur scheinbar oder auf Unkosten viel schlimmerer Nachwirkungen erkauft. Wiederholt spricht er den Wunsch aus, daß zum Heile der Menschheit, die Mercurialcur aus der syphilitischen Praxis verbannt werden möchte. (p. 376: 'Qui'l me soit permis d'exprimer ici mes voeux et mes esperances, et d'oser croire que le temps n'est pas éloignc où le mercure n'aura pour partisans que des empiriques ignorants ou de mauvaise foi

et des medecins à qui la routine ou la prévention ne permettront pas d'ouvrir les yeux à la lumiére.) Dagegen behauptet er, daß jedes venerische Symptom eine allgemeine Behandlung verlange (p. 497: tous les symptômes vénériens, moins peut-être la gonorrhée bénigne, réclament l'usage d'un traitement général). Diese bestehe in der gehörigen Verbindung innerer und äußerer Mittel, um die krankhaft erhöhte oder verminderte organische Thätigkeit wieder zu regulieren und das Fortschleichen des Uebels ein für allemahl abzuschneiden. Theils werde dieses erreicht durch Hinwirkung auf den Darmcanal (par suite de la revulsion qui s'opére sur la membrane muqueuse intestinale), theils durch Ableitung auf die Haut vermittelst Bäder, Reibungen, schweißtreibende Getränke unterstützt durch leichte Abführungen, durch Ruhe, Diät, Reinlichkeit. So wohl hierfür als auch, der Vollständigkeit wegen, für die mercurielle Behandlung gibt der Verf. ein specielles Formular von 143 Recepten. Sein eigenes Verfahren, das an sich nichts Neues enthält, ist leicht einzusehen und auszuführen. Doch scheint er sich gewisse specielle Anwendungen vorbehalten zu haben. Er rühmt sich großer und fast unbedingter Erfolge. Auch stehen unter den 20 lebhaft colorierten Abbildungen von syphilitischen Zufällen jedesmahl die Worte: Guérisons opérées par le Dr. G. de St. Gervais.

Ein Anhang von 70 Seiten beschäftigt sich noch mit dem Zustande der öffentlichen Prostitution oder den Freudenmädchen in Paris. Obgleich mit dem Zwecke der Schrift selbst in keinem wesentlichen Zusammenhange, dient er doch dazu die Ursachen der großen Verbreitung der venerischen Seuche in jener Hauptstadt klar zu machen. Sie ist weniger von den eigentlichen Lustdirnen abhän-

gig, so groß auch ihre Anzahl ist; denn diese sind bey der Policey einregistriert, müssen sich regelmäßig untersuchen lassen, und werden, sind sie angesteckt, in besonderen Hospitälern behandelt, auch nicht eher entlassen, als bis sie vollständig geheilt worden. Weit mehr geschieht die Ausbreitung durch die heimliche Ausschweifung (Débauche clandestine) und die rücksichtslose Bereitwilligkeit, mit der so viele sich ihr ergeben. Der Verf. entwirft ein abschreckendes Gemählde davon und behauptet mit Recht (p. 513), daß vornehmlich der zunehmende Aufwand in der Kleidung bey den mittleren und unteren Ständen die Haupttriebfeder dazu sey. 'Tous les rangs tendent à se confondre par la toilette; la femme d'un commis à douze centes francs veut avoir de cachemires; les ouvrières, qui n'ont pour vivre que le travail de leurs mains; les cuisinières, mêmes celles qui n'ont que de faibles gages, veulent porter des chapeaux, avoir des bagues aux doigts, des chaines des montres en or, et l'ensemble de leur toilette à l'avenant. Eh bien! cela ne peut avoir lieu ni s'expliquer que par la corruption consentie à prix d'argent.' Die zu dieser Classe gehörenden Personen sind bald zu erkennen und zu unterscheiden. Zu ihr gehören viele Arbeiterinnen, Dienstmädchen, auch junge Mädchen, die noch bey ihren Eltern sind. Wenn sie beym Ausgehen einen Schlüssel in der Hand tragen, so ist das ein Zeichen, daß sie über ein Zimmer zu verfügen haben. Aber außerdem gibt es eine Menge leicht aufzufindender Locale zu solchen Zusammenkünften (maisons de passe et cabinets particuliers) und wie häufig sie besucht werden, geht daraus hervor, daß viele ihrer Besitzer oder Besitzerinnen sich ein großes Vermögen damit erwerben (p. 523: quoique le prix d'une station

dans une maison de passe soit peu élevé à Paris, le produit s'en élève dans quelques une à plus de 100 francs par jour). Eine vornehme Classe sind die Femmes de parties, welche in feinen Abendcirceln sich zusammen finden und unter dem Scheine geselliger Unterhaltung auf Verführung ausgehen (p. 531: Les maisons à parties forment un genre particulier de speculation ou la debauche ne se borne pas à réunir deux personnes seulement mais où elle rassemble de femmes à intrigues généralement aimables et distinguées, des libertins vieux et jeunes qui servent de compères et des dupes qui paient fort cher les plaisirs qu'ils viennent y chercher). Dazu kommt noch die große Zahl der von Einzelnen unterhaltenen Frauen (entertenues), die aber gewöhnlich das Eigenthum mehrerer sind und welche, wie die vorher genannten, ganz außer dem Bereiche der Aufsicht der Behörden stehen. Alle diese der Ansteckung ausgesetzt und von ihr ergriffen, tragen meistens das Uebel, so lange sie nur vermögen, mit sich herum, werden sehr häufig schlecht oder unvollkommen geheilt und tragen unaufhörlich dazu bey, das venerische Contagium zu unterhalten, zu reproducieren und in alle Classen und Glieder der Geschellschaft zu verstreuen.

Eine ähnliche Erscheinung mag sich in allen größeren Städten, namentlich wo sich viele Fremde hindrängen, viele Militärpersonen, Matrosen oder sonst Massen von ledigen jungen Leuten einfinden, wenn auch in einem andern Maßstabe, wiederholen. Es werden sich stäts Gelegenheiten zu Verführungen und Ausschweifungen organisieren, die der Policey kaum zugänglich sind. Die Gründe jedoch, die hier angegeben werden, weshalb es der Sicherheitsbehörde schwierig oder unmöglich sey, jene unbeaufsichtigten Träger, Verschlepper und Verbreiter einer der bedenklichsten Krankheiten in den Kreiß ihrer Controle zu ziehen, scheinen uns durchaus nicht befriedigend; wenigstens stehen sie nicht im Verhältniß zu der Gefahr, welche durch eine solche Schwäche, Connivenz und Gleichgültigkeit den Individuen wie den Familien, ja dem ganzen Staate erwächst.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

77. Stück.
Den 11. May 1840.

Paris.

Bey Jules Rénouard, 1840. (Deutschland, bey Friedr. Perthes). Correspondance inédite de Henri IV. Roi de France avec Maurice le Savant, Landgrave de Hesse. Avec une Introduction et des notes historiques par Chr. de Rommel, Directeur des Archives et de la Bibliothèque publique à Cassel etc. Groß Octav mit dem Portrait Heinrichs IV.

Diese von dem unterzeichneten Herausgeber schon in den letzten, das Leben des Landgrafen Moriz enthaltenden, Bänden seiner hessischen Geschichte angekündigte Schrift enthält einen aus neu entdeckten Originalurkunden gezogenen Briefwechsel zweyer der ausgezeichnetsten Fürsten, welche kurz vor dem 30jährigen Kriege die Pacification von Europa durch ein besseres Gleichgewicht, durch Beschränkung der habsburgischen Uebermacht, durch ein europäisches Friedensgericht und durch religiöse Toleranz vermittelst einer allgemeinen Conföderation bezweckten. Bey der Behutsamkeit, womit diese vertrauliche Correspon-

denz geführt wurde, und in Folge einer gegen das Jahr 1610 in den vorhandenen Urkunden der hessischen Archive bemerklichen Lücke vermißt man hier zwar einen authentischen Aufschluß über den berühmten europäischen Plan Heinrichs IV. (Vgl. Hess. Gesch. Bd 3. der neuen Folge Hauptstück 8.), aber als Vorbereitung zu diesem Plane, als Zeugniß, mit welcher Sorgfalt Heinrich IV. selbst nach seiner Rückkehr zum Katholicismus die Allianz mit den protestantischen Fürsten Deutschlands — dem Hauptgegengewichte gegen die Habsburgische Domination — unterhielt, als Zeitungen und Urtheile über die hauptsächlichsten Begebenheiten Frankreichs, Deutschlands und der benachbarten Staaten seit dem Jahre 1592—1610 (dem Todesjahre des Königs) behaupten diese Urkunden immer einen unzweifelhaften historischen Werth. Sie geben einen neuen Beweis von der Geradtheit und von den trefflichen cosmopolitischen Gesinnungen Heinrichs IV., insbesondere von der Mäßigung und Klugheit, womit er die Streitigkeiten mit dem Herzoge von Bouillon zu Sedan, dem Haupte der Hugenotten, dem nahen Verwandten Oraniens und der Pfalz beendigte. Gleich interessant ist die Stellung, welche dem Könige gegenüber der geistreiche (und für französische Literatur sehr eingenommene) Landgraf seit einer im 1602 nach Paris unternommenen Reise behauptet, als Haupt der reformierten Partey in Deutschland, als Vermittler in dem Streite mit Bouillon, als Gegner des Hauses Habsburg und als Unterhändler mit den deutschen Fürsten, mit England, den Niederlanden, Schweden ꝛc. zum Behuf einer europäischen Conföderation. Auch hatte er zur Verdeckung oder Erleichterung dieses Briefwechsels während seines Besuchs in Paris von Heinrich IV. den Titel eines Colonel gé-

néral der Deutschen für den König zu werbenden Truppen angenommen. Ueber alles dies, so wie über die früheren Verbindungen und Verwandtschaftsverhältnisse der hessischen Landgrafen zu den Königen von Frankreich geben die 'Introduction', so wie die den Briefen untergesetzten Anmerkungen näheren Bericht. Leider ist es dem Herausgeber erst jetzt gelungen, den gegenwärtigen Aufbewahrungsort der Originalbriefe des Landgrafen, von denen er nur Concepte und Brouillons mittheilen konnte, und um deren willen er selbst eine Reise nach Paris (1837) unternahm, zu entdecken; sie finden sich nämlich nach einer von dem russischen Minister der Volksaufklärung, Herrn von Uwaroff, so eben erhaltenen Nachricht, [nebst einer größern Sammlung französischer Urkunden und Briefe, besonders Heinrichs IV., in Folge eines, zur Revolutionszeit von Rußland geschehenen Ankaufs, vgl. Storch's Rußland unter Alexander I.)] auf der kaiserlichen Bibliothek zu Petersburg.

Der Pariser Verleger dieser Correspondenz. Jules Rénouard hat zur äußern Ausstattung derselben nichts gespart; auch wohl in Berücksichtigung des französischen Publicums aus eigenem Antriebe das Bildniß Heinrichs IV. zugefügt. Zur Ergänzung der hierdurch für den Landgrafen Moriz entstandenen Lücke sieht sich der Herausgeber daher veranlaßt, nachträglich ein Portrait dieses, zu seiner Zeit als ein Wunder der Gelehrsamkeit angestaunten, Fürsten zu besorgen, welches so wohl bey dem deutschen Verleger dieses Werkes (Hn Fr. Perthes aus Hamburg) als in der Appelschen Buchhandlung zu Cassel in Kurzem erscheinen wird.

Rommel.

London.

Bey Ed. Churton. Travels and adventures in Eastern Africa, with a sketch of Natal by Nathanael Isaacs. In two volumes. Vol I. XXIII u. 356 S. Vol II. 402 Seiten in Octav.

Ebendaselbst.

Narrative of a journey to the Zoolu country in South Africa by captain Allen F. Gardiner, R. N. IV u. 412 Seiten in 8. (Bey William Crofts.)

Nathanael Isaacs verließ 1822 England als ein 14jähriger Knabe, um sich zu einem Oheim nach St. Helena zu begeben. Der einförmige Aufenthalt auf dieser Felseninsel genügte ihm nicht lange, und voll Verlangen nach Abwechselung ging er 1825, nach erhaltener Erlaubniß seines Oheims, auf einem von Lieutenant King befehligten Fahrzeuge nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung. Hier hörte der letzt genannte, daß ein vieljähriger Freund vor 16 Monaten eine mit manigfachen Gefahren verknüpfte Reise zu den Eingebornen der africanischen Westküste unternommen habe, ohne daß seitdem Nachricht über ihn gekommen sey, und entschloß sich alsbald zur Aufsuchung des Vermißten. Isaacs begleitete den muthigen King, dessen Fahrzeug in der Bay von Port Natal scheiterte, an dessen Strande er den Freund nicht ohne Erfolg suchte. Dieser (Farewell) hatte indessen einen einträglichen Handel mit Elfenbein mit den tiefer im Lande wohnenden Kafferstämmen, den Zoolu betrieben. Jetzt begab sich Lieutenant King in Begleitung von Farewell

in den Kraal von Chaka, dem Häuptlinge dieses schlank gewachsenen, kräftigen Volkes. Sein nach der Rückkehr niedergeschriebener Bericht über dasselbe ist, gleich anderen dem Werke hin und wieder einverleibten Erzählungen, von dem Verfasser aus dem Tagebuche des früh verstorbenen Schiffsführers genommen. Das von Farewell ertauschte Elfenbein aus dem Kraal von Chaka abzuholen, begab sich Isaacs mit einem Gefolge von 60 Eingebornen auf den Weg. Er durchreiste eine weite, von kleinen und größeren Gewässern durchschnittene, mit üppigen Gräsern und Gesträuchen bewachsene, mitunter angebaute Gegend; überall zahlreiche Heerden, die Flüsse von Alligators und Hippopotamen belebt. Nach fünf Tagen erreichte er den von König Chaka bewohnten Kraal, dessen 1400 Hütten einen Umkreiß von mindestens drey (englischen) Meilen einnahmen. Der König, blutdürstig, stolz, unumschränkter Beherrscher, hat über mehr als 30,000 Gewaffnete zu gebieten. Bis zum Jahre 1828 lebte Isaacs mit seinen Genossen in dem am Strande von Port Natal aufgeschlagenen Hütten, häufig den König aufsuchend, im stäten Handelsverkehre mit den Eingeborenen. Dann erreichten die Europäer auf einem selbst gezimmerten Fahrzeuge die Algoabay an der Ostküste des Caplandes. Nicht lange darauf kehrte die Gesellschaft, mit Geschenken an den Kaffernkönig und mit Aufträgen der englischen Regierung zu Captown zur Begründung eines einträglichen Handels mit den Eingeborenen nach Port Natal zurück. Der hier erfolgte Tod des Lieut. King vereitelte für den Augenblick diese Aufgabe und Isaacs begab sich noch ein Mahl nach der Algoabay und von hier zu den Seinigen nach St. Helena. Dann fuhr er abermahls

auf einem americanischen Schiffe nach Port Natal. Der hier angeknüpfte Verkehr schien sich immer vortheilhafter zu gestalten, besonders da Dingan, der Nachfolger von Chaka, sich den Weißen noch geneigter bezeigte als sein Vorgänger. Die von Isaacs begründete Niederlassung bey Port Natal blühte rasch auf, der Handel mit Elfenbein gewann an Bedeutung; mit den Eingebornen herrschte das beste Vernehmen, als sich Isaacs durch Zerwürfnisse mit der Regierung des Caplandes in seinen Unternehmungen gehemmt sah.

Der Verfasser hat, wie oben bemerkt ist, als Knabe sein Vaterland verlassen; man vermißt bey ihm ein Mahl die erforderlichen Vorkenntnisse, um über einen bis dahin uns völlig unbekannten Landstrich einseitig berichten zu können; sodann die Angaben über Umfang und Bedeutung des Verkehrs von Port Natal für die Gegenwart und für die Zukunft. Die Erzählung ist in der Form des Tagebuchs verfaßt und trotz einzelner eingestreuten poetischen Reminiscenzen mehr als billig dürftig.

Hiergegen zeichnet sich von mehr als einer Seite das nachfolgende Werk vortheilhaft aus, dessen Verfasser uns überall als Mann von Bildung entgegen tritt, mit Beobachtungsgabe ausgestattet, nicht in jener Einseitigkeit befangen, mit welcher die eifrigen Anhänger der anglicanischen Kirche alle auf die Ausübung der Religion bezüglichen Gegenstände außerhalb ihres Vaterlandes betrachten. Der Erzähler ist nicht, gleich seinem Vorgänger, nur auf Auffindung von Handelswegen bedacht; er will vielmehr dem Christenthume den Weg zu diesen rohen Söhnen der Natur bahnen. Im Jahre 1834 verließ Gardi-

ner die Rhede von Spithead, erreichte glücklich die Südspitze Africas und erreichte das Zoololand am Tugalastrome, indem er sich von der Capstadt über Grahamstown nach den zunächst der Grenze des Caplandes gelegenen Missions-Stationen unter den Kaffern begab. Mit großer Sorgfalt und Mühe begründete derselbe seine Mission bey Port Natal, dessen nächste Umgegend damahls etwa 2500 Eingebornen, gegen 30 Europäer und wenige diesen zugegebene Hottentotten zählte. Ihn konnte in seinen Bemühungen nicht abschrecken, daß während seines ersten Aufenthalts beym Könige Dingan die Umgebung desselben statt der angebotenen Bekanntschaft mit dem Worte Gottes, sich Belehrung hinsichtlich des Gebrauchs des Feuergewehrs erbeten hatte. Das Land der Zoolus und die angrenzenden Kafferndistricte durchreiste der Verfasser nach den verschiedensten Richtungen. Die Erzählungen, welche uns derselbe von König Dingans absoluter Herrschergewalt gibt, tragen den echt africanischen Character. Weil ihm ein Brennglas zum Geschenk geworden, gebietet er, um sich von der Kraft des Glases zu überzeugen, einem neben ihm stehenden Unterthan, den Arm auszustrecken, dessen Fleisch er bis auf den Knochen durchbrennt. Kein Schmerzensruf entfährt dem Unglücklichen, der seine Qual nur durch heftiges Zittern kund gibt. Das Volk der Zoolus ist sehr kriegerisch; die gesammte Bevölkerung ist in Regimenter — es ist der Ausdruck des Verfassers — vertheilt, die sich zu gewissen Zeiten versammeln, weniger um kriegerische Uebungen vorzunehmen, als nach dem Tacte von rasch erfundenen Gesängen Tänze aufzuführen, an welchen auch der König Theil zu nehmen pflegt. Unter Charkas Regierung durfte niemand

heirathen, bevor er sich nicht durch eine Kriegsthat ausgezeichnet hatte; des Königs Einwilligung ist auch jetzt noch erforderlich, ohne jedoch an eine Bedingung der Art geknüpft zu seyn; ja sie erfolgt mitunter Regimenterweise. Ehebruch und übele Nachrede vom Könige werden mit dem Tode bestraft. Von manchen unter jenem Volke geltenden Sitten und gesetzlichen Bestimmungen, die, nach dem Verfasser, offenbar jüdischen Ursprungs sind, möge hier die Beschneidung und die freylich nicht durchaus gebotene aber gewöhnliche Vermählung des jüngern Bruders mit der Wittwe des ältern Bruders genannt werden. Die Bemerkungen unsers Reisenden über die eigenthümlichen Heirathsgebräuche dieses Volksstammes, über dessen Kleidung und Sprache, welche letztere von der Mundart der dem Caplande näher wohnenden Kaffern wesentlich verschieden ist, gewähren manigfaches Interesse. Sie gewähren einen bedeutenden Beytrag zu der Kenntniß einer weit verzweigten Völkerfamilie, welche durch die Conflicte, in welche Schaaren von aus dem Caplande auswandernden holländischen Colonisten mit derselben gerathen sind, neuerdings die Aufmerksamkeit Europas auf sich gezogen hat.

Beide Bände sind nach englischer Weise glänzend ausgestattet und mit Kupfern und Karten illustriert.

Hav.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

78. 79. Stück.
Den 14. May 1840.

Leipzig.

Bey F. A. Brockhaus, 1840. Critik des Völkerrechts. Mit practischer Anwendung auf unsere Zeit. Von H. C. Freiherrn von Gagern. VI u. 343 Seiten in 8.

Dem berühmten Verf. der Resultate der Sittengeschichte, um andere seiner hierher weniger einschlagenden Werke nicht zu erwähnen, wird man die Aufmerksamkeit nicht versagen, welche er in diesem Werke auf einen verwandten, nicht weniger wichtigen Gegenstand hinwendet. Er verfährt indessen hier in einer andern Weise als in jener frühern Schrift. Nicht von den Thatsachen ausgehend sucht er eine allgemeine Theorie zu begründen, sondern umgekehrt geht er von der Theorie aus und sucht critisch ihre Ergebnisse zu berichtigen.

Seine Critik ist nicht von der überscharfen und zerstörenden Art, welche in unserer Zeit nur zu oft gegen die Leistungen der Vorzeit geübt worden ist; vielmehr so wie er seiner Arbeit Anerkennung zu gewinnen wünscht, so ist er auch

überall geneigt die Verdienste seiner Vorgänger nach Billigkeit gelten zu lassen. Man kann zwey Weisen unterscheiden, in welchen die Critik einer Theorie geübt werden kann. Die eine geht von der Form der Lehre, so wohl im Einzelnen als im Ganzen aus; sie wägt genau die Worte und Gedanken, ihre Zusammensetzung zu Sätzen, zu Lehrstücken und endlich zu einem ganzen Systeme; die andere sucht aus der Vergleichung der Theorie mit der Praxis, wie sie die Geschichte aller Zeiten zeigt, ein Urtheil über jene zu gewinnen. Ein Mann, wie der Verf., der lange in diplomatischen Geschäften gelebt hat, überdies ein begeisterter Freund der Geschichte, ist natürlich der letztern Art der Critik geneigter als der erstern. Man könnte ihm vom wissenschaftlichen, oder richtiger vom systematischen Standpuncte den Vorwurf machen, daß er die andere Seite der Critik zu sehr vernachlässige, ja gering achte. So sagt er S. 120: 'Wie wir eigentlich das ausdrücken, reihen, ordnen, ist gleichgültig', und eine ähnliche Geringschätzung der wissenschaftlichen Form kommt auch an anderen Stellen zu Tage; aber gegen die Wichtigkeit des Gegenstandes, gegen die durchaus practische Tendenz des ganzen Werkes würde man einem solchen Vorwurfe nur geringes Gewicht beylegen können. Wo ein so wichtiges und sicheres Correctiv uns zur Seite steht, als die Geschichte und die Nothwendigkeit der Praxis ist, da darf man wohl über Besorgnisse sich hinweg setzen, welche nur den Theoretiker und die Schule zu bewegen pflegen.

Hiervon gibt die ganze Anlage der Schrift Zeugniß; im Allgemeinen aber leuchtet dies vorzüglich aus den Voraussetzungen hervor, von welchen sie ausgeht. Daß in neueren Zeiten der Begriff und die Form des Naturrechts, so wie

dessen Anwendbarkeit auf das richterliche Verfahren angegriffen worden ist, davon nimmt der Verf. keine Notiz. Unzählige Mahl beruft er sich auf das Gesetz der Natur, die recta ratio, auf die Vernunft, welche überall die Richtschnur gebe, auf das dictamen des gesunden Menschenverstandes ꝛc. S. 22 sagt er: 'daß Völkerrecht nichts anderes sey als Naturrecht, darin sind wir alle einig'. Wenn er nun hierbey die Philosophen, die Juristen der Schule im Auge hätte, so würde er irren; aber er selbst den Diplomaten angehörig, spricht nur von der allgemeinen Meinung, welche unter den Männern seines Faches gilt, und da auf diese vornehmlich seine Schrift berechnet ist, so kümmert es ihn wenig, daß außerhalb der Kreiße, in welchen politische Geschäfte betrieben werden, ein Streit darüber entstanden ist, ob man das Recht überhaupt als eine Sache der uns angebornen Natur, der allgemeinen Vernunft, des gesunden Menschenverstandes oder als ein Erzeugniß eines positiven Bildungsstandes anzusehen habe. Er darf wohl sagen, dieser Streit werde auf die Führung der Geschäfte keinen Einfluß ausüben; er sey von dieser Seite als ein Wortstreit zu betrachten.

So wie der Begriff des Naturrechts, so ist auch der Begriff des Völkerrechts in neueren Zeiten angegriffen oder in Zweifel gezogen worden. Es ist aber eine Folge der so eben bemerkten Tendenz der vorliegenden Schrift, daß auch diese Zweifel wenigstens nur ganz obenhin vom Verf. berührt werden. Mit Namen werden sie gar nicht genannt, aber freylich kann man den ganzen dritten Abschnitt 'über die enge und stäte Verbindung zwischen Staatsrecht und Völkerrecht' als gegen sie gerichtet ansehen. Es wird hier gezeigt, wie genau Staats- und Völkerrecht in einander

eingreifen, so daß mit dem einen auch das andere fallen würde. Bundesstaaten und Staatenbünde schweben so auf der Grenze zwischen beiden, daß man fragen kann, ob sie dem Staatsrechte oder dem Völkerrechte anheim fallen. Der Verf. entscheidet, sie seyen beiden zu überweisen. Noch andere Puncte ähnlicher Art werden herbey gezogen, besonders die Verwickelungen, in welche Staaten durch die Religion mit einander gerathen, wobey natürlich das Verhältniß unserer Völkerschaften zum Papste besonders bedacht werden mußte. Es ergibt sich aus allen diesen Puncten, daß die Verhältnisse der Staaten zu einander nach derselben Analogie sich gestalten, nach welcher die Verhältnisse der einzelnen Menschen und einzelner Staatsbestandtheile sich zu einander rechtlich festsetzen, und daß sie daher auch nach derselben Regel beurtheilt und demselben Begriffe, dem Begriffe des Rechtes, untergeordnet werden müssen, ja daß, indem früher unabhängige Staaten zu einem Staate allmählich zusammen wachsen, es oftmahls im Fortschreiten dieses Processes zweifelhaft seyn kann, ob man noch Verhältnisse verschiedener Staaten, oder Verhältnisse verschiedener Theile eines und desselben Staates vor sich habe.

Es sind nun die großen Autoritäten eines Hugo Grotius, Pufendorf, Christian Wolf, Vattel, welche der Verf. mit Hinzuziehung einiger Anderen critisch zusammen stellt und mit der Geschichte in Vergleich bringt. Seine Critik umfaßt nicht gar zu viele, aber sehr wichtige Puncte. Soll man sie im Allgemeinen ihrem Character nach bezeichnen, so wird man sie nicht anders als billig, gemäßigt, von einer edlen sittlichen Gesinnung eingegeben, aber fern von jedem Rigorismus, der für das Leben nicht ist, voll von Liebe für alles Menschliche nennen können. Nur

einige Puncte hebt der Ref. hervor, um sein Urtheil zu belegen. Für den edlen sittlichen Sinn, in welchem das Werk gedacht ist, zeugt es, daß der Verf. gegen die Sklaverey, auch der Fabrikarbeiter, eifert, daß er die natürliche Gleichheit unter den Nationen als echte Basis des Völkerrechts behauptet, bestehende Rechte, auch der Schwächeren, anerkannt und jede Art des Vertrags heilig gehalten wissen will, in den Verhandlungen über öffentliche Dinge möglichste Oeffentlichkeit verlangt, vom Staatsmanne Hingebung für seine Sache, Treue und vor allem Wahrheitsliebe fordert. Daß er aber auch nicht zu viel in Anspruch nimmt, dafür zeugt, daß er anerkennt, wie das Völkerrecht egoistischer ist als die Sittenlehre und selbst als das Naturrecht, daß er keinesweges die strenge Theorie fest zu halten gedenkt, als dürfte kein Volk sich Eingriffe in die inneren Angelegenheiten eines andern erlauben, daß er außer den Beweggründen des Wohlwollens und der Tugend auch die der Ehre und des Ruhmes für das Volk und den Staatsmann aufruft, wenn sie nur richtig verstanden würden. Man muß, um dieß gehörig und billig würdigen zu können, überall darauf achten, daß diesen allgemeinen Grundsätzen Anerkennung auch in der Anwendung gewonnen werden soll, und daß der Verf. nach mehreren seiner Aeußerungen es besonders beabsichtigt, ihnen in der Lösung der gegenwärtigen Aufgaben der Politik Einfluß zu verschaffen. Darauf weist der Zusatz auf dem Titel hin, und der ganze zweyte Abschnitt von S. 141 an, welchen der Verf. den practischen Theil oder die heutige Bewandtniß genannt hat. Es ist hier die Rede, um nur einiges anzuführen, von dem Principienstreite über die Staatsverfassungen, von der Theilung Polens und ihren

Folgen, von dem Allianzsysteme der großen Mächte und dem Verhältnisse dieser zu den kleineren Mächten, von der Nothwendigkeit des Colonialsystems und der Auswanderung, endlich in besonderer Ausführlichkeit von der orientalischen Frage.

Dieser Theil der Schrift wird unstreitig für viele der Leser das größte Interesse haben, doch muß der Ref. sich enthalten auf denselben anders als beyläufig einzugehen, da er geeigneter ist in Blättern besprochen zu werden, welche nur den flüchtigen Augenblicken der Zeit dienen, während unsern Blättern das gelehrte und wissenschaftliche Interesse näher liegt. Es möge daher über ihn nur bemerkt werden, daß er auch hin und wieder Mittheilungen enthält aus den früheren Erfahrungen des Verfs in seiner diplomatischen Laufbahn, welche neue Aufschlüsse über die Zeitgeschichte bieten.

Zum Schlusse möchte der Ref. nur noch ein Paar Puncte zur Sprache bringen. Der Verf. führt S. 44 einen Streitpunct zwischen Wolf und Vattel an, offenbar, wie es vom systematischen Standpuncte aus angesehen werden müßte, etwas zu spät; denn es wird S. 46 sehr richtig bemerkt, daß er die Basis des ganzen Völkerrechts betreffe. Wolf setzt als Annahme für das Völkerrecht eine civitas maxima, welche alle Staaten umfasse, Vattel will eine solche nicht zugeben, sondern nur eine société que la nature a établie entre tous les hommes. Der Verf. findet mit Recht, daß indessen Vattel selbst von seiner société in ähnlichen Ausdrücken reden müsse, als wenn sie als civitas betrachtet würde. Er behauptet, daß, möge man diesen Gedanken auch für eine Fiction ausgeben, oder lieber für einen Glauben, doch das ganze Naturrecht entre tous les hommes nicht weniger als das ganze

Völkerrecht darauf beruhe. So entscheidet er sich für Wolf. Offenbar ist auch diese Ansicht den Grundsätzen des Naturrechts vollkommen entsprechend, da nach diesen es nur etwas Zufälliges ist, daß nicht alle Menschen von derselben Rechtsidee getrieben zu einem Staate sich vereinigt haben. Sie ist der Ausdruck des Kosmopolitismus. Aber dennoch, wie kommt es, daß der Verf. S. 198 bey dem Satze Wolfs: gentibus universis imperium aliquod competit in singulas, einen Anstoß nimmt? Er muß ihn als consequent anerkennen, aber er möchte, dieser Satz wäre vermieden worden. Sollte hierin nicht ein Wink liegen, daß in der That das Verhältniß zwischen Völkern nach anderen Grundsätzen gemessen werden müsse, als nach welchen das Verhältniß zwischen einzelnen Bürgern vom Naturrechte beurtheilt wird? Es scheint einfach genug, daß beide Verhältnisse nicht auf dasselbe Gesetz hinaus laufen, daß Völkerrecht und Privatrecht nicht derselbe Begriff sind, sondern nur unter einem und demselben höhern Begriffe stehen; aber eben so schwierig scheint es auch ihren Unterschied rein heraus treten zu lassen. Davon überzeugt mich eine Stelle, welche ich so eben bey einem großen Juristen lese. Von Savigny, welcher weder dem Kosmopolitismus, noch dem Naturrechte günstig ist, sagt in seinem Systeme des heutigen römischen Rechts I. S. 20: 'diese Ansicht, welche das individuelle Volk als Erzeuger und Träger des positiven und wirklichen Rechts anerkennt, dürfte Manchen zu beschränkt erscheinen, welche geneigt seyn möchten vielmehr dem gemeinsamen Menschengeiste, als dem individuellen Volksgeiste jene Erzeugung zuzuschreiben. In genauerer Betrachtung aber erscheinen beide Ansichten gar nicht als widerstreitend. Was in dem einzelnen Volke

wirkt, ist nur der allgemeine Menschengeist, der sich in ihm auf individuelle Weise offenbart. Allein die Erzeugung des Rechts ist eine That und eine gemeinschaftliche That. Diese ist nur denkbar für diejenigen, unter welchen eine Gemeinschaft des Denkens und Thuns nicht nur möglich, sondern auch wirklich ist. Da nun eine solche Gemeinschaft nur innerhalb der Grenzen des einzelnen Volkes vorhanden ist, so kann auch nur hier das wirkliche Recht hervor gebracht werden'. Also nur darum? Sollte denn wirklich unter verschiedenen Völkern eine Gemeinschaft, selbst eine fortdauernde Gemeinschaft des Denkens und Thuns nicht vorkommen? Ein Paar Paragraphen weiter S. 33 bemerkt doch derselbe Rechtsgelehrte: 'Indessen kann auch unter verschiedenen Völkern eine ähnliche Gemeinschaft des Rechtsbewußtseyn entstehen, wie sie in einem Volke das positive Recht erzeugt'. Man sieht wohl, daß hier eine Frage vorliegt, über welche man noch nicht zu einer sichern oder allgemein anerkannten Entscheidung gelangt ist.

Den andern Punct, welchen der Ref. noch berühren will, mit vorurtheilsfreyem Sinne anzufassen, dürfte man fast sich scheuen; denn man wird verrufen, wenn man auch nur im Geringsten die Sclaverey in ein milderes Licht zu setzen sucht, als unser philanthropisches Zeitalter es duldet. Der Verf. ist auch über diesen Punct nicht ganz einig, zwischen Theorie und Praxis schwebend. Er verwirft alle Sclaverey als etwas Naturwidriges; tadelt sie bey den Alten als auf Sophismen beruhend und stellt ihre Gesetze hierüber mit anderm albernen Zeuge im Römischen Rechte zusammen (S. 24); aber die Alten kannten das Christenthum nicht, und gegen dies sticht dann natürlich unsere Negersclaverey noch viel

ärger ab (S. 53). Wer wird die Scheuslichkeiten des Negerhandels und der Negersclaverey vertheidigen, obwohl auch diese in den Schilderungen derer, welche alles weiß haben möchten und alles um so schwärzer schildern, übertrieben worden seyn mögen? Aber dennoch im Blicke auf Nordamerica gesteht der Verf. S. 59, daß er nicht vollständig Abolitionist zu seyn wage. Das ist die Critik des practischen Blickes gegen eine zu enge Theorie gerichtet. Unnatürlich ist allerdings die Sclaverey; aber was ist in unsern gesellschaftlichen Zuständen rein natürlich? Wenn in Nordamerica für die Beybehaltung, nicht für die Einführung der Sclaverey, entschuldigende Gründe sich beybringen lassen; sollte das nicht noch mit größerm Rechte für die Sclaverey bey den Alten geschehen können? Die Alten kannten das Christenthum nicht. Das ist schon ein Entschuldigungsgrund. Und doch hat das Christenthum nicht damit angefangen die Sclaverey abzuschaffen oder zu bestreiten. Weder das neue Testament, noch die Kirchenväter, welche oft wenig practisch sind, greifen sie an. Sie sind keinesweges, wie der Verf. (S. 53), davon überzeugt, daß man nur als Freyer die Seelenkräfte entwickeln könne, welche Gott verliehen hat; sie zweifeln nicht, daß auch der Sclave seine Bestimmung erreichen und das Höchste, was dem Menschen auf dieser Erde vergönnt ist, gewinnen könne. Ihnen stimmt Epiktet bey, ein Mann, der selbst alle Härte der Sclaverey erfahren und in ihr die Stärke seines Geistes groß gezogen hatte. Wird man immer wieder daran erinnern müssen, daß die menschliche Freyheit eine andere ist, als die rechtliche? Ich wiederhole es; das Christenthum hat die Sclaverey nicht unmittelbar aufgehoben; und doch haben alle kriegsmächtige

Völker Sclaven nur mit Ausnahme der christlichen. In demselben Sinne, in welchem man auch Streit und Krieg etwas Natürliches unter den Menschen nennt, oder fast in demselben Sinne muß auch wohl die Sclaverey etwas Natürliches unter den Menschen seyn. Sie weicht nur dem Gebote des Christenthums und auch diesem nur langsam, so wie dieses allmählich die alte Natur des Menschen umkehrt und aus dem natürlichen Menschen einen wiedergebornen macht. Aber kein Verständiger wird fordern, daß die harte Seele des natürlichen Menschen auf einmahl und überall in allen Stücken vor der menschenfreundlichen Gesinnung des Christenthums erweichen werde. Denkt euch Völker, welche in langjährigen Kriegen ihren Haß genährt haben, welche den Gedanken nicht fassen können, daß sie jemahls versöhnt und in Frieden neben einander leben könnten, welche zwar die Gleichheit der menschlichen Gestalt, aber nicht die Gleichheit der edelsten menschlichen Fähigkeiten unter einander anerkennen, unter solchen Völkern ist es natürlich, daß sie ihre Gefangenen entweder tödten, oder zu Sclaven machen. So stand es bey den Alten. Wenn Plato und Aristoteles den Thraciern den Verstand, den Asiaten den Muth, welcher zur Freyheit gehört, absprechen, so ist das nicht ihr Sophisma, sondern das Sophisma des natürlichen Menschen, wie er auf dem Ergebniß einer langen Erfahrung gestützt und die Nothwendigkeit seiner Lage, oder den Vortheil seines Volkes allein im Auge habend sich seine Politik überlegt. Von diesem Standpuncte aus kann man, glaube ich, die Sclaverey der Alten vollkommen vertheidigen. Sie ist unstreitig gegen noch rohere Zustände, wo man keinem Gefangenen das Leben schenkte, als ein Fortschritt zu

betrachten. Wo sie dagegen bey uns vorkommt, ist sie etwas ganz anderes. Da ist sie ein Rückschritt, zu dem wir durch keinerley Nothwendigkeit, sondern nur durch unsern Eigennutz gekommen sind. Wir haben das Christenthum; wir haben es gut genug verstanden um einzusehen, daß alle Völker, die gleiche Anlage zum Heile haben, oder vor Gott, d. h. ihrem Wesen nach, gleich sind. Da können wir uns nicht entschuldigen, wie die Heiden. Nur mit bösem Gewissen können wir Sclaven machen. Ob wir sie halten dürfen, wenn wir für sie nicht besser zu sorgen wissen, ist eine andere Frage. Uebrigens wollen wir nicht untersuchen: wie weit die ganze gerühmte Bildung der Griechen und Römer ohne Sclaverey möglich gewesen wäre. Gott kann auch das Unrecht zum Besten kehren. Auch soll nicht alle Sclaverey bey den Alten vertheidigt werden. Unstreitig setzte sich auch diesem Institute vieles an, was aus der Nothwendigkeit der ganzen Lage nicht abgeleitet werden kann, sondern als für sich wuchernde Ausartung zu betrachten ist. Aber die Sclaverey, welche aus der Kriegsgefangenschaft hervor ging, kann nicht schlechthin als Unrecht verdammt werden.

H. Ritter.

Königsberg.

Bey Gräfe und Unzer, 1839. E. Meyer Preußens Pflanzengattungen nach Familien geordnet. 1 Band in Octav von 278 Seiten.

Die Tendenz dieses Werkes ist mehr darauf gerichtet, die Gründlichkeit academischer Studien im Gebiete der Botanik zu befördern, als einen oft beleuchteten Stoff durch neue Ansicht umgestalten oder durch Entdeckungen bereichern zu

wollen. Mit Recht wird darüber geklagt, daß Viele sich begnügen, die Unterscheidung des Einzelnen aufzufassen, anstatt zuvörderst die gemeinsame Grundlage kennen zu lernen. Wie aber diese besonders auf der feinern Analyse von Blüte und Frucht beruht und mit der zartern Behandlung der Naturobjecte auch eine ernstere Beharrlichkeit in Anspruch nimmt, so fehlte es bisher an einer deutschen Schrift, welche durch ihre Einrichtung selbst und durch die Sparsamkeit des dargebotenen Stoffes unmittelbar einen solchen Gesichtskreiß eröffnete und zugleich für die Praxis dieses Standpunctes ein echtes und einfaches Hülfsmittel darböte. In wiefern der gelehrte Verfasser dieses Ziel durch eine genaue Characteristik der Familien und Gattungen preußischer Gewächse auf das Glücklichste erreicht habe, ist bereits von vielen Seiten mit lebhaftem Danke anerkannt. Wenn es unserer Empfehlung noch bedürfte, so würden wir mit dem Verfasser den Wunsch ausdrücken, daß diejenigen, die sein Buch gebrauchen wollen, es nicht bloß lesen, sondern die darin enthaltenen Thatsachen mit der Natur vergleichen mögen. Auf diesem Wege werden sie selbst erfahren, wie ein Studium, das bey mangelhafter Methode trocken erscheinen und ermüden kann, unter der Führung des Kenners eine anziehende und nicht minder lehrreiche Gestalt annimmt.

Den Anhängern der reinen Empirie kann es auffallen, daß gerade an der Spitze des Buches einige Sätze sich finden, welche aus der Sphäre der strengen Erfahrungswissenschaft heraus treten oder an die Ausdrucksweise der naturphilosophischen Schule erinnern. Man wird nicht umhin können, zu dergleichen idealen Anschauungen einen Theil der Gegensätze zwischen Pflanzen- und

Thierreich zu zählen, mit denen die Schrift beginnt. Wenn, um eine Vergleichung der Blume mit den Sinnesorganen des Thiers zu rechtfertigen, der Ausdruck edelstes Organ gebraucht ist, so wird man verleitet, eine tiefere Analogie statt dieser äußerlichen zu vermuthen. Wenn man die stätige Bildung neuer Organe bey der Pflanze dem frühen Abschlusse des thierischen Organismus gegenüber stellt, so verliert man leicht den wesentlichen Gesichtspunct aus den Augen, daß an dem Thiere nur deshalb keine neue Organe bemerklich werden, weil die verbrauchten durch Resorption meistentheils gleichzeitig verloren gehen. Oder wer zuerst den Satz hört, daß im lebendigen Organismus keine chemische Elementarstoffe vorhanden seyen (S. 2), denkt schwerlich, daß dies weiter nichts bedeute, als daß, wenn der Chemiker ihn analysiere, er nicht mehr lebendig sey. Die Bemerkung, daß solche Aussprüche, so geistreich sie seyn mögen, der Klarheit des allgemeinsten Standpunctes nachtheilig zu werden drohen, findet durchaus keine Anwendung auf den speciellen Theil dieser Schrift.

Als eigene Familien unterscheidet der Verf. die Methoniceen, wozu er Gagea, Erythronium und Gloriosa rechnet, welche sich von den Asphodeleen durch Beschaffenheit der Testa, von den Tulipeen durch kugeliche Samen und von beiden Gruppen durch eine angeschwollene Raphe unterscheiden sollen; ferner die Zostereen, wegen einer besondern Bildung des Pollens von Zostera; endlich die Adoxeen, welche jedoch noch unter den Polypetalen stehen, indem Adoxa außer weniger wesentlichen Merkmahlen wegen mehrerer Griffel nicht bey den Sambuceen bleiben könne.

Dr Grisebach.

Stuttgart.

Bey Imle und Liesching, 1839. Biblioteca Castellana publicada por A. Keller y C. Possart. Tomo I. El conde Lucanor, compuesto por D. Juan Manuel. 224 Seiten in Octav.

Eine Sammlung classischer Schriften aus der spanischen Literatur in correcten Abdrücken nach den besten Ausgaben zu liefern, ist die ausgesprochene Absicht der Herren Herausgeber.

Die Schwierigkeit, Originalausgaben zu erhalten, wird allerdings durch die unvermeidlich hohen Preise noch vergrößert; und in dieser Hinsicht ist das Unternehmen zu loben, aber jedoch nur als eine Buchhändlerspeculation zu betrachten, welche die eben erwähnten Hindernisse einigermaßen beseitigt. Das Gelingen einer solchen Berechnung ist natürlich mit dem augenblicklichen Bedürfniß in Deutschland eng verbunden, und nicht minder mit dem weit geringern im Auslande, da dieses durch die kunstfleißigen französischen Typographen seit dem Beginne der Freyheitskriege in den spanischen Niederlassungen, mit sehr schönen billigen Ausgaben versehen worden, und noch versehen wird. Deutsche Ausgaben spanischer Classiker müssen daher, wenn sie mit jenen den Wettkampf bestehen sollen — und in Hinsicht auf schönen Druck und billige Preise werden sie sicher zurück bleiben — andere, größere Vorzüge, fast unerläßliche Bedingungen bey neueren Ausgaben von älteren spanischen Werken, darbieten, nämlich: Erläuterungen in Bezug auf die veralteten Ausdrücke, die der Studierende und der deutsche Leser vergebens in den Wörterbüchern suchen wird, und wenigstens kurze bio-

graphische Nachrichten von den Autoren, so wie eine Liste ihrer Werke. Dieses ist um so nöthiger, als das Studium der spanischen Sprache in Deutschland jetzt sehr vernachlässigt wird, und das Lesen der älteren Schriftsteller so viel als möglich erleichtert und für Neulinge berechnet werden muß.

Betrachten wir nun das Unternehmen von dieser Seite, so müssen wir hauptsächlich bedauern, daß dem merkwürdigen Büchlein nicht einmahl einige Worte über den Verfasser desselben beygefügt sind.

Wir geben sie hier wie sie Sarmiento in seinen Memorias para la hist. de la Poesía, Madrid 1775, Ibarra, p. 306. 307 mittheilt, indem wir glauben den Lesern des Lucanor dadurch einen angenehmen Dienst zu erweisen, da auch diese Memorias selten geworden sind.

'Nach den zwey Dichterkönigen (Dionysius von Portugal und Alphons von Castilien) müssen wir auch einen erhabenen Fürsten nennen, D. Juan Manuel, welcher ein Dichter und ein geistreicher Herr war, geboren gegen das Jahr 1280, gestorben 1347. Er war der edle, rechtmäßige Enkel des heiligen Königs Ferdinand, gestorben 1252, weil er ein Sohn des Infanten Don Manuel war. Er hat viel in Prosa, und ziemlich viel in Versen geschrieben. Unter seinen Gedichten gibt es ein Liederbuch, welches, wie Argote de Molina sagt, mit seinen prosaischen Werken in dem Archive der Dominicaner zu Peñafiel, in deren Kirche er begraben ist, aufbewahrt wurde. Unter seinen prosaischen Schriften ist der Conde Lucanor, welchen wir schon mehrere Mahle angeführt haben, sehr berühmt. Das

Buch besteht aus 49 Geschichtchen oder Novellen, bestimmt zur Belehrung der Fürsten und Könige in Hinsicht auf Politik und Moral. Der so oft erwähnte A. de Molina hat es heraus gegeben. Er eröffnet dasselbe mit einer Darstellung der Genealogie, des Lebens, der Thaten und der Schriften des Verfassers, und gibt am Ende seine eigene kurze Abhandlung über die castilische Poesie; das Ganze bildet einen dünnen Quartband.'

Die Verlagshandlung hat für ein schönes Aeußere gesorgt. Mlfrd.

Nordhausen.

Von der urkundlichen Geschichte der Stadt Nordhausen bis zum Jahre 1250 von dem Herrn Conrector Dr Förstemann daselbst, welche bey ihrer Erscheinung 1827 St. 45. mit verdientem Lobe in diesen Blättern angezeigt wurde, haben wir zwar keine neue Auflage, aber Verbesserungen und Zusätze auf 48 Seiten zu derselben erhalten, welche von den fortgesetzten Studien des Verfassers rühmliche Beweise geben. Sie sind meist aus Urkunden geschöpft, und mehr oder weniger erheblich. Da sie den Besitzern der früheren Ausgabe nicht fehlen dürfen, glauben wir zum Besten dieser darauf aufmerksam machen zu müssen. Wir wünschen dem Verfasser Muße und Aufmunterung sein Werk, wenn auch in etwas abgekürzter Form, fortsetzen zu können.

Hn.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

80. Stück.
Den 16. May 1840.

Königsberg.

Bey den Gebrüdern Bornträger, 1838. Vergleichende Entwicklungsgeschichte des Kopfes der nackten Amphibien nebst den Bildungsgesetzen des Wirbelthier-Kopfes im Allgemeinen und seinen hauptsächlichsten Variationen durch die einzelnen Wirbelthier-Klassen. Von Dr C. B. Reichert. Mit zwey Kupfertafeln und einer Steindrucktafel.

Der Verfasser dieser Schrift ist schon aus seinen früheren Arbeiten über die von ihm so genannten Visceralbogen bekannt; seine Geschicklichkeit und Erfolge in der Zerlegung der zartesten Embryonen haben die gebührende Anerkennung gefunden. Weniger haben die Embryologen auf die eigenthümlichen Ansichten eingehen können, welche Dr Reichert auf seine Untersuchungen bauen will. Aehnlich wird man auch wohl bey dem hier vorliegenden Werke sich der Untersuchungen des Verfassers sehr zu erfreuen haben, wenn sich auch gegen das Allgemeinere, was das-

aus gefolgert werden soll, nicht geringe Bedenklichkeiten erheben. Besonders wegen mehrerer problematischer Behauptungen und Folgerungen, welche der Verf. theils schon früher ausgesprochen hat und hier nur wiederholt, theils auch hier neu aufstellt, schien es dem Ref. passend, eine Anzeige dieses Werkes mit einer andern zusammen zu stellen, welche ein Buch betrifft, mit dem Rathke kürzlich einen kostbaren Beytrag zur Entwickelungsgeschichte der Wirbelthiere gegeben hat. In diesem Buche ist öfters Rücksicht auf Reichert's Ansichten genommen und manche derselben widerlegt. In Bezug auf Mehreres darf ich daher auf diese Anzeige verweisen (1839. St. 21.). Einen Hauptzug der Reichert'schen Ansichten müssen wir aber hier sogleich untersuchen, weil die Eintheilung der Wirbelthiere in zwey große Abtheilungen, welche Hauptgegenstand der Reichert'schen Arbeit ist, zum Theil darauf beruht und Rathke zwar in den Angaben über die anatomischen Verhältnisse, worauf jene Ansicht Reichert's sich stützt, von demselben ganz abweicht, ohne aber eine solche Differenz zu erwähnen.

Reichert beschreibt bey den höheren Wirbelthieren: Säugethieren, Vögeln und Amphibien (mit Ausschluß der Batrachier), den ersten Visceralbogen durchaus immer so, daß derselbe seine eigentliche, ursprüngliche Insertion an den Schädel durch das Gaumen- und Flügelbein hat. Von dieser Insertion aus geht die Richtung (man denke sich eine Profilansicht) parallel mit der Schädelbasis rückwärts. Das hintere Ende dieses Theiles bildet das Quadratbein. Der rückwärts laufende Theil selbst, zwischen Quadratbein und Insertion ist Gaumen- und Flügelbein. Vom

Quadratbeine aus nimmt der Bogen aber eine andere Richtung, nämlich nach unten, parallel den übrigen Visceralbogen. Diese Ansicht hat Rathke nicht verstanden (was freylich nicht Rathke allein begegnet ist, und zum großen Theil auf Rechnung von Reichert's nicht sehr zu empfehlende Darstellungsweise kommt) und glaubt daher (S. 78 seines Werks) mit Reichert überein zu stimmen, wo er ganz von ihm abweicht. Nach ihm geht von der Basis des ersten Visceralbogens, welche er an das obere Ende des den übrigen Visceralbögen parallelen Stückes setzt, ein Fortsatz nach vorn, sein Oberkieferfortsatz. In diesem entwickeln sich Gaumen- und Flügelbein und Oberkiefer. Nach Reichert geht von derselben Stelle (welche ihm aber nicht die ursprüngliche Anheftungsstelle des ersten Visceralbogens ist, sondern nur die Stelle, wo derselbe die mit der Schädelbasis parallele Richtung verläßt) ein Oberkieferfortsatz nach vorn. In diesem entsteht aber nur der Oberkiefer, nicht das Gaumen- und Flügelbein, welche vielmehr integrierende Theile des Visceralbogens sind, wie schon gesagt worden.

Diese schon an sich höchst auffallende Ansicht wird es nun noch mehr durch die Vergleichung, welche Reichert in dem vorliegenden Buche anstellt, zwischen den bezeichneten höheren Wirbelthieren und den niederen: den geschwänzten Batrachiern (die Anuren nehmen eine eigenthümliche Mittelstellung ein) und den Fischen. Bey diesen soll nämlich die ursprüngliche Insertion des ersten Visceralbogens wirklich an der Stelle seyn, wo sie bey den anderen erst durch spätere, secundäre Verknüpfung des Quadratbeines mit dem Schädel erreicht wird. Daher fällt bey ihnen das

Gaumen- und Flügelbein weg. — Es genüge die Ansicht von Reichert dargelegt zu haben. Die Wahrscheinlichkeitsgründe dagegen ergeben sich zu sehr von selbst, als daß der Ref. sie auszuführen nöthig hätte. Möge bald ein so ausgezeichneter Untersucher wie Rathke oder Reichert selbst die Sache noch ein Mahl durch Beobachtung prüfen. Ein Wunsch, der ohne Zweifel so weit als möglich schon erfüllt seyn würde, wenn nicht Rathke gerade hier den Reichert misverstanden hätte. — Das eigenthümliche Verhältniß der Frösche besteht nun darin, daß zwar auch bey ihhen, wie bey allen niedriger stehenden Wirbelthieren, der erste Visceralbogen von seiner Insertionsstelle an parallel mit dem zweyten läuft, während die Insertionsstelle, nach Reichert's Derstellung zu schließen, da ist, wo sie bey der höhern Wirbelthierabtheilung sich befindet. Denn es entsteht bey den Anuren nun das Gaumen- und Flügelbein, indem das Quadratbein von seiner Stelle aus rückwärts geschoben wird bis es die Stelle erreicht, an welcher es bey allen Thieren liegt. Bey diesem Processe nämlich gibt der Visceralbogen doch seine Insertion nicht auf, sondern zwischen derselben und dem zurück rückenden Quadratbeine zieht sich eine Masse aus, welche jene beiden Knochen in sich entwickelt. — Dieser Proceß muß jedenfalls noch durch weitere Beobachtungen bestätigt werden.

Ueberhaupt müssen wir nun bemerken, daß der Satz, welcher den Bestrebungen Reichert's so zu sagen zum Grunde liegt: daß die Entwickelungsgeschichte die letzte Instanz ist für die Entscheidung von Fragen aus der systematischen Anatomie, — daß dieser Satz von uns für un-

bedingt wahr gern anerkannt wird (und wer könnte anstehen das zuzugeben), daß wir aber doch mehr Vorsicht verlangen müssen in den Schlüssen, welche aus den Erfahrungen der Entwickelungsgeschichte gemacht werden, wenn diese Erfahrungen selbst zweifelhaft oder zweydeutig sind. Das müssen aber nothwendig viele Erfahrungen seyn, wo die Untersuchungen so außerordentlich schwierig sind. Die Unterscheidung, welche Reichert zwischen den Kiemenbogen und Visceralbogen vorzüglich nach dem Verhalten der Blutgefäße macht, ist, so viel Ref. weiß, von keinem namhaften Embryologen anerkannt: weil das Verhalten der Blutgefäße von keinem Andern so beobachtet worden ist, wie Reichert es zu sehen glaubte (Vergl. die Anzeige von Rathke's Buche). Gleichwohl gründet Reichert in diesem Buche auf die Zahl der Visceralbogen, bey deren Bestimmung diese Ansicht als anerkannt voraus gesetzt wird, einen andern Hauptunterschied zwischen seinen beiden Wirbelthierabtheilungen. Der dritte Visceralbogen ist bey der höhern Abtheilung zu einer Zeit vollständig, wie die beiden übrigen, vorhanden, bey der niedern nicht. Er zeigt sich bey den Batrachiern erst als ein seitlich vorspringender Theil des Kiemenbogenträgers und stellt später das hintere Zungenbeinhorn vor, bey den Fischen bilden sich in ihm die ossa pharyngea. Reichert sucht auch den Beweis zu liefern, daß jene hinteren Zungenbeinhörner der Amphibien nicht etwa aus Kiemenbögen entstehen, wie Dugés und v. Sieboldt angeben. — Wollte man auf Reichert's Vorstellungsweise in soweit eingehen, als er zwischen Visceralbogen und Kiemenbogen unterscheidet, so wird man doch kaum zugeben können, daß die Schlundknochen der Fi-

sche durchweg als ein rudimentärer Zustand eines Visceralbogens angesehen werden. Der Unterschied läge vielleicht in der dahinter fehlenden Spalte mehr als in dem mangelhaften Zustande des Organs. Jedenfalls aber ist dieser Unterschied seiner beiden Wirbelthierabtheilungen zweifelhaft, da wir die Reichert'sche Bestimmung der Visceralbogen überhaupt nicht anerkennen.

Als einen andern Character der höhern Wirbelthierabtheilung, neben der Form des ersten Visceralbogens und dem Vorhandenseyn eines dritten, betrachtet Reichert den Winkel, welchen der Schädel und besonders das Gehirn derselben an der Stelle der Vierhügel bildet, so wie auch die bekannte Nackenbiegung. Da jedoch diese Biegungen von den Säugethieren an durch die Reihe der Wirbelthiere bis zu denjenigen, welchen sie gänzlich fehlen sollen, beständig schwächer werden, so kann man das gänzliche Fehlen derselben wohl nur dann für wichtig genug zu einer so bedeutenden Abtheilung halten, wenn es neben den anderen Verschiedenheiten besteht, welche wir so eben in Frage gestellt haben. Die Verschiedenheit in der Gehirnbildung (Reichert glaubt bey allen höhern Wirbelthieren vor den drey Hauptabtheilungen des Gehirns noch eine vierte gesehen zu haben) erklärt Rathke für einen Irrthum, und auch über diese würden also neue Nachforschungen zu wünschen seyn.

Gehen wir nun zu einer kurzen Angabe des Materials über, was der Verf. in dieser Schrift beygebracht hat, um seine Ansichten zu begründen. Im ersten Theile ist die Entwickelung der ungeschwänzten und geschwänzten Batrachier hauptsächlich zwar in Bezug auf das Kopfskelet behan-

delt und verglichen. Doch ist auch mehreres Andere mit in die Untersuchung eingegangen. — Im zweyten Theile, wo sich vieles wiederholt was schon im ersten Theile oder in den früheren Arbeiten des Verfs gesagt ist, wird das Resultat seiner verschiedenen Untersuchungen über höhere und niedere Wirbelthierclassen zur Gewinnung der allgemeineren Ansichten zusammen gestellt.

Bey der Untersuchung der Froschembryonen hat der Verf. immer die Theile so viel als möglich von der schwarzen Haut zu befreyen gesucht. Warum er ihr den besondern Namen Umhüllungshaut gibt, weiß Ref. nicht. Sie ist die Haut des Embryo, nichts anderes. Daß der hörnerne Schnabel, wie der Verf. selbst fand, ein Theil von ihr ist, würde dies allein schon beweisen. — Zu den Eigenthümlichkeiten der Skeletbildung bey den Fröschen gehört es, daß ihnen Reichert's seitlicher Stirnfortsatz fehle, in welchem sich bey höheren Thieren das Thränenbein entwickelt. Bey den Tritonen tritt er noch ein Mahl wieder auf um bey den Fischen ganz zu verschwinden. Statt dieser seitlich von den vordern Enden der Stirnbeine weggefallenen Stücke besitzen die Frösche ein Schaltstück zwischen den Stirn- und Nasenbeinen, welches durchaus nicht ein Stück des ethmoideum, sondern ein ganz unbestimmbares Schaltstück ist. Das ethmoideum fehlt überhaupt, d. h. die Ausbreitung der Riechhaut schützt sich nicht durch selbständige Skelettheile. — Bey den Fröschen bildet sich kein eigentlicher unterer Zwischenkiefer, d. h. der ursprüngliche Skelettheil des Visceralbogens bekommt keine Belegungsmasse, wie sie sich an dem Meckelschen Knorpel zur Bildung des Unterkiefers anlegt, sondern das

Schlußstück der Meckelschen Knorpel geht hier unmittelbar in einen knöchernen Zustand über. — Sehr wichtig tritt in diesen Untersuchungen die Nothwendigkeit hervor, genau zu beachten, welche Skelettheile etwa von der Schleimhaut oder äußern Haut gebildet, sich doch fest mit dem Wirbelskelet verbunden haben können. Bey den Fröschen findet dieses Princip seine Anwendung, indem das so genannte sphenoideum basilare, welches einen bedeutenden Theil der knöchernen Schädelbasis bildet, nur mit derselben verschmolzen und eigentlich ein Product des Schleimblattes seyn soll. Bey den Tritonen sollen die so genannten ossa palatina und pterygoidea (welche letztere der Function nach Cuvier's Jochbein, Hallmann's Quadratjochbein entsprechen) die Ueberbleibsel einer früher ausgebreiteten Bildung von festen Theilen in der Schleimhaut seyn. Am wichtigsten wird aber die Anwendung dieser Trennung bey den Fischen. Reichert untersucht den Hechtskopf und findet, daß die Stirn- und Scheitelbeine und der Infraorbitalring sämmtlich nur an das Skelett angelegt sind. Die Anwendung auf die Knorpelfische könnte nach des Verfassers Vermuthung, die er aber nicht hinreichend Gelegenheit hatte durch Untersuchung zu bestätigen, ebenfalls bedeutend werden.

Das Paukenbein ist der Belegknochen des Quadratbeins, wie der Unterkiefer für den Meckelschen Knorpel. Paukenbein und Quadratbein unterstützen sich auf verschiedene Weise in ihren Functionen. — Paukenbein und Unterkiefer sind zusammen vielleicht als ein solcher Gürtel zu betrachten wie der Brust- und Beckengürtel. An diesem findet in der Thierreihe einzig bey den

Tritonen, in der Gestalt der bekannten Haftfäden, eine Extremitätenbildung statt. Auch hier ist sie indeß vergänglich.

Die Eintheilung der Oberkiefermasse in Oberkiefer, Jochbein und Quadratjochbein ist nach Reichert etwas sehr Unwichtiges. — Ueber die Entstehung der tuba Eust., wo sich dieselbe bey Anuren findet, ist der Verf. unsicher. Er hält es selbst für möglich, daß dieselbe aus der zweyten Visceralspalte sich bilde.

Außer den so eben schon gelegentlich über die Tritonen mit gegebenen Bemerkungen machen wir auf die Deutung der seitlichen Fortsätze des ersten Schädelwirbels aufmerksam, welche, herab steigend, an der Begrenzung der Nasen- und Mundhöhle Antheil nehmen. Die Bezeichnung derselben als vomer, voméropalatin wird durchaus verworfen.

Der zweyte Theil enthält außer vielen Wiederholungen einen Versuch einer Darstellung der Modificationen, welche der Schädel, der Kopfvisceraltheil und das Gesicht gleichzeitig mit den verschiedenen Ausbildungsgraden der höheren Sinnesorgane durch die Reihe der Wirbelthiere erleidet, und wie sich diese Modificationen in den verschiedenen genannten Theilen einander begleiten. Das Gesicht ist 'der durch paarige Fortsätze und die verlängerte Schädelbasis (Gesichtsbasis) constituierte Verbindungstheil beider Röhren des Wirbelsystems, ursprünglich nur zur Formierung der Nasenhöhle'.

Als die paarigen Theile, welche vom Visceraltheile ausgehen, hat man die Oberkiefermasse zu betrachten. Vom Schädel gehen die Nasen-

und Thränenbeine und die auf die Gesichtsbasis sich stützenden Zwischenkiefer aus. Die Gesichtsbasis wird bey den Säugethieren nach hinten durch den vomer vermehrt.

Diese Theile nun, welche bey den höheren Wirbelthieren zugleich sich zur Mundbildung mit herleihen, werden in der absteigenden Reihe immer mehr darauf beschränkt, die Nasenhöhle zu beschützen und die Schädelbasis ist zuletzt die einzige obere Decke der Kopfvisceralhöhle. Endlich tritt die Bedeutung des Gesichtes auch für die Nasenbildung mehr zurück, indem die Ausbreitung der Riechhaut durch entwickelte eigenthümliche Bildungen fester Theile, Nasenkapseln, Nasenröhren hinreichend geschützt wird. Bey den Myxinoiden ist endlich keine Spur mehr vorhanden.

Daß eine Darstellung dieser Art von großem Interesse ist, wird unzweifelbar seyn, auch wenn die Folgezeit manches anders stellen wird, als der Verfasser bis jetzt gethan. Die Entwickelungsgeschichte wird die Richterin seyn über die Auslegung der Theile, deren Metamorphose hier dargestellt wird, aber theils ist diese Geschichte selbst noch nicht hinreichend erforscht, um den Resultaten des Verfassers hinreichende Zuverlässigkeit zu geben, theils wird man die festgestellten Resultate an einer weit größern Menge von Material aus der vergleichenden Anatomie zu prüfen haben, als bis jetzt geschehen konnte, ehe man über den relativen und absoluten Werth dessen, was der Verf. hier unternommen hat, ein Endurtheil fällen kann.

Manches Einzelne, Berücksichtigenswerthe enthält der zweyte Theil noch, was aber zu wenig

sich unter allgemeine Gesichtspuncte bringen läßt, um hier angeführt werden zu können.

Die Darstellungsweise betreffend, haben wir schon zu Anfang bemerklich gemacht, daß sie wohl häufig klarer seyn dürfte. Man hat die häufigen Wiederholungen des zweyten Theiles fast nöthig, um sich zu überzeugen, daß man den Verfasser recht verstanden.

Wie in der ältern Arbeit über die Visceralbogen hat der Verfasser auch hier seine Abbildungen im Texte nicht im Einzelnen angeführt, sondern eine ausführliche Erläuterung derselben beygefügt. Für die Darstellung ist das gewiß eine Erleichterung, für den Leser aber zeitraubend.

Wir schließen diese Anzeige mit der Hoffnung, daß des Verfassers Talente der weitern Begründung und theilweisen Berichtigung dessen, was er bis jetzt gegeben, nicht fehlen werden.

Dr Bergmann.

Breslau.

Ex officina typogr. Barthiana. MDCCCXL. Viro illustrissimo, Carolo Alberto Christophoro Henrico libero baroni de Kamptz, august. et potent. Regis Borussiae in rebus ad jus pertinentibus ministro supremo, etc. etc. solemnia semisaecularia muneris sui publici die XXIV mensis Martii MDCCCXL rite celebranda congratulatur Academia Caesar. Leopoldino - Carolina naturae curiosorum interprete Ernesto Friderico de Glocker, Academiae socio etc. etc. Inest de Graphite Moravico et de phaenomenis quibusdam, originem Graphitae il-

lustrantibus commentatio. Cum tabulis duabus. 28 Seiten in Quart.

Je seltener die Erscheinung sich darbietet, daß Männer, deren Beruf das Studium und die Anwendung der Rechtswissenschaft ist, zugleich der Naturforschung zugethan sind, und in dieser ihre Erholung suchen, um so erfreulicher ist es, wenn sie so wie bey dem durch obige Schrift gefeyerten Jubelgreise sich zeigt. Einen schönen Ausdruck der Freude darüber enthält die Zueignung, welche mit folgenden Worten schließt: 'Praeclarum igitur Tuum exemplum Isidem cum Themide arctissimo vinculo conjunxit, qua conjunctione antiquius nihil et excelsius cogitari potest nihilque magis fructuosum. Quanta enim inde in salutem hominum redundarent commoda, si ad legum rerumpublicarum peritiam saepius accederet legum naturae cognitio, et si cum religioso recti justique sensu castissimus rerum naturae amor conjungeretur apud omnes, qui ferendarum et colendarum legum curam susceperunt!' Auch der wissenschaftliche Inhalt vorliegender Abhandlung hat einen würdigen Beytrag zur Feyer des Dienstjubiläums des Königl. Preußischen Justizministers geliefert, und ist ein bleibendes Denkmahl jenes seltenen Freundschaftsbundes der Themis und Isis.

Der Graphit, von dessen Vorkommen in Mähren diese Gelegenheitsschrift handelt, gehört immer noch zu den in mancher Hinsicht räthselhaften Mineralkörpern, daher jede neue Beobachtung über seine Natur besonders schätzbar ist. Dazu kommt, daß die technische Benutzung jenes Körpers sich in neuerer Zeit sehr erweitert

hat, daher die Nachfrage nach demselben im Handel gegenwärtig bedeutend ist. Durch die hier dargebotenen Mittheilungen erfahren wir, daß der Graphit in den Mährenschen Gebirgen auf eine merkwürdige Weise verbreitet ist, und daß die Art seines dortigen Vorkommens große Manigfaltigkeit zeigt, wiewohl doch auch eine gewisse Gesetzmäßigkeit darin nicht zu verkennen. Diese nachzuweisen, um dadurch wo möglich über die Entstehungsweise jenes Minerals Aufschlüsse zu erhalten, ist der Hauptzweck dieser lehrreichen Arbeit. Der Graphit findet sich in Mähren so wohl krystallinisch als auch amorph, ist besonders den Formationen des Gneuses und Glimmerschiefers, nebst dem krystallinisch-körnigen Kalke und Dolomite eigen, und erscheint bald in geneigten Lagern, bald in verticalen Gängen, bald in unregelmäßigen Massen. Er bekleidet außerdem nicht selten die Schichtungsflächen, oder färbt auch nur die Gesteine. Es wird von dem Verfasser besonders hervor gehoben, daß der Graphit häufigst den krystallinisch-körnigen Kalkstein und den Dolomit begleitet, und daß der Kalkstein, so wie die darin eingewachsenen Fossilien, namentlich der Grammatit, durch Graphit gefärbt erscheinen, welche Wahrnehmungen sich auch in anderen Gegenden, z. B. in den Pyrenäen, im südlichen Spanien, in Tyrol bestätigen. Es findet nach dem Verfasser ein Zusammenhang zwischen dem Vorkommen des Graphites im Kalkstein und einer schiefrigen Absonderung dieses sonst massigen Gesteins statt. Dies erinnert an den von dem Referenten beobachteten Einfluß der Eindringung von Graphit in den Sandstein von Gestellen in Eisenhohöfen, wodurch die ursprünglich feste Masse desselben in dünne, leicht von

einander zu lösende Lagen umgewandelt worden (Vergl. diese Anzeigen vom J. 1837. S. 84). Wo die Lager des krystallinisch-körnigen Kalksteins leer von Graphit sind, da findet sich dieser oft in den angrenzenden oder benachbarten kieseligen Gesteinen, zumahl im Glimmerschiefer und Gneuse; so wie der Graphit an den Stellen, wo er in dem Kalksteine vorhanden ist, fast immer auch in dem angrenzenden Gneuse und Glimmerschiefer, und zwar um so mehr sich findet, je näher die Lagen dieser Gebirgsarten dem Graphit führenden Kalksteine sind. Aus diesen Erscheinungen glaubt der Verfasser schließen zu dürfen, daß zwischen dem Graphite und dem krystallinisch-körnigen Kalksteine ein gewisser genetischer Zusammenhang statt findet. Die krystallinischen Schiefergesteine zeigen sich durch den beygemengten Graphit auf verschiedene Weise verändert und gefärbt. Die Bemerkung des Verfassers, daß der Graphit oft in das Gemenge der krystallinischen Schiefer des so genannten primären Gebirges und des nahe verwandten Thonschiefers eingehet, wird auch durch Beobachtungen in anderen Gebirgen bestätigt. So finden sich u. a. in den Pyrenäen bedeutende Massen eines gewöhnlich wellenförmigen oder stark gefalteten Thonschiefers, der ganz und gar von Graphit durchdrungen ist. Besondere Beachtung verdient die Wahrnehmung des Verfassers, daß die Lager, Gänge und einzelnen unregelmäßigen Massen des Graphites im Allgemeinen nur in den oberen Theilen der Gebirgslager vorzukommen pflegen. Daß das Gebirgsgestein, zumahl Gneus und Glimmerschiefer, in der Nähe der Lager und Gänge des Graphites gewöhnlich in einem mehr und weniger veränderten und aufgelösten Zustan-

de sich befindet, zeigt sich auch in anderen Gegenden; so wie für die Annahme des Verfassers, daß diese Zerstörung oftmahls mit der Zersetzung von Schwefelkies und der Bildung von Eisenoxydhydrat im Zusammenhange stehe, sich auch sonst wo Belege finden.

Eine Fortsetzung dieser anziehenden Forschungen ist gewiß sehr erwünscht; so wie man sich von der umfassenden Oryktographie von Mähren, welche der um die Mineralogie vielfach verdiente Verfasser heraus zu geben beabsichtigt, reiche Ausbeute für die Wissenschaft wird versprechen dürfen.

Dresden und Leipzig.

Bey Arnold, 1839. Ueber Thierfährten im bunten Sandsteine bey Poelzig im Altenburgischen. Sendschreiben an die naturforschende Gesellschaft des Osterlandes in Altenburg von Dr Bernhard Cotta. 8 Seiten nebst 2 lithographierten Tafeln in 8.

Die fossilen Ueberreste von Thierfährten an den Schichtflächen einiger mittleren Flötzformationen haben neuerlich durch zwey schlagende Beyspiele im bunten Sandstein bey Hildburghausen und im rothen Sandsteine am Konektikutflusse die Aufmerksamkeit der Geologen in hohem Grade auf sich gezogen, und auch den älteren Beobachtungen von Schildkrötenfährten im New-red-sandstone von Dumfriesshire mehr Anerkennung verschafft. Es wurde von vielen Geologen aus diesen Fährten der Schluß gezogen, daß schon in der Periode der Ablagerung des bunten Sandsteines Vögel und Säugethiere existiert haben,

von denen man außerdem in und unter der Kreide noch keine fossilen Ueberreste beobachtet hatte, mit alleiniger Ausnahme der zweifelhaften Kinnladen von Didelphis in den oolithischen Schiefern von Stonesfield, welche nach Blainville und Agassis viel wahrscheinlicher einem dem Basilosaurus ähnlichen Thiere angehören. Referent vermochte auch nicht in den Hildburghäuser Fährten Spuren vorweltlicher Säugethiere zu erkennen, sondern betrachtete dieselben vielmehr als einem Amphibion angehörend (Götting. gel. Anz. 1835. St. 52.), und kann solches gegenwärtig um so mehr, als er durch die Güte seines Freundes Kaup Abdrücke von Fährten eines crocodilartigen Thieres aus derselben Formation erhalten hat. Herr Dr Cotta liefert in dem vorliegenden Schriftchen Abbildungen nebst kurzer Beschreibung von Fährten auf den unteren Schichtflächen des bunten Sandsteins bey Pölzig, welche aber so unregelmäßig stehen und von so eigenthümlicher halbmondförmiger Gestalt sind, daß weder aus dieser, noch aus ihrer relativen Stellung auf die Beschaffenheit eines Thiers zu schließen seyn möchte, welchem sie angehört haben. Vielleicht, daß sich demnächst Platten finden lassen, auf denen die Abdrücke regelmäßig und einer bestimmten Bewegungsart des Thieres entsprechend stehen, wie es bey den Hildburghäusern der Fall ist, bis wohin eine Deutung der vom Herrn Verfasser mitgetheilten Fährten wohl unmöglich seyn dürfte.

Berthold.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

81. Stück.

Den 18. May 1840.

Bonn.

Bey T. Habicht: Centralmuseum rheinländischer Inschriften von Dr Laurenz Lersch. I. Cöln. 1839. 72 Seiten mit zwey Lithographien. II. Bonn. 1840. 72 Seiten mit vier Lithographien.

Endlich einmahl wird den für die Kunde der deutschen Urzeit so wichtigen römischen Inschriften der Rheinlande eine ihrer Wichtigkeit angemessene Behandlung zu Theil. Wie manche lehrreiche Inschrift ist nicht im Laufe der Zeit verwittert, ohne daß eine getreue Copie davon dem Alterthumsforscher übrig geblieben ist, und wie manche noch jetzt erhaltene Inschrift ist nicht durch falsche Abschriften entstellt worden, und dient dadurch, statt Licht zu verbreiten, nur dazu, den Historiker irre zu führen auf einer Bahn, die ohnehin nur durch einzelne schwache Strahlen der Finsterniß ganz entrissen wird. Herr Dr Lersch beabsichtigt in dem vorliegenden Centralmuseum, alle in den Rheinlanden noch vorhandenen Inschriften in getreuen Abschriften zusammen zu

stellen und sie durch eine sorgfältige Erklärung auch dem größeren Publicum zugänglich zu machen. Obgleich nun dadurch auf der einen Seite allen den Inschriften, welche zwar in den Rheinlanden gefunden, in dem Laufe der Zeit aber entweder in andere Länder zerstreut oder gar verwittert sind, der in einem Centralmuseum rheinländischer Inschriften ihnen gebührende Platz fürs Erste wenigstens entzogen wird, so kann man doch das Verfahren des Verfs nur billigen, da nur bey der ausschließlichen Aufnahme noch vorhandener Inschriften für die Echtheit derselben und die Treue der Abschriften, so wohl im Ganzen, als im Einzelnen, eingestanden werden kann. Vielleicht entschließt sich der Verf. auch, nach Beendigung des durch die vorliegenden beiden Hefte so schön begonnenen Unternehmens, die aus dem Rheinlande jetzt verschwundenen, dessen ungeachtet aber ihm ursprünglich angehörigen Inschriften in einem zweyten Bande des Centralmuseums zusammen zu stellen.

Der Verf. liefert in dem ersten Hefte des Centralmuseums hundert zu Cöln, namentlich in dem Walrafianum aufbewahrte und größtentheils dort oder doch in der Umgegend gefundene Inschriften, in dem zweyten die Inschriften des königl. Museums der rheinisch-westphälischen Alterthümer zu Bonn, nebst einer nicht unbedeutenden Reihe von Inschriften, welche in den Ortschaften der Umgebung theils in den Händen von Privatpersonen sich befinden, theils aber auch unter freyem Himmel der Verwitterung preis gegeben sind (im Ganzen 77 Nummern, worunter etwa 10 unedierte). Alle diese Inschriften sind durch den Druck mit der größten Treue wiedergegeben und Lücken, Buchstabenverschlingungen, abweichende Formen einzelner Buchstaben rc. auf

das sorgfältigste nachgeahmt. Die Erklärung der Inschriften erstreckt sich nicht bloß auf das, was einem Laien im Fache der Epigraphik und Alterthumskunde interessant oder zu wissen nöthig ist, sondern sie überrascht auch häufig den Mann vom Fache durch lehrreiche Andeutungen und scharfsinnige Combinationen. Es würde zu weit führen, wenn wir hier durch Anführung von Einzelnheiten dieses Urtheil bestätigen wollten; um aber zu zeigen, daß eine genaue Prüfung des Ganzen den Ref. dazu berechtigt, mögen hier die wenigen Puncte des zweyten Heftes nicht unberührt bleiben, in denen Ref. dem Verf. nicht geradezu beystimmen kann.

Die erste Inschrift des zweyten Heftes ist das berühmte Cenotaphium des M. Caelius, eines Opfers der Varusschlacht (Muratori thes. inscr. 2030; Dorow Denkm. Taf. XXI.; Malvas. Marm. Felsin. p. 336). Der Verf. liest den Vornamen desselben Manius, obgleich drey Mahl ein bloßes M steht. Offenbar hat der Vorname der beiden Freygelassenen M' CAELIVS M. L. PRIVATVS und M' CAELIVS M. L. THIAMINVS ihn dazu veranlaßt; allein es scheint ganz unnöthig das M (Marcus) des Patronus nach den Vornamen der Liberti (M'.) Manius zu lesen, da es durchaus nicht an Beyspielen fehlt, daß die Freygelassenen bey ihrer Freylassung andere Vornamen erhielten, als ihre Patroni hatten. Ich erwähne, um dies zu erweisen, hier nur der durch Cicero's Briefwechsel mit Atticus (IV, 15.) bekannt gewordenen Freygelassenen des T. Pomponius Atticus, der nach der Adoption durch seinen Onkel Q. Cäcilius Pomponianus Atticus hieß; einer seiner Freygelassenen hieß (nach dem früheren Vornamen des Atticus) T. Cäcilius Eutychides, ein anderer

(nach Cicero's Vornamen) M. Pomponius Dionysius. Auf ähnliche Weise erklären sich auch die Vornamen und Namen der neuen Bürger, welche von den Namen derjenigen abweichen, denen sie das Bürgerrecht zu verdanken hatten; L. Cornelius Balbus z. B., den Pompejus zum Bürger gemacht hatte, erhielt nach L. Cornelius Lentulus, auf dessen Bitten es geschehen war, Vornamen und Namen; andere Beyspiele sind bey Fabretti p. 438. — In derselben Inschrift will der Verf. die Lücke vor LEG. XIIX, welche ohne Zweifel die Angabe der von M. Cälius bekleideten militärischen Würde enthielt, durch LTO ergänzen und dies Legato lesen. Ich muß gestehen, daß ich das O, das nach dem Verf. noch ganz deutlich seyn soll, nicht erklären kann; der Abbreviatur LTO aber, die dem Stile der alten Epigraphik durchaus nicht angemessen ist, ziehe ich jede andere Deutung desselben vor, auch möchte der Stab (Corporalstock) des Cälius eher auf einen Centurio, als auf einen Legaten schließen lassen.

Die zweyte Inschrift des zweyten Heftes ist die früher zu Hersel eingemauerte, durch Harzheim und Brewer bekannt gewordene Inschrift. Der Anfang derselben ist absichtlich vertilgt; von dem Titel des in demselben Genannten ist nur noch der Schluß MANIAE INFER und in der vorher gehenden Zeile ein O und ein A vorhanden; der Verf. ergänzt, freylich nur mit einem Fragezeichen, procuratori provinciae Germaniae inferioris. Der Schluß der Inschrift: PRAESIDI SANCTISSIMO zeigt deutlich, daß die Inschrift dem Legatus Augusti propraetore provinciae Germaniae inf. gesetzt ist; der Verf. selbst führt S. 6 eine ganz ähnliche Mainzer Inschrift an, die dies außer Zweifel setzt.

Vielleicht ist LEG. AVG. PR]O[PR. PR]A[ES etc. zu ergänzen.

№ 16. lautet: MERCVRIO M. C. P. V. S. L. M. Der Verf. liest: Mercurio Marcus Caius (?) Primus votum solvit lubens merito. Eben so deutet er den Schluß der Inschrift 32: EX VISV T. C. L. F. durch: Titi Caii, Lucii filii. — Cajus oder Gajus ist nur Vorname; daß es auch als nomen gebraucht sey, ist nicht bekannt; der Verf. selbst erklärt aus diesem Grunde (Heft I. S. 53) die Cölner Inschrift № 54., worin ein L. CAIVS vorkommt, für falsch. Gesetzt aber, Cajus sollte ein nomen seyn, so müßte es dennoch vollständig geschrieben werden, eben so, wie das nomen TIBERIUS in № 27. und in der Grabschrift zu Antiochia in Pisidien (O. F. Richter's Inschr. herausgeg. von Francke S. 206) nicht abgekürzt, sondern mit allen Buchstaben geschrieben ist. Man ziehe darum ja das Geständniß, die vielleicht absichtlich gewählten Chiffern seyen nicht zu erklären, einer falschen Interpretation vor. — Höchst merkwürdig ist die Inschrift des Godesberger Brunnens (№ 18.), in deren Erklärung der Verf. von seinen Vorgängern bedeutend abweicht. Der Schluß der Inschrift lautet:

Q. VENIDIVS RVF
MARIV . . MAXII
L. CALVINIANV
LEG. LEG. I. M. I
LEG. AVG. PR . . . .
PROVINC. GIII.

Dies liest der Verf.: Quintus Venidius Rufus, Marius Maximus, Lucius Calvinianus, legatus legionis primae Minerviae piae (felicis), legatus Augusti; praeses (?) provinciae Germaniae inferioris (dedicaverunt). Er nimmt

also an, daß drey Männer den Stein gesetzt hätten, deren Einer, doch wohl Q. Venidius Rufus, Legat der Legio I. Minervia, der Zweyte, also Marius Maximus, Legatus Augusti und der Dritte endlich Praes. provinciae Germ. inf. gewesen wäre. Ich glaube jene Worte weit einfacher zu erklären, wenn ich lese: Quintus Venidius Rufus Marius Maximus Lucius Calvinianus, legatus legionis primae Minerviae piae fidelis, legatus Augusti praeses provinciae Germaniae inferioris dedicavit. Wir haben es also hier mit einem πολυώνυμος zu thun, der wie P. Besius Betuinianus C. Marius Memmius Sabinus bey Orelli 3570 (vgl. noch 2760 und 2761), ohne Zweifel in Folge von Adoption, zwey Vornamen hatte. Dieser Mann war früher Legat der Legio I. Minervia gewesen, aber, als er den Stein setzen ließ, zum Legatus Augusti propraetore der Provinz Niedergermanien erhoben. Die Inschrift bey Orelli 905 (Gudius 69 fin.) nennt denselben Q. Venidius Rufus im Jahre 198 nach Christi Geb. als LEG. AVGG. PR. PR. PRAESIDEM PROVINC. SYRIAE PHOENIC. Die Godesberger Inschrift wird wohl nur wenige Jahre früher gesetzt seyn, als diese, und Q. Venidius Rufus wahrscheinlich nach dem Sturze des Pescennius Niger aus Germanien nach Syrien versetzt seyn. Daß übrigens hier an den Geschichtschreiber Marius Maximus, den Consul des Jahres 223 n. Chr Geb. nicht zu denken sey, ist, glaube ich, als sicher anzunehmen. — In № 25. (Inschrift zu Lessenich bey Bonn) sind die Buchstabenreste: CNIO IC ohne Zweifel GENIO SANCTO zu lesen und mit dem folgenden [A]NT[O]NINI PI[I] (oder P. F.) AVG. zu verbinden. Wenn übrigens der Verf. angibt, daß die ge-

wöhnliche Stellung dieser Namen in Inschriften Antoninus Augustus Pius sey, so scheint er einen Unterschied außer Acht gelassen zu haben, der bey der Zeitbestimmung der Inschriften mit dem Namen Antoninus Pius von großem Werthe ist. Der gewöhnlich mit dem Namen Antoninus Pius bezeichnete Kaiser heißt auf Inschriften und Münzen ANTONINVS AVG. PIVS; die Kaiser Caracalla und Heliogabalus aber, die sich gleichfalls jenes Namens bedienten, hießen (der erstere seit 201 nach Chr.) ANTONINVS PIUS (oder Pius Felix) AVG. Da in der Lessenicher Inschrift nur ein Augustus genannt wird, so ist sie also zwischen 212 und 222 nach Chr. Geb. eingehauen worden. — In № 40., dem Grabmahle eines Soldaten aus der Zeit der ersten fünf Kaiser (denn die Legio I. wurde von Vespasian aufgehoben), will der Verf. Publio CLODIO Publii Filio VOLtinia ALBino lesen und sucht dies durch eine ziemlich verdorbene rheinländische Inschrift (Schannat Eifl. ill. herausg. von Bärsch I. Taf. XIV. fig. 52.), worin zufällig auch CLA. ALBINO (wahrscheinlich Tribus und Cognomen des Verstorbenen) vorkommt, zu erhärten. Wenn wir bedenken, daß in der früheren Kaiserzeit Cognomina bey gemeinen Leuten noch selten waren (vergl. die Inschr. № 39. 43. 47.), und daß sie selbst in der spätesten Zeit nie abgekürzt erscheinen, daß dagegen bey den Grabschriften der Soldaten aus der frühern Kaiserzeit immer die Vaterstadt des Verstorbenen genannt ist, und daß ALBA Augusta in Gallien, wie der Verf. selbst aus der Inschrift № 39. ersehen hat, zur Tribus Voltinia gehörte, so bleibt uns gar kein Zweifel, daß ALB nicht ALBino, sondern ALBa gelesen werden müsse. Man könnte allenfalls auch ALBinnensi lesen, da die Albin-

nenses (jetzt Alby bey Genf) nach Orelli № 199. gleichfalls in der tribus Voltinia eingeschrieben waren, für Alba spricht aber die Inschrift № 39., die einem Soldaten derselben Legion gesetzt worden ist.

Mögen diese wenigen Bemerkungen dazu dienen, dem Verf. zu zeigen, wie gern Ref. ein so dankenswerthes Unternehmen frey von allen, auch den geringsten, Flecken sehen möchte, und möge er bald Muße finden, das Publicum mit einer Fortsetzung dieser schätzbaren Sammlung zu erfreuen.

Ganz in dem Geiste des Centralmuseums werden die zu Xanten befindlichen fünf größeren römischen Inschriften behandelt in einer zu

Wesel

bey den Gebrüdern Becker erschienenen Schrift: Die Römischen Inschriften in Xanten erklärt von Dr Franz Fiedler. 1839. 20 Seiten in Quart. Mit einer lithogr. Abbildung der Inschriften.

Hr Prof. Fiedler selbst betrachtet seine Schrift, die zunächst eine Zugabe zu dem Jahresberichte des Gymnasiums zu Wesel für das Schuljahr 1839 seyn sollte, als ein anspruchsloses Xeniolum für das Centralmuseum. Daß die Erklärung des Verfs im Allgemeinen alles berührt, was nur irgend der Erklärung werth ist, und eher zu viel gibt, als zu wenig, kann einer Monographie, die obendrein noch, als Programm, bestimmt ist, in die Hände vieler zu kommen, die in der Epigraphik nicht allein, sondern auch in der Alterthumskunde ganz fremd sind, nicht zum Vorwurfe gereichen; nur müssen wir hier Einiges heraus heben, was der sonst so aufmerksamen Sorgfalt des Verfs entgangen zu seyn scheint.

(Der Beschluß im nächsten Stücke.)

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

82. 83. Stück.
Den 21. May 1840.

Bonn und Wesel.

Beschluß der Anzeige: Die Röm. Inschriften in Xanten erklärt von Dr Franz Fiedler.

№ 1. (Bruchstück einer Grabschrift: ...... || POLLIA CRES || CENS FANO || FORTVNAE || VETER. EX LEG. XXI || H. F. C.) war von dem Verf. früher in den röm. Denkm. der Gegend von Xanten und Wesel S. 139, S. 139 falsch gelesen worden; jene Deutung widerruft der Verf. und erklärt sich nun für den vom Ref. in der Zeitschrift für die Alterthumswissenschaft 1836, S. 928 vorgeschlagenen Modus, wonach der Anfang der Inschrift mit dem Vornamen und dem Namen des Crescens und dem Vornamen seines Vaters fehlt, Pollia die Tribus und Fano Fortunae den Geburtsort des Crenscens angibt; wenn aber der Verfasser annimmt, daß der Veteran Crescens nur der Erbe, nicht der Verstorbene sey, und daß mit dem oberen Theile des Steins auch ein DIS MANIBVS und der ganze Name des Verstorbenen verloren gegangen sey, so beachtet er weder die von ihm

selbst richtig angegebene Entstehungszeit der Inschrift, noch den gewöhnlichen Unterschied zwischen den Grabschriften der Soldaten und denen der Veteranen. Bey Ersteren ist es auffallend, wenn Lebens- und Dienstjahre nicht angegeben werden, dagegen möchte sich nicht leicht ein Beyspiel einer Veteranengrabschrift aus der früheren Zeit nachweisen lassen, in welcher diese beiden Angaben enthalten wären, auch wäre die Angabe der Dienstzeit bey einem Veteranen höchst überflüssig; DIS MANIBVS aber findet sich fast nie auf Grabschriften aus der Zeit der zwölf ersten Kaiser. Es ist also durchaus kein Grund vorhanden, den Veteranen Crescens nicht für den durch die Grabschrift Geehrten zu halten, und außer der Hälfte seines Namens noch etwas Anderes zu supplieren. Auch die zweyte Inschrift hatte Hr Prof. Fiedler a. a. O. (S. 149) falsch erklärt; die hier gegebene richtige Deutung der Buchstaben S. A. (Severiana Alexandrina) stammt, was der Verf. nicht angibt, von Orelli (inscr. coll. № 3395.). Der Verf. macht es übrigens sehr wahrscheinlich, daß Ursarius hier kein Eigenname, sondern mit dem folgenden LEG. XXX. V. V. zu verbinden sey und den Aufseher des Thiergartens der genannten Legion bezeichne. Daß die Legionen zu ihrer Belustigung Bären hielten, kann nicht auffallen, da wir ja auch bey Muratori 251, 3. ein Vivarium cohortium praetoriarum et urbanarum finden. Ref. würde auch gar kein Bedenken tragen, einen ursarius in einer Inschrift bey Gruter 92, 2. (vergl. Bertholet hist. de Luxembourg VI, p. 287) zu restituieren, wo bis jetzt: MILES LEGIONIS VI ANTONINIANAE ABSARIVS gelesen wird, wenn nur der Custos vivarii der Muratorischen und der ursarius der Xantener

Inschrift zugleich auch Soldaten, und nicht bloß Diener der darin genannten Corps, gewesen wären. — Der von dem Verfasser gelegentlich erwähnte Legionsziegel: LEG. VLPIA || VET. XXX möchte, wenn er wirklich echt ist, doch eher noch den Namen des Standquartiers der genannten Legion — Vetera — enthalten, als ein Denkmahl eines Veteranen dieser Legion seyn, wie der Verf. vermuthet. — Auch die dritte Inschrift hat der Verf. a. a. O. S. 150 falsch erklärt; das hier zur Erläuterung desselben Gesagte weicht von seiner frühern Ansicht nicht bedeutend ab. Der Verf. liest: Alatae Juliae (oder Liviae) ex jussu Divo medicus und übersetzt: 'Der Alata Julia (Livia) setzt auf ihr Geheiß dieses Denkmahl der Hausarzt Divo'. Die Inschrift muß gelesen werden: ALATERVIAE EX IVSSV Ejus (oder Ipsius) DIVOS MEDICVs. Die Alatervia gehörte zu den auf den germanisch-römischen Inschriften eine so große Rolle spielenden Matres oder Matronae. Eine am Walle des Antoninus in Schottland gefundene Inschrift (Horsley Britannia Romana p. 205. Scotl. № XXIX.) beginnt: MATRIB. ALA||TERVIS ET || MATRIB. CAM||PESTRIB. COH. I || TVNGR. etc. Gerade bey den Matronen kommt die Formel ex jussu oder ex imperio ipsarum besonders häufig vor; vgl. Centralmuseum I. № 19. 20. 21. 24. 25. 27. II. № 30. Dieselbe auf einen Menschen beziehen zu wollen, ist ganz unpassend, und was sollte am Ende auch ein Denkstein, den ein Hausarzt seiner Herrin auf ihr Geheiß setzt? — Durch die vierte Inschrift, die Hr. Prof. Fiedler schon in den Supplementen zu Jahn's neuen Jahrb. für Philol. I. S. 348 bekannt gemacht hatte, ehrten zwey Großväter ihren Enkel (NEPOTI SVO). Der Verf.

nimmt, Heinrich folgend, an, der Verstorbene habe deshalb zwey Großväter gehabt, weil sein Vater bey Lebzeiten seines leiblichen Vaters von einem Andern adoptiert sey. Konnte denn nicht der Verstorbene eben so gut nepos ex filia als nepos ex filio seyn? Ist denn schon ganz außer Frage gestellt, daß er nicht gar nepos ex fratre oder nepos ex sorore war?

Den Schluß macht die gelungene Erklärung einer schon mehrfach, u. A. durch das Kunstblatt des Morgenblattes 1833, St. 92. und das Bullett. dell' instit. di corrisp. archeol. 1834, p. 15 bekannt gewordenen und durch wohl erhaltene Basreliefs besonders interessanten Inschrift.

C. L. Grotefend.

London.

The transactions of the Linnean Society of London. Volume XVII. P. 4. 1837. S. 465—600. Nebst Tafel 23—29. Volume XVIII. P. 1. 1838. P. 2. 1839. 245 Seiten nebst 21 Tafeln.

Zum siebenzehnten Bande von den Verhandlungen der Linnaeischen Gesellschaft in London, dessen drey erste Abtheilungen im St. 44. des Jahrgangs 1838 dieser Blätter angezeigt wurden, ist späterhin noch ein vierter Theil ausgegeben worden. Indem wir von dem Inhalte desselben, so wie von den beiden ersten Theilen des folgenden Bandes die übliche Nachricht geben, knüpfen wir unsere Mittheilung unmittelbar an die frühere Anzeige an.

Vol. XVII. Part 4. XXVII. Observations on the Development of the Theca, and on the Sexes of Mosses. By William Valentine. Mit einer Tafel. Diese Abhandlung enthält eine

Entwickelungsgeschichte der Moosсapsel. Der Verf. macht insbesondere auf die Bildung des Canals aufmerksam, der die entstehende Moosfrucht durchsetzt und sich frey an deren Spitze öffnet. Er spricht sich gegen die Hedwig'sche Befruchtungstheorie aus, indem er sich besonders auf die späte Entstehung der Sporen beruft, und erkennt die Analogie der letzteren mit dem Pollen der Phanerogamen. Allein da er sich nicht hinlänglicher Vergrößerungen bediente, wie man aus den Zeichnungen schließen darf, so läugnete er die Bildung der Sporen in Mutterzellen, ein Vorgang, den Herr Mohl bereits nachgewiesen hatte. — XXVIII. On the nervous system of Molluscous Animals. By Robert Garner. Mit 4 Tafeln. Die Formen des Nervensystems der Mollusken werden durch die meisten Ordnungen verfolgt und durch zahlreiche Abbildungen erläutert. Den zu massiger Hirnmasse entwickelten Schlundring der Cephalopoden vergleicht der Verf. mit dem Gehirne der Fische, dem er an Ausbildung wenig nachstehe, wiewohl er noch nicht über den Oesophagus hinauf gerückt sey. — XXIX. Descriptions of Indian Gentianeae. By David Don. Leider konnte Ref., als er vor drey Jahren seine monographische Arbeit über die Gentianeen dem Drucke übergab, nur einen Auszug aus der vorstehenden Abhandlung, der früher publiciert worden war, benutzen. Aus dieser Rücksicht erlaubt er sich hier einige speciellere Bemerkungen. Die zehn Gattungen, in welche Hr Don Gentiana zersplittert hat, können der zahlreichen Uebergangsarten wegen nicht bestehen. Selbst wenn man die Drüsen auf der Blumenkrone gelten ließe, würde man nur eine künstliche Gattung erhalten, in welcher G. aurea und G. ciliata zusammen gestellt und von ähnlicheren

Formen getrennt würden. Indessen kommen solche Drüsen bey G. lutea keinesweges auf der Blumenkrone vor, wiewohl der Verf. in ihnen den wesentlichen Unterschied dieser Art von Swertia zu erkennen glaubt. Die Gattungen Agathotes und Ophelia Don's sind mit Recht vom Ref. vereinigt worden, da sich bey O. paniculata der Ansatz zu einer Schuppenbekleidung der Drüsengrube frey absondert. Sollte seine Meinung, daß in andern Ophelien die Drüse durch angewachsene Epidermis verdeckt werde, sich nicht bestätigen, so würde man auf diesen Schuppenfortsatz doch nie eine natürliche Gattung gründen können. Auch bleibt der Ophelia immer ein essentieller Character gegen Gentiana in der Sutural-Placentation. Auf der andern Seite hat Don mehrere Arten zu Ophelia gebracht, welche in seinen Begriff von Agathotes gehören, nämlich O. pulchella, angustifolia und gewissermaßen auch O. paniculata. Canscora pusilla schlägt Herr Don vor wiederum zur besondern Gattung zu erheben, wiewohl er ihre Monandrie nicht erkannt hat. Refer. stimmt ihm übrigens jetzt hierin bey, wiewohl er bisher diese Pflanze nur als Subgenus von Cicendia betrachtete. Den Namen Hopea kann sie jedoch nicht wieder erhalten, da er schon zwey Mahl anderweitig im Systeme vorkommt, und es erscheint daher zweckmäßig, unter den älteren Namen dieser Pflanze den Roxburgh'schen auszuwählen und die neue Gattung Pladera aus ihr zu bilden. — Die gleichzeitige Bearbeitung der indischen Gentianeen durch den Verf. und Ref. hat, wie es sonst gewöhnlich der Fall zu seyn pflegt, für die Nomenclatur eben keine nachtheilige Folgen gehabt, da Ref. die meisten der Don'schen Namen bereits anwenden konnte. Nur Gentiana canaliculata

Royle scheint mit G. Moorcroftiana Wall. zusammen zu fallen, Agathotes alata D. eine glatte Varietät von Ophelia nervosa zu seyn. Uebrigens ergeben sich nun zu den zwölf Sectionen von Gentiana noch zwey neue, deren eine (Eurythalia) durch eine Corolla plicis aucta et coronata charakterisiert G. coronata und carinata, die andere (Dasystephana) G. decumbens, Olivieri und Kurroo enthält und wegen des Baues der Wurzel und der eigenen Tracht von Cyane getrennt werden kann. — XXX. Observations on the Esula major germanica of Lobel. By Edward Forster. Es wird nachgewiesen, daß die Euphorbia pilosa L., d. h. die Pflanze, welche Koch als E. procera M. B. aufführt, kürzlich bey Bath entdeckt, an diesem Standorte schon im 16. und 17. Jahrhundert bekannt und später für die britische Flora verloren gegangen sey. Herr Forster hält sie für eine Varietät von E. palustris. — XXXI. Notice respecting a native British Rose, first described in Ray's Synopsis, as discovered by James Sherard. By Joseph Sabine. Eine Bemerkung, die sich auf Rosa Doniana Woods bezieht. — XXXII. Descriptions of some new Species of Diopsis. By J. O. Westwood. Mit einer Tafel. Ein Supplement zu dem schon früher angezeigten Aufsatze. — XXXIII. On the Identity of three supposed Genera of Orchideous Epiphytes. By Robert Schomburgk. Mit einer Tafel. Die Abbildung, welche diese briefliche Nachricht des Hn Sch. begleitet, ist von großer Wichtigkeit für die Systematik der Orchideen und für die Morphologie der Blüte überhaupt. Die bereits anderweitig von dem Entdecker bekannt gemachte Beobachtung besteht darin, daß an demselben Schafte Blüthen

von Monachanthus viridis und von Myanthus barbatus sich entwickelten. Aber nicht bloß diese beiden im äußern Ansehen sehr verschiedenen Gattungen sind Morphosen desselben Typus, sondern wahrscheinlich auch Catasetum, das vielleicht, als eine unfruchtbare Bildung, sich zu Monachanthus ähnlich verhält, wie bey Viola mirabilis die ersten Blüten zu den später gebildeten. In morphologischer Hinsicht aber sind diese Beobachtungen besonders deshalb wichtig, weil in den erst genannten Gattungen nicht bloß die Gestalt, sondern auch die bisher beynahe für unwandelbar gehaltenen Stellungsverhältnisse der Blütentheile verschieden sind. Inzwischen dürfte dieser Umstand, aus welchem Hr Sch. folgert, daß von nun an der Gegensatz eines Labellum posticum und anticum für generische Characteristik eine geringere Wichtigkeit erhalte, doch nur als eine Anomalie von einem allgemein befolgten Bildungsgesetze gelten können und bedarf in diesem Sinne einer aus der Organisation und Entwickelungsgeschichte dieser Gattung selbst geschöpften Erklärung. — XXXIV. Extracts from the Minute-Book of the Linnean Society of London. Unter den Mittheilungen, welche die Mitglieder der Gesellschaft in den einzelnen Sitzungen während der Jahre 1832 — 1837 vortrugen, betreffen die meisten die geographische Verbreitung britischer Thiere; einige neue oder seltene Naturkörper wurden vorgelegt; unter den übrigen Nachrichten ist eine der bedeutendsten, daß Hr J. M. Arthur in den Brustdrüsen des Ornithorrhynchus die Secretion von Milch entdeckt hat. — XXXV. Extracts from the Council Minute-Book of the Linnean Society of London. Von den Herbarien, welche auf Veranstaltung der ostindischen Compagnie in Indien

gesammelt wurden, sind die Dupletten bekanntlich unter den Gelehrten von ganz Europa vertheilt worden. Die reichen Sammlungen selbst wurden hierauf der Gesellschaft als Geschenk übergeben. Außer dem Wallich'schen Herbarium, welches ungefähr 8000 Arten und 172 Weingeistflaschen enthielt, und zu dessen geeigneter Aufstellung einige Mitglieder sofort über 300 Pfund Sterling unterzeichneten, gelangte späterhin durch eine ähnliche Verfügung auch die Royle'sche Sammlung in das Museum der Gesellschaft, wodurch das erstere noch um 130 Paquete vermehrt ward.

Vol. XVIII. Part I. I. Observations on the Genera of European Grasses. By Joseph Woods. Nach einer critischen Zusammenstellung der zur Characteristik der Grasgattungen angewendeten Kennzeichen folgt eine Uebersicht der europäischen Genera, die der Verf., im Allgemeinen der Darstellung Knuth's nachfolgend, in 14 natürliche Gruppen eintheilt. Diese Arbeit, welche von umfassender, eigener Beobachtung Zeugniß ablegt, enthält viele einzelne Bemerkungen, die bey der Systematik der Gramineen nicht vernachlässigt werden dürfen. — II. On the Ovulum of Santalum album. By William Griffith of Calcutta. Mit drey Steintafeln. Nach des Verfs Beobachtungen entstehen die der Zahl nach den Narben entsprechenden Eyer von Santalum als nackte Nuclei nicht an der Spitze, sondern in der Nähe der Basis einer Centralplacenta, die bis an den Griffelcanal hinauf reicht. Aus jenem Nucleus wächst, auffallend genug, der Embryosack vor der Befruchtung als ein geschlossener membranöser Schlauch nach oben heraus, der später bis an die Spitze der Placenta reicht, an welche er sich anlegt, während sein

körniger Inhalt die Erscheinung der Cyclose (rapid oscillation) wahrnehmen läßt. Seiner Spitze wächst ein Pollenschlauch durch den Griffelcanal entgegen und auf Taf. II. Fig. 7. läßt sich die Schleiden'sche Einstülpung des Pollenschlauchs in den Griffith'schen Fortsatz des Embryosacks wohl erkennen. Wiewohl die Entwickelungsgeschichte des Embryos auf seinen frühesten Bildungsstufen vom Verfasser weniger deutlich dargestellt ist, so scheint sie doch bey angemessener Deutung mit der Theorie des Hn Schleiden in Harmonie gesetzt werden zu können. Die stark vergrößerten, jedoch unsicher ausgeführten Zeichnungen sind im Ganzen wenig geeighet, die etwa vorkommenden Dunkelheiten in diesen Vorgängen aufzuhellen. Allein es verdient eine besondere Anerkennung, daß Hr Griffith, ein Wundarzt des Madras Medical Service, sich mit so zarten, schwierigen und in der gegenwärtigen Phase der Pflanzenforschung so bedeutungsvollen Gegenständen beschäftigt. — III. Notes on the Development of the Ovula of Loranthus and Viscum, and on the Mode of Parasitism of these two Genera. By William Griffith. Mit 8 Steintafeln. Die vierte Tafel zeigt, so viel Ref. bekannt ist zum ersten Mahle, durch eine Reihe von Entwickelungszuständen des Fruchtknotens von Loranthus Scurrula die der allzu sehr verallgemeinerten Blattmetamorphosenlehre entschieden entgegen tretende Thatsache, daß bey epigynischen Blüten das Ovarium aus Axensubstanz gebildet werden kann. Denn obgleich der Verf. solche Consequenzen aus seinen Beobachtungen zu ziehen unterläßt, so beschreibt er doch den Vorgang, wie in der Stengelspitze das anfänglich solide Parenchym erst allmählich durch Zellenresorption in die Fruchtknotenhöhle sich verwandelt, mit überzeugender Genauigkeit und stellt diesen Pro-

ceß in anschaulichen Bildern dar. In dieser Höhle bleibt bey Viscum (Taf. X. Fig. 2.) ein auf der Basis des Ovariums befestigter und gegen das hängende Ey gerichteter Fortsatz stehen, den der Verf. geistreich mit der Centralplacenta der verwandten Santalaceen vergleicht. Was die Meinung betrifft, daß das Ey der Loranthaceen erst nach der Befruchtung entstehe, so haben wir im verflossenen Jahre zwey Analysen der Entwickelungsgeschichte von Viscum in Deutschland erhalten, welche zu einer genauern Kenntniß dieser merkwürdigen Parasiten führen werden. Die Keimungsgeschichte von Loranthus Scurrula ist gleichfalls interessant. Die Rinde wird von der Wurzel durchbohrt, die sich auf dem Holze wulstförmig ausbreitet, auch wohl in dasselbe eindringt, jedoch ohne mit diesem in organischem Zusammenhange zu stehen (the woody systems of the stock and parasite are contiguous, and not continuous p. 88). Bemerkenswerth ist der Umstand, daß die ostindischen Loranthusarten nicht nur nicht auf bestimmte Mutterpflanzen beschränkt sind, sondern sogar auf holzlosen, saftigen Organen keimen. Hr Gr. sah einen 2'' hohen Loranthus auf dem derben Blatte eines Guttiferenbaumes und er fand keimende Samen auf dem saftreichen Laubstengel eines Polypodiums. Auch auf Milch führenden Bäumen kommen zuweilen diese Parasiten vor. Der Verf. fand eine blühende Art auf dem Brotbaume, und da der Loranthus keinen Milchsaft führte, so schließt er daraus auf die von Hn De Candolle nach Versuchen mit gefärbten Flüssigkeiten geleugnete Eigenschaft der Parasitenwurzel, aus den Säften der Mutterpflanze nur die der eigenen Organisation entsprechenden Stoffe aufzunehmen. Gleichwohl ist hierbey zu bedenken, daß der Parasit vielleicht mit den Milch führenden Organen der

Mutterpflanze in gar keine Berührung kommt. — IV. Descriptions of those species of Polygonum and Fagopyrum which are contained in the Indian Herbarium of J. Forbes Royle. By Charles Babington. Zu den von Hn Meißner beschriebenen indischen Polygoneen kommen aus den Royle'schen Sammlungen noch 10 neue Formen. Indessen beschreibt der Verf. auch die übrigen Arten von Neuem und liefert so eine kleine Monographie von 33 Polygonum- und 4 Fagopyrum-Arten. — V. Notice of certain Australian Quadrupeds, belonging to the Order Rodentia. By W. Ogilby. Abgesehen von den fliegenden und Meer bewohnenden Säugethieren, deren geographische Verbreitung wegen ihrer Lebensart weniger abgeschlossen seyn kann, als die der eigentlichen Landthiere, ist man für die Fauna des australischen Continents bis jetzt zu dem merkwürdigen Abschlusse der Kenntniß gelangt, daß von etwa 60 bekannten Säugethieren neun Zehntel zur Ordnung der Beutelthiere gehören, die übrigen 6 oder 7 aber, wenn man den wahrscheinlich eingeführten Dingo-Hund abrechnet, ohne Ausnahme aus Nagern bestehen. Der Verf. macht hier noch zwey neue Nager bekannt Conilurus constructor und Dipus Mitchelii. Major Mitchell, der Surveyor-general von Neu-Süd-Wales, entdeckte diese Thiere auf seiner letzten Reise, und theilt einige Nachrichten über die Lebensart des Conilurus mit, eines dem Caninchen ähnlichen Thieres, das in einer künstlichen Festung von Zweigen seine Wohnung gegen die Angriffe der wilden Hunde beschützt. Da sein Schädel noch unbekannt ist, so bleibt die Systematik dieser neu aufgestellten Gattung vorläufig noch zweifelhaft.

Vol. XVIII. Part 2. VI. On the family Fulgoridae, with a Monograph of the Genus

Fulgora of Linnaeus. By John Westwood. Mit einer Tafel. Nach einer Zusammenstellung der bisherigen Ansichten über die Begrenzung der Gattung Fulgora läßt der Verf., sich den Ansichten des Hn Burmeisters anschließend, eine Synopsis der Arten folgen, an welche ein Verzeichniß derjenigen angehängt ist, die zu anderen Gattungen übertragen oder erhoben wurden. Die Phosphorescenz des südamericanischen Laternenträgers hält Hr W. nach persönlicher Mittheilung des Prinzen v. Neuwied mit Burmeister und Andern für eine Fabel, wiewohl diese Erscheinung kurz zuvor von Neuem in einer von Hn Wesman an die Brüsseler Academie gerichteten Denkschrift durch einen Augenzeugen bestätigt ward. — VII. On the Structure and Affinities of Arachis and Voandzeia. By George Bentham. Der Verf. erklärt den eigenen Bau der fruchtbaren Blüten von Arachis, die nur aus 2 Bracteolen, dem Ovarium und dessen Stiel bestehen. Dieser Gattung, deren Stellung unter den Gruppen der Leguminosen zweifelhaft ist, steht Stylosanthes am nächsten, eine Gattung, welche neuerlich durch Hn Vogel umfassender bekannt wurde. Ungeachtet des geraden Embryo's, der Hn De Candolle bewog, Arachis mit den unähnlichen Geoffroyeen zu vereinigen, ist Hr Bentham der Meinung, daß die Gattung von den Hedysareen nicht getrennt werden dürfe. Dieser Ansicht steht zwar außerdem die Gliederlosigkeit der mehrsamigen Hülse entgegen, allein die Ursache dieser Verschiedenheit scheine nur in der Fruchtausbildung unter der Erde zu liegen, da der netzförmige Bau des Pericarpiums und die mangelnde Dehiscenz die wahre Fruchtanlage andeutet. Voandzeia, die Hr De Candolle und früherhin auch der Vf. mit Arachis nahe verwandt hielt, wird nach Hn E. Meyer's Vorgange zu den Phaseoleen gebracht.

Zum Schlusse folgt die vollständige Gattungsbeschreibung von Arachis (nebst Synopsis von 6 Arten), Stylosanthes und von Chapmannia, einer gleichfalls nahe stehenden Gattung, die kürzlich von den Hnn Torrey und Gray in deren neuer, reichhaltiger Flora der vereinigten Staaten aufgestellt wurde. — VIII. Descriptions of two new Genera of the Natural Family of Plants called Coniferae. By David Don. Mit 2 Tafeln. Der Verf. versucht die Theorie des Hn Schleiden, daß R. Brown's Bractea Carpellblatt, dessen Carpell aber Placenta sey, durch die Structur der weiblichen Blüte von Cryptomeria (Cupressus japonica L.) zu entkräften, wo die Placenta in 3 — 6 Spitzen auswächst. Diese Gründe nach Gestaltverschiedenheit können den Ergebnissen der Entwickelungsgeschichte und Monstrosität gegenüber nicht bestehen. Mit größerm Gewichte macht der Verf. gegen desselben Gelehrten Ansicht von dem Eye, als ausschließlichem Axengebilde, die Beobachtungen Hn R. Brown's geltend, der durch Monstrosität an den Antheren von Cheiranthus Cheiri Eyer entstehen sah, so wie er auch mehrere Fälle von Knospenbildung an blattartigen Organen, z. B. von Brassica oleracea, Cardamine und vielen Crassulaceen aufzählt. Die neue Cupressineengattung Athrotaxis enthält zwey Arten, beide von Van Diemens Land (Tasmania), wo sie Dr Gunn entdeckte. Scharfsinnig vergleicht sie Hr Don mit der fossilen Gattung Lepidodendron, der sie sich im äußern Ansehen nähern. Aus dieser Rücksicht zweifelt der Verf., ob jene fossilen Reste wohl mit Grund zu den Lycopodiaceen gestellt seyen. — IX. Descriptions of the Insects collected by Capt. King. in the Survey of the Straits of Magellan. By John Curtis. Mit einer Tafel. Diese kleine Sammlung ist so

reich an unbekannten Formen, daß sich unter 55 Arten nicht weniger als 6 neue Genera fanden. Die neuen Species beschreibt der Verf., die älteren erwähnt er nur mit Namen und Ort des Vorkommens. Die Arbeit beschränkt sich auf die Käfer, die jedoch nicht sämmtlich von der Magellansstraße, sondern zum Theil von der südamericanischen Küste bis nach Rio und Valparaiso abstammen. — X. Description of the Mora Tree. By Robert Schomburgk. Mit zwey Tafeln. Unter den Waldbäumen von Guiana, die sich so sehr durch üppiges Laub und gigantischen Wuchs auszeichnen, ist einer der häufigsten der Morabaum, der botanisch noch nicht bestimmt war. Seine Höhe bis zu 90′, die Härte seines Holzes empfehlen ihn zum Schiffsbau. Hr Sch. beschreibt sein Vorkommen in gedrängten und anschaulichen Zügen: 'über der Wandgleichen Ufervegetation erhebt sich sein Stamm, ehe er sich verzweigt, wie ein Thurm, und, behangen mit Lianen, überschattet seine Krone zahlreiche Bäume und Sträucher von niedrigem Wuchs; der Stamm selbst aber, rauh und mit Epiphyten bekleidet, erweitert sich unten zu tafelförmigen Strebepfeilern oder Excrescenzen, die, der Zerstörung leicht unterworfen, zuweilen eine Höhle bilden, in welcher mehrere Menschen gegen das Wetter Schutz und Obdach suchen könnten; wie diese halb zerstörten Stützen dem Tornado widerstehen können, der diese Wälder heimzusuchen pflegt und die Kronen der Bäume wie Rohr schüttelt, ist kaum zu begreifen'. Der Verf. bemerkt gegen Dr Hancock, daß der Morabaum keine Mimosa seyn könne, vielmehr zu den Cassieen gehöre. Diese Ansicht bestätigt Hr Bentham in einer Nachschrift, die das Systematische des Gewächses gründlich abschließt. Es bildet eine neue Gattung, die am nächsten mit Aublet's Tachigalia und Vogel's Leptolobium verwandt ist, und wird Mora excelsa genannt. — XI. On the Structure of Cuscuta

europaea. By Charles Babington. Enthält eine Erläuterung über die Schuppen im Schlunde der Blumenkrone von Cuscuta, die bisher ungenau beschrieben waren. Bey C. europaea sind sie zweytheilig, bey C. epithymum stehen sie tiefer und sind handförmig getheilt. Uebrigens stehen sie unterhalb der Staubgefäße und diesen opponiert. — XII. Note on the Identity of three described Species of Acacia. By Charles Lush. Zu Acacia Lebbeck W. gehören Mimosa Sirissa Roxb. und M. speciosa Jacq. — XIII. On the Number and Structure of the Mammulae employed by Spiders in the Process of Spinning. By John Blackwall. Fernere Beobachtungen zur Physiologie der Spinnen, von denen einige der früheren bey der Anzeige des 16. Bandes erwähnt wurden. — Der Vf. tritt der Ansicht, daß der Spinnstoff aus den Löchern der Spinnwarzen hervor trete, entgegen, und glaubt, daß der klebrige Stoff, aus dem der Faden entsteht, von den zahlreichen Papillen an der Oberfläche der Warzen secerniert werde: er führt an, daß die Poren sich nicht bloß auf den Warzen, sondern auch zwischen denselben finden, ohne daß man hier jemahls Fäden hat entspringen sehen. — XIV. Observations on some Genera of Plants connected with the Flora of Guiana. By George Bentham. Mit 3 Tafeln. Diese Bemerkungen zerfallen in 3 Abtheilungen, von denen die erste wichtige Untersuchungen über die Styracineen enthält. Unter Anderm werden die 3 Linné'schen Gattungen Symplocos, Alstonia und Hopea mit neuer Begründung wieder hergestellt und von Symplocos, die auf Südamerica beschränkt ist, 11 Arten characterisiert. Eine Synopsis von 7 Arten der wenig gekannten Gattung Seguiera, die der Vf. mit Hn R. Brown den Phytolaceen für zunächst verwandt zu halten scheint, bildet den zweyten Abschnitt. Den Beschluß macht die Gattung Anthodiscus, die, seitdem sie von Hn G. W. F. Meyer in dessen Flora von Essequebo aufgestellt wurde, andern Botanikern ganz unbekannt geblieben zu seyn scheint. Sie ist sehr wichtig, indem sie nach des Vfs Meinung zu einem der isolierten Typen des natürlichen Systems, zu den Rhizoboleen, gezogen werden muß. — XV. On the Existence of Stomata in Mosses. By William Valentine. Mit 1 Tafel. Der Vf. beschreibt die Spaltöffnungen in der Epidermis der Moosfrücht, die von Hn Treviranus entdeckt worden waren und ziemlich allgemein vorzukommen scheinen.

Dr Grisebach.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

84. Stück.

Den 23. May 1840.

Göttingen.

Bey Vandenhoeck und Ruprecht, 1840. Geschichte der arabischen Aerzte und Naturforscher. Nach den Quellen bearbeitet von Ferdinand Wüstenfeld, Dr der Philos. u. s. w. XVI, 168 u. 14 Seiten in gr. 8.

Der Verf. hofft mit dieser Schrift für den in derselben behandelten Theil der Literaturgeschichte eine neue Bahn gebrochen zu haben, auf welcher es möglich wird, die bisherigen Irrwege, welche diesen Zweig der Wissenschaften fast zu einem Labyrinthe machten, zu vermeiden und einen vollständigen Ueberblick über das ganze Gebiet der Arzneywissenschaft bey den Arabern zu gewinnen. Es schien ihm zweckmäßiger, von Grund auf ein ganz neues Gebäude zu bauen und das alte dem Einsturze zu überlassen, als mit Ausbesserung der Fehler und Lücken Zeit und Mühe zu verlieren; deshalb ließ er alles alte Material liegen und suchte mit neuen Bausteinen einen soliden Grund zu legen, auf welchem das jetzige Gebäude fest steht und bey einer etwaigen Erweiterung mit

Sicherheit wird fortgebaut werden können. Ibn Abu Oseibia's Lebensbeschreibungen der arabischen Aerzte, Abul-Faradsch orientalische Geschichte, Ibn Challikan's Lebensbeschreibungen berühmter Männer und die Cataloge der arabischen Handschriften auf den europäischen Bibliotheken sind die Hauptquellen unserer Geschichte, in welcher in chronologischer Ordnung von dreyhundert Aerzten und ihren Werken Nachricht gegeben und bemerkt ist, ob und wo die letzteren noch vorhanden und welche bis jetzt gedruckt sind.

Nach der Einleitung über einige indische, persische, syrische und alexandrinische Aerzte, mit denen die Araber kurz vor und während dem Auftreten ihres Propheten bekannt geworden waren, schien sich die Eintheilung in sechs Perioden ganz ungesucht darzubieten, indem in der ersten, bis zum J. 150 d. H die medicinischen Kenntnisse kaum anfangen durch Christen und Juden unter den Arabern bekannt zu werden. Die zweyte Periode von 150 bis 300 ist das Zeitalter der Uebersetzer; die dritte Periode von 300 bis 400 zeigt die ersten selbständigen Forscher unter den Arabern, so wohl im Orient, als auch in Spanien und Mauritanien. In der vierten Periode von 400 bis 600 steht das Studium der Medicin im ganzen Umfange des muhammedanischen Reiches auf der höchsten Stufe, worauf in der fünften Periode von 600 bis 750 das Zeitalter der Nachahmung folgt und in der sechsten Per. von 750 bis 1000 mit dem Untergange der arabischen Literatur überhaupt auch die medicinische zu Ende geht.

So weit glaubte der Verf. über die Leistungen der Araber im Allgemeinen urtheilen zu können, aber es konnte ihm nicht einfallen, den Werth ihrer Studien und Schriften im Einzelnen

bestimmen zu wollen, da dies nur von gelehrten Medicinern geschehen kann und zum Theil auch schon geschehen ist (wiewohl nicht zu bezweifeln steht, daß bey manchem das Urtheil über die arabischen Aerzte gewiß günstiger ausfallen würde, wenn er sie im Originale lesen könnte, oder wenn bessere und mehr Uebersetzungen vorhanden wären); die dennoch hier und da vorkommenden Bemerkungen dieser Art stützen sich lediglich auf die benutzten Quellen und enthalten mithin das Urtheil der Araber selbst.

Unter den dreyhundert Aerzten, von welchen die vorliegende Schrift handelt, sind mehrere jüdische und über 60 christliche, unter denen etwa die Hälfte Schriftsteller waren, welche arabisch schrieben. Die Schriftsteller, welche bis jetzt durch Uebersetzungen einzelner ihrer medicinischen Schriften (denn es gibt mehrere Aerzte, welche auch in anderen Fächern, als dem medicinischen, Schriftsteller waren) bekannt geworden sind, folgen in chronologischer Ordnung also auf einander:

Abu Jusuf Jacub el-Kindi
Jahja Ben Maseweih der ältere
Honein Ben Ishac el-Ibadi
Isa Ben Ali
Abu Bekr Muhammed el-Razi
Jahja Ibn Serapion
Ishac Ben Soleiman el-Israïli
Ali Ben el-Abbas el-Madschusi
Ahmed Ben Ibrahim Ibn el-Dschezzar
Jahja Ben Maseweih der jüngere
Abu Ali el-Hosein Ibn Sina
Abul-Hasan el-Muchtar Ibn Botlan
Abul-Hasan Ali Ben Rodhwan
Abd el-Rahman Ben Muhammed Ibn Wafid
Serapion

Abu Ali Jahja Ibn Dschezla)
Abul-Casim Chalaf el-Zahrawi
Abu Merwan Abd el-Malik Ibn Zohr
Abul-Welid Muhammed Ibn Roschd
Musa Ben Meimum
Abd el-Letif Ben Jusuf el-Bagdadi
Abdallah Ben Ahmed Ibn el-Beitar
Ahmed Ben el-Casim Ibn Abu Oseibia
Ali Ben Abul-Hazem Ibn el-Nefis
Abu Hafs Omar Ibn el-Wardi
Muhammed Ben Musa el-Demiri
Abd el-Rahman Ben Abu Bekr el-Sojuti.

Anstatt hier weitere Auszüge aus dem Werke folgen zu lassen, bemerkt Ref. nur, daß in der Vorrede noch das Hauptsächlichste über die Namen der Araber und ihre verschiedene Schreibart und Entstellung bey den Europäern enthalten ist und in dem arabischen Texte einige Originalstellen aus Abu Zakerijja el-Newawi, Ibn Abu Oseibia und Ibn Schohba beygefügt sind, und will nun noch einige Bemerkungen und Zusammenstellungen hinzu setzen, welche, in dem Werke selbst nicht weiter berührt, doch mit unserm Gegenstande in genauer Beziehung stehen und für unsere gelehrten Leser gewiß nicht ohne Interesse seyn werden.

Während der großen Ausbreitung der arabischen Literatur in allen Gegenden, wo die Araber herrschten und wo sie ihre Sprache einführten, waren die ersten, welche das Arabische studierten und arabische Kenntnisse sich zu eigen machten, die Juden, die besonders in Aegypten, Mauritanien und Spanien (bis auf ihre Vertreibung durch die Mauren) von jeher sehr zahlreich, durch den Handel und durch die Freyheit, die sie genossen, hier zu einem größern Wohlstande gelangten, als in anderen Staaten. Die Ver-

wandtschaft der Sprachen machte es ihnen leichter, als allen anderen Nationen, das Arabische zu lernen, und wir finden eine Menge jüdischer Schriftsteller in allen Fächern, welche ihre Werke arabisch geschrieben haben. Später fingen die Christen an, das Arabische zu treiben, und die erste Mittheilung arabischer Gelehrsamkeit ging von Spanien aus, wo der Ruf der von den Ommajjadischen Chalifen errichteten Academien, besonders zu Cordoba und Toledo, vom zehnten bis zum zwölften Jahrhundert mehrere Christen aus Frankreich, Italien und England herbey zog. Constantinus Africanus, welcher Philosophie und Medicin studiert hatte, 39 Jahre im Oriente gereist war und sich dann in das Kloster Monte Cassino als Benedictiner Mönch aufnehmen ließ, von wo aus er gewiß großen Einfluß auf die Schule zu Salerno hatte, ist der erste, welcher ums Jahr 1080 medicinische Werke aus dem Arabischen ins Lateinische übersetzte. Einen besondern Impuls erhielt das Studium des Arabischen bey der Eroberung der Insel Sicilien, die lange unter arabischer Herrschaft gestanden hatte. Die Normannen, welche sie im Jahre 1127 den Arabern abnahmen, ließen diese ruhig leben und arabisierten sich selbst; als sie aber von Kaiser Heinrich VI. erobert war, kamen aus der Beute auch viele arabische Handschriften nach Italien und Friedrich II. befahl, die Werke der griechischen und arabischen Philosophen ins Lateinische zu übersetzen. In einem Briefe an die Professoren zu Bologna, Epist. Petri de Vineis, Lib. III. Cap. 67., spricht er zuerst von seiner Liebe zu den Wissenschaften, denen er auch bey seinen Regierungsgeschäften noch gern obliege, und fährt dann fort: Dum librorum ergo volumina, quorum multifarie multisque modis distincta

chirographa, nostrarum armaria divitiarum locupletant, sedula meditatione revolvimus et accurata contemplatione pensamus, compilationes variae ab Aristotele aliisque philosophis, sub Graecis Arabicisque vocabulis antiquitus editae, in sermocinalibus et mathematicis disciplinis nostris aliquando sensibus occurrerunt. Quas adhuc originalium dictionum ordinatione consertas et vetustarum vestium, quas eis aetas prima concesserat, operimento contectas, vel hominis defectus aut operis, ad Latinae linguae noticiam non perduxit. Volentes igitur, ut veneranda tantorum operum simul authoritas, apud nos non absque commodis communibus, vocis organo traducere innotescat: ea per viros doctos et in utriusque linguae prolatione peritos, instanter jussimus, verborum fideliter servata virginitate transferri. Man übersetzte nun Aristoteles, Ptolomäus, Euclides, Hippocrates und Galenus und dies sind die ersten Uebergänge der Philosophie und Medicin von den Griechen und Arabern nach Europa, und seit dieser Zeit kannte man im Occident lange die griechischen Philosophen nicht anders, als aus den aus dem Arabischen gemachten lateinischen Uebersetzungen und las in Salerno und anderen Academien die arabischen Aerzte mehr, als die griechischen und römischen. — Einen neuen Aufschwung sollte das Studium der arabischen Sprache durch ein Decret des Concils zu Vienne 1312 bekommen, wodurch bestimmt wurde, daß zur Ausbreitung des Christenthums in Rom, Paris, Oxford, Bologna und Salamanca für jede der drey Sprachen, Hebräisch, Arabisch und Chaldäisch, zwey eigene Lehrer angestellt werden sollten; aber nur zu Rom wurde für diesen Zweck

besonders später durch das Collegium de propaganda fide gewirkt, an anderen Orten studierte man das Arabische meistens nur wegen der Medicin und selbst nachdem die Werke der berühmtesten arabischen Aerzte ins Lateinische übersetzt waren, und die Theologen und Philologen sich des Studiums der arabischen Sprache bemächtigt hatten, gab es in Europa immer noch einzelne Mediciner, welche das Arabische erlernten, um aus den Quellen schöpfen zu können. Wir wollen von diesen die vorzüglichsten nach den Ländern hier zusammen stellen und mit den Spaniern anfangen.

Gerardus Carmonensis, aus Carmona in Spanien, daher nicht Cremonensis, ein ausgezeichneter Philosoph und Arzt am Ende des 12. Jahrhunderts, welcher Lateinisch, Griechisch und Arabisch verstand, hat die meisten lateinischen Uebersetzungen aus dem Arabischen geliefert. Von ihm ist die älteste Ausgabe des Canons des Ibn Sina, ohne Ort und Jahrszahl; Ibn Serapion breviarium, Venet. 1479; el-Razi Almansor und andere kleinere Schriften, Lugdun. 1510; Serapion liber aggregatus, Lugdun. 1525; Ibn Wafid de simplicibus medicinis, mit den Opp. Mesues, Venet. 1549 gedruckt.

R. Jacob Mantinus, ein jüdischer Arzt aus Spanien, welcher aber im Anfange des 14. Jahrhunderts zu Venedig lebte, übersetzte mehrere Bücher des Aristoteles aus dem Arabischen des Ibn Roschd und einige Abschnitte aus dem Canon des Ibn Sina, gedruckt Romae 1521 und Venet. 1530.

Antonius Philippus, Arzt zu Evora in Spanien, dessen Kenntnisse im Arabischen gerühmt werden, lebte ums J. 1536.

Italiäner.

Farraguth, Farragus oder Farragius, ein jüdischer Arzt, dedicierte seine Uebersetzung des Ibn Dschezla dem Könige Karl von Neapel und Sicilien (reg. 1266 — 85) und übersetzte el-Razi's Continens, gedr. Brixiae 1486.

Simon Genuensis (Januensis), Arzt des Papstes Nicolaus IV. ums J. 1288, übersetzte mit Hülfe des Juden Abraham von Tortosa des Serapion liber aggregatus, Mediolani 1473 und Bulchasin Benaberaçerin, d. i. wahrscheinlich Abul Casim el-Zahrawi, liber Servitoris, gedr. mit den Opp. Mesues. Venet. 1479.

Georg Valla aus Piacenza, berühmter Arzt ums J. 1480, übersetzte zuerst el-Razi, de variolis (de pestilentia) ins Griechische, gedruckt Basil. 1529.

Hieronymus Rhamnusius oder Ramusius aus Venedig, studierte Medicin und begab sich im J. 1484 nach Damascus, um das Arabische zu lernen; er übersetzte mehrere Bücher des Ibn Sina ins Lateinische, jedoch ist nichts davon gedruckt.

Andreas Alpagus Bellunensis, ein geachteter Philosoph und Arzt, erkannte die Fehlerhaftigkeit der vorhandenen Uebersetzungen des Ibn Sina, reiste ums J. 1515 in den Orient, lernte zu Damascus Arabisch und verschaffte sich gute arabische Handschriften. Mit diesen kehrte er in sein Vaterland zurück, wurde erster Professor der Medicin zu Padua, starb aber schon nach einigen Monaten. Die von ihm verbesserte Uebersetzung des Canon des Ibn Sina ist die zu Venedig 1527 gedruckte; dann übersetzte er Ibn Beitar de malis limoniis, Venet. 1583 und vielleicht rührt auch die Ausgabe der Practica medicinae des Ibn Serapion von ihm her.

Alexius Pedemontanus ein viel gereister und sehr gelehrter Arzt und Naturforscher, der zuletzt in Mailand lebte und ums J. 1550 über achtzig Jahre alt starb, verstand Lateinisch, Griechisch, Hebräisch und Arabisch.

Franzosen.

Armegandus Blasius, ein gelehrter Arzt zu Montpellier, übersetzte im J. 1291 die Werke des Ibn Roschd und Ibn Sina aus dem Arabischen ins Lateinische; gedruckt sind davon nur die Cantica des letztern, als Anhang zu dessen Canon, zuerst Venedig 1494.

Arnoldus de Villanova studierte Medicin zu Paris und Montpellier und lernte in Spanien Arabisch; er übersetzte ums J. 1300 die kleineren Schriften des Ibn Sina de viribus cordis, de removendis nocumentis und de syrupo acetoso. Auch soll er eine Schrift de physicis ligaturis aus dem Arabischen übersetzt haben, als deren Verf. Costa Ben Luca genannt wird.

Albanus Torinus, aus Winterthur im Canton Zürich, studierte im Anfange des XVI. Jahrhunderts zu Montpellier Medicin und revidierte die Uebersetzungen des Razi und Ibn Serapion von Gerardus Carmonensis, letztere unter dem Titel Jani Damasceni therapeuticae methodus.

Arnoldus Insulanus (de l'Isle) war im J. 1590 Professor der Medicin und der arabischen Sprache an der königl. Universität zu Paris.

Stephanus Hubertus Aurelianensis hatte das Arabische in Africa gelernt und wurde im J. 1599 Nachfolger des Arnold de l'Isle in der Professur der Medicin und der arabischen Sprache und Leibarzt des Königs Heinrich IV. Da ihm aber kein Gehalt ausgezahlt wurde, legte er

nach zwey Jahren seine Stelle nieder und verließ die Stadt. Casaubonus war in den letzten Monaten sein Schüler im Arabischen gewesen und hatte ihn dagegen im Hebräischen und Syrischen unterrichtet.

Petrus Vattier, Leibarzt des Herzogs von Orleans und von 1658 bis zu seinem Tode im J. 1667 Professor der arabischen Sprache zu Paris, hatte den Canon des Ibn Sina von Neuem aus dem Arabischen ins Lateinische übersetzt, doch ist davon nur ein Stück de morbis mentis, Paris 1659 im Drucke erschienen. Außerdem hat man von ihm an ersten Uebersetzungen aus dem Arabischen l'Histoire du grand Tamerlan, Paris 1658; l'Onéricrite musulman, par Gabdorrhachaman (Abd el-Rahman) fils de Nasar, Paris 1664 und l'Egypte de Murtadi, Paris 1666.

Holländer.

Vopiscus Fortunatus Plempius, geb. im J. 1601 zu Amsterdam, studierte Medicin zu Leyden, Padua und Bologna und wurde im J. 1633 Professor zu Löwen, wo er im J. 1671 starb. Von seiner neuen Uebersetzung des Ibn Sina aus dem Arabischen ins Lateinische ist das erste und zweyte Buch des Canons zu Löwen 1658 erschienen.

Johann Elichmann aus Schlesien, practischer Arzt zu Leyden, wo er im J. 1639 starb, verstand das Arabische und Persische und edierte Tabula Cebetis graece, arabice, latine. Lugd. Bat. 1640.

Anton Deusing, geb. im J. 1612, gest. im J. 1666, Professor der Medicin zu Harderwyk, dann zu Gröningen, hatte in Leyden bey Golius auch das Arabische gelernt und edierte von Neuem Th. Erpenii Gramm. arab. Lugd. Bat. 1636;

Canticum Ibn Sinae und Aphorismi Joannis Mesuaei. Groning. 1649. Seine Abschriften der arabischen Originale der beiden letzteren Werke besitzt die hiesige königl. Universitäts-Bibliothek; siehe unten.

Deutsche.

Peter Kirsten, geb. im J. 1577 zu Breslau, wo er auch nach mehrjährigen Reisen als Arzt practicierte, verstand Hebräisch, Syrisch und Arabisch und errichtete eine arabische Druckerey, aus welcher hervor gingen: Tria specimina characterum arabicorum, Bresl. 1608. Grammatices arab. lib. I — III. ibid. 1608 — 10. Decas sacra canticorum. ib. 1609 Liber secundus de Canone Canonis a filio Sina. ib. 1609. Epistola S. Judae Apostoli arabice. ib. 1611. Kirsten ging im J. 1636 nach Schweden und starb 1640 zu Upsala.

Georg Hieronymus Welsch, geb. im J. 1624, gest. im J. 1677, ein vielseitig gebildeter Arzt zu Augsburg, welcher auch das Arabische gut verstand; von ihm ist Exercitatio de vena Medinensi, ad mentem Ebn Sinae; specimen exhibens novae versionis ex Arabico. Aug. Vindel. 1674. Unter seinen hinterlassenen Papieren fanden sich unter anderen auch Collectaneen zu einer historia medicorum orientalium.

Bey den neueren Deutschen wird die Erwähnung der bloßen Namen hinreichen, da sie und ihre Schriften bekannt genug sind: Reiske, Haller, Hensler, Sprengel, Dietz.

Noch ein anderer Gegenstand scheint uns für diese Anzeige geeignet zu seyn. Die hiesige königliche Universitätsbibliothek besitzt sechs arabische Codices von medicinischen Werken, von denen einige zwey oder mehrere verschiedene Schriften enthalten, die wir hier etwas genauer beschreiben

wollen, da das von dem Ref. geordnete Verzeichniß der orientalischen Handschriften noch nicht gedruckt ist.

№ 96. Ein Folioband großer, flüchtiger Schrift auf 173 Blättern, von denen jedoch in der Mitte einige weiße zwischen gebunden sind; die Pagina ist zwar ununterbrochen fortlaufend, aber später eingeschrieben, und es zeigen sich bedeutende Defecte und falsch eingeheftete Blätter. Der Codex wurde von Chr. B. Michaelis zu Venedig gekauft und aus J. D. Michaelis Nachlaß von der königl. Bibliothek erstanden. Es sind folgende verschiedene Werke darin enthalten:

a) Collectanea ethischen Inhalts, mit dem Haupttitel Madschmu' letîf fihi min kull fenn dherîf, Collectio egregia, in qua res cujusque generis elegantis, dies wird weiter bestimmt durch Dicta sapientum et sodalium et virorum praestantium et dominorum veterum und es werden dann die Titel von sechs Werken genannt, aus welchen diese Collectanea genommen sind. Aber gleich die erste Schrift, obgleich auf der Rückseite des Titelblattes anfangend, ist auf demselben nicht genannt und enthält auf neun Seiten einige Gedichte und unterhaltende Erzählungen unter dem Titel: Nur el-mudschâlis we nozhat el-sadîc el muânis, Lux considentis et deliciae amici familiaris. Erst auf dem neunten Blatte beginnt die erste der auf dem Titel genannten Schriften: Kitâb el-Câri wel-mostemi' min acâwil el-hokama, Liber legentis et audientis dicta sapientum, wovon außer der Einleitung nur ein Theil des ersten Abschnittes aufgenommen ist, worin einige Aussprüche Muhammeds vorkommen. Aus der zweyten Schrift: min Kitâb Dschewâhir el-

adâb we ma'âni ulu el-albâb, ex libro gemmarum morum bonorum et sententiarum virorum cordatorum, welche in fünf Abschnitten Sentenzen in Prosa, Versen und Räthseln enthielt, ist nur die erste Seite der Vorrede erhalten, wo an die Worte des Corans Sur. III. V. 272: 'Gott gibt Weisheit, wem er will, und wem er Weisheit gibt, dem verleiht er ein großes Gut', wiederum mehrere Aussprüche Muhammeds angeknüpft werden. Mit diesem Bruchstücke schließen diese Collectanea und von den vier anderen auf dem Haupttitel genannten Werken findet sich keine Spur; diese vier sind: 1) Kitâb el-mostedschâd fi fe'âil el-adschwâd, Liber egregius de benefactis liberalium; 2) Kitâb el-mostefâd fi mehâsin el-a'dâd, Liber acquisitus de benemeritis aequalium; 3) Dschawidân chired, Aeterna sapientia, e dictis sapientum Kosrui Nuschirwan; 4) Dorer el-adâb we mehasin dewi el-albâb, Uniones bonorum morum et benemerita virorum cordatorum.

b) Nun ist Fol. 17 vor Fol. 11 zu setzen, als Anfang des zweyten Hauptwerkes mit dem Titel: Kenz el-menâfi' wel-a'mâl fi dikr edwijet el-nisâ wel-ridschâl, Thesaurus utilitatum et actionum de commemoratione morborum mulierum et virorum, et quod scripserunt medici et retulerunt relatores de conditionibus concubitus et actione coitus, in funfzig Kapiteln: 1) de necessitate propagationis; 2) de tempore coeundi aptissimo; 3) de electione mulierum; 4) de custodia mulierum u. s. w. Diese Schrift ist zwar vollständig erhalten, aber die Seiten folgen jetzt nicht in der rechten Ordnung auf einander

und es sind ein Paar Blätter eines andern medicinischen Werkes dazwischen gekommen.

c) Fol. 29—46. Kitâb el-dorr el-meknun wel-dschauher el-masun, Liber unionis reconditae et margaritae occultae i. e. Expositio plantarum, herbarum, aromatum, radicum et seminum, in Prosa und Versen geordnet und erprobt nach den Werken der besten Aerzte. 1. Kap. Von den Gewürzen: Inguer, Pfeffer ꝛc. 2. Kap. Erklärung der Namen der Pflanzen und Gewürze auf Arabisch, nämlich aus Galenus genommen, denn es wechselt immer die Formel: dixit Galenus — dixit Interpres. 3. Kap. Die Pflanzen und Gewürze und ihre Erklärung in alphabetischer Ordnung. — Fol. 47 steht ein Recept gegen das dreytägige Fieber, dann folgen neun weiße Blätter.

d) Fol. 57. el-Risâlet el-mudahhebet fil-tebb, Tractatus aureus de medicina, von dem Imam Abul-Hasan Ali Ben Musa el-Ridha, im Auftrage des Chalifen geschrieben, über die Speisen, Getränke und Arzneymittel, eins der ältesten medicinischen Werke eines gebornen Arabers; es sind aber nur vier Seiten davon erhalten. Vergl. die Geschichte, № 45.

e) Fol. 65. Ein alphabetisches Wörterbuch über die Arzneyen, Gewürze u. dgl., mit dem Buchstaben Cha anfangend, so daß die sechs ersten Buchstaben fehlen; es ist die erste Anlage des Werkes, indem der Verf. bey jedem Buchstaben ein neues Blatt anfing, um das Ganze erst zu sammeln; denn die Anordnung ist in den einzelnen Buchstaben nicht alphabetisch, hin und wieder folgen Nachträge zu einzelnen Buchstaben und die Blätter für Ain, Gain und Fe sind verloren gegangen, was aber durch die später eingeschrie=

bene Pagina nicht angedeutet wird, die vielmehr ununterbrochen fortläuft.

f) Concept eines noch nicht ganz ausgearbeiteten medicinischen Werkes über die Heilung der Krankheiten und andere Gegenstände, wobey ebenfalls eine alphabetische Ordnung beabsichtigt zu seyn scheint, wenn nicht, wie es noch wahrscheinlicher ist, hier noch zwey verschiedene Werke unter einander gerathen sind, denn die jetzige Folge der Blätter ist verwirrt und es lassen sich daher nur einzelne Hauptüberschriften angeben. Der Anfang ist Fol. 118: erstes Kapitel, über die Heilung der Krankheiten des Kopfes, Fol. 114 der Nase, Fol. 119 des Ohrs, Fol. 121 des Mundes, der Vorder- und Backen-Zähne, wozu Fol. 161 gehört, Fol. 151 der Augen; Fol. 110 über die Colik und andere Unterleibskrankheiten; Fol. 123 von der Epilepsie; Fol. 116 über Augen- und andere Schminke und deren verschiedene Farben; Fol. 129 von den Krankheiten der Pferde. Fol. 170 vom Schlafe. Fol. 171 von der Zubereitung der Confecte rc. — Fol. 166 u. 167 sind zwischen das Arabische einzelne Worte und ganze Reihen mit einer Geheimschrift zwischen geschrieben, welche Ref. an einem andern Orte etwas genauer zu beschreiben gedenkt.

№ 97. Tractatus el-Muchtari Ben el-Hasan Ben Abdun Ibn Botlan, de curatione morborum, qui plerisque hominibus accidunt ex usu consuetorum ciborum, remediisque praesentibus, praesertim a monachis coenobiorum et ab iis, qui ab urbibus remoti vivunt, adhibendis, in der Unterschrift kürzer Konnâsch el-adjiret (dieser Plural von deir monasterium ist in den Wörterbüchern nicht angegeben) Pandectae monasteriorum, in 42 Kapiteln, 39 Blätter in kl. Folio,

deutliche Schrift im J. 894 d. H. (1489) aus einem Exemplare, welches im J. 668 (1269) geschrieben war, copiert. Vergl. die Geschichte № 133. Da dieses das einzige bekannte vollständige Exemplar dieses Werkes ist, so wollen wir den Inhalt der 42 Kapitel hier angeben.

1) Zweck der Abhandlung.
2) Von den Zeichen des hitzigen Temperaments.
3) Von den Zeichen des kalten Temperaments.
4) Von den Gesetzen und der Einschränkung bey Extravaganzen.
5) Wie man den Krankheiten zuvor kommt und sich dagegen schützt durch Aderlaß, Abführung, Erbrechen und Klystiere.
6) Ueber die Erhaltung der Gesundheit unter sechs nothwendigen Bedingungen.
7) Ueber die Anordnung der Nahrung nach den Temperamenten und Vorschriften, die dem Nahrung nehmenden von Nutzen sind.
8) Von den einfachen Nahrungsmitteln.
9) Von den Eigenschaften der zusammen gesetzten Speisen und dem Nutzen der Flüssigkeiten und heilsamen Getränke.
10) Von den Krankheiten des Gehirns.
11) Von den Krankheiten des Auges, des Augenwinkels und der Augenlider.
12) — — des Ohres und der Ohrhöhle.
14) — — des Mundes, der Lippen, der Zähne und der Zunge.
15) — — des Gaumens, des Schlundes und des Zäpfchens.
16) — — des Halses.

(Der Beschluß im nächsten Stücke.)

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

85. Stück.
Den 25. May 1840.

Göttingen.

Beschluß der Anzeige: Geschichte der arabischen Aerzte und Naturforscher. Von Fd. Wüstenfeld.

17) Von den Krankheiten des Herzens und der Werkzeuge zum Athmen.
18) — — des Magens.
19) — — der Leber.
20) — — der Milz.
21) — — der Nieren, der Blase und der Harnwerkzeuge.
22) — — der Eingeweide.
23) — — der Glieder.
24) Von den äußerlichen Krankheiten.
25) Von den Krankheiten, welche den ganzen Körper afficieren, von den Fiebern.
26) Von den Krankheiten, welche einen Theil des Körpers afficieren, von den Geschwülsten.
27) Von dem Biß der Hunde und Schlangen und von den Brandwunden.
28) Von den Brüchen und Wunden.

29) Von den Kennzeichen.
30) Von den einfachen Heilmitteln; diese werden in alphabetischer Ordnung kurz aufgeführt, 240 an der Zahl.
31) Ueber die Anordnung der einfachen Mittel und Regeln ihrer Zusammensetzung.
32) Von den auflösenden Decocten u. dgl.
33) Von der Zubereitung der Getränke.
34) — — der Syrupe und Confecte.
35) — — der Brechmittel und stopfenden Mittel.
36) Von den auflösenden und stopfenden Pillen zur Ordnung der Temperamente.
37) Von den Klystieren und den auflösenden und stopfenden Pulvern.
38) Ueber Zahn- und Mund-Pulver.
39) Ueber Augenschminke.
40) Ueber Sprengwasser, Salben, Pflaster und Binden.
41) Ueber die Speisen der Kranken und der Mönche und Christen in den Fasten.
42) Ueber das Rauchwerk in den Tempeln.

№ 98. Ali Ben el-Abbas Tractatus de medicina, in drey Abtheilungen: 1) Liber sanitatis; 2) Liber morbi; 3) Liber signorum; 108 Blätter in Quart, flüchtige Schrift, worin viele diacritische Puncte ausgelassen sind. Im Anfange fehlen einige Blätter. Hippocrates und Galen sind die Autoritäten.

№ 99. Ein Quartband, von Prof. A. Deusing im J. 1635 aus Leydener Handschriften sehr nett und deutlich abgeschrieben, enthält:

a) Compendium Galeni in libros viginti quinque digestum a R. Mose Maimonide, Aphorismen aus Galens Schriften, wovon eine lateinische Uebersetzung öfters ediert ist. Vergl. die Geschichte № 198.

b) Selecta artis medicae, die Aphorismen des Jahja Ben Masaweih in einem Schreiben an Honein Ben Ishac, wovon eine lateinische Uebersetzung Amphorismi (sic) Johannis Damasceni mit den vorher gehenden Aphorismen des Meimonides Bonon. 1489, und eine neue Uebersetzung von Deusing Groning. 1649 heraus gegeben ist.

№ 100. Ein Quartheft, ebenfalls von Deusing (er hat sich nicht genannt, die Hand ist aber dieselbe, wie in dem vorigen Werke) aus Leydener Handschriften copiert, enthält:

a) Canticum Ibn Sinae. Vergl. die Geschichte № 128. Aus einem andern Exemplare und aus einem dritten von D. G. (domini Golii?) sind Varianten beygeschrieben.

b) Liber principiorum scientiae pulsus arteriarum, von Abu Sahl Isa Ben Jahja el-Mesihi, dem Lehrer des Ibn Sina; 20 Seiten. Vergl. die Geschichte № 118.

c) Abschrift des gedruckten Werkes: Isagoge i. e. breve introductorium Arabicum in scientiam logices, Thomae Novariensis studio editum. Romae 1625.

№ 101. Excerpta ex Demirii historia Animalium, von J. B. Köhler aus einer Leydener Handschrift, 21 Seiten in Quart.

F. W.

Leipzig.

Sumptibus Guilielmi Engelmanni, 1838. Polemonis Periegetae Fragmenta. Collegit, digessit, notis auxit L. Preller. Accedunt de Polemonis vita et scriptis et de historia atque arte Periegetarum commentationes. XIII u. 199 Seiten gr. 8.

Polemon aus einem Dorfe bey Ilion gebürtig blühte als Zeitgenosse des Grammatikers Aristophanes von Byzanz besonders unter Ptolemäus Epiphanes um 204 bis 180 v. Chr. Man muß ihn eher den Alexandrinischen als Pergamenischen Grammatikern beyzählen. Längerer Aufenthalt zu Athen, welcher ihm den Namen Ἀϑηναῖος verschaffte, scheint Veranlassung geworden zu seyn, daß Polemon die von den Peripatetikern angeregten und mit Vorliebe getriebenen Studien der Antiquitäten mit Lebendigkeit ergriff und um antiquarischer Zwecke willen die einzelnen Städte und Landschaften bereiste, gleich wie seine Vorgänger Philochoros und Timäos gethan hatten. Daher erhält er den Namen eines Periegeten, den, so viel man weiß, Diodoros von Athen, welcher nicht lange vor Polemon gelebt zu haben scheint, zuerst führte. War Athen der Mittelpunct des Lebens und der Studien unsers Periegeten, so war er doch auch in den übrigen wichtigsten Städten, die er von da aus häufig besuchte, wie zu Hause.

Auf seinen Wanderungen durch Hellas richtete Polemon ganz besondere Aufmerksamkeit auf öffentliche Denkmähler und Inschriften, die er copierte und in seinen Werken gelehrt erörterte. Daher sein wohl scherzhafter Beyname Στηλοκόπας, παρὰ τὸν κόπον τὸν περὶ τὰς στήλας, wie Casaubonus der Analogie gemäß den Namen deutete: Herr P. denkt S. 13 an κόπτειν und versteht lapicida, is qui inscriptionem aliquam in columnam incidit, was vom Polemon doch auch kaum im Scherz gesagt werden konnte.

Bevor wir von den Werken Polemons und dem Gehalte derselben berichten, wollen wir in aller Kürze die Hauptresultate der gelehrten Abhandlung mittheilen, welche von S. 152 an den

dritten Abschnitt des Preller'schen Buches bildet. Sie liefert unter dem Titel: De historia atque arte Periegetarum ejusque artis cum ceteris literis, maxime cum arte Grammatica conjunctione, einen höchst brauchbaren Beytrag zu einer so sehr wünschenswerthen Geschichte der alten Grammatik im weitern Sinne. Die Periegeten bildeten, wie Müller zuerst kurz angedeutet hat, eine eigene Classe von Gelehrten, obwohl sie auf der einen Seite mit Historikern und Geographen, auf der andern mit Grammatikern eng verwandt waren. Je nachdem nun das historische oder grammatische Element überwog, kann man, wie P. gethan, die Periegeten in zwey Classen abzweigen, in die geographici und antiquarii. Zu jenen gehört der Perieget Dionysios, zu diesen Pausanias, dessen Richtung ebenfalls verfolgen Polemon, der bedeutendste aller Periegeten, Diodoros und Heliodoros. Daneben führt aber noch eine andere Classe von Menschen den Namen Periegeten oder Exegeten, oder auch, wie bey Cicero in Verr. IV, 59., Mystagogen, nämlich Leute, die an den besuchtesten Orten Griechenlands Fremde für ein Trinkgeld umher führten und die Merkwürdigkeiten zeigten und erklärten. Ihrer Thätigkeit kommt das Verbum περιηγεῖσθαι zunächst zu. Wir finden namentlich solche Männer in Delphi, wie sie denn überhaupt wohl meistens zu den Heiligthümern gehörten und sich deshalb mit unsern Küstern vergleichen lassen. Um die Wißbegier der Fremden einigermaßen zu befriedigen, erzählten diese mündlichen Vorläufer eines Polemon, Pausanias u. A. natürlich Wahrheit und Dichtung durch einander, wobey ihnen die Localtraditionen und Tempelmythen auf das erwünschteste zu Hülfe kamen. Es ist bekannt, wie häufig sich der treffliche Pau-

sanias auf ihre Aussagen beruft. Daß dadurch viel Localmythen in Schwang gesetzt wurden, ist klar aus vielen Stellen des Pausanias, der trotz einiger Zweifel, die er in ihre Erzählungen setzte, bey seiner Wißbegier, welche literarische Denkmähler, namentlich die alten Epen, nicht überall befriedigen konnten, ihnen nur ein zu williges Ohr lieh. Uebrigens zeichneten sich Einzelne unter ihnen, wie der Argiver Lykeas, der sich selbst als Epiker versuchte, durch Einsicht und Gelehrsamkeit aus.

Während ehedem die Jonischen Logographen ihren Schriften Erzählungen von allerley topischen Merkwürdigkeiten beygaben, finden wir seit Aristoteles eine Reihe von Männern thätig, die ihr Hauptaugenmerk auf die Besonderheiten einzelner Städte und Landschaften richteten. Der erste Perieget, Diodoros von Athen, Zeitgenosse des Theophrastos, Dikäarchos, Herakleides Pontikos, beschränkte sich auf Attika, beschrieb Denkmähler alter Zeit und knüpfte Erzählungen alter Sagen und Erörterung von Sitten und Gebräuchen an. Namentlich beschäftigten ihn die Attischen Demen und deren Gentilia. Heliodoros von Athen schrieb funfzehn Bücher περὶ τῆς Ἀθήνησιν ἀκροπόλεως. Während die beiden Genannten, wie auch ein wenig bekannter Protagoras, wirklich περιηγηταί hießen, führt P. von S. 173 an noch eine Reihe von Gelehrten auf, die bey nah verwandter Richtung gelehrter Studien nur unter jenem Namen nicht vorkommen, wie z. B. Philochoros, Menekles oder Kallikrates u. A. Die Mehrzahl derselben hielt sich freylich an Attika, welches ihnen den unerschöpflichsten Stoff lieferte, während es auch keineswegs an solchen fehlte, die sich über alle Theile von Hellas verbreiteten, in sofern diese

einen Reichthum von Sehenswürdigkeiten in alten Denkmählern der Architektonik, Bildhauerey, Malerey aufzuweisen hatten, wie Delphi, Delos, Samos.

Aus der von S. 180 an angestellten, recht gelungenen Vergleichung des Polemon und Pausanias heben wir die Hauptpuncte hervor. Bey den Vorzügen, die den Einen vor dem Andern auszeichnen, hat Polemon das ältere, einer ausgedehntern und gründlichern philologischen Gelehrtheit empfänglichere Zeitalter voraus. Während Pausanias eine wohl begründete Vorliebe für die alten, fast verschollnen Epen zeigt, um Tragiker und Komiker sich weniger kümmert, so war es Polemon, der eine ganz besondere Genauigkeit und Sorgfalt diesen Dichtern zuwandte. Polemon war dabey so sehr auf die Sache selbst gerichtet, daß er es durchaus verschmähte, seiner Darstellung durch rhetorischen Prunk einen Reiz zu verleihen, daß vielmehr mitunter die Einfachheit seiner Darstellung bis zur Trockenheit und Nachlässigkeit getrieben zu seyn scheint. Pausanias dagegen ist antiquarischer Rhetor oder rhetorischer Antiquar, und Hr P. konnte S. 182 mit Recht sagen: Est Pausaniae opus quasi anthologia quaedam periegetica eaque rhetoricis pigmentis colorata.

Zum Schlusse untersucht der Verf. den Einfluß der Periegeten auf Historie und Antiquitäten, der höher angeschlagen wird als ihre Verdienste um die Erdbeschreibung, und entwickelt mit Gelehrsamkeit den Nutzen, den sie für die Grammatik in ihrem weitesten Umfange, wo wir sie lieber Philologie nennen, haben mußten. Die Sammler von γλῶσσαι, Parömien, Epigrammen mußten sich durch die Werke der gelehrten Periegeten wesentlich gefördert sehen, und die Rhetoren und

Sophisten konnten bey ihren laudationes singularum urbium der Beyhülfe derselben nicht entrathen.

Um nun auf Polemon zurück zu kommen, so unterscheidet Herr Pr. vier Classen von Schriften desselben, in denen allen freylich die Richtung des Vfs auf die Erforschung der Antiquitäten gleichmäßig hervor tritt. Das Hauptwerk war die allgemeine περιήγησις, wovon ein Theil der so genannte Ἑλλαδικός oder die περιήγησις τῆς Ἑλλάδος gewesen seyn mag, da jenes Werk sich über den Orient und Occident, den Pontos, Italien und Sicilien erstreckte. Die zweyte Classe bilden die Streitschriften (ἀντιγραφαί) gegen Timäos, Eratosthenes, Neanthes von Kyzikos, Istros, Adäos, Antigonos; die dritte Ἐπιστολαί. Dazu kommt eine vierte Classe, die Miscellanschriften. Einzelne Theile der umfassenderen Werke werden von den Alten hin und wieder unter besonderen Titeln angeführt.

In den Bruchstücken dieser Werke zeigt sich noch ein seltener Reichthum an gelehrten Notizen und Erörterungen, die theils auf gelehrtem Studium literarischer Werke, theils auf den Ergebnissen wissenschaftlicher Reisen beruhen. Die Bruchstücke sind von Hn Prof. Preller mit großer Vollständigkeit gesammelt, übersichtlich geordnet und mit so reichen, gelehrten Nachweisungen ausgestattet, daß Jeder, den specielle Untersuchungen auf Polemon führen, sich durch Hn Preller's Gelehrsamkeit gefördert sehen wird. Daß viele Untersuchungen, zu denen Polemon Anlaß gibt, nicht in ihrer ganzen Breite verfolgt sind, sondern vielmehr meist nur das critisch gesichtete Material geboten wird, gereicht dem Werke nur zur Empfehlung. Druck und Papier sind gut.

F. W. S.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

86. 87. Stück.
Den 28. May 1840.

Berlin.

Bey Duncker und Humblot, 1839: Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation, von Leopold Ranke. Erster Band, XII u. 492 Seiten. Zweiter Band, 483 Seiten in 8.

Die deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation ist zwar zunächst nicht als eine Behandlung der gegenwärtig auf dem Gebiete des Staats und der Kirche anhängigen Lebensfragen zu betrachten; und dennoch dürfte für das Verständniß der Gegenwart unter den bereits ins dritte Hundert gehenden Besprechungen des Cölner Ereignisses kaum aus irgend einer so viel Gediegenes gelernt werden können, als aus dieser Behandlung deutscher Zustände von drey Jahrhunderten vorher. Es ist der Gewinn, wie ihn das Amt des Historikers darbietet, wenn es mit solcher Sachkenntniß, Eindringlichkeit und Unparteylichkeit geübt wird, daß aus dem Verständniß der Epoche machenden Vergangenheit auch in die ganze Folgezeit einen klaren Blick gestattet, und selbst die Gegenwart, so weit sie die Schwingun-

gen früher angelegter Fäden noch in sich trägt, in ein helles Licht gestellt wird. Namentlich so weit die Gegenwart jetzt von religiösen Elementen und theologischen Interessen in einem Maße bewegt wird, wie es vergangene Decennien wohl nicht einmahl zu ahnen vermochten, hat der Hr Verf. durch seine historischen Forschungen das glänzendste Verdienst für deren Verständniß. Seine Geschichte der Päpste deckte den oft verkannten aber nie genug zu würdigenden Einfluß der Reformation auf die Gestaltung der catholischen Kirche auf, die in der That durch eine innere Restauration nicht geringern Gewinn von der Thatsache der Reformation gezogen hat, als die evangelische Kirche durch diese ins Leben trat, so daß für das jetzige Auftreten des catholischen Princips, für eine so gewaltige Schilderhebung, worüber die Gegenwart staunt, nicht besser das Verständniß gefunden werden kann, als eben aus dem Selbstgefühle, das der catholischen Kirche durch jene planmäßig geleitete Restauration erwachsen ist. Dasselbe Verständniß für die Gegenwart wird nun noch mehr durch vorliegende Schrift rücksichtlich der so inhaltreichen Frage nach dem Verhältniß zwischen Kirche und Staat gewonnen, indem die Zustände der abendländischen Christenheit gerade nach dieser Beziehung für die Zeit der Reformation ins Auge gefaßt werden, die doch durchaus als die Wurzel der jetzigen Verhältnisse betrachtet werden muß.

Indeß ist es nicht bloß die eindringliche Forschung, die durchaus klare Darstellung der in jener Zeit so vielfach durch einander geschlungenen Fäden, wodurch sich diese, wie frühere Schriften des gefeyerten Historikers auszeichnet: es sind auch durchaus neue bisher unbeachtete Quellen, die er eröffnet hat, und deren Werth um so hö-

her anzuschlagen ist, weil sie einen so zuverlässigen Blick in die Ereignisse gestatten, da sie ein bedeutender Bestandtheil der Facten selbst waren. Der Verf. war von der Idee ausgegangen, die Kunde damahliger deutscher Zustände aus den Verhandlungen der Reichstage zu schöpfen, auf welchen doch nicht bloß die politischen, sondern auch überwiegend die kirchlichen Fragen der Zeit besprochen und gestaltet wurden. Die nächste Quelle dafür war ihm das Stadtarchiv in Frankfurt, Acten der Reichstage von 1414 bis 1613 in 96 Foliobänden, die besonders seit dem Anfange des 16. Jahrhunderts, wo das schriftliche Verfahren überhaupt eingeführt wird, die wichtigsten Actenstücke darbieten. Was in dem Archive einer Stadt nicht erwartet werden darf, dazu bahnte er sich durch Benutzung mehrerer fürstlichen Archive den Weg, namentlich des Königl. Preußischen Geheimenstaatsarchivs zu Berlin, des Königl. Sächsischen Hauptstaatsarchivs zu Dresden, wozu noch besonders eine reiche Ausbeute aus dem gemeinschaftlichen Archive des sächsisch-ernestinischen Hauses zu Weimar kam, nebst dem Communalarchive des Hauses Anhalt zu Dessau. Es läßt sich erwarten, daß bey dem ergänzenden Verhältnisse städtischer, ehemahls churfürstlicher und fürstlicher Actensammlungen dem spähenden Auge eines so geübten Historikers nicht leicht ein Actenstück verborgen blieb, das für die damahligen gemeinsamen Zustände von Interesse ist. Es sind ja die Archive der Fürstenhäuser, die bey den Bewegungen der Reformation durchaus selbst die Verhandlungen leiteten, und darf man nicht allein diesem Werke, sondern der deutschen Geschichtsforschung selbst Glück dazu wünschen, daß dem Historiker auf diese Art Schätze aufgeschlossen sind, über die eine frühere Zeit meinte, nie

engherzig genug wachen zu können. Auch hier dürfte deshalb die neuere Zeit das richtige Princip getroffen haben, wenn sie die Geschichte in ihrer Berechtigung anerkennt, und für vergangene Zustände keine bessere Rechtfertigung zuläßt, als die möglichst offene und unumwundene Darlegung des Thatbestandes selbst. Der Staat im Bewußtseyn seines guten Rechtes braucht sich keiner Künste der Verheimlichung zu bedienen. Der Verf. erkennt die Zeit als nahe bevorstehend an, wo wir die neuere Geschichte nicht mehr auf die Berichte selbst der gleichzeitigen Historiker, außer in so weit ihnen eine originale Kenntniß beywohnte, geschweige denn auf die weiter abgeleiteten Bearbeitungen zu gründen haben, sondern aus den Relationen der Augenzeugen und den echtesten unmittelbarsten Urkunden aufbauen werden.

Was die Behandlung und Auffassung des Stoffes betrifft, so ist die Manier, oder besser Methode des Verfassers längst rühmlichst bekannt. Keine Construction der Geschichte aus vorauf gefaßten Voraussetzungen; nirgends wird dem Stoffe Gewalt angethan, um ihn zum Belege der Ideen zu benutzen, in denen sich gerade die Individualität des Historikers zufällig gefällt. Ueberall redet die Sache für sich, die Handlung tritt mit völlig objectiver Klarheit hervor. Aber eben so wenig erwarte man darin ein todtes Aufzählen bloßer Facta, eine chronikenartige Aufhäufung des Stoffes. Vielmehr hat der Verf. die Forderungen einer echten Pragmatik dadurch auf das glänzendste gelöst, daß der Faden der Ereignisse, woran die Einzelnheiten angeknüpft werden, sich überall aus dem Geschehenen selbst ergibt, und zwar mit solcher Natürlichkeit, daß eben daraus dem Leser unwiderstehlich die Gewißheit erwächst,

hier nicht einen gemachten, sondern den durchaus wahren, in der Sache selbst begründeten Pragmatismus zu haben. Die Reflexion des Historikers tritt nicht weiter hervor, als nöthig ist, um den Leser zu orientieren, was dann aber jedesmahl mit einer Sicherheit und Durchdringung der Thatsachen geschieht, daß wir gerade hieran eine der glänzendsten Seiten dieser Leistung zu rühmen haben. Nach längerer Darlegung des Stoffes wird der Leser jedesmahl auf einen Hochpunct geführt, von wo ihm eine Fernsicht durch die Einzelnheiten eröffnet wird, und gerade in der überraschenden Wirkung solcher Reflexion, in der Aufdeckung des Frappanten und Staunen erregenden ist die Kunst des Verfs unübertroffen. Freylich wurde er dabey durch die Beschaffenheit seines Stoffes selbst begünstigt, der so viele, einander durchkreuzende Interessen darbietet. Bedenkt man, wie die beiden Elemente, das religiöse und politische, deren Zusammenwirken überhaupt die deutschen Zustände das Mittelalter hindurch bedingen, gerade in der Reformation so lebendig in einander greifen, so würde sich erklärlich finden lassen, wie die gewandte Hand des Historikers gerade hier die seltsamsten Verschlingungen nachweisen, und auf die inhaltvollsten Knoten aufmerksam machen konnte. Dazu kommen dann die sämmtlichen europäischen Beziehungen, unter welchen die Reformation erwuchs, die Stellung des Kaisers, bey dem sein Verhältniß zum Reiche doch immer nur ein Theil, wenn gleich ein sehr bedeutender, seiner Pläne und Unternehmungen seyn konnte, das Verhältniß zum Papste, dessen Interessen als Oberhaupt der catholischen Kirche nicht selten durch politische Beziehungen als Herr des Kirchenstaats und bedeutende Macht in Italien durchkreuzt wurden; fer-

ner die Stellung Frankreichs in seiner Rivalität zu Karl V. und mit seinen Plänen auf Italien. Dennoch bedurfte es eines so eindringlichen Scharfblicks in das Gewirre der Verhältnisse, um das Frappante daran so darzulegen, wie hier geschehen ist, um aufmerksam zu machen auf den überraschenden Eindruck der mancherley Beziehungen, wie derselbe Papst, der die Protestanten im Reiche als Ketzer befehdet, doch wieder in geheimer Sympathie mit ihnen steht, wenn es gilt, sie als bewaffnete Partey zu benutzen, um den Kaiser in Deutschland zu beschäftigen, und seinen Einfluß auf Italien zu brechen; oder wie derselbe Kaiser, der sie als Rebellen gegen seine Autorität haßt, und zu ihrer Unterdrückung entschlossen ist, dennoch ihre kirchliche Stellung aufbietet, um den Papst in allerley Verlegenheiten zu setzen; wie die französische Krone, die in ihrem Lande die Reformation zu erdrücken strebt, nicht ansteht, sich denselben Protestanten im Reiche anzuschließen, so bald ihr politisches Interesse dasselbe ist. Hier ist die Kunst des Verfassers unübertroffen, auf solche an und für sich verworrene Partien scharfe Lichtblicke fallen zu lassen, und durch die überraschendsten Situationen, die er dem Leser eröffnet, zum Verständniß der Einzelheiten zu verhelfen. Hier zeigt er, wie die letzten Fäden, woraus die gewaltigsten Erscheinungen hervor gehen, so dicht neben einander in dieselben Knoten verschlungen sind, wie die Entscheidung der inhaltvollsten Fragen oft von den unbedeutendsten Momenten abhängen, oder um uns eines von ihm selbst in der Papstgeschichte gebrauchten Bildes zu bedienen, wie nicht selten auf dem Kamme des Gebirges die Quellen dicht neben einander entspringen, aus denen nach beiden Seiten hinab Ströme nach den durchaus

entgegen gesetzten Richtungen hin sich ergießen. Doch man meine nicht etwa, daß dies Verfahren bey dem Verf. in ein Haschen nach frappanter Darstellung, in leere Effectmacherey ausarte; die Combination ist jedesmahl so natürlich, ergibt sich aus der ganzen Darstellung so von selbst, daß der Leser sich wundern mag, wie er nicht schon selbst zu den Resultaten gelangt ist, die ihm hier erst die Hand des Meisters aufschließt.

Um nun aus dem so vielen Neuen und Ueberraschenden, was der Verf. vor seinen Lesern hier ausbreitet, wenigstens einen besonders interessanten Punct zu besprechen, so wählen wir eine Frage aus, die für Kirchengeschichte und Kirchenrecht gleich interessant, doch zugleich mit den größten Schwierigkeiten, wenigstens der Theorie nach, durchwebt ist, wir meinen die Frage nach dem Grunde, worauf die Berechtigung der protestantischen Fürsten auf die Gestaltung ihrer Landeskirchen beruht. Wir sagen absichtlich nicht das oberbischöfliche Recht der Landesherren, da der Vf. nicht von diesen, sondern nur von der Berechtigung derselben zur Durchführung der Reformation in ihren Landen redet. Unterscheidet man beides streng, so wird sich allerdings der Argumentation des Verfs nicht viel entgegen stellen, nur mit dem ausdrücklichen Vorbehalte, daß aus denjenigen Rechten, die der Verf. hier historisch den Landesherren aus den Verhältnissen der Reformation zu entwickeln weiß, doch immer noch nicht der Begriff sich gewinnen läßt, der später und jetzt unter dem oberbischöflichen Rechte verstanden wird. Der Verf. knüpft Alles an den Reichstag zu Speier 1526, und dessen so berühmten Abschied, daß jeder Stand rücksichtlich des Wormser Edicts von 1521, wodurch Luthers Sache proscribiert war, sich so halten möge, wie

er es gegen Gott und Kaiserliche Majestät zu verantworten sich getraue. Gewiß sieht der Verf. hier einen der bedeutendsten Entwickelungspuncte in der deutschen Reichsverfassung, sieht hier eine Uebergabe der Reichsgewalt an die Territorialherrschaften, und also eigentlich die erste ausdrücklich ausgesprochene Auflösung des Reichs. Auf dieselbe Weise läßt er hier auch das Recht in kirchlichen Dingen, das dem Reiche zustand, auf die einzelnen Reichsstände übertragen werden, und findet für das von hier an beginnende Verfahren der Fürsten zur Durchführung der Reformation in ihren Landen, wie es namentlich sofort von Landgraf Philipp von Hessen auf der Synode zu Homberg ausgeübt wurde, die reichsmäßige Berechtigung. Wie schon angegeben, die Deduction des Verfs hat ihre Begründung, sofern ausdrücklich unterschieden wird zwischen einem allgemeinen Eingehen der Fürsten auf die Reformation zum Besten ihrer Landeskirchen, und dem eigentlich bischöflichen Amte, wie es gegenwärtig nach protestantischem Kirchenrechte den Fürsten zusteht. Wir würden nicht so scharf auf diese Unterscheidung dringen, wenn nicht die Darstellung des Verfs wenigstens der Vermuthung Raum gäbe, daß er dennoch beides verwechselt, oder durch Nachweisung des Ersteren auch schon das Zweyte dargethan zu haben gemeint hat. Er will nämlich seine historische neue Begründung an die Stelle der mehrfachen, allerdings unhaltbaren Theorien setzen, die entweder aus der Territorialmacht der Fürsten, oder nach einer Uebertragung von Seiten der Landeskirchen dergleichen Rechte zu erhärten versuchen. Da nun diese bekannten Theorien stäts ausdrücklich zur Begründung des oberbischöflichen Rechts der Landesherren benutzt werden, nicht aber zu Erhärtung eines bloßen

Eingehens auf die Reformation, so scheint uns jene Distinction dringend nöthig zu seyn, um nicht die Frage als gelöst zu betrachten, während dennoch die Schwierigkeit dieselbe bleibt.

Und selbst für Lösung dessen, was der Verf. allein mit seiner historischen Deduction beabsichtigt haben kann, für Erklärung der Berechtigung der Fürsten, sich der Sache der Reformation anzunehmen, leistet die Hypothese doch nicht so viel, als ihr hier beygelegt wird. Das Wormser Edict, dessen Ausführung oder Nichtausführung zu Speier dem Ermessen der Territorialgewalten anheim gestellt wurde, bezog sich ja nur auf die Erklärung der Acht über Luther und dessen Anhänger, als auf die Vollziehung einer weltlichen Maßregel, die vom Reiche beschlossen, von demselben auch suspendiert werden konnte, ohne daß im Geringsten eigentlich geistliche Berechtigungen dabey in Frage kamen. Der Zuwachs an Gewalt, der dabey den Landesherren zu Gute kam, ist also doch nichts anders als ein Punct in der factisch eingetretenen politischen Auflösung des Reichs, das sich außer Stande sah, die formell gültig gefaßten Beschlüsse gegen das Widerstreben der einzelnen Reichsstände durchzuführen. Ferner gesetzt auch, daß dem Reichstage als solchem Befugnisse auf die deutsche Nationalkirche zustanden, er also einen gewissen Theil der kirchlichen Rechte besaß, wie sie bald darauf von den Landesherren factisch ausgeübt werden, so dürfte doch durch jenen Speierschen Beschluß die Berechtigung nicht in gleichem Maße auf die Territorialgewalten haben übergehen können. Gerade die Grundidee, auf die der Verf. so wiederholt und gewiß mit vollem Rechte dringt, daß das Reich als der priesterlich-kriegerische Staat betrachtet werden müsse, war auf dem Reichstage durch die Anwesenheit der

geistlichen Mitglieder, der Erzbischöfe und Bischöfe, gesichert, und da diesen in ihren Sprengeln die Kirchengewalt zustand, wurde eben dadurch eine Versammlung, in der sie saßen, auch zu geistlichen Bestimmungen berechtigt. Wie aber soll davon auch nur eine Analogie bey den bloß weltlichen Landesherren gedacht werden, die gerade des Characters entbehrten, wodurch der Reichstag zur Ausübung solcher Rechte befugt war? Man teusche sich also darüber nicht, als ob die schwierige kirchenrechtliche Frage über die Befugniß der Landesherren zur Ausübung jener Rechte durch Uebertragung von Seiten des Reichs gelöst sey. Man wird immer nur wieder auf den Punct zurück kommen müssen, daß die Kirchengewalt, wie sie bisher in jeder Hinsicht von den Bischöfen geübt ward, durch ihr Nichtzutreten zur Reformation, factisch vacant war, und eben so factisch jedem zufiel, der sich an die Spitze der Bewegung stellte, die Berechtigung dazu dann aber nur in dem Rechte des Evangeliums zu suchen ist, das sich durch alle bisherige Misbräuche Bahn brach. Sofern nun die Landesherren selbst von dem Evangelium ergriffen waren, erwuchs auch ihnen Pflicht und Recht, demselben in ihren Landen Raum zu geben; sie traten factisch an die Spitze ihrer Landeskirche, ohne daß aus irgend einer andern Quelle, historisch oder durch eine juristische Fiction, die Befugniß dazu anders als aus dem ewigen Rechte evangelischer Wahrheit deduciert werden könnte. Bey den Reformatoren schwand ja die Hoffnung nur sehr allmählich, daß auch die bisherigen catholischen Bischöfe zur Reformation hinzu treten würden, und sicher wäre dann ihre Kirchengewalt unbezweifelt geblieben. Am wenigsten berufe man sich auf das Beyspiel Landgraf Philipps bey Gelegenheit

der Homberger Synode. Die ganze Haltung war so schwärmerisch democratisch unter Leitung des mit schweizerischen Grundsätzen gebildeten Lamberts von Avignon, auf den wohl sogar waldensische Anschauungen Einfluß geübt haben mögen, daß dabey wohl wenig Anklänge der Territorialgewalt statt finden konnten, und der ganze Gang der Reformation unter Philipp auch bald genug diese ganze Basis aufgab, um in Uebereinstimmung mit den übrigen, besonders sächsischen Landeskirchen, der landesherrlichen Gewalt jene größeren Befugnisse einzuräumen, für deren historische Begründung die Hypothese des Verfs aufgestellt ist.

Das meiste Neue, was der Verf. seinen Lesern darbietet, ist aus den oben genannten Quellen der Reichstagsacten geschöpft, und bezieht sich deshalb auch mehr auf die weltliche als die kirchliche Entwickelung. Rücksichtlich derselben dürften die Aufschlüsse über die eigentliche Stellung des Kaisers zum Reiche seit dem Ende des funfzehnten Jahrhunderts, über die Versuche der Reichsstände, eine Verfassung zu erwirken, welche die beiderseitigen Befugnisse gebührend abgrenzt, die projectierte und bis auf einen gewissen Punct auch durchgeführte Errichtung eines Regiments, das schon zur Zeit Maximilians die Angelegenheiten besorgen sollte, besonders aber bey der häufigen Abwesenheit Karls V. die größte Bedeutung hätte erlangen müssen, ferner über die gegenseitigen Beziehungen, in welche mit dieser weltlichen Opposition zugleich die kirchliche trat, die auf allen Puncten der geistigen Zustände längst vorbereitet, durch die Reformation ins Leben trat, kurz über alle Fragen, welche die damablige deutsche Welt bewegten, dürften die Aufschlüsse, wie sie der Verf. hier eröffnet hat, leicht das

Anziehendste seyn, was bisher über jene so bedeutsame Zeit gesagt ist. Auch die Anforderung eines kirchlichen Interesses und theologischer Kenntnisse, ohne welche eine Geschichte Deutschlands zur Zeit der Reformation nun einmahl nicht geschrieben werden kann, dürfte bey dem Hn Verf. bis zur höchsten Befriedigung gelöst seyn.

Durchgeführt ist in vorliegenden zwey Bänden die Geschichte bis zum Jahre 1527. Für die Fortsetzung ist zugleich eine Mittheilung wichtiger, bisher nicht heraus gegebener Actenstücke versprochen.

R — g.

Königsberg.

Verlag der Gebrüder Bornträger, 1839. Entwickelungsgeschichte der Natter (Coluber Natrix) von Dr Heinrich Rathke, königl. preuß. Medicinalrathe, Professor an der Universität zu Königsberg und Ritter des Annen- und des Wladimir-Ordens. Mit 7 Kupfertafeln.

Wir erhalten in diesem Buche die schon früher versprochene (s. Burdach's Physiol. 2. Aufl. Bd II. §. 377. ***. k.) und durch einen Vorläufer angedeutete Frucht bedeutender Untersuchungen über die Entwickelung von Coluber Natrix. Die jetzige Bearbeitung ist aber so viel umfassender und enthält so viel Neues, daß eine Vergleichung mit dem früher Geleisteten nur an wenigen Stellen statt finden wird, wo die Angaben über früher schon behandelte Gegenstände mit den früheren nicht übereinstimmen.

Das Buch enthält in sechs Kapiteln 1) allgemeinere Bemerkungen über das Ey, 2) und 3) Beschreibung von Embryonen aus verschiedenen

Zeiten der ersten Periode, 4) 5) und 6) die drey übrigen vom Verf. angenommenen Perioden (S. u.). Ref. kann sich in Bezug auf die fünf letzten Kapitel natürlich nicht an diese Reihenfolge binden.

Das erste Kapitel gibt eine Beschreibung der äußeren Eytheile und Vergleichung derselben mit den ähnlichen bey anderen Thieren.

Der Verfasser findet die Zusammensetzung der Schichten der äußeren Eyhaut aus Fasern auffallend, da sie doch aus einem todten Secrete sich bilde (Ob sich nicht die Entstehung dieser Fasern microscopisch verfolgen ließe? Ref.). — Die Entwickelung von Eyern, welche aus den Verhältnissen genommen waren, in welche die Mutter sie versetzte, blieb immer sehr, besonders hinsichtlich des Volumens der Früchte, hinter der Entwickelung anderer Früchte zurück, mochte man auch Temperatur- und Feuchtigkeitsgrade so günstig als möglich dirigieren. — Bemerkungen über den gänzlichen Mangel des Eyweißes, über den Luftraum des Eyes, hier und bey anderen Thieren. — Bey der Beschreibung der Dotterhaut bedauern wir den Mangel der Größenangaben über die erkannten Bestandtheile, so wie auch eine Abbildung davon sehr erwünscht gewesen wäre. Das Kapitel schließt mit der Angabe der vier Perioden, deren erste bis Ausbildung der vier Kiemenspalten, die zweyte zur Verschließung derselben reicht. Die dritte scheidet sich von der vierten, welche mit dem Eyleben endigt, durch den Eintritt der Färbung in der Haut.

Wir wollen an die bis jetzt berücksichtigten sogleich die übrigen relativ äußeren Theile der Frucht anschließen, deren an verschiedenen Stellen im Buche Erwähnung geschieht. — Der li-

quor amnii ist während des ganzen Fruchtlebens, dem engen amnion angemessen, nur gering an Menge; in der zweyten Periode dabey recht consistent, aber weder durch Weingeist, noch Hitze coagulabel und nimmt in der letzten Periode an Quantität und Consistenz ab. — Das falsche amnion vergeht früher als die Dotterhaut.

Vom Dottersacke, in welchen in der dritten Periode der Embryo durch Einstülpung völlig versinkt, während er ihn am Ende in sich selbst aufnimmt, ist die Ausbildung der Lamellen, die Gefäße, der kaum angedeutete sinus terminalis, die Entwickelung und Form der ins Innere des Sackes hängenden Netze beschrieben, so wie das allmähliche Verschwinden des körnigen Antheiles der Dotterflüssigkeit. Ueber die Lamellen des Sackes ist die Bemerkung wichtig, daß, so lange der Zusammenhang mit dem Darme besteht — welcher schon früh (§. 36.) aufhört, ohne daß vorher ein Gang bestanden hätte — die innere Platte nur mit der Schleimhaut zusammen hängt, die äußere mit den übrigen Schichten des Darmes. So daß, wenn man die äußere ohne weiteres als Gefäßblatt bezeichnen will, die Muskelbildung des Darmes diesem Blatte angehört. — Die allantois. — Der Nabelstrang wird nie bedeutend. Um den Dottersack durchzulassen erweitert er sich und wird dann wieder eng und kürzer. — Der Nabel rückt von seiner ursprünglichen Stelle dicht hinter dem Herzen, immer weiter nach hinten, bis er in der dritten Periode nahe vor dem After liegt. Der Verf. macht hierbey (S. 115) die Bemerkung, daß die Verschiedenheit in der spätern Lage des Nabels bey verschiedenen Thieren durch das Verhalten (Verlängerung oder Verkürzung) des Stieles der allantois bedingt werde.

Wären nun aber auch die Veränderungen in diesen beiden Theilen stäts entsprechend, so würde es doch schwer seyn, den einen derselben für das Bedingende, den andern für das Bedingte auszugeben. Daß aber selbst diese Gleichmäßigkeit gar nicht nöthig ist, geht aus einer andern Stelle dieses selbigen Buches hervor, indem nach S. 171 der urachus beym Zurückrücken des Nabels in denselben weiter hinein rückt.

Ueber die Frucht im engern Sinne geben die Anfänge der Kapitel Beschreibung des äußern habitus. Dann folgen die einzelnen Theile des Körpers, von welchen wir das wichtigste andeuten wollen.

Das Hirn, welches zuerst in drey Zellen erscheint, bildet sich bald zu mehreren Abtheilungen aus, zu deren Bezeichnung im Allgemeinen die Bär'sche Nomenclatur gebraucht ist. Aus dem zwischen Vorhirn und Mittelhirn liegenden Zwischenhirn bilden sich mehrere äußerlich kennbare Abtheilungen. Zwey derselben treten an der untern Fläche hervor. Die erste ist der Theil, aus welchem sich die Augen hervor stülpen, die zweyte der Trichter, an welchen sich die glandula pituitaria, auf die schon in Müller's Archiv von Rathke bey anderen Thieren beschriebene Weise, durch eine wunderbare Verbindung mit der Schleimhaut des Rachens anbildet. Nach oben hat das Zwischenhirn nur eine einfache Wölbung, welche R. vorzugsweise als Zwischenhirn bezeichnet. Dann das Mittelhirn; die künftigen Vierhügel, welche die Spitze des Winkels ausmachen, in welchen das Hirn durch die Kopfbeuge (welches Wort Rathke dem von Reichert gebrauchten: 'Gesichtskopfbeuge' vorzieht) geknickt ist, in welchen von der Schädelbasis aus ein später zu beschreibendes Plättchen ragt.

Die oberen Oeffnungen des Hirns bilden sich, indem der allgemeine Proceß, daß die einfache Masse, welche die Hirnwand anfangs bildet, sich in zwey Schichten, die der Häute (pia mater und arachnoidea) und die der Hirnmasse scheidet, eben an denjenigen Stellen nicht vor sich geht, wo Oeffnungen der innern Schicht sich bilden sollen. Es bilden sich daselbst nur die Häute. — Angaben von Reichert (S. 37) und Huschke (S. 16 und wiederholt 36) über die frühesten Formen der vordersten Hirntheile sind berücksichtigt.

Unter manchen anderen finden sich auch genaue Angaben über die Entstehung der plexus choroidei der vordern und mittlern Hirnmasse von der arachnoidea aus und eine analoge Bildung über der hintern Hirnmasse. Eine solche entwickelt sich bey den Säugethieren zum plexus choroid. ventriculi quarti; hier besteht sie nur eine Zeitlang als eine Verdickung der Decke des Ventrikels, welche außer Blutgefäßen auch Nervenmark zu enthalten scheint. Eine solche Bildung bleibt bey den Cyclostomen und Batrachiern durchs ganze Leben. — Die ganze Entwickelungsgeschichte des Hirnes ist durch schöne Abbildungen erläutert.

(Der Beschluß im nächsten Stücke.)

Berichtigung: Das Citat in St. 80. S. 786 soll nicht heißen: 1839. St. 21., sondern bezieht sich auf die vorstehende Anzeige.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

88. Stück.
Den 30. May 1840.

Königsberg.

Beschluß der Anzeige: Entwickelungsgeschichte der Natter von Dr Heinrich Rathke.

Aus der Geschichte des Auges machen wir die Angaben über die art. centralis retinae bemerklich. Eine Falte der retina, welche von hinten nach vorn an der Wand sich erhebt, in deren Höhle sich von außen auch eine Falte der choroidea zu legen scheint (in dem Aufsatze in Burdach's Physiologie ist von einer Spalte die Rede) trägt auf ihrem in das Innere des Auges vorragenden Rande eine Arterie, welche dann mit dem Verschwinden der Falte sich von derselben löst und zur art. centralis retinae wird. Aus der bey den jüngsten hier beobachteten Exemplaren concaven cornea folgert R. die Wahrscheinlichkeit von Huschke's Ansicht über die Bildung der Linse durch eine Einstülpung von der Haut aus, wofür ebenfalls der innige Zusammenhang zwischen cornea und Linsenkapsel, welcher lange besteht, spricht. Auch die Bildung der Höhle vor dem Auge aus dem Verwachsen von

Augenlidern ist hier beschrieben. Die Augendrüse ist wahrscheinlich eine Ausstülpung der Mundhaut.

Das Ohr war schon bey den jüngsten Embryonen als eine Ausstülpung der Hirnblase zu sehen, welche sich dann in Nervenmasse und die nächste Umgebung scheidet. Schon in der ersten Periode fängt eine kleine Ausstülpung nach oben an sich zu bilden. Zu derselben Zeit schon erscheint am unteren Rande der Anfang einer Kapsel, des Felsenbeines, welches von da über die äußere Fläche nach oben aufsteigend sich weiter bildet und schon in der zweyten Periode knörpelartig wird, in der dritten innerlich sich ausbildet (in die Zwischenräume zwischen den canales semicirculares u. s. w. hinein wächst) und zwey Knochenkerne bildet, zu welchen in der letzten Periode noch einer kommt, welche drey dann gegen einander hin sich vergrößern, ohne doch zu verwachsen. Der eine verschmilzt aber sehr bald mit der Hinterhauptsschuppe, der andere mit dem Seitentheile des Hinterhauptes, während der dritte den bedeutendern Theil des Ohres enthält. Die genannte Ausstülpung nach oben wächst später bedeutend, wobey sie sich nach innen und rückwärts wendet und an der innern Fläche des Hinterhauptbeines (von welchem sie später mit Knochenmasse umgeben wird) gegen die Mittellinie vorschreitet. Ueber das Vorkommen solcher Säcke bey Eidechsen und Rochen (S. 143 f.). Die Schnecke entsteht als eine Ausstülpung nach unten und bleibt sehr einfach. Die Bildung der halbcirkelförmigen Canäle, wie Valentin sie angibt, wird unwahrscheinlich gefunden; jedoch reichen die Beobachtungen nicht hin um R.'s Ansicht zu beweisen. Er glaubt, daß jeder Canal als eine halbmondförmige Falte hervor getrieben

wird, daß dann ihre beiden Wände an der Mitte der Basis der Falte verwachsen und resorbiert werden. — Bemerkungen über die Kalkablagerungen, dergleichen sich unter andern in den beschriebenen Säckchen zu einer Zeit bilden, später aber wieder verschwinden.

Das Geruchsorgan wird bey Embryonen erkannt, welche wenig älter als die jüngsten sind. Man sieht äußerlich zwey runde Scheibchen mit verdickten Rändern. Das ist die Schneidersche Haut, welche aus einer Verdickung der äußern Haut entsteht. Das Gehirn findet man schon früh, diesen beiden Stellen entsprechend, von Innen an der Schädelwand haftend. Die umgebenden Theile bilden sich zu einer Höhle aus, welche dann von der Schneiderschen Haut, die zu einem Sacke wird, ausgekleidet wird. Die Nasendrüsen entstehen auch von der Riechhaut aus und ihre Mündungen rücken nur durch spätere Umbildung nach der Mundhöhle zu. Die Bildung der Knochenkapsel dieser Drüse.

Die Zunge wird erst im zweyten Zeitraume angelegt. Nachher entwickelt sie sich rasch. Vergleichung der Formen, welche sie durchläuft mit den persistenten anderer Thiere, besonders Amphibien. Die Bildung der Zungenscheide.

Besonders ausgezeichnet sind mehrere Beobachtungen über die Entwickelung des Skelets. Die chorda dorsalis zeichnet sich durch ihre sehr dicke Scheide aus. Später wird jedoch bemerkt, daß diese Scheide wohl nur in ihrem innersten Theile als der vergänglichen chorda angehörig betrachtet werden könne. Die äußere Schicht, welche namentlich unmittelbar durch ihre plattenförmige Ausbreitung die Schädelgrundfläche darstellt, sey wohl die Grundlage des zukünftigen Skelets; also analog dem faserhäutigen Skelete

der niedrigsten Knorpelfische. Geschichte der chorda. — Die Entwickelung der Wirbelkörper und ihrer Fortsätze aus den Platten von verdichtetem Blastem, welche sich zu beiden Seiten der chorda zeigen. Die Reihenfolge dieser Ausbildung in den Körpertheilen. In der zweyten Periode beginnt die Knorpelbildung und in der dritten die Verknöcherung. Letztere bildet erst eine Belegung an der untern und obern Fläche der Wirbelkörper. Später durchdringt sie dieselben. Die Ausbildung der hintern Gelenkköpfe als Apophysen. Eben so entstehen die unteren Dornfortsätze mit Ausnahme des vordersten. Die Geschichte dieses letzteren ist höchst merkwürdig. Nachdem sich nämlich an der untern Fläche des Körpers des atlas eine Masse angelegt hat, welche auch zu den Seitentheilen hinreicht und einem Dornfortsatz entspricht, verwächst der Körper dieses Wirbels mit dem des hinterliegenden epistropheus und löst sich dagegen aus der Verbindung mit seinem eigenen Wirbelbogen und Dornfortsatze, wird zum processus odontoideus des zweyten Wirbels. Die dem Dornfortsatze entsprechende Masse dagegen, durch ihre seitliche Ausbreitung mit dem Wirbelbogen verbunden, stellt den so genannten Körper des ersten Wirbels dar.

Wie sich zwischen den Wirbelkörpern und den Basen der Fortsätze intermediäre Seitenstücke bilden. Die Ausbildung der Fortsätze und die Verknöcherung derselben, welche bey den seitlichen Hälften der Wirbelbogen eben so wie bey den Rippen von der Mitte ausgeht. — Auch verschiedene vergleichende und systematische Bemerkungen über die Wirbelkörperbildung und die verschiedenen möglichen Arten von Fortsätzen findet man bey dieser Gelegenheit.

Sehr sorgfältige Untersuchungen über die Bildung des Schädels, welche ähnliche an anderen Thieren nöthig machen, wie R. im Vorworte bemerkt. Eine Abweichung von den verhältnißmäßig wenigen Angaben in Burdach's Physiol. findet sich darin, daß die dort schon beschriebenen paarigen, fadenförmigen Fortsätze, welche von der, die Basis des Hinterhaupts bildenden, Platte nach vorn gehen, nicht verschwinden, sondern noch im erwachsenen Zustande nachzuweisen sind. Der schon oben erwähnte mittlere Fortsatz, welcher in den Winkel des Gehirns vorspringt, verschwindet aber wirklich, und es bildet sich erst in der dritten Periode an derselben Stelle wieder ein Knorpel. Da vor diesem mittleren Fortsatze die Durchbohrung der Schädelbasis statt findet, durch welche die Bildung der glandula pituit. möglich wird, so bildet sich (vor dieser Oeffnung) der vordere Keilbeinkörper als ein ganz isoliertes Stück. Viele Angaben über erste Anlage, Knorpel- und Knochenbildung. Merkwürdig ist die Geschichte der Stirn- und Scheitelbeine. Die Stirnbeine wachsen als unmittelbare Fortsetzung der vordern Keilbeinflügel von der Seite her nach der Mittellinie, und eben so die Scheitelbeine als weitere Entwickelung der hinteren Flügel. — R. sagt 'Stirnbein und vorderer Keilbeinflügel haben hier also zusammen genommen noch ganz den Ausdruck eines Bogenschenkels von einem Rückgrathswirbel'.

Die Art, wie manche Formungen des Schädels von mechanischer Einwirkung des Gehirns abgeleitet werden (so z. B. die Kopfbeuge) scheint mir unstatthaft zu seyn. Wenn das Gehirn auf den vordern Theil der Schädelbasis einen Druck ausübt, welcher die Kopfbeuge bewirkt, so ist es unbegreiflich, daß die zarte vordere Hirnblase

nicht zugleich nach den Seiten hin einigen Druck ausüben soll. Das kann aber wenigstens Rathke durchaus nicht annehmen, da nach einer andern (eben so subjectiven) Ansicht die Entstehung des mittlern Fortsatzes der Grundplatte des Schädels durch die Lücke, in welche er hinein wächst, veranlaßt wird. Also übt dasselbe Bläschen, welches so bestimmt nach unten drückt, nach hinten so wenig Druck aus, daß daselbst von Seiten der Hirnmasse vielmehr etwa die Tendenz zur Bildung eines leeren Raumes vorhanden wäre, dessen Entstehung dann durch eine Wucherung der Schädelwand verhindert würde!

An den Schädel schließen sich die Visceralfortsätze, deren Betrachtung wir hier aber nicht bloß auf ihren Skelettheil beschränken. Rathke schlägt neue Namen vor: für die Bogen mit allen Theilen: Schlundbogen; für den Skelettheil darin: Schlundschiene; für die Oeffnungen dazwischen: Schlundöffnungen. — Ich gestehe, daß es nothwendig ist, neue Namen für eine, verschiedenen Gebilden gemeinschaftliche Urform zu finden, Namen, welche nicht mit einem dieser secundären Gebilde zusammen treffen, wie die Kiemen sind, wenn sich dieselben auch durch eine sehr einfache Metamorphose aus jener Urform entwickelten. Nur bedauern wir, daß bey den bis jetzt vorgeschlagenen Namen der Antheil, welchen das Gefäßblatt an sämmtlichen Bogen ursprünglich hat, nicht so ausgedrückt wird, wie durch den Namen Kiemenbogen. Diesen Antheil aber, wie man wohl hin und wieder findet, für weniger wichtig zu halten, scheint eine Uebereilung zu seyn, gegen welche die Beybehaltung des ältern Namens recht zweckmäßig ist. — Die Gefäßbogen sind allen Schlundbogen eigen; sie rücken auch nach R. nicht nach hinten, von einem Bogen zum

andern, wie bekanntlich Reichert angibt, sondern, womit die übrigen Beobachter übereinstimmen: die vordern verschwinden, während sich die hintern bilden.

Bey der Natter bilden sich nur in den drey ersten Bogen feste Theile und der, welcher in dem dritten Theile entsteht, verschwindet sehr bald wieder. Aber alle drey sind offenbar Ausstrahlungen des Randes der Platte, welche die Hirnbasis trägt. Aber auch der vierte Visceralfortsatz gehört wohl dem Schädel an (S. 38). Der Oberkieferfortsatz (der erste darin erkennbare Skelettheil) verhält sich zum Meckelschen Knorpel oder der ersten Schlundschiene so, daß beide mit einem gemeinschaftlichen Stiele am Schädel befestigt sind, so daß sie wie die Zinken einer Gabel von diesem Stiele ausgehen. Dieser, mit dem Meckelschen Knorpel verbundene, erste Skelettheil im Oberkieferfortsatze (im weitern Sinne) ist (nach S. 78) die Grundlage des Gaumen- und Flügelbeines. Der eigentliche Oberkiefer bildet sich in demselben Blasteme, aber ohne ursprünglichen Zusammenhang, parallel jenem Theile. Die Basis der Gabel löst sich in der dritten Periode von der Schädelgrundfläche, bekommt einen Auswuchs, welcher sich abgliedert, an die Hörkapsel legt und Quadratbein wird. — Darüber die freye Entstehung des Paukenbeins, welches mit Cuvier's und Meckel's os mastoideum übereinstimmt.

Der Zusammenhang, welcher später zwischen der zweyten Schlundschiene und dem Gehörorgane eintritt, ist bestimmt etwas Secundäres.

Die tuba Eustachii ist hier nicht ein unmittelbares Ueberbleibsel der ersten Visceralspalte, sondern entsteht erst nach dem gänzlichen Ver-

schwinden derselben, durch eine neue Einfurchung von Innen her (S. 90).

Ueber die Wülste, welche die Schlundöffnungen äußerlich umgeben, und was sich bey verschiedenen Thieren daraus bilde, siehe §. 32.

Zum Schlusse der Skeletbildung bemerken wir noch, daß der §. 30. auch allgemeine Bemerkungen über Extremitätenbildung bey Wirbelthieren gibt, obgleich bey der Natter nichts der Art vorkommt.

Die Knochenkörperchen vergleicht R. mit den Kalkkrystallen des Ohres (§. 72.).

Die Entwickelung der äußeren Bedeckungen, schon zu Anfang der ersten Periode als Epidermis bemerklich, schreitet in der dritten Periode zur Schuppenbildung fort, welche anfänglich mit der Bildung der Bedeckungen bey den Eidechsen Aehnlichkeit hat.

Die membranae reunientes, welche an der serösen und Gefäßschicht Theil haben, sind schon aus einer Mittheilung von R. bekannt und müssen später noch ein Mahl erwähnt werden. Hier also nur die Bemerkungen: daß R. bey der oberen Vereinigungshaut ein Uebergehen in die späteren Zustände ohne vorgängige Resorption dieser Haut (also durch unmittelbare, weitere Ausbildung derselben) annimmt (§. 29); und daß eine membr. reuniens infer. auch am Schwanze sich findet, wo sie freylich keine Höhle zu umschließen hat, sondern eine Masse weichen Zellgewebes (§. 48).

Das Herz ist in seiner innern und äußern Entwickelung besonders auch durch Abbildungen erläutert. Die Atrien entstehen hier auf andere Weise als bey den Säugethieren und Vögeln. Gemeinschaftlich ist den drey Thierclassen, daß sich an dem Theile des Herzens, welcher das ve-

nöse Blut aufnimmt, zwey Taschen bilden. Bey den zwey höheren Thierclassen werden diese zu den Herzohren, und der Theil, von welchem sie ausgehen zu den Vorkammern. Bey den Amphibien dagegen verschwindet er, während der Ausbildung der Taschen zu dem, was man Vorkammern nennt, hiernach aber richtiger den Herzohren der Säugethiere und Vögel vergleicht.

Bey Gelegenheit der Beschreibung, wie sich aus der Aortenzwiebel drey Gefäße bilden, wird bemerklich gemacht, daß Baer's mechanische Erklärung des analogen Vorganges beym Hühnerherzen sich hier nicht anwenden lasse. — Die Bildung des Herzbeutels ist von Reichert, nach welchem das Herz in einer Tasche der membrana reuniens inferior, statt auf derselben, liegt, nicht richtig angegeben, aber der Verf. ist ebenfalls nicht ganz zum Schlusse darüber gekommen (§. 63.).

Die Entwickelung des Arteriensystems läßt wenig Einzelnheiten ausheben. Eine linke Lungenarterie sah R. zu keiner Zeit, aber der Kiemenbogen, aus welchem sie entspringen müßte, functioniert einige Zeit als ein botallischer Gang der rechten oder einzigen Lungenarterie. Die Asymmetrie der Carotiden ist in ihrem Hervorgehen aus ursprünglicher Symmetrie beobachtet. Besonders interessant ist aber das Entstehen der basilaris durch Verschmelzung zweyer paralleler Gefäße, denn dieser Proceß möchte leicht sich in anderen Thieren auch ergeben. [So scheint es nämlich dem Referenten, und als Grund dieser Vermuthung kann er die Angaben von J. Davy im Edinb. M. and S. Journ. 1839. January p. 70 ff. anführen, welcher nämlich nicht selten — bey 98 Sectionen 17 Mahl — ein fasriges Ligament in der basilaris fand, wel-

ches wohl ein Ueberrest dieser Entstehung aus zwey Gefäßen seyn möchte].

Im animalischen Theile des Rumpfes sind die ersten Formen der Gefäße, als einfache Schlingen zwischen Aorta und den venae cardinales, und die Vermehrung der Schlingen beobachtet. Abweichend ist das Verhalten der Gefäßvertheilung in dieser frühen Zeit nur im Schwanze.

Ueber die Entwickelung des Venensystems sind die Untersuchungen vor allen genau und ausführlich und geben sehr nothwendige Vervollständigungen zu dem bisher darüber bekannten. Hier tritt es deutlich hervor wie in manchen früheren, in anderer Hinsicht verdienstvollen Darstellungen die verschiedenen mit einander concurrierenden Venensysteme nicht hinreichend unterschieden waren. Diese sind das Cardinal = und Vertebralvenensystem, deren jedes zwey Stämme im hintern und zwey im vordern Körpertheile hat und im Hinterkörper noch die Hohlvene, der sich die anderen allmählich auf verschiedene Art unterordnen. Ein analogon derselben im vordern Körper fehlt eigentlich. Was man da Hohlvene nennt, geht aus jenen Systemen unmittelbar hervor.

Genaue Beschreibung ist besonders über die Gefäße des Gehirns gegeben, welche manche Metamorphosen erleiden, indem sich die Sinus der Mittellinie theils aus einem vorher gehenden Gefäßnetze, theils aus parallelen, sich näher rückenden Gefäßen bilden. — An diese bilden sich dann die seitlichen sinus an, von welchen aber der transversus, eins der frühesten Gefäße am Gehirne, sich nicht zum eigentlichen sinus ausbildet. Er zerfällt in einen Theil, welcher mit dem sinus der Mittellinie zusammen hängt und dann also das Blut gegen diesen hinführt, und einen andern Theil, welcher den alten Stamm

beybehält. — Die Stellen, an welchen sich die venösen Netze bilden, aus welchen die späteren Formen hervor gehen, werden durch die Grenzen der Hauptabtheilungen des Hirns bezeichnet und durch die Grenze des Hirns gegen das Rückenmark (§. 65). — Unter den übrigen Venen des animalischen Theiles (man findet Beobachtungen über die Venen des Wirbelcanals, der Haut, über den Sinus, welcher sich in der Mittellinie des Rückens ausbildet) ist besonders die genaue Beschreibung des Gefäßsystemes des schon oben erwähnten Theiles der Bauchwand zu beachten, welchen R. zuerst unter dem Namen der membrana reuniens infer. als etwas Besonderes, als einen vergänglichen Embryotheil betrachtet hat. Wenn man anerkennt, daß diesem Theile der Bauchwand eine eigenthümliche Gefäßvertheilung zukommt, so ist dadurch seine abgesonderte Betrachtung gerechtfertigt, mag man nun die Beweise, daß er gänzlich resorbiert werde um der eigentlichen Leibeswand Platz zu machen für nöthigend halten, oder nicht. — Die Venennetze diesen Vereinigungshaut ergießen sich theils in zwey (später nur eine) vom hintern Ende des Leibes bis zum Nabel laufende und daselbst sich in die Nabelvenen ergießende venae epigastricae, theils in das Stück der Nabelvenen, welches von da aus nach vorn im Leibe verläuft. Durch die Verbindung der Nabelvenen mit diesem Gefäßsysteme wird sich vielleicht ihr Verlauf erklären lassen, so weit er von der allantois abweicht. Denn ursprünglich können diese Gefäße doch nicht anders als zur Wurzel des Organes zurück gekehrt seyn, an welchem sie entstanden, da das Organ selbst nur hier mit dem Körper zusammen hing. — So lange die Nabelvenen doppelt sind, tritt zwischen ihnen der Stiel des

Dottersackes mit seinen Gefäßen hervor. — Die vena omphalo-mesenterica erleidet in ihren allgemeinen Verhältnissen die bekannten Veränderungen.

Wenn sie von der Leber umwachsen wird, so wird ihr vorderes Ende dünner, weil die Gefäße, welche sie in die Leber abgibt, das Blut gegen die Hohlvenen hinführen.

Kürzer können wir von den übrigen Organen berichten. Die Wolff'schen Körper und ihre Ausführungsgänge sind durch mehrere Abbildungen erläutert. Nach den schon gegebenen Andeutungen über ihr Gefäßsystem versteht es sich von selbst, daß die Nieren in dieser Hinsicht in ihre Verhältnisse treten. — Die Nebennieren bilden sich weit von den Nieren entfernt (§. 61.).

Höchst merkwürdig ist aber noch eine Beobachtung, welche nur theilweise die Wolff'schen Körper, wesentlicher die Geschlechtstheile und zwar die männlichen betrifft. R. glaubt mit völliger Bestimmtheit versichern zu können: daß bey der Bildung der männlichen Genitalien sich erst ein Organ zeige, welches gänzlich dem weiblichen Eyleiter entspreche, daß dieses aber wieder verschwinde und der Hoden sich dann mit dem Ausführungsgange der Wolff'schen Körper verbinde. — Wir enthalten uns des Urtheils über diese Sache, in soweit sie schon Gegenstand des Streites war. Die Entstehung und Wiedervernichtung des Oviductes gibt aber ein so interessantes Resultat für die systematische Anatomie, daß wir nicht umhin können, darauf aufmerksam zu machen, wie wenig die vergleichende Anatomie allein zu einer naturgemäßen Systematik hinreicht. Denn diese hat bis jetzt noch durchaus nichts Entscheidendes gegen die Vergleichung der Abführungscanäle bey den weiblichen und männlichen Geschlechtstheilen

geliefert. — Die Entstehung der äußeren Geschlechtstheile und von einem Paar Drüsen, welche von der Cloaka ausgestülpt werden und in den Schwanz sich lagern, ist beschrieben. Diese Drüsen haben Bezug auf die Sexualfunctionen. Merkwürdig ist die frühe Reizbarkeit der äußeren Geschlechtstheile (§. 48).

Darmcanal und dazu gehörige Theile. — Einige Bemerkungen über das vordere Ende des Darmes sind schon im Obigen enthalten. Die Bildung der Zähne aus Plättchen, welche sich zusammen krümmen, ist interessant durch die Vergleichung mit den Giftzähnen, welche auf einer tiefern Stufe stehen zu bleiben scheinen. — Die Lungen sind schon so früh beobachtet, daß sie als zwey ganz getrennte Auswüchse erschienen. Wie dann sich die Asymmetrie entwickelt, so daß die linke Lunge endlich nur wie ein kleines Anhängsel, dessen lumen verloren zu gehen scheint, die Grenze zwischen trachea und rechter Lunge bestimmt. — Die Bildung der thymus (§. 60). An der Stelle, wo Leber und Pancreas am Darme befestigt sind, hat derselbe längere Zeit eine merkliche Erweiterung. Das Pancreas scheint ursprünglich auf der Rückenseite des Darmes zu entstehen. Ueber die verschiedenen Formen und Lagerungsverhältnisse dieser Organe sind Abbildungen gegeben. Auch die Bildung der Gallenblase aus einer Schlinge eines der ursprünglich mehrfachen Gänge der Leber zum Darme ist erläutert. Am Pancreas bildet sich die Milz. — Während der Darm erst in der dritten Periode mehrere Abweichungen vom geraden Verlaufe macht (bis dahin nicht einmahl dem Dottersacke gegenüber), findet sich doch früh eine kleine Ausbiegung nach links, in welche die vena omphalomesaraica sich legt. Wir erwähnen diese, weil

R. sie auch bey anderen Thieren und namentlich auch da gesehen hat, wo die genannte Vene nicht darin liegt. — Von den übrigen Angaben, welche das mesenterium, den After, die Lippendrüsen und die innere Ausbildung des Darmes betreffen, müssen wir hier bemerklich machen, daß R. keine Häutung im Darme bemerkt hat.

Für das Leben des Thieres bald nach dem Auskriechen (wo oft schon kalte Witterung eintritt) ist eine Fettablagerung wichtig, welche in der dritten Periode entsteht und in der vierten bedeutend wird. Es ist dies, außer einer kleinen Ablagerung an der thymus das einzige Fett, welches sich jetzt findet.

Schließlich erwähnen wir nur, daß die reiche Sammlung von schönen Abbildungen das Ganze auf eine würdige Weise schließt und einem bey bloßen Beschreibungen so oft bleibenden Bedürfnisse abhilft.

Die äußere Ausstattung des Buches ist recht gefällig und anständig.

Dr Bergmann.

Leyden.

Bey H. W. Hazenberg u. Co. 1839. **Lettre à M. Hase sur le discours de Dion Chrysostome, intitulé éloge de la chevelure, par I. Geel.** 39 Seiten in gr. 8.

Die Gelehrten haben theils den Verlust des *κόμης ἐγκώμιον* vom Dion Chrysostomos beklagt, theils sind sie der Meinung, Synesios habe in seinem *ἐγκώμιον φαλάκρας*, welches gegen Dion gerichtet, ein Stückchen desselben, und zwar den Eingang, aufbewahrt. Das Irrige dieser Ansichten ist von Hn Oberbibliothekar Geel mit so

entscheidenden Gründen dargethan, daß von nun an Niemand mehr zweifeln wird, Synesios habe, wie auch seine einleitenden Worte p. 64, C. Petav. aufs Schlagendste beweisen, das von ihm, dem gekränkten Kahlkopfe, bestrittene Uebungsstückchen ganz und wörtlich aufgenommen. Hr Geel nennt das Stück des Dion mit Recht S. 22 une exercice de style, une étude und vergleicht unter den Dioneischen Schriften die neunzehnte und namentlich die auch dem Eingange nach sehr ähnliche zwey und funfzigste Rede. Hr G. vermuthet, es sey Dion damit ähnlich ergangen wie dem Cicero mit dem Proömium zu der Schrift de Gloria und dem dritten Buche der Academica, s. ad Atticum XVI, 6., Dion habe nämlich zwey ähnliche Eingänge als Uebungsstücke verfaßt, ohne beide der Oeffentlichkeit bestimmt zu haben. Nachher könne das Gedächtniß ihn getrogen haben.

Von S. 28 an folgen critische und exegetische Bemerkungen zu der Stelle des Dion, zu welcher Hr Hase mehrere Pariser Handschriften des Synesios für Hn G. verglichen hat. Diese Bemerkungen lassen von den größeren Arbeiten Hn Geel's über Dion, wie zu erwarten war, Ausgezeichnetes hoffen. Möchten wir bald über sie berichten können. F. W. S.

Hannover.

In der Hahn'schen Hofbuchhandlung, 1840. Elementarbuch der englischen Sprache von F. A. Callin (Lehrer der höhern Bürgerschule zu Hannover). Erster Cursus. XIV u. 194 Seiten. 8.

Wir freuen uns den zahlreichen Lehrern der englischen Sprache ein recht nützliches, zweckmäßiges und lobenswerthes Elementarbuch empfehlen

zu können, welches den Unterricht nicht nur auf Schulen, sondern auch in Privatkreisen, und zunächst in solchen, die aus jüngeren Schülern bestehen, sehr erleichtern wird.

Dieser erste Cursus enthält die Formenlehre in genügender Ausführlichkeit und Klarheit mit einer Gewandtheit dargestellt, die den guten practischen Lehrer sogleich erkennen läßt. Den Hauptregeln der Aussprache in der ersten Abtheilung folgen kleine, leichte Sätze, im Anfange mit Interlinearübersetzung, nebst Uebungen und Anleitungen; hierauf beginnt die Formenlehre mit umrißlicher Darstellung der Regeln jedes Redetheils, durch Uebungen in beiden Sprachen veranschaulicht und gut erläutert. Die zweyte Abtheilung gibt Uebungsstücke in beiden Sprachen mit untergelegten Noten und Uebungen, erweiterter und vervollständigter Formenlehre mit Hinweisung auf die ersten Umrisse, und schließt mit einem englischen und einem deutschen Wortregister.

Die Ansichten des Vfs in der Vorrede und die sie begleitenden Anleitungen verdienen sehr beachtet zu werden; sie könnten auch auf den Unterricht der französischen Sprache in Schulen angewendet werden, und sie würden gewiß nützlicher wirken als die gigantischen Uebungen in den meisten Gymnasien, welche in Hinsicht auf Geduld unverzeiblich und in Bezug auf Fortschritte unersprießlich sind.

Diese Methode jedoch erfordert Lehrer, die nicht nur das Sprachgebäude kennen, sondern auch belesen seyen, in welchem Falle sie mehr oder minder Sprachfertigkeit besitzen werden, und dann wird es ihnen ein Leichtes seyn, so wohl die vom Vf. vorgeschriebene, erweiterte und veränderte Phrasenbildung (ein treffliches Hülfsmittel, dessen glückliche Ergebnisse wir aus Erfahrung kennen), als auch jede beliebige, mit Berücksichtigung der Fähigkeiten der Schüler, anzustellen.

Mlfrd.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

89. Stück.
Den 1. Junius 1840.

London und Paris.

Recueil des dépêches, rapports, instructions et mémoires des ambassadeurs de France en Angleterre et en Ecosse pendant le XVI siécle. Publiés pour la première fois sous la direction de M. Charles Purton Cooper.

Auch unter dem Titel: Correspondence diplomatique de Bertrand de Salignac de la Mothe Fénelon. Tome I. XLIV und 443 S. Tome II. 447 Seiten in 8.

Eine Sammlung gesandtschaftlicher Berichte und Correspondenzen, welche mit vollem Rechte den Veröffentlichungen von Thomas Wright (queen Elizabeth and her times) zur Seite gesetzt zu werden verdienen. Werden in der letzt genannten Briefsammlung nur solche Stimmen laut, welche sich zu Gunsten Elisabeths und namentlich zum Nachtheile von Maria Stuart erheben, so erken=

nen wir dagegen in der vorliegenden den Abgesandten eines aus den verschiedensten Gründen mit der unglücklichen Königin von Schottland eng verbundenen Hofes. Nur indem man in dieser Beziehung beide Werke neben einander liest, wird es möglich seyn, ein unbefangenes Urtheil zu gewinnen, das weder durch Mitgefühl für die so hart büßende Maria bestochen, noch durch den Glanz, der fast immer auf der Regierung Elisabeths, häufig auf ihrer Persönlichkeit ruht, geblendet wird.

Aus der vom Herausgeber dem Werke mitgegebenen Einleitung ersehen wir, daß Bertrand de Salignac de la Mothe Fénélon im J. 1523 geboren wurde. Schon bey der Belagerung von Metz (1552), über welche wir ihm einen trefflichen Bericht verdanken, zeichnete sich derselbe aus; dann kämpfte er bey St. Quentin und wurde 1568 als Gesandter nach England geschickt, woselbst sich sein Aufenthalt bis zum Jahre 1575 erstreckte. Darauf nahm er an deu bürgerlichen Kriegen Frankreichs thätigen Antheil und wurde als 75jähriger Greis von dem ersten französischen Könige aus dem Hause Bourbon als Gesandter zu Philipp III. geschickt. Auf der Reise nach Madrid ereilte ihn 1599 der Tod in Bordeaux.

Die Orthographie der Handschrift ist in dem Abdrucke streng beybehalten. Die Correspondenzen, denen erörternde und nachweisende Noten allzu spärlich angehängt sind, beginnen mit der Mitte des November 1568 und sind am Schlusse des zweyten Bandes bis zum 10. November 1569 weiter geführt. Sie erstrecken sich über Alles, was zu jener Zeit das englische Leben umfaßte,

und namentlich über alle Beziehungen desselben zu Frankreich. Ein großer Theil derselben gehört dem Schicksale der Königin von Schottland an. Es sey Ref. verstattet, über diesen Gegenstand das Nachfolgende aus beiden Bänden zusammen hängend mitzutheilen. Schon am 29. November 1568 klagt der Gesandte, es stehe Marias Sache schlecht, so daß l'exemple seroit d'assez de préjudice pour ceulx qui ont suprême authorité. Weil auf Betrieb des Herzogs von Norfolk die zu York nieder gesetzte Commission sich vorzüglich darüber berieth, die Geflüchtete mit ihren Unterthanen wieder auszusöhnen, wurde die Commission nach Hamptencourt verlegt, um dort durch die Nähe Elisabeths den Einfluß des Herzogs zu untergraben. Hier baten der Graf und die Gräfin Lenox bey der gebietenden Königin um Rache wegen des an ihrem Sohne begangenen Mordes, der, wie sie ihre Rechte als englische Unterthanen in Anspruch nahmen, in England geboren war. Aber noch war Elisabeth, wenigstens ihren Worten nach, nicht die unerbittlich Grollende, indem sie dem Gesandten auf seine Verwendung für die Gefangene erwiderte: 'qu'elle ne voudroit, pour chose du monde, que ses paroles en cela vinssent à estre dementyez de ces effectz et qu'elle accompliroit les promesses qu'elle luy avoit faictes'. Dennoch wünscht Maria umsonst, vor der Königin von England, in Gegenwart des hohen Adels und der Gesandten von Frankreich und Spanien ihre Verantwortung in London führen zu dürfen. Sie wünsche nichts mehr, als mit ihrem eigenen Blute die Anschuldigung des Mordes von Maria abwaschen zu können, erwidert Elisabeth auf des

Gesandten wiederholte Vorstellungen, fügt aber zugleich, weil dieser die Drohung hingeworfen hatte, daß, widrigenfalls Frankreich gezwungen seyn würde, sich der Unglücklichen anzunehmen, hinzu 'qu'il ne seroit besoing, qu'un aultre s'en meslât'. Schon am 10. Februar 1569 wiederholt Bertrand de Salignac seine Verwendungen, ohne sich durch Elisabeth einschüchtern zu lassen, die, ung peu en collère, die Wegführung Marias nach dem Schlosse Tutbury dadurch motiviert, daß letztere ihre Anhänger in Schottland schriftlich aufgefordert habe, sich für sie zu waffnen. Dann folgt (d. d. Tutebery 14. Merz 1569) ein rührendes Schreiben Marias an Elisabeth, voll Klagen über die ihr wiederfahrene harte Begegnung, 'car, comme naturellement je vous suys addonnée, vostre peu amyable trettement m'en pourroit retirer'. Die hierauf erfolgte, siebenzehn Tage später datierte Antwort Elisabeths athmet eine früher ihrem Verhältnisse zu Maria unbekannte Freundlichkeit. 'Peut il entrer en votre pancée, heißt es hier, que jeusse eu si peu d'estime de mon honneur, ou tant oublieroys je ma naturelle affection vers vous, que je vous condempnasse premier que d'ouyr la response?' Aber der Grund dieser plötzlichen Umänderung liegt nahe; er ist, wie auch der französische Gesandte mittheilt, lediglich in der bey Jarnac erlittenen Niederlage der Hugenotten zu suchen. Diese Stimmung Elisabeths war vorüber gehend; in gleichem Grade als Coligny Kräfte und Muth seiner Partey wieder hob, schwand das gezeigte Wohlwollen für die Wehrlose, die den Gesandten beschwor, sie in der wachsenden Gefahr, da man

die verhaßtesten Männer (Huntington) in ihre Umgebung gedrängt habe, nicht zu verlassen; schon am 25. September 1569, also neunzehn Jahre vor ihrem Tode, schreibt sie von Tutbery aus: 'Si je demoure ung temps icy (England), je ne perdroy seulement mont royaulme mais la vie'.

Die übrigen Mittheilungen des Bertrand de Salignac betreffen Rüstungen, die in Deutschland zu Gunsten der Hugenotten vor sich gingen, Schiffe, welche die englischen Häfen verließen, um dem bedrängten La Rochelle Hülfe zu bringen, auslaufende Kreuzer, Besorgnisse, daß William Cecil an eine Eroberung von Calais denke. Der Gesandte benachrichtigt seinen Hof von der wachsenden Spannung Englands mit Spanien, von den heimlichsten Plänen der Hugenotten, welche von diesen ihren Freunden und Glaubensgenossen jenseit des Canals mitgetheilt waren, von allen neu sich gestaltenden Handelsverhältnissen Englands, welches für das verlorene Antwerpen einigen Ersatz in Hamburg gefunden zu haben glaubte. Eine dem Cabinete Elisabeths von ihm eingereichte Denkschrift enthält ernste Vorstellungen, daß englische Kriegsschiffe, welche dem Anscheine nach nur bestimmt gewesen, den Kauffahrern, die, um Wein zu laden, sich nach der französischen Küste begeben, Schutz angedeihen zu lassen, mit Geld, Geschützen, Pulver und Waffen La Rochelle unterstützt hätten, und daß man hinlänglich unterrichtet sey, wie es die Absicht der englischen Flotte gewesen, sich der Häfen von Dieppe und Havre de Grace zu bemächtigen. Beide Anklagen werden von Elisabeth zurück gewiesen. Von besonderem Interesse ist ein Me-

moire vom 13. Merz 1569 (I. S. 258 ff.), welches der Gesandte der Königin-Mutter, an die er sich überall in wichtigeren Angelegenheiten mehr wendet als an den König, unter Abnahme des Versprechens zukommen läßt, den Inhalt desselben geheim zu halten. Der Florentiner Roberto Ridolfy, heißt es in demselben, habe vom heiligen Vater den Auftrag erhalten, mit den glaubensverwandten Herren Englands die Mittel zur Wiederherstellung des Catholicismus in diesem Lande zu berathen und sich zu diesem Zwecke an Graf Arondel (Ref. behält die Orthographie des Schreibers bey) und milhorrd de Lomeley gewandt, mit denen er, da sie seine Schuldner, ohne einigen Verdacht zu erwecken, bequem sich besprechen könne; er habe die Genannten bereit gefunden, auf seine Vorschläge einzugehen, so bald der Herzog von Norfolk seine Theilnahme zugesagt. Letzterer sey nicht ohne Widerstreben gewonnen und seinem Beyspiele seyen die mit dem neuen Glauben noch nicht hinlänglich vertrauten Grafen von Derby, Cherosbery (Shrewsbury?), Pembrok und Northumberland gefolgt und bemühten sich nun, damit sie gegen die von ihnen verehrte Königin nicht hart aufzutreten brauchten, den Secretär Cecil zu verdrängen, die Geschäfte desselben in ihre Hände zu bringen und sodann im Namen der von ihnen zu leitenden Königin zu handeln. Letzteres werde nicht schwer seyn, da sie auf einen bedeutenden Anhang im Volke rechnen dürften und, falls auch Graf Leicester gewonnen werde, die Nachgiebigkeit Elisabeths nicht zu bezweifeln stehe. Gegen diesen Ridolfy habe nun er, der Gesandte, sich offen dahin ausgesprochen, daß er auf ihn und den

französischen Hof für die Mitwirkung dieses großen Planes mit Sicherheit rechnen könne.

Hierauf folgen neue Berichte, daß Elisabeth, trotz ihrer an Frankreich gegebenen Freundschaftsversicherungen, mit Rüstungen zu Gunsten der Hugenotten fortfahre, deren Angelegenheiten vornehmlich durch den in London anwesenden Cardinal von Chatillon betrieben würden. Dann beschreibt Bertrand die freudige Ueberraschung der catholischen Partey in London, die Bekümmerniß ihrer Gegner, die Bestürzung, welche im Cabinete der Königin herrsche, seit durch ihn die erste Nachricht von dem bey Jarnac über die Hugenotten erfochtenen Siege verbreitet sey. Es wird auseinander gesetzt, daß die beiden Religionsparteyen in England sich sorgfältig beobachten, daß sie eine genaue Uebersicht ihrer gegenseitigen Kräfte besitzen; die Protestanten, heißt es bey dieser Gelegenheit, dürfen ziemlich offen zu Werke gehen, da die Königin auf ihrer Seite; die Catholiken versteckter, aber für sie sind die mächtigsten Familien des Reiches und sie erfreuen sich der Zusicherungen von Spanien und Frankreich. Indessen dauern die Klagen Frankreichs über englische Seeräuberey fort und erst als man droht, alle französischen Küsten dem englischen Handel zu verschließen, erläßt Elisabeth (d. d. Westminster 27. April 1569) ein strenges Verbot an die Führer englischer Schiffe, den französischen Handel zu belästigen.

Eine am 27. Julius 1569 an Karl IX. abgesandte Depesche bespricht die zu jener Zeit geltenden Ansichten und Vermuthungen über eine Vermählung Elisabeths und die englische Succes-

sionsfrage, bey welcher Gelegenheit (II. S. 120 ff.) manche interessante kleine Notizen über die Hoffnungen des Grafen von Leicester auf die Hand der jungfräulichen Königin unterlaufen. So erzählt z. B. der unermüdliche Berichterstatter, ohne daß man sich jedoch bewogen fühlen dürfte, in dieser Beziehung das volle Gewicht seiner Worte anzuerkennen: 'Le comte de Lestre ayant l'entrée dans la chambre de la royne lorsqu'elle est au lict, il s'estoit ingéré de luy bailler la chemise au lieu de sa dame d'honneur et de s'azarder de luy mesmes de la bayser, sans y estre convyé'. Es folgen fortwährende Mahnungen, sich hinsichtlich Englands auf dem Kriegsfuße zu halten, die sich auch in einer spätern Nachricht, welche die friedliebende Gesinnung Elisabeths ausspricht, als begründet erweisen, da ein Theil des englischen Adels die offene Erklärung abgab, für die Hugenotten einschreiten zu wollen, falls diesen nicht bald ein guter Friede zu Theil werde. Dazwischen wird der feste, durch kein Verbot Elisabeths gebrochene Wille des Herzogs von Norfolk erörtert, sich mit der unglücklichen Gefangenen zu vermählen; sodann die Gefangennehmung Norfolks (II. S. 277 ff.) und der Aufstand der Catholiken im Norden Englands, welchem Spanien keinesweges fremd war.

Hav.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

90. 91. Stück.
Den 4. Junius 1840.

Göttingen.

Der am 16. May vom Hn Prof. Berthold in der Versammlung der Königl. Societät der Wissenschaften gehaltene, durch Präparate und Abbildungen erläuterte Vortrag, woraus hier das Folgende übersichtlich mitgetheilt wird, war 'Ueber verschiedene neue oder seltene Amphibienarten'.

1) Zur Amphibienkunde Kleinasiens. Die Amphibien des südwestlichen Asiens sind theils aus dem Aristoteles, Plinius, Galenus, Aelian, Solinus ꝛc. bekannt, theils in späterer oder neuester Zeit von Belon, Niebuhr, Lepechin, Pallas, Russel, Olivier, Eversmann, Lichtenstein, Meyendorf, Eichwald, Ménétries, Wiegmann, Ehrenberg, Rathke beschrieben. Während wir aber über die des südlichen Rußlands, vom caspischen Meere, vom Caucasus, aus der Bucharey, der jaikschen Steppe, aus Arabien ziemlich ausführliche Nachricht besitzen, wissen wir von ihrem Vorkommen in Kleinasien nur sehr wenig,

wie denn auch das dieses Land am nächsten begrenzende und mit demselben hinsichtlich seiner climatischen Verhältnisse die meiste Uebereinstimmung zeigende Syrien in amphibiologischer Beziehung noch sehr unbekannt ist. Um so angenehmer mußte es mir seyn, einen Beytrag zur Amphibiologie jenes Landes nach einer vom Hn Consul Wedekind veranstalteten und dem hiesigen academischen Museum geschenkten Sammlung liefern zu können, welche zwar nicht auf Vollständigkeit Anspruch macht, jedoch aber zur Begründung der Thatsache hinlänglich ist, daß die dortige Amphibien-Fauna mit der am caspischen Meere im Allgemeinen übereinstimmt. Die in jener Sammlung enthaltenen Thiere sind: der Triton taeniatus von Constantinopel (mit bey weitem lebhafterer Farbe und Zeichnung als in unserer Gegend), der Tropidonotus Natrix aus Angora und Kiat-Chana, letztere die gestreifte Varietät, woraus Manche einen Coluber siculus (Cuvier) oder C. bilineatus (Bibron) gemacht haben. Der Coluber caspius L. G. oder C. trabalis Pall. aus Angora; in Betreff dieser großen schönen Schlange herrscht noch einige Unbestimmtheit; auf unsere Exemplare paßt Lepechins, Pallas, Friwaldszky's und Eichwald's Beschreibung, keineswegs aber die von Hn Lichtenstein (in Eversmann's Reise von Orenburg nach Buchara S. 146), in welcher als constantes Merkmahl die Zeichnung der Kiefer angegeben ist, welche weiß gerandet seyen, indeß vom Kinn drey dunkle Streifen nach der Kehle auslaufen. Nach Herrn Schlegel (Essai sur la physionomie des Serpens T. 1. p. 149) soll im Berliner Museum der Psammophis moniliger den Namen Coluber trabalis Pall. führen; si-

cherlich ist das von Boje so genannte Thier im Leydner Museum, welches Hr Schlegel als C. trabalis beschreibt ein ganz anderes, indem die 25 Schuppenreihen eben so wenig auf den eigentlichen C. trab. passen, als die unbedeutende Größe des Thieres, die kleinen gekielten Schuppen und die der Coronella laevis ähnliche Zeichnung. Coluber sauromatas Pall. Diese große und starke Schlange ist nur von Pallas und Hn Eichwald beschrieben; unser Exemplar hat eine Totallänge von 4½ Fuß, von denen 10½ Zoll auf den Schwanz kommen, die Dicke ist 2 Zoll im Durchmesser, Schuppenreihen 25; Bauchschilder 202, Schwanzschilder 73 Paar. Die Schuppen sind lancettförmig, im Nacken fast rund, die der mittleren Seitenreihen schwach und stumpf gekielt, die der seitlichen aber platt. Unter dem vordern Augenschilde, so wie unter dem Zügelschilde liegt eine kleine dreyeckige Schuppe. Die Färbung ist im Allgemeinen dunkel; die Bauchschilder gelb, an der Seite schwarz gefleckt; jede Schuppe erscheint an der Basis und an den Seitenrändern gelb, in der Mitte und an der Spitze schwarz, wodurch eben so viele unterbrochene gelbe und schwarze Längenstreifen entstehen, als Schuppenreihen vorhanden sind. Gegen den Schwanz hin wird das Schwarze mehr und mehr vorherrschend. Der Kopf ist oben schwarz, von den Hinterhauptsschildern erstrecken sich zwey breite schwarze Längenstreifen zum Nakken, welche einen gelben Streif zwischen sich lassen; eben so geht ein schwarzer Streif vom hintern Augenwinkel zur Mundspalte. Diese Schlange stammt aus Angora, nach Pallas und Hn Eichwald kommt sie in der Krimm, im südlichen Podolien, am Dneper vor. Psammophis

Dahlii aus Haimanna; es ist wohl nicht an der Identität dieser Schlange mit Tyria Najadum Eichwald zu zweifeln, welche derselbe in steinernen Gebäuden zu Bakou am caspischen Meere angetroffen hat. Typhlops vermicularis Merr. Wiewohl die Merremsche Beschreibung seines Typhlops vermicularis nicht auf unser Individuum paßt, so habe ich dennoch den obigen Namen für dasselbe gewählt, theils weil unser Thier ohne Zweifel Lacépèdes Lombric ist, welcher von der Insel Cypern herstammte, und nach welchem Merrem die Art fest gestellt hat, theils weil Hr Ménétries den Typholops, welchen er bey Bakou und Tiflis unter Steinen gefunden, T. vermicularis genannt hat. Hr Bibron hat dem Thiere einen neuen Namen, T. flavescens, gegeben, weil er dasselbe für eine neue Thierart gehalten hat. Unser Typhlops hat die Dicke eines dünnen Gänsekiels, eine Körperlänge von 8″ 3‴ und eine Schwanzlänge von 3‴. Der Körper wird von 23 Schuppenreihen umgeben, von denen jede 396 Schuppen enthält, jede Reihe am Schwanze hat 10 Schuppen. Die Körperfarbe ist falb, auf dem Rücken dunkler als am Bauche. Der conische Schwanz endet mit einer sehr kurzen aber scharfen und schwarzen Endspitze. Anguis fragilis von Bujuk-Ada. Pseudopus serpentinus Merr., zwey große Exemplare von Antigona. Hn Ménétries Pseudopus Fischeri und Cuvier's P. d'Urvilii sind nur junge Individuen von serpentinus. Chamaeleo carinatus Merr. aus Smyrna; im russischen Asien hat man das Thier noch nicht angetroffen. Lacerta viridis. Unter den drey Exemplaren von Constantinopel befindet sich eine nicht ganz aus-

gewachsene Varietät mit fünf schmalen, weißen Längenstreifen auf dem Rücken bis zum Anfange des Schwanzes. **Lacerta strigata** Eichw. Diese schöne Eidechse, welche Hr Eichwald an der Ostküste des caspischen Meeres entdeckte, Hr Ménétries aber auch am Caucasus gefunden und, indem er sie für neu gehalten, mit dem Namen L. quinquevittata belegt hat, kommt auch bey Constantinopel vor. Die Farbe ist oben braun, unten weiß, auf den Seiten laufen fünf Längenbinden, zwischen welchen sehr bestimmte dunkle, viereckige, hin und wieder besonders in die Quere ausgedehnte Flecke sich befinden. Gaumenzähne fehlen. **Lacerta hieroglyphica** mihi N. Sp. L. supra nigra, figuris hieroglyphicis albis notata, infra margaritacea, pedibus supra ocellatis, scuto temporali discoidali magno ovali, squamis notaei minimis laevibus suborbicularibus, scutorum abdominalium seriebus mediis lateralibus dimidia parte minoribus, scuto anali parvo, rostro acuto, cauda hemiolia. — Rücken- und Seitenschuppen glatt, rundlich-viereckig, sehr klein, Schwanzschuppen schief stumpf gekielt, Bauchschilder in sechs Längenreihen, von denen die mittleren nur halb so breit sind als die seitlichen; vorderes Afterschild sehr klein; Kopf spitz, vorderes Stirnschild hinten merklich schmaler als vorn, Halsband ganz, gänzlich gelöst; Hinterhauptsschild klein, etwas quer; Schläfenschüppchen klein, körnig, aber in der Mitte ein ovales Schildchen. Hautfarbe oben braungrau, unten gelblichweiß; dort nach entfernter Epidermis schön seladonfarbig. Oberkörper mit weißen runden Dupfen, welche größere oder kleinere dunkele Räume zwischen sich lassen und hin und wieder

zu Reihen sich vereinigen, welche bald kleine Schlangenlinien, bald Deltaförmige Zeichnungen, bald Winkel und Haken, nach hinten Ringe und Augen bilden, wodurch diese Eidechse ein wunderschönes und manigfaltig gezeichnetes Ansehen bekommt. Von Nase zum Auge ein schwarzer keilförmiger, breiter werdender Streif, welcher sich vor dem Auge spaltet und über die Augenlider sich erstreckt. Ganze Körperlänge 5″ 9‴, wovon der Kopf bis zum Halsbande 8‴, der Körper von hier bis zum After 1″ 2‴, der Schwanz 3″ 11‴ beträgt. Gaumenzähne fehlen. Constantinopel. Vier Eidechsenarten sind bereits bekannt, welche sich durch ein größeres rundes oder ovales Scheibenschild in der Schläfe characterisieren, nämlich L. muralis, welche aber außer einer Menge anderer Unterscheidungsmerkmahle gekielte, länglich sechseckige Rückenschüppchen, und ein breites Afterschild besitzt, L. schreibersiana Edw., welche spitze Schwanzschuppen und ein gezähntes Halsband zeigt, L. chalybdea Eichw., mit Halsband und Analschild wie schreibersiana, und L. saxicola Eversm., dessen Bauchschilder ungefähr gleich groß sind. Genus: Ophiops Ménétr. Dieses von Hn Ménétries im J. 1832 aufgestellte Genus, war so unbestimmt characterisiert, daß man nicht recht wußte, was damit zu machen sey. Später machte Hr Wiegman eine neue Gattung der Lacerten unter dem Namen Amystes bekannt, welche sich durch den Mangel der Augenlider characterisiert und welche er später als mit dem Ophiops identisch erkannte; das diesem Genus zum Grunde liegende Thier war von den Hnn Hemprich und Ehrenberg aus Syrien mitgebracht und Lacerta nudipes, im Berliner Museum von Hn Schultze aber Lacerta

aspera genannt worden. — Das Ansehen des Thiers ganz wie Lacerta, aber die Augenlider fehlen, statt deren eine Augenkapsel, welche im innern Augenwinkel unter der Form einer dreyeckigen Membrana nictitans sich darstellt. Stirnschild vorn doppelt so breit als hinten, und hier über die Nath des vordern und hintern Scutum palpebrale vorgreifend; Hinterhauptsschild sehr klein, quer, Scutum interparietale klein, keilförmig, Scuta palpebralia knöchern. Seitliche Kopfkante sehr scharf, gerade auf dem Ende derselben das Nasenloch zwischen Scutum internasale und nasale an der hintern obern Grenze des letztern; unmittelbar hinter dem Nasenloche zwey über einander liegende kleine, viereckige Scuta nasalia posteriora, von denen das obere das kleinere und nach hinten schmaler. Neben dem Sc. parietale nach Außen zwey lange Schildchen, von denen das hintere das längere. Dicht vor dem Oberarme eine kleine halbmondförmige Achselfalte, oben von kleineren, unten von größeren Schüppchen begrenzt. Schläfenschüppchen körnig; Rückenschuppen spitz, dreyeckig, — auf Vorderrücken und Nacken kleiner, auf Rücken und Hinterrücken größer; sie liegen in Querreihen und haben scharfe Kiele, welche in der Richtung von vorn und außen nach hinten und innen laufen. 4 — 6 Reihen Seitenschüppchen ungekielt. Halsschuppen und Bauchschilder glatt, ungekielt, letztere rautenförmig, in acht Längenreihen, von denen die der mittlern Reihe schmaler sind, als die der begrenzenden. Canalschild verhältnißmäßig klein mit größeren und kleineren Schuppen umgeben. Schenkelporen deutlich, in der Mittellinie sich fast berührend. Schuppen in der Hand- und Fußfläche dreyeckig, 2 — 3 kielig,

spitz; unter den Zehen eine Reihe flacher Schuppen mit sehr stark vorspringenden Seitenspitzen und ganz wenig vorspringender Mittelspitze. Nägel scharf, sichelförmig, an der Oberseite dunkelbraun, unten gelb. Schwanz konisch mit Kielschuppen in Ringeln, Kiel nicht allein scharf in die Höhe stehend, sondern auch spitz über den hintern Schuppenrand vorspringend. Unter dem Schwanze eine seichte Längenrinne, eben so im ersten Drittheile auf dem Schwanze. Hände und Füße schmaler als bey Lacerta; Abstände des Ursprunges der fünften und vierten Zehe länger; Zehen und Finger im Allgemeinen aber kürzer, besonders die kleine Zehe. Hinterbeine reichen bis über die Handwurzel hinaus. Keine Gaumenzähne. Species: a) Ophiops elegans Mén. (O. Ehrenbergii Wiegm.), O. supra olivaceo-griseus, nigro-maculatus, vittis duabus albidis; femoribus supra ocellatis; digitis elongatis, cauda hemiolia. Länge des Kopfes bis zum Ende des Hinterhauptsschildes 5½‴, von da bis zum Schwanze 1″ 8‴, Schwanz 2″, also ganze Länge 5″ 1½‴; Vorderbeine 6‴, Hinterbeine 1″, kleine Hinterzehe 2‴ lang. — Ohröffnung halbkreißförmig, vor und über derselben 2 größere Schuppen. Die beiden Schildchen neben dem Parietalschilde sehr schmal; Querreihen der Bauchschilder von der Achselhöhle bis zu den Afterschildern 30; Schwanzschilder 85. Schenkelporen klein, jederseits 7. Afterschild von zwey bogenförmig laufenden Reihen Schuppen umgeben, von denen die hintere Reihe aus 5 (größeren), die vordere aus 8 — 9 (kleineren) besteht. Das Thier ist oben grau grün, unten perlmutterweiß. Auf dem Kopfe kleine spärliche, schwarze Pünctchen; Augenumgegend weiß. Oben vom

hintern Ende des Auges entspringt eine schmale weiße Linie, welche unter der Seitenkante des Kopfes nach hinten läuft und allmählich auf dem Anfange des Schwanzes verschwindet. Eine zweyte etwas breitere weiße Linie läuft der vorigen parallel vom untern hintern Theile des Auges durch den obern Theil des Ohres bis hinter die Achselhöhle. Die Seiten des Nackens und Rückens mit einzelnen schmalen, etwas der Quere nach ausgedehnten schwarzen Flecken; auf dem Oberschenkel schwarze und weiße Augenflecke. Eine etwas dunkle Färbung auf dem ersten Drittheile, und eine gleiche an den Seiten der ersten Hälfte des Schwanzes. — Vaterland: Constantinopel. Syrien (Ehrenberg). Bakou (wo es Hr Ménétries langsam auf der Erde sich fortbewegen sah). — b) Ophiops macrodactylus m. N. Sp. O. supra olivaceo-viridis, nigro-maculatus, vittis dorsalibus ocellisque femoralibus nullis; digitis longissimis, cauda corpore duplo longiori. Länge des Körpers bis zum Anfange des Hinterhauptschildes $5\frac{1}{3}'''$, von da bis zum Schwanze 1″ 6‴, Schwanz 3″, 9‴, also Totallänge 5″ $8\frac{1}{3}'''$. Vorderbeine $7\frac{1}{2}''$, Hinterbeine 1″ 2‴. Alle Zehen länger als bey der vorigen Art, besonders die kleine Hinterzehe, deren Länge 3‴ beträgt. Ohröffnung oval rund, vor und über derselben nur eine größere Schuppe. Die beiden Schildchen neben dem Parietalschilde doppelt so breit als bey der vorigen Art. Querreihen der Bauchschilder von der Achselhöhle bis zu den Afterschildern 27. Zahl der Schwanzringe 94. Schenkelporen größer, jederseits 9. Mittleres größtes Afterschild von unregelmäßig gelegenen größeren und kleineren Schildern umgeben. Die Färbung auf der Unterseite wie bey

der vorigen Art, auf der Oberseite aber dunkler; Kopf schwarz gesprenkelt, Lippenschilder schwarz gefleckt. Um die Augen kein Weiß, und eben so keine Spur der bey voriger Art vorkommenden weißen Längenlinien auf den Seiten des Rückens. Rücken neben der einfarbigen Mittellinie jederseits mit schwarzen Querflecken, gewissermaßen jederseits in zwey Längenreihen, von denen die der innern Reihe auf der Schwanzwurzel zusammen stoßen, und auf dem ersten Drittheile des Schwanzes zu einer Reihe schwarzer kleiner Querflecken sich vereinigen. Die äußere Reihe der Querflecke erscheint an der Schwanzseite unter der Form schwarzer Puncte. Oberschenkel ohne Augenflecke, nur mit spärlichen kleinen Pünctchen. Vaterland: Constantinopel. — Chersus marginatus u. Testudo graeca. Beide junge Exemplare aus Angora.

2) Ueber das Subgenus Bronchocele Kaup. Die Hnn Dumeril und Bibron (Erpétologie générale t. 4. 1837. p. 399) haben den Namen Bronchocele gatturosa verworfen, weil Agama cristatella Kuhl und Agama gatturosa Merrem identisch seyen, dagegen aber den Namen B. jubata gewählt. Bey B. cristatella sey der Rückenkamm auf dem Nacken ziemlich erhaben, aber auf dem Widerrüst sich plötzlich verkleinernd und sägeförmig bis zum Schwanze sich forterstreckend; Seitenschuppen halb so groß als Bauchschuppen, — in einer von der Basis des Seitenkammes quer mitten über die Seite bis an die Bauchgrenze gezogenen Linie 30—34 Schuppen; Farbe einförmig blau oder grün. B. jubata hingegen habe den Nackenkamm ziemlich hoch, nach hinten gelegen und über den Rücken fortge-

setzt, allmählich an Höhe abnehmend, bis zur Schwanzwurzel, wo er unmerklich sägeförmig ende; Seitenschuppen von mittlerer Größe, aber nur wenig kleiner als die Bauchschuppen, — in derselben quer über die Seite gezogenen Linie 18 — 20 Schuppen; Farbe röthlich blau mit einer gelben Binde unter dem Ohre. Als zwischen jenen beiden stehende Art erscheint B. intermedia mihi, von den Sundainseln, welche in der obigen Linie 24 Schuppen enthält.

3) Ueber das Genus Draconura Wagler. Die zu dieser Gattung gehörenden Thiere würden, wenn sie Flughäute hätten, dem äußern Ansehen nach von den Drachen kaum zu unterscheiden seyn. Wenn, wie die Herren Dumeril und Bibron vermuthen, die Draconura nitens Wagl. mit Anolis refulgens Schlegel, die D. Nitzschii Wiegm. aber mit Anolis chrysolepis Dum. et Bib. identisch ist, der Character der Draconura refulgens aber in nur 2 Reihen größerer Schuppen auf dem Rücken, der der D. chrysolepis hingegen in 4 — 5 solcher Reihen besteht, so ist D. 12 — striata eine dritte zu dem Genus gehörende Art, und der Character für alle drey könnte bestimmt werden: Draconura refulgens: D. squamis dorsi majoribus laevibus per duas series longitudinales dispositis — Surinam. D. chrysolepis: D. squamis dorsi majoribus carinatis per 4 — 6 series longitudinales dispositis — Guiana und Surinam. D. 12 — striata m. N. Sp.: D. squamis dorsi majoribus carinatis per 12 — 13 series longitudinales dispositis — wahrscheinlich Surinam.

4) Ueber eine neue Art Duberria Fitz.

Diese dem Coluber 5-lineatus Raddi nahe stehende, wahrscheinlich aus Surinam herstammende Art ist D. ancoralis mihi N. Sp. D. albida, supra vittis quatuor fuscis, subtus serie punctorum castaneorum in utroque latere marginis anterioris scutorum scutellorumque; vertice figura alba ancorali; squamarum laevium seriebus 19; scutis 181; scutellis 40; Cauda sextantili. — Läge 9″ 10‴, Dicke wie ein Schwanenfederkiel; Gestalt rund, fast überall gleich dick; Kopf kaum breiter als Hals; Augen mittelmäßig, Pupille rund; Nasenlöcher sehr klein.

5) Ueber eine neue Art Pseudoelaps Fitz. Diese dem Coluber Triangulum und C. maculatus Lacép., so wie dem C. spicillatus Boje verwandte, wahrscheinlich aus Surinam herstammende Art ist Pseudoelaps Y. m. N. Sp.: P. luteus, supra fasciis albis brunneo-marginatis; infra nigro-tessellatus; vertice figura ypsiloidea; squamarum laevium seriebus 21; sectis 196, scutellis 48; cauda sextantili. Länge 10″, Dicke wie ein starker Schwanenfederkiel; Kopf flach, merklich breiter als der Hals.

6) Ueber Coluber pallidus L. Diese zuerst von Linné beschriebene und abgebildete, später auch von Weigel beschriebene Schlange, scheint von späteren Naturforschern nur nach jenen beiden Männern dargestellt zu seyn. Ein im academischen Museo befindliches Exemplar, auf welches die Linneische und Weigelsche Beschreibung ganz paßt, läßt keinen Zweifel, daß das Thier Natrix punctatissima Spix und Wagler, oder Dipsas punctitatissima Schlegel sey; sie

gehört genauer genommen zu Fitzeigens Genus Sibon und ist danach Sibon punctitatissimus m. Unser Exemplar stammt wahrscheinlich aus Surinam her, woher auch die des Leydener Museums gekommen sind.

7) Ueber eine neue Art Naja Schleg — Naja leptocoryphaea m. N. Sp. Naja badia, scutello verticali minimo squamiformi; squamarum laevium seriebus 19; scutis 179; scutellis ubique per paria dispositis 47; scutellis ocularibus posterioribus 3, anteriori 1, loreo nullo; cauda sextantili. Diese Schlange hält ihrel Totalbeschaffenheit nach gewissermaßen die Mitte zwischen N. tripudians und N. Haje. Die Farbe ist eintönig dunkel olivenbraun, an den vordern unteren Theilen aber etwas ins Gelbliche spielend. Die Schuppen ungekielt, leinsamenförmig; sie nehmen von der äußersten, die Bauchschilder begrenzenden, Reihe gegen die Mittelreihe hin allmählich an Größe ab, so daß die Schuppen der letztern etwa nur halb so groß sind als die der Grenzreihe. Uebrigens stehen sie im Quincunx, und bilden überall auf dem Körper 19 Reihen. Diese Schlange gehört zu denjenigen Najaarten, welche hinter den Augen 3, vor denselben 1 Schild besitzen, welcher zugleich Zügelschild ist, und sich durch besondere Kürze auszeichnet, so daß Nasenloch und Auge einander näher stehen, als bey den übrigen Arten. Das Hauptunterscheidungsmerkmahl dieser Art ist übrigens die Kleinheit des Scheitelschildes, welches eigentlich nur eine stumpf-herzförmige Schuppe vorstellt. Die Totallänge des Thieres beträgt 3′ 2″, wovon 33″ auf den Körper, 5″ hingegen auf den Schwanz kommen; die Dicke ist 1½″; in der Nackengegend

keine Verdickung, der Hals nur wenig ausdehnbar, und die Giftzähne verhältnißmäßig kurz. Das Thier stammt von den Sundainseln

Frankfurt a. M.

Bey Franz Varrentrapp. Die Luftpumpe als Mittel zur Reposition sowohl neu entstandener als wieder ausgetretener Leistenbrüche, dargestellt von A. Clemens. Mit einer lithographierten Abbildung. 37 Seiten. 1840. 8.

Obgleich das hier angegebene Verfahren weder dem Principe, noch der Anwendung nach neu ist, so gebührt doch dem Verf. das Verdienst, es in seiner ganzen Ausführbarkeit nachgewiesen und ein zweckmäßiges Instrument dafür angegeben zu haben. Letzteres besteht aus einer einstiefligen, einfachen Luftpumpe, mit zwey Ventilen und einem Hahnen. Daran wird unmittelbar das kegelförmige Glasgefäß angebracht, welches, nachdem es etwas erwärmt und am abgeschliffenen Rande mit Talg bestrichen worden, geradezu auf den vorgetretenen Bruch aufgesetzt wird. Ist dieser nicht zu alt und zu groß, haben sich keine Adhäsionen mit den benachbarten Theilen gebildet, so steigt, nach einem oder nach mehreren Kolbenzügen die Hernia in das Glas empor und bildet einen dunkelrothen Wulst. Hierauf wird die Glocke von dem Hahne losgeschroben und die Zurückbringung oder Taxis versucht. Zuweilen muß dieses Verfahren in verschiedenen Zeiträumen wiederholt werden. Es versteht sich, daß bey acuten Fällen, wo am meisten Gefahr der Incarceration vorhanden, die drohende Entzündung durch Blutentziehung, eiskalte Fomentatio-

nen, eröffnende und abführende Mittel, Bäder u. s. w. ganz oder größtentheils vorher zu beseitigen ist. Der Verfasser theilt mehrere, ausführlich beschriebene Krankheitsfälle mit, wo er diese Methode mit dem glücklichsten Erfolge zur Ausführung brachte.

In Beziehung auf das Historische dieses Gegenstandes mag noch erwähnt werden, daß der erste, welcher die Luftpumpe hierfür vorschlug der Prof. Hauff in Gent war. Da jedoch dessen Abhandlung (de usu antliae pneumaticae in arte medica. Gandae 1818. 40 Seiten in 4.), wie hier S. 6 erwähnt wird, nicht in den deutschen Buchhandel gekommen zu seyn scheint, so will Ref., der sie vor Augen hat, Einiges daraus anführen. Hauff wurde bey seiner Anstellung in den Niederlanden, durch die große Menge derer, die daselbst an Bruchschäden litten, überrascht, und da er ein eben so geschickter Arzt als Physiker war, so kam er bald auf den Gedanken, die Abhülfe durch die Luftpumpe zu versuchen.

Sein Instrument ist dem hier angegebenen im Ganzen ähnlich; unterscheidet sich jedoch dadurch, daß zwischen der Pumpe und dem Setzglase ein kugelförmiges Zwischengefäß sich befindet, aus dem zunächst die Luft ausgezogen wird. Dieses wird sodann, nach verschlossenen Hahnen, abgeschroben und nachdem das Glas auf den kranken Theil aufgesetzt worden, der zweyte Hahn geöffnet. Indem die Luft aus dem Glase in das luftleere Zwischengefäß strömt, tritt die beabsichtigte Wirkung ein, ohne daß man nöthig hat, durch Auspumpen auf dem leidenden Theile selbst den Kranken zu belästigen. Hauff erklärt den Vorgang einfach dadurch, daß während die den

Bruchsack bildenden und umgebenden Integumente durch äußern Luftdruck in das Glas getrieben würden, die ausgetretenen Eingeweide alsdann um so leichter nach innen zurück gingen. Er bedient sich dabey einer aus Langenbeck's Commentar. de struct. periton. etc. entnommenen Zeichnung der betheiligten Gebilde und eines die Sache erläuternden, ziemlich populären Gleichnisses (p. 8: simili prorsus ratione hac encheiresi hernia nudatur integumentis cutaneis, quibus prius constricta tenebatur, qua pes nudatur ocrea, dum haec brachiis servi aut alius cujuscunque hominis exuitur, quo facto intestina vinculis constringentibus soluta solius gravitatis vi in cavitatem abdominis sponte recedant necesse est.

Unser Verf. hingegen erklärt die Wirkung daraus, daß die durch Luftdruck in die Glasglocke hinein getriebenen, ausgetretenen Körpertheile nur eine Weile darin erhalten, auf diese Weise erweicht, comprimiert und im Volumen verkleinert würden und alsdann besser zurück gebracht werden können. — Es mögen wohl beide Momente zusammen wirken und dabey auch viel auf die Dimensionen des Glasgefäßes, welches Hauff weit größer annimmt, ankommen. Uebrigens scheint Hauff, außer einem mit einem ganz unvollkommenen Apparate angestellten Versuche von seiner Luftpumpe keine wirkliche Anwendung gemacht zu haben, welches Verdienst also dem Hn Dr Clemens vorbehalten blieb.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

92. Stück.

Den 6. Junius 1840.

Leyden.

Bey S. und J. Luchtmans, 1839. Scholica Hypomnemata. Scripsit Ioh. Bakius. Volumen II. XIX u. 286 Seiten in kl. Octav.

Bey Gelegenheit einer Anzeige des ersten Bändchens der Scholica Hypomnemata (G. g. A. 1838. St. 36.) sprach Unterz. den Wunsch aus, Hr Prof. Bake möge sein Wort halten, diese höchst schätzbaren Beyträge recht bald fortsetzen zu wollen. Wir sind erfreut, schon jetzt von der Fortsetzung derselben berichten zu können und berichten von diesem zweyten Bändchen um so lieber, je mehr alles Rühmliche, was wir vom ersten Bändchen zu sagen veranlaßt waren, auch von den vorliegenden Beyträgen zu sagen ist.

In funfzehn Abschnitten gibt Herr B. theils literarhistorische, theils critische Erörterungen über Platon und Aristoteles, Cicero und Lysias. Der erste Abschnitt, eine Einleitung zu academischen Vorträgen über Platon, Xenophon und Cicero handelt: De ortu dialogi Socratici de-

que ejus imitatione. Platon wählte naturgemäß für die Entwickelung seiner Ideen die dialogische Form als Nachahmung der Sokratischen Manier, durch Fragen und Antworten auf selbständige Erkenntniß der Wahrheit zu lenken. Dieser Form entspricht die im Ganzen gehaltene Färbung der feinern Umgangssprache; da aber Platon nach Sokrates Tode auch durch die Schule anderer Philosophen gegangen war, so nimmt seine Darstellung auch, den Umständen nach, eine der Sublimität der Gedanken und dem Dichterischen seines Genius gemäßen erhabenen, dichterischen Schwung an. So übertraf er die, welche etwa vor ihm Dialoge zu schreiben versucht, durch den Glanz der Darstellung und die Treue in der Nachbildung der Wahrheit. (Die Nachricht bey Diog. Laert. III, 47., Zenon habe zuerst Dialoge geschrieben, versteht Herr B. so, Zenon habe bey der Erörterung seiner Dialectik die Personen des Fragenden und Antwortenden vertreten.) Daß Mimographen oder dramatische Dichter dem Platon Muster für die Anlage und Durchführung seiner Gespräche gewesen, leugnet Hr B. Allerdings mit Recht, sobald man meint, Platon habe den Mimographen und Dramatikern die Skenographie seiner Dialoge abgelernt, während es in der Natur des Dialogs selbst lag, daß er in seiner kunstmäßigen Durchführung eine gewisse Aehnlichkeit mit dem Drama haben mußte. Will man aber behaupten, Mimographen und Dichter hätten keinerley Einfluß auf Platons dramatische Kunst gehabt, so wird solche Ansicht durch bestimmte Zeugnisse des Alterthums, wie durch die Sache selbst widerlegt. Dadurch wird ja der Wahrheit, daß die Platonischen Dialoge ein im Ganzen treues Abbild Sokratischer Weise geben, nicht zu nahe getreten. — Da nun aber diese

echt Sokratische Kunst des Dialogs nur von den vorzüglichsten Schülern, die dem Meister im Leben nahe gestanden, erreicht werden konnte, so darf man von den Späteren, denen jenes Glück der Unmittelbarkeit nicht zu Theil geworden, nicht gleiche Wahrheit und Frische in der Darstellung und jene mit der feinsten Ironie durchwebte Characterschilderung erwarten. Das führt Hn B. zur Betrachtung des Unterschiedes der dialogischen Kunst der Späteren, namentlich des Aristoteles, und wir erhalten hier eine recht lehrreiche Fortsetzung der Wyttenbachischen Erörterungen in dem gehaltvollen Briefe an Van Heusde. Während man die einmahl sanctionierte Form des Dialogs der Popularität wegen nicht verlassen mochte, wurde doch bey der Absicht, philosophische Systeme schulgerecht darzustellen, eine wesentliche Modification unabweisbar nöthig. Die Dialoge des Aristoteles entbehrten den Zeugnissen des Alterthums zufolge, jener Sokratischen Weise, die Wahrheit aus einem Kampfe mehrerer Theilnehmer am Gespräche naturgemäß sich entwickeln zu lassen. Vielmehr wurden Auffassungen desselben Gegenstandes von verschiedenen Standpuncten aus vorgeführt und danach einem Einzelnen die Entwickelung der Ansicht des Verfs in den Mund gelegt. Dazu bedurfte es denn jener ἠθοποιΐα, jenes Wechsels der Situationen und jener dramatischen Kunst des Platon nicht. Manche Philosophen ließen gar mythische Personen redend auftreten und ihre Dogmen entwickeln, wie z. B. Ariston von Chios den Tithonos über das Greisenalter redend einführte. Andere ließen ältere Zeitgenossen disputieren und fügten zum Schlusse ihre eigene Ansicht hinzu, wie es Cicero in den Büchern de oratore und de republica thut, indem dieser mit viel mehr Aengstlichkeit als Pla-

ton die äußerliche Wahrscheinlichkeit in der Gruppierung der Theilnehmer am Gespräche beobachtet. Dieser Weise setzt Cicero in dem lehrreichen Briefe ad Att. XIII, 19. die Aristotelische Sitte entgegen, in quo sermo ita inducitur ceterorum, ut penes ipsum sit principatus. Hier spart also der Verfasser eines Dialogs die Hauptrolle für sich auf, indem er am Ende die Differenzen in den Auffassungen der Theilnehmer am Gespräche ausgleicht und das Ganze zu einem entscheidenden Abschlusse führt, der seine Ueberzeugung ausspricht. Es leuchtet ein, wie sehr diese erkünstelte Manier von der Wahrheit der Platonischen Weise absticht und wie sehr die unmittelbare Genesis und Maieusis philosophischer Wahrheiten von der schulgerechten Strenge der Deduction zurück gedrängt wurde. Natürlich, daß die Theilnehmer beym Cicero oft vergessen, daß sie nicht allein sind und durchaus in den Schulton gerathen, wie denn von Anfang an Zwecke und Intentionen des Verfassers der Gespräche sich schwerer dissimulieren lassen.

Der Weise des Aristoteles folgten theils die späteren Peripatetiker, theils Cicero. Der Letztere, der uns allein genaue Einsicht in das Wesen dieser Art gestattet, weicht darin von seinen Mustern ab, daß er den Gesprächen Eingänge vorher schickt oder bey größeren Abschnitten einlegt, die er dann dazu anwendet, seine schöne Sprache zur Schau zu stellen und sich in Gemeinplätzen, wie über den Werth der Philosophie, zu ergehen; ferner Mittheilungen über seine Stellung und seine Persönlichkeit zu machen, die Veranlassung und den Ort der Vereinigung der Theilnehmer zu schildern. Bekanntlich hatte er Volumina Prooemiorum im voraus fertig. Entschuldigung wird dem trefflichen Manne leicht zu

Theil werden, wenn man erwägt, wie er fast der Einzige war, der mit unermüdlichem Fleiße Griechische Philosophie in Latium einheimisch zu machen trachtete und wie heftigem Tadel und bitterm Spotte nicht bloß der Menge er dabey ausgesetzt war.

Die zweyte Abhandlung hängt gewissermaßen mit dieser Erörterung zusammen. Sie führt (S. 39) den Titel: Exponuntur duo loci Aristotelis, alter e deperdito opere De Poetis, alter e libello De Poetica. Zum Beweise, daß die dialogische Kunstform nicht erst vom Platon erfunden sey, führt Athenäos die bekannte Stelle des Aristoteles *περὶ ποιητῶν* an, XI, 505, C.: *Οὐκοῦν οὐδὲ ἐμμέτρους τοὺς καλουμένους Σώφρονος μίμους μὴ φῶμεν εἶναι λόγους καὶ μιμήσεις, ἢ τοὺς Ἀλεξαμενοῦ τοῦ Τηΐου τοὺς πρώτους γραφέντας τῶν Σωκρατικῶν διαλόγων.* Demnach habe also Alexamenos von Teos zuerst Dialoge geschrieben. Bey dieser Stelle kommt nun dreyerley in Betracht; zunächst fragt sich, was Aristoteles von Sophrons Mimen sage, dann was vom Alexamenos, und endlich in welcher Verbindung die Erwähnung Sokratischer Dialoge damit stehe. Hr B. erörtert diese Fragen, die durch ihren Zusammenhang mit dem ersten Kapitel der Poetik ein erhöhtes Interesse in Anspruch nehmen, so umsichtig, daß wir von der Richtigkeit seiner Auffassung im Ganzen überzeugt sind, obwohl wir im Einzelnen hie und da eine abweichende Meinung aufstellen werden.

Die Antwort auf die erste Frage hängt aufs innigste zusammen mit der Auslegung der schwierigen Worte der Poetik I, §. 7. *Ἡ δὲ ἐποποιΐα, μόνον τοῖς λόγοις ψιλοῖς ἢ τοῖς μέτροις· καὶ τούτοις εἴτε μιγνῦσα μετ' ἀλλήλων, εἴθ' ἑνί τινι γένει χρωμένη τῶν μέτρων τυγχάνουσα*

μέχρι τοῦ νῦν. Οὐδὲν γὰρ ἂν ἔχοιμεν ὀνομάσαι κοινὸν τοὺς Σώφρονος καὶ Ξενάρχου μίμους καὶ τοὺς Σωκρατικοὺς λόγους. οὐδὲ εἴτις διὰ τριμέτρων ἢ ἐλεγείων ἢ τῶν ἄλλων τινῶν τούτων ποιοῖτο τὴν μίμησιν. Daß μίμησις das Hauptwesen aller Poesie ausmache, führt Aristoteles im ersten Kapitel der Poetik aus. Die μίμησις aber ποιοῦνται ἐν ῥυθμῷ καὶ λόγῳ καὶ ἁρμονίᾳ und zwar allein oder zusammen, wie vermittelst der Harmonie und des Rhythmus die Auletik und Kitharistik, bloß vermittelst des Rhythmus die Orchestik. Nach dieser Bemerkung folgt eine Bestimmung über das Wesen der Epopöia. Hermann (und mit ihm außer Andern der neueste Bearbeiter der Poetik, Franz Ritter) faßt hier ἐποποιία im weiteren Sinne als poesis, quae sola oratione utitur, cantu autem et gestu auctoris caret. Nach Aristoteles, meint Hermann, könne die epische Poesie Metrum haben oder nicht. Hr Bake hat richtig gezeigt, daß diese Behauptung ungegründet ist. Aristoteles sagt, die Epopöia stelle dar weder durch Rhythmus noch durch Harmonie, sondern μόνον τοῖς λόγοις ψιλοῖς ἢ τοῖς μέτροις. Unter λόγοι ψιλοί versteht Hermann Prosa und denkt sich, Sophron und Xenarchos und die Sokratischen Dialoge seyen erwähnt, um zu zeigen, im Metrum bestehe nicht das Wesen der Poesie. Diese Voraussetzung, poesin in prosa quoque cerni oratione, bestreitet Herr Bake. Denn wenn Aristoteles nachher sage, weder Empedokles noch Chäremon können genau genommen für Dichter gelten, obwohl Beide metrisch geschrieben, so bestätige das Aristoteles Grundansicht, Dichter sey einer nur in sofern er darstelle, μιμεῖται, κατὰ τὴν μίμησιν, wodurch aber auf der andern Seite nicht ausgeschlossen

werde, daß bey dieser μίμησις Metrum in Betracht komme. So ist man gezwungen, mit Hn B. die Sache so anzusehen, daß Aristoteles die Mimen und Sokratischen Dialoge von der Poesie ausschließt, zu der er sie trotz ihrer μίμησις bey dem Mangel des Metrums nicht zählen könne. Umgekehrt können auch nicht Alle, die sich eines bestimmten Metrums bedienen, Poeten heißen, so bald sie nicht μιμοῦνται. Daher will Hr Bake statt ποιοῖτο τὴν μίμησιν lesen προϊοῖτο τὴν μίμησιν, wie auch Hermann §. 12. richtig hergestellt habe. Dem kann Ref. in keiner Weise beystimmen. Προΐεσθαι wäre ein geziertes, hier durchaus unpassendes Wort, das man schon deshalb ablehnen muß, weil Aristoteles kurz vorher und öfter unten sagt ποιεῖσθαι τὴν μίμησιν. Es ist wohl zu schreiben ποιοῖτο μὴ μίμησιν, wenn Jemand dichtete ohne μίμησις, wobey Niemand den in jener erstern Verbindung nothwendigen Artikel vermissen wird. Dieselbe Verbesserung muß man an der andern Stelle vornehmen.

Dagegen bemerkt Herr B. sehr richtig, die ψιλοὶ λόγοι dürfe man nicht von Prosa verstehen, sondern von der oratio nuda, d. h. ohne Rhythmus und Harmonie und schreibt demnach λόγοις ψιλοῖς ἤτοι μέτροις statt ἢ τοῖς μέτροις. Diese Veränderung halten wir für nothwendig, nicht minder aber, daß man mit Hinzusetzung des Artikels ἤτοι τοῖς μέτροις lese. Uebrigens überträgt Herr B. aus Versehen S. 48 die Stelle: Epopoeia nuda tantum oratione aut metro imitatur.

Aristoteles bemerkt nun von der Epopöia weiter, sie wende die Metra so an, daß sie verschiedene Gattungen verbinde oder eine Gattung stäts wiederhole μέχρι τοῦ νῦν. Letztere Worte

faßt Herr Bake auf eine sonderbare Weise auf, indem er sie überträgt: eoque absolvatur illa definitio, wie Aristoteles weiter unten sage: περὶ μὲν οὖν τούτων διωρίσθω τοῦτον τὸν τρόπον. Vielmehr meint Aristoteles, die Epopöie sey nicht an die ståte Wiederholung des Hexameters gebunden, obwohl sie sich bis auf seine Zeit daran gehalten habe. Den von Hn B. gewünschten Gedanken hätte Aristoteles deutlicher ausgedrückt.

Es fragt sich nun noch, was jenes κοινόν sey in den Worten Οὐδὲν γὰρ ἂν ἔχοιμεν κ., worunter Aristoteles behauptet, die Sophronischen Mimen und Sokratischen Dialoge nicht zusammen fassen zu können. Gewiß ποίησις. Denn die Mimen waren nicht streng metrisch, nur rhythmisch abgefaßt — non toti metris constabant behauptet Herr B. nicht richtig — die andern ganz unmetrisch. Beide freylich μιμοῦνται. Zu dieser Auffassung stimmt genau die Aeußerung des Aristoteles in der Rhet. III, 8 init., wo er sagt, rhythmisch müsse der Redner schreiben, aber nicht metrisch, ποίημα γὰρ ἔσται.

Auf gleiche Weise schließt Aristoteles in der viel besprochenen Stelle beym Athenäos die Sophronischen Mimen von der Poesie aus. Damit aber das Folgende nicht widersinnig sey, schreibt Herr B. für καὶ μιμήσεις dem Sinne nach entschieden richtig καίπερ μιμήσεις, in dem Sinne: non ea metrica oratio habenda est, quanquam sunt imitationes. Nachher muß von Alexamenos Aehnliches gesagt seyn wie vom Sophron. Hätte Alexamenos nämlich Sokratische Dialoge verfaßt, so wäre ja kein Grund gewesen, weshalb Aristoteles so nachdrücklich behaupten sollte, man dürfe sie nicht ἔμμετροι λόγοι nennen. Sondern er muß sich gleichfalls in einem den Mimen

verwandten Genre versucht haben. Die verunstalteten Worte des Aristoteles stellen sich demnach von selbst her: ἢ τοὺς Ἀλεξαμενοῦ τοῦ Τηΐου τοὺς πρότερον γραφέντας πρὸ τῶν Σωκρατικῶν διαλόγους, wie Herr Bake, oder τοὺς πρότερον γραφέντας τῶν Σωκρατικῶν διαλόγων, wie Dr Bergk noch leichter emendiert in den Commentatt. de Reliq. Com. Att. Antiq. p. 23.

Den übrigen bey weitem größten Theil dieses Bandes nehmen critische und exegetische Bemerkungen über das erste und zweyte Buch der Ciceronianischen Schrift de Oratore ein, S. 54—194. Herrn Bakes Standpunct in der Verbesserung dieses Werkes des Cicero ist derselbe wie in den im ersten Bande mitgetheilten Erörterungen über einige Reden. Schon in der Anzeige des ersten Bandes wurde einerseits Hn Bakes Unbefangenheit und Scharfsinn in der Entdeckung gar vieler versteckter Fehler und in dem Verbessern derselben anerkannt, auf der andern Seite erklärt, wie Herr B. die Gränzen der Conjecturalcritik nicht selten ohne Noth zu überschreiten scheine. Jedenfalls ist Herrn Bake's Verfahren überaus lehrreich und anregend, wie denn nicht leicht ein Gelehrter unserer Zeit, mit Ausnahme des trefflichen Madvig, seinen Cicero genauer kennt. Die Critik der Ciceronianischen Schriften, die bis auf den heutigen Tag von den verschiedensten Gelehrten nach den verschiedensten Principien geübt wird, hat ihre großen Schwierigkeiten und läßt sich nicht überall auf Gleichmäßigkeit des Verfahrens zurück führen. Die Critik hat ganz verschiedene Aufgaben zu lösen und ist an engere oder weitere Schranken gewiesen, theils nach dem Grade der Vollendung der einzelnen Schriften, theils nach den handschriftlichen Hülfs-

mitteln, die ihr zu Gebote stehen, und den Schicksalen, welche die einzelnen Schriften erfahren. Die Bücher de Oratore gehören zu den gefeiltesten Werken Ciceros und Nachlässigkeiten in Sprache und Satzbau, wie man sie sich in den meisten philosophischen Schriften, wie z. B. in den Tusculanen und den Büchern de Finibus, schon gefallen lassen muß, ist man nicht berechtigt so leicht vorauszusetzen, und im Falle sie sich finden, zu entschuldigen. Da nun aber die Sprache Ciceros in ihrer rhetorischen Fülle und Breite und bey ihrem Streben nach Eleganz und Abrundung, wobey die Schärfe des Gedankens oft leidet, auch in den vollendetsten Schriften häufig den strengsten Forderungen der Logik und Stilistik nicht genügt, so entsteht für den Critiker die schwierige Aufgabe, das richtige Maß überall zu halten und weder am Buchstaben haftend, entschieden Falsches zu vertheidigen, noch auch das Erträgliche durch Conjecturen zu verdächtigen. Beherzigungswerthe Winke in dieser Beziehung gibt Madvig in der Einleitung zu seiner herrlichen Ausgabe der Bücher de Finibus p. XLV sqq. Das Schwanken des Critikers muß in dem Grade steigen, je weniger die einzelnen Schriften in alten und minder verfälschten Handschriften überliefert sind und je weniger der Zusammenhang noch überschaut werden kann, in welchem die Handschriften und alten Drucke unter einander stehen. Denn Hand an die Critik eines Textes zu legen ohne Einsicht in die Schicksale des Textes und den Zusammenhang der Quellen ist Aberwitz. Der Zustand der Bücher de Oratore ist in Bezug auf die Ueberlieferung nichts weniger als günstig. Wir wollen nur an den codex Laudensis erinnern, dessen Verhältniß zu den übrigen Handschriften zuerst Orelli auseinander gesetzt

hat. Unter den von den Herausgebern verglichenen Handschriften ist keine, die einen überwiegenden Werth hätte, wie es z. B. in den Tusculanen der Regius und Gudianus, in der Rede pro Cluentio der Florentinus, in der pro Plancio und pro Milone der Bavaricus und Erfurtensis haben. Dazu kommt, daß kaum ein Codex genau verglichen, auch die nicht unwichtige Editio princeps (in monasterio Sublacensi um 1465 gedruckt) noch nicht untersucht ist. Daher fehlt es auch von dieser Seite der Conjecturalkritik an der zur Sicherheit der Entscheidung nöthigen Basis. Wir dürfen dem Vernehmen nach hoffen, diesem Uebelstande binnen Kurzem durch die Ausgabe des Hn Dir. Ellendt abgeholfen zu sehen.

Herr B. schließt seine Bemerkungen an die namentlich für sachliche Erklärung tüchtige Ausgabe von Henrichsen an. Dabey benutzte er zwey Leydener Handschriften, aus denen einzelne Fehler glücklich geheilt sind, über deren Werth sich aber erst wird sicher urtheilen lassen, so bald die vollständige Vergleichung vorliegt, die Hr B. für eine andere Gelegenheit aufspart. Gute Lesarten sind z. B., um nur einige anzuführen, gleich I, 1. et aetatis statt etiam oder et iam; X, 42. sua jure; X, 47. longe omnium in dicendo et gravissimo et elegantissimo Platoni statt eloquentissimo; XVI, 73. Utque qui statt Ut qui; XVIII, 81. et palaestrae statt sed palaestrae; XXX, 136. discendi caussa statt dicendi caussa u. s. w. Es läßt sich erwarten, daß auch Hn Bake's Verdächtigungen einzelner Worte und ganzer Stellen, so wie seine Emendationen recht oft volle Ueberzeugung haben. Wir machen nur einige namhaft, in denen das Schiefe in Gedanken oder das Unpas-

sende der Verbindung, oder Verstöße gegen die Ciceronianische Sprache von Hn B. zuerst aufgedeckt worden. Man vergleiche XVIII, 82. Namque egomet u. s. w. bis disputabat, über welche Stelle S. 67 ff. sehr scharfsinnig gehandelt wird; XXXIV, 157., wo die ganze Stelle: Educenda deinde bis proferenda est aus schwer zu beseitigenden Gründen angefochten ist; XXXVII, 170., wo illum Divitem, LIX, 251., wo discendo, XXVIII, 126, wo oratores evadere, 127., wo percipiendis Interpolatoren zur Last gelegt werden. So ließe sich auch eine Reihe von glücklichen Emendationen namhaft machen, die an Eleganz und Nothwendigkeit dem II, 40, 170. gefundenen necis conscius statt socius um Nichts nachstehen. Doch würde das zu weit führen. Wir wollen nur noch ein Wort über zwey Stellen, wo uns Hn Bake's Urtheil nicht befriedigt, hinzu fügen. In der Stelle I, 7, 24. Venisse eodem socer ejus qui fuerat, Q. Mucius, dicebatur, wo die Handschriften und alten Ausgaben variieren — der Voss. hat socer qui ejus fuerat, die editio princeps socerum ejus: qui fuisse. Q. Mutius dicebatur. Eine alte Hand am Rande unsers Göttinger Exemplars der princeps: 'fuit. Ita hic codex antiquus' — muß man wohl die lästigen Worte qui fuerat wegstreichen. I, 35, 162. Si in aliquam domum plenam ornamentorum villamve venisses, hat Leidens. ornamentorum ullam, Manutius illam, Hr B. bemerkt, villamve würde man nicht vermissen, sed, fügt er zu, videndum an corrigi possit. Man lese: si in aliquam domum plenam ornamentorum intravisses. — Obwohl Critik des Textes Hauptsache, so bleiben doch auch historische Schwierigkeiten nicht unerörtert. Ueberall wird man

sich durch Herrn B. zu weiterer Forschung angeregt finden und deshalb empfehlen wir diese Bemerkungen allen Freunden Ciceros recht dringend zu sorgfältigem Studium.

Die von S. 194 an mitgetheilten Emendationen zu den critischer Hülfe so sehr bedürftigen Reden des Lysias — sie erstrecken sich bis jetzt nur über die ersten XIV Reden — können wir nicht weiter besprechen, bemerken aber, daß uns auch in ihnen manche Aenderungen von ihrer Richtigkeit überzeugt haben, wie gleich Or. II, p. 143. Rsk. ταῦτα νὴ Δία statt ταῦτα μὲν δι᾽ ἅ. Auch hier bleibt Herr B. nicht bey Besprechung einzelner Fehler stehen, sondern geht auf die Sachlage der Rechtshändel ein oder zeigt auch ganze längere Passagen der Reden in ihrer Zerrüttung auf. Es ist dieses bey Lysias um so weniger zu verwundern, als alle Handschriften aus einer ziemlich jungen Quelle stammen. Diese ist aber nicht der von Bekker und Hn B. für den besten erklärte Laurentianus, sondern, wie Ref. sich neulich durch eigene Ansicht überzeugt hat, der Palatinus zu Heidelberg.

Da wir schon weitläufiger geworden sind, als wir sollten, so müssen wir uns die Freude versagen, unseren Lesern aus der schönen Dedication an L. C. Valckenaers Schwiegersohn, L. C. Luzac, einige Proben mitzutheilen. Diese mit holländischer Gemüthlichkeit in classischem Stil geschriebene Dedication handelt von dem Aufenthalte dreyer berühmter englischer Gelehrten, Dobree, Gaisford und Burgeß in Leyden, um die Bibliothek und die handschriftlichen Nachlasse Valckenaers zu benutzen und verbreitet sich über die sehr verschiedenen Charactere und Studien der genannten Männer in einer eben so belehrenden wie anziehenden Weise.

Die Fortsetzung der Scholica Hypomnemata wird stäts willkommen seyn.

F. W. S.

Berlin.

Bey Lüderitz. Die Mark Brandenburg unter Kaiser Karl IV. bis zu ihrem ersten Hohenzollerschen Regenten, oder: Die Quitzows und ihre Zeit. (Von K. F. Klöden.) Erster Theil 491, Zweiter Theil 524, Dritter Theil 524, Vierter Theil 506 Seiten. 1836 u. 37. Octav.

Ohne durch eine Vorrede über Auffassung und Richtung der vorliegenden Arbeit sich auszulassen, führt der Vf. seine Leser unmittelbar in die für die Geschichte der Mark Brandenburg so bedeutungsvolle Zeit, da Kurfürst Otto seine Lande an Kaiser Karl IV. übergab. Die Verhältnisse jener Tage sind schlicht und anschaulich auseinander gesetzt, die gemessen sich fortbewegende Darstellung beruht auf dem Studium älterer und neuerer Quellensammlungen und Monographien; man glaubt, einer ruhigen Entwickelung der inneren und äußeren Verhältnisse der Marken entgegen zu sehen. Dem ist nicht so, und wenn der Leser mit dem zweyten Kapitel beginnt: 'Es war ein schöner Sommermorgen, als früh ein Trupp Reiter sich aus dem Thore der kaiserlichen Burg Tangermünde durch die Vorstadt Hünerdorf nach Arnedorf entlang bewegte' und jetzt die Führer dieser Schaar in Haltung und Tracht mit der Umständlichkeit eines Scott beschrieben werden, die Erzählung sich in den Dialog verliert, Mittagsessen und Naturschilderungen, Kindererziehung und Jungfrauenraub ihren Platz einnehmen, — er war auf eine solche Ueberraschung nicht gefaßt.

Nun folgen in bunter Reihe gutmüthige Burschen und Mädchen, wie man sie von Eastcheap

kennt (nur daß ihnen der Humor abgeht); breite Gesellen, die an Fluchen, Schlagen und Trinken den Virtuosen von Spieß und Cramer nicht nachstehen, kuppelnde Weiber und wohl bekannte Mönchsgesichter aus alten Klostergeschichten, Ritter- und Fehdeleben, nüchterne Bürger im Harnisch und mit dem Handwerksgeräthe, Fürstenhöfe und Frauenstuben, Mordbrenner, Verließe, bedrängte Unschuld, Müllerinnen — aber keine Göthesche — und 'Fiedelfritze', Armuth und Edelsinn im überschwenglichen Maße — das alles geht in Erzählungen und Dialogen an uns vorüber. Und dazwischen hin und wieder ruhige historische Erörterungen und mitunter Dialoge und Erzählungen mit gelehrten Citaten versehen.

Erst am Schlusse des vierten Theiles spricht sich der Vf. über den Zweck seiner Arbeit aus. Er klagt, daß letztere häufig misverstanden, sogar für einen Roman gehalten sey, eine Ansicht, welche schon durch die literarischen Citate hätte zurückgewiesen werden sollen. Es ist seine Absicht, auf eine den Reisen des jungen Anacharsis entsprechende Weise seine Leser mit den Zuständen und Erscheinungen eines bestimmten Zeitraumes der brandenburgischen Geschichte bekannt zu machen. In sofern reiht sich diese Arbeit verschiedenen Werken der neuern Zeit an, die, in das Gewand eines Romans gekleidet, die Besprechung wichtiger Fragen aus dem Gebiete der Theologie, oder einen Abriß der Philosophie sich zum Ziele gesetzt haben. Es kommt Ref. nicht zu, ein Urtheil darüber abzugeben, ob und wie weit diese Methode eine glückliche zu nennen sey. Er erlaubt sich nur die Bemerkung, daß sie gerade in Betreff der Geschichte am mißlichsten seyn dürfte. Ref. ist mit dem im Epiloge enthaltenen Ausspruche des Vfs durchaus einverstanden, daß zur

richtigen Auffassung der Geschichte eine gewisse poetische Kraft erforderlich sey; sie darf in keiner tüchtigen historischen Darstellung vermißt werden, wenn sie sich schon in den abweichendsten Richtungen kund gibt. Sie tritt überall in den Werken eines Gibbon, Niebuhr, O. Müller schaffend hervor, wenn schon bey jedem der Genannten auf eine verschiedene, der Eigenthümlichkeit des Gegenstandes und des Verfs entsprechende Weise. Ja, Ref. möchte noch einen Schritt weiter gehen, indem er behauptet, daß es hoch begünstigten Geistern gelang, in poetischer Anschauung das Gemählde der Bewegungen einer Zeit treuer und mit sicherer Bezeichnung des geheimsten Lebens derselben zu entwerfen, als manchen mit peinlicher Aengstlichkeit sammelnden und forschenden Historikern. So Göthe in seiner Iphigenia, in seinem Götz, in einzelnen Scenen des Egmont, so Shakespeare in seinem Cyclus von Dramen aus der englischen Geschichte, so Arnim in den noch immer nicht genug bekannten Kronenwächtern. Aber diese poetische Kraft ist es, die Ref. in dem vorliegenden Werke vermißt. Wie man durch derbe Flüche den Landsknecht des 15. und 16. Jahrhunderts nicht zeichnen kann, sondern um ihn zu schildern, mit Stenzel und Barthold die tiefern Elemente des Gesammtlebens jener Zeit verfolgen muß, so nicht durch eine bloß äußerliche Auffassung das Fürsten-, Ritter- und Bürrgerleben des 14. Jahrhunderts. Es ist ein großer Zwischenraum zwischen dem, nm mit einem deutschen Dichter zu reden, 'duftig Schwebeln, luftig Tänzeln' einer adlichen Species von Heldengestalten, wie sie vor und nach dem Zauberringe sich entwickeln und den wüsten Gesellen in den dialogisierten Ritterromanen des vorigen Jahrhunderts.

Hav.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

93. Stück.
Den 8. Junius 1840.

Paris.

Bey J. B. Baillière. Traité des Maladies des Reins et des altérations de la sécrétion urinaire, étudiées en elles-mêmes et dans leurs rapports avec les maladies des uretères, de la vessie, de la prostate, de l'urèthre, etc. Avec un Atlas in folio: Par P. Rayer, médecin de l'hopital de la Charité. Tome second. 620 Seiten. 1840. 8.

Es ist erfreulich von dem Fortgange dieses vortrefflichen Werkes, dessen Anfang wir nach Gebühr angezeigt (1839. St. 174.), so bald berichten zu können. Dieser zweyte Theil beschäftigt sich mit den 'Nieren-Entzündungen' und zwar zunächst mit denen, welche durch den Einfluß gewisser Krankheitsstoffe entstehen (Néphrite par poisons morbides), gewissermaßen als Neben- oder Ausgangs-Leiden, wie bey der bösen Blatter, den Pocken, den Masern, dem Scharlach, Nervenfieber; dann beym Rheumatismus und der Gicht. Als Unterscheidungszeichen der gichtischen Nieren-Entzündung von der einfachen

gibt er besonders (p. 51) die Urin-Sedimente an, welche bey der letzteren gewöhnlich amorphe Pulver von phosphorsaurem Kalk oder von Uraten, oder Krystalle von phosphorsaurer Ammoniak-Magnesia, in jener fast nur Krystalle von Harnsäure seyen. Darum erwiesen sich bey ihr auch alkalische Mittel so hülfreich. Hingegen von dem vinum Colchici aut. habe er keine bemerkbare Hülfe wahrgenommen (p. 73).

Bey weitem den größten Raum dieses Theils (von p. 97 an) nimmt die Betrachtung der von ihm so genannten eyweiß-haltigen Nierenentzündung (Néphrite albumineuse) ein. Diese Krankheit ist durch die Gegenwart einer größern oder geringern Menge von Eyweiß im Harne characterisiert (dasselbe wird durch das Coagulieren beym Erhitzen oder beym Zusatze von Salpetersäure erkannt, so wie, nach p. 114, auch dadurch, daß man mit einem Röhrchen in dem, in einem Gefäße befindlichen Urine, Blasen, wie im Seifenwasser, bilden kann), sodann durch ein geringeres specifisches Gewicht des Harns, wegen der geringen Menge von Salzen und Harnstoff, während letzterer sich im Blute vorfindet. Dabey sind immer die Nieren krankhaft afficiert und, wie zahlreiche Sectionen erwiesen, in ihrer Structur manigfach verändert. Fast immer ist damit eine wassersüchtige Anschwellung des Zellgewebes und der serösen Häute verbunden. Der Verf. unterscheidet eine acute und eine chronische Form und ertheilt, je nach dem anatomischen Befunde der veränderten oder desorganisierten Nieren, der erstern zwey, der letztern vier Unterarten. Auch geht gewöhnlich die acute Form in die chronische über. Bey dieser zeigt sich auch eine Veränderung des Blutes, indem dessen Gehalt an Cruor bedeutend abnimmt (p. 120 le sang s'apauvrit,

devient séreux). Die Hauptursache dieses Uebels ist die Einwirkung eines raschen Wechsels der Temperatur, besonders aber der Kälte und der Feuchtigkeit zusammen. Daher solche, die in dumpfen feuchten Wohnungen sich aufhalten und Gewerbe treiben, welche sie nöthigen lange in der Nässe zu bleiben, am häufigsten davon befallen werden. Unter den übrigen Bedingungen, welche außerdem dazu disponieren, hebt der Verf. vorzüglich Einen hervor. Er sagt (p. 144): 'Man hat viel über den Mißbrauch der spirituösen Getränke geschrieben, aber noch nicht genug als eine ihrer schlimmsten und gefährlichsten Wirkungen die Entwickelung des Nierenleidens, wovon ich hier handle, hervor gehoben. Wenn ein Arzt zu solchen Personen gerufen wird, welche dieser traurigen Angewöhnung nicht entsagen können, so hat er sorgsam ihren Urin zu untersuchen, was immer auch die Gesundheitsstörung sey, worüber sie sich beklagen. Er muß der Beobachtung der Kranken über den Zustand des Urins zuvor zu kommen suchen (Le médecin doit aller au-devant de l'observation des malades sur l'état de l'urine). In diesem Falle ist die Erscheinung einer leichten Geschwulst oder etwas Aufgedunsenheit im Gesichte oftmahls das Zeichen einer schweren Krankheit.' Ihre Behandlung ist immer unsicher, und wenn Leiden der Lunge, des Herzens oder cachectische Zustände sich damit complicieren, so ist selten ein günstiger Ausgang zu hoffen. Unter den wirksamen Heilmitteln bey der acuten Form stellt der Verf. in die erste Linie einen allgemeinen Aderlaß und blutige Schröpfköpfe an die Lenden. Die Menge des zu entleerenden Blutes richte sich nach der Stärke der Fieberbewegung und der Raschheit, womit sich die Wassersucht entwickelt. Zu-

nächst kommen dann salinische Purganzen, warme Bäder, bey Vermeidung jeder Erkältung. Bey der chronischen Form ist ein ähnliches Verfahren, jedoch mit Berücksichtigung der manigfachsten Neben-Indicationen einzuhalten. Von der Canthariden-Tinctur (4 — 12 Tropfen in einer Emulsion) habe er einige Mahl einen günstigen Einfluß auf den Urin wahrgenommen. Doch sey es immerhin ein unsicheres und in unerfahrenen Händen ein gefährliches Mittel. Einreibungen mit Quecksilber- und Jod-Salbe hätten sich unwirksam erwiesen. Von allen angerühmten diuretischen Substanzen fand er nur die Abkochung vom wilden Rettig (tisane de raifort sauvage p. 152) hülfreich, doch auch nicht in allen Fällen.

Characteristisch für diese Krankheit bleibt, daß die Entzündung sich nie über die Nieren hinaus, auf die Blase oder Urethra verbreitet, und daß auch materielle Veränderungen von diesen nicht auf jene zurück wirken. Auffallend aber ist, wie die Harnruhr allmählich in sie überzugehen vermag, indem der Harnzucker sich in Eyweiß umwandelt. Ein solcher Fall wird p. 227 erzählt, wo aber die Kranke vor beendigter Heilung das Hospital verließ, s'inquiétant peu de l'albumine qui a remplacé le sucre.

Mit der Néphrite albumineuse finden sich häufig andere Krankheiten vergesellschaftet, wobey es oft schwierig zu entscheiden ist, ob sie Ursache oder Folge derselben, oder aus den gleichen bedingenden Schädlichkeiten entstanden sind. Der Verf. bespricht sie ausführlich nach dieser Folge: Pericarditis, Endocarditis, Hypertrophie des Herzens, Krankheiten der Arterien und Venen, Bronchitis, Pneumonie, Pleuresie, Phthisis, angine couenneuse (Croup), Leiden des Magens und

der Eingeweide, Peritonitis, Affectionen der Leber, des Gehirns, Hautausschläge, Scropheln und Syphilis. Bey dem Scharlach sucht der Verf. (p. 429 — 468) zu zeigen: 1) daß nicht selten in der Abschuppungs-Periode der Urin mit Eyweiß beladen sey, ohne daß Hydropisie zugegen wäre; daß aber zu gleicher Zeit die Nieren nach dem Tode mit Blut überfüllt (hyperémiés) mehr oder minder die Desorganisation darbieten, welche der N. alb. eigen sind; 2) daß die allgemeine Wassersucht, die so leicht in Gefolge des Scharlachs eintritt, durch ihren Gang, ihre Veranlassung (Kälte und Feuchtigkeit), ihre nachweisbare Umänderung der Urin-Thätigkeit, ihre Complicationen, ihre anatomischen Verletzungen, Behandlung und ihre ganze Natur sich an die Wassersuchten anschließe, welche die N. alb. begleiten. Wiederholt (p. 609) macht er deshalb auf die Vorsichtsmaßregeln in dem Régime aufmerksam, welche die Entfernung der schädlichen Ursachen bezwecken, und die so leicht eintretenden bedenklichen Rückfälle verhüten.

Zuletzt (p. 509 — 609) gibt der Verf. noch eine historisch-critische Uebersicht über Alles, was bis Dato in diesem Gebiete geleistet worden. Er zeigt, daß Cottugno zuerst (comment. de ischiade nervosa. 1770) die Gegenwart des Eyweißes im Blute bey Hydropischen dargethan habe. Hauptsächlich aber läßt er den großen Verdiensten, welche Bright sich erworben, Gerechtigkeit widerfahren, die auch wir sofort nach dem Erscheinen seines Werkes (1836. St. 163. 164. 1838. St. 18.) hervorzuheben nicht unterlassen haben.

Von dem kostbaren Atlas ist diesem Bande die neunte Lieferung beygegeben, enthaltend 10 Seiten Text und 5 Tafeln mit Darstellungen von Anämie, Hyperämie, Atrophie und Hypertrophie der Nieren.

Milano.

Coi Torchi di Omobono Manini: Storie dei Municipi Italiani illustrate con Documenti inediti, notizie bibliografiche, e di belle Arti, da Carlo Morbio. Vol I. 1836. Ferrara e Pavia. Vol II. 1837. Novara Faenza e Piacenza. Vol III. 1838. Milano. Vol IV. 1838. Firenze.

Bey der Ankündigung einer Geschichte der italiänischen Städte wird jeder Leser sogleich eine Darstellung ihres Wachthums und Falles, vor allen aber eine Entwickelung ihrer Verfassung erwarten. Beides in einer fortlaufenden Darstellung zu liefern, scheint von vorn nicht Absicht des Werks; vielmehr gibt er Einzelnheiten, willkürlich ausgewählt, deren Inhalt zum großen Theile beschreibend, nicht einmahl historisch ist. Solche betreffen Gebäude, mit Nachweisung der darin befindlichen Merkwürdigkeiten, Kunstwerke, Epitaphien, Beschreibung von Turnieren u. s. w. und überläßt es wiederum dem Leser, in welcher Sphäre er von diesen Miscellaneen für seine Zwecke Gebrauch machen wolle. Was aber das Werk vorzüglich schätzbar macht, ist eine Reihe von unedierten Urkunden, welche zwar keine fortlaufende, zusammen hängende Erläuterung irgend eines historischen Facti gewähren, aber eine Menge Goldkörner enthalten, die dem fleißigen Forscher mehr als einmahl überraschend entgegen leuchten.

Ferrara's Geschichte eröffnet die Reihe der hier abgehandelten Städte. Zuerst wird von Ausübung der Künste in der Stadt gesprochen, vorzüglich seit der Zeit der Herrscher aus dem Hause Este. Namentlich wird behauptet, daß die Musik seit 1050 hier geblüht habe, und der berühmte

Guido v. Arezzo wird als Mönch des Klosters Pomposa für Ferrara in Anspruch genommen. Er soll aus der Familie der Strambati entsprossen seyn. Dann wird die ganze Abhandlung eine kurze Geschichte und Beschreibung jener Abtey Pomposa mit ihren Merkwürdigkeiten. In 25 Diplomen (denen noch 8 verstümmelte, undatierte folgen), den Zeitraum von 996 — 1523 umfassend, wird der Historiker manche Ausbeute finden. Gleich das erste von 996, für altitaliänische Ländermaße höchst wichtig, lehrt uns, wie noch zu jener Zeit die pertica decipoda der Agrimensoren in Anwendung war. Auch kommt die petia (pezza), hier bey Saatland vor, welches in sofern merkwürdig ist, weil diese Landeintheilung, aus dem alten Jugerum abgeleitet, später ganz abkam, und jetzt nur noch bey Weinbergen gefunden wird. Denn daß petia früher ein bestimmtes Maß war, und nicht durch den allgemeinen spätern Begriff: 'pièce' zu erklären sey, möchte Ref. auch wohl aus Stellen, wie sie z. B. im Chron. Mindense, bey Leibnitz SS. II. p. 176 vorkommen, erweisen können. Man muß über diesen Punct auch Niebuhr's Leben, Th. II. S. 378 nachlesen. Dipl. 4 und 5 enthalten Urkunden Otto III., unter anderen Privilegien der Abtey Pomposa die freye Abtswahl verleihend. Ein anderes Diplom (№ 7.) erläutert das Erbrecht des Kaisers an Gütern der Verbrecher nach langobardischem Rechte; doch ist es fälschlich hier vom Jahre 1013 datiert, während 1014 die richtige Chronologie ist. Für eigentliche Stadtgeschichte jedoch muß man die Einzelnheiten mühsamer aussuchen. № 16 lehrt uns, daß Ferrara im Jahre 1067 noch einen Comes, aber neben ihm noch einen Judex Regiensis hatte, dem gewiß speciell die anderen Judices, deren auch

erwähnt wird, untergeordnet waren. Der vollkommen eingerichteten neuen Stadtverfassung mit Podesta und Consuln wird zuerst in einem Diplome von 1207 hier erwähnt, in welcher einer Excommunication und des Interdicts gedacht wird, was über die Bürger Ferraras verhängt war. Unter den verstümmelten Diplomen will Ref. auf № 28 aufmerksam gemacht haben.

Weit kürzer noch ist die Geschiche Pavias behandelt. Nur vier Urkunden aus dem Zeitraume von 1251—1549 werden hier beygelegt, aus deren einer von 1457 man lernt, daß man damahls bey Antretung einer Erbschaft nach den Statuten nicht das beneficium inventarii hatte. Angehängt ist ein Verzeichniß der Schriftsteller, welche über die Geschichte Pavias geschrieben haben, welches 298 Nummern enthält, während dergleichen frühere von Coletti nur 13, und von Lichtenthal nur 39 enthielten.

Unendlich reicher ist der über Novara mitgetheilte Stoff. — In einer Reihe von 25 Diplomen, die von 1015—1196 reichen, lernen wir höchst interessante s. g. Professionen kennen; die Einwohner wählten sich das langobardische, salische und römische Recht, um danach zu leben, am meisten das erste, am wenigsten das letzte. Später tritt dann die städtische Verfassung mehr hervor, und vernichtet solche Acte der Willkür. Jedoch war Novara in mancher Beziehung von seinem Bischofe abhängig, und das städtische Leben hat sich deswegen hier nicht so früh und nicht so unabhängig entwickeln können, als in größeren Städten des nördlichen Italiens. Die folgenden Diplome (26—31) vorzüglich № 30 von 1271, geben hierüber die wichtigsten Einzelnheiten. Auch werden uns die noch ungedruckten Statuten von Gheme hier mitgetheilt.

(Der Beschluß im nächsten Stücke.)

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

94. 95. Stück.
Den 11. Junius 1840.

Milano.

Beschluß der Anzeige: Storie dei Municipi Italiani illustrate con Documenti inediti, da Carlo Morbio.

Die Geschichte Faënzas wird in einer Chronik dem Leser vorgeführt, die nach einer kurzen Einleitung sofort zum 11. und 12. Jahrhundert überspringt, und bis zur Vereinigung des Gebietes von Faënza mit dem Kirchenstaate reicht. Die Capitulation deswegen wird in den Anlagen № 8. Dipl. de 1510) mitgetheilt. Die Form dieses Instruments ist eine nicht gewöhnliche. Die Bewohner Faënzas stellten ihre Forderungen Punct für Punct auf, und fast unter jedem befindet sich dann das: Responditur: Concedimus ut petitur 'des heiligen Vaters', nur hie und da ein unbedeutender Zusatz. Namentlich behielt man sich das Bestehen aller früheren städtischen Statute, Constitutionen, Decrete ꝛc. 'inserta in volumine statutorum' besonders vor. Diese selbständige Behandlung der Geschichte

Faënzas ist um so willkommner, da man bisher gewohnt war, dieselbe, gestützt auf Fantuzzi u. A., nur als Appendix der von Ravenna zu behandeln. Die wirkliche Abhängigkeit aber von letzterer als Lehengrafschaft scheint nicht bis über den Anfang des 13. Jahrhunderts hinaus gereicht zu haben. In den bald darauf ausbrechenden bürgerlichen Factionen standen sich die Parteyen der Manfredi und Acarisi einander gegenüber, von denen erstere jedoch bald die Oberherrschaft gewannen, und die Regierung zu einem großen Theile von sich abhängig machten. Seit 1500 aber ward es der Stadt Faënza unmöglich, ihre Selbständigkeit aufrecht zu erhalten. Man erhält hierüber in den Beylagen, Dipl. 4. 5 und 8., eben so willkommene als interessante Aufschlüsse.

Einige kurze Andeutungen über einzelne Data der Geschichte Piacenzas schließen den ersten Band; sie sind sehr kurz, und das interessanteste was uns mitgetheilt wird, sind drey Urkunden aus der Zeit der Herrschaft der Visconti von 1343, 1363 und 1398. In letzterer wird bekannt gemacht, daß die Universität Pavias, studium nostrum genannt, nach Piacenza verlegt sey, weshalb sich Schüler und Lehrer dahin zu begeben haben. Doch muß Pavia sein Eigenthum wohl wieder zurück erhalten haben, denn bey der Geschichte dieser Stadt (Th. I. S. 163) hat uns unser Verfasser ein Diplom Kaiser Karl V. von 1549 mitgetheilt, in welchem der Universität Pavia ausdrücklich wieder Erwähnung geschieht.

Einzelne Mittheilungen aus der Geschichte Mailands füllen den ganzen dritten Band. Der Stoff ist in vier Abschnitte vertheilt. Im ersten, die Zeit der Republik Mailands umfassend, erhalten wir eine kurze Nachricht von den Statuten, deren ältester Codex, 1216 geschrieben, in

der ambrosianischen Bibliothek aufbewahrt wird. Besonders reich sind sodann die Mittheilungen, das Kriegswesen jener Zeit betreffend, die fast den ganzen Abschnitt ausfüllen; auch wird schon für diese Zeit mit Gewißheit des Unterschiedes der Consoli del commune und der Consoli del giustizia gedacht. Der Zeit der Herrschaft der Herzoge ist der zweyte Abschnitt gewidmet. Ihre Gesetzgebung kann man übersichtlich aus einem Codex: antiqua Ducum Mediolani decreta, kennen lernen. Leider werden fast zu viel Gegenstände aus dieser Zeit besprochen: Polizey, Handel, Verfassung, namentlich Magistratspersonen und die Jurisdiction des Podesta, Größe der Bevölkerung, Einkünfte und Ausgaben der Herzöge, ihre Privatbeschäftigung, schöne Künste, Baukunst, Mahlerey, dann Kriegskunst u. m. a. Wir sagten: leider, denn man kann leicht denken, daß auf 27 Seiten, jedem dieser Puncte nicht viel Ausführlichkeit gewidmet seyn kann.

Mehr zusammen gehalten konnte der Stoff im dritten Abschnitte werden, in dem die Zeit der letzten Sforzas, Ludovico il Moro, Maximilian und Francesco II. Sforza, behandelt wird; doch ist der äußern bewegten Geschichte Mailands zu jener Zeit, namentlich der Kriege mit Louis XII. von Frankreich und den übrigen italiänischen Städten weniger gedacht, sondern ähnliche Mittheilungen, wie die sind, deren wir kurz vorher gedacht haben, hauptsächlich die innere Geschichte Mailands betreffend, werden auch hier dem Leser geboten.

Genau dem vorigen schließt sich der letzte Abschnitt an, welcher der Zeit der spanischen Herrschaft gewidmet ist, die sich nach dem Tode Francesco II. mit der Constitution vom 3. October 1541 einführte. Leider sind auch hier die Ma-

terien auf 13 Seiten mehr als kurz behandelt. Als literarische Merkwürdigkeit ist der hier abgedruckte Brief eines sonst unbekannten mailändischen Schriftstellers, Ambrogio degli Uberti, anzusehen. Dies Schreiben ward 1588 an die Königin Elisabeth von England gerichtet, als der Autor ihr sein Werk: 'Trattato di Fisiognomia' dedicierte.

Ein Anhang von 25 Urkunden, aus dem Zeitraume von 827 — 1525 schließt den dritten Theil des Werkes. Doch scheint es uns fast, als wenn jene an innerer Bedeutsamkeit denen nachstehen, welche uns der Verf. anderwärts mitgetheilt hat. Namentlich enthalten die Kaiserurkunden (von welchen die meisten nicht nach den Originalen, sondern nach Notariats-Transsuaulen von 1587 mitgetheilt sind) nur Privilegien und Bestätigungen von solchen, für das Kloster des heiligen Ambrosius. In der Vorrede zu diesem Theile, wo der Verf. über das allenthalben aufblühende Studium der Geschichte redet, wird nicht vergessen, der deutschen historischen Vereine zu erwähnen. Jedoch wird fast kein Name unverstümmelt gegeben, und in: Raumur, Fortmann, Vigant rc. hält es wirklich etwas schwer, die Herren v. Raumer, Förstemann und Wigand wieder zu erkennen.

Der vierte Band unseres Werkes ist ganz der Geschichte von Florenz gewidmet. Es wird zuerst eine allgemeine kurze, zusammen hängende Uebersicht der Geschichte der Verfassung hauptsächlich seit dem Beginne des 12. Jahrhunderts gegeben, und bis zur Zeit der Medici fortgeführt. Es ist hier besonders hervor gehoben, wie der Kampf der Parteyen, gewöhnlich Ghibellinen und Guelphen genannt, auf Veränderung und Fortbildung der Regierungsform immer von unmittelbarem Ein-

flusse war. Den größten Theil des Bandes jedoch füllt auf 126 Seiten eine noch ungedruckte Florentinische Chronik, welche die Zeit von 1548 — 1652 umfaßt. Ref. meint, daß ihr Hauptwerth darin bestehe, daß sie uns ein treues Bild des Florentinischen Lebens mit allen seinen Ereignissen für jene Zeiten gewähre. Der reiche Florentiner, wie er sein Geld an Palläste und Gegenstände der Kunst wendet, wie er lebt, liebt, haßt und sich rächt, mit welchem Pomp er sich begraben läßt 2c., wird dem Leser vorgeführt, und gerade dadurch, daß die Chronik sich so treu in solchen Schranken bewegt, erhält sie einen eigenthümlichen Character und zugleich einen nicht unbedeutenden Werth für Specialgeschichte jener Zeit.

Es sind, wie wir gesehen haben, von diesem interessanten Werke bereits noch sechs andere Hefte, die Geschichte von Urbino, Castro, Reggio, Bergamo, Lodi, Aosta und Vercelli umfassend, angekündigt. So bald sie uns zu Händen kommen, werden wir nicht verfehlen, davon dem historischen Publicum gleichfalls eine kurze Anzeige zu geben.

Schmn.

Frankfurt a. M.

In Commission bey Siegmund Schmerber, 1838. Reise in Abbyssinien von Dr Eduard Rüppel. Erster Band XVI u. 434 Seiten in Octav.

Da der Verf. in einem schon früher erschienenen zoologischen Werke einen Theil seiner naturhistorischen Beobachtungen niedergelegt hat, gibt er in dem vorliegenden Werke hauptsächlich seine geographischen und statistischen Forschungen. Die-

ser erste Theil zerfällt in funfzehn Paragraphen, von denen sich die ersten mit Aegypten und einzelnen Theilen des anstoßenden arabischen Landes beschäftigen. Trotz der unendlichen Menge von Berichten über die gegenwärtigen politischen und mercantilischen Verhältnisse Aegyptens und über seines Vicekönigs Persönlichkeit, müssen Mittheilungen von einem Manne wie Rüppel immer willkommen geheißen werden. Der Reisende war lange und nach bedeutenden Zwischenräumen in Aegypten. Um uns die Eigenthümlichkeit von Mehemet Ali, in dessen Namen jetzt Aegypten aufgeht und der deshalb so vielfach der Gegenstand von Uebertreibungen nach jeder Seite geworden ist, und zugleich die Verhältnisse dieses seltenen Mannes zu der Pforte und den europäischen Großmächten vorüber zu führen, kann der Verf nicht umhin (S. 5—45) die auf Aegypten bezüglichen Ereignisse seit dem Anfange dieses Jahrhunderts zusammen zu stellen. Aus seinem Ueberblicke des administrativen Zustandes des gedachten Landes unter Mehemet Ali ersehen wir, daß bis 1809, außer einer nicht unbilligen, überdies häufig in Naturallieferungen bestehenden Grundsteuer, für die muhamedanische Bevölkerung keine weitere directe Abgaben eingeführt waren. Die Haupteinnahme bestand im Ertrage der Zölle und der Kopfsteuer der Ungläubigen. Seit dieser Epoche beginnen die Erpressungen Mehemet Alis. Den größeren Theil seiner Ländereyen muß der Landmann auf eine den Vorschriften der Regierung entsprechende Weise bebauen; Frohnden beeinträchtigen die Arbeit des an seine Scholle gebundenen Bauern; für die Entrichtung der auferlegten Steuern sind sämmtliche Bewohner eines Dorfes solidarisch verpflichtet; selbst für den Verkauf der erzielten Früchte

bedarf es der durch Zahlung zu erwirkenden Erlaubniß. Ist durch Verfügungen dieser Art der Landmann zum Sclaven herab gewürdigt, so fühlt sich der des Handels oder eines Gewerbes beflissene Bewohner Aegyptens nicht weniger durch des Vicekönigs Willkür beschränkt, der keine andere Fabriken duldet, als welche unmittelbar unter seiner Leitung stehen. Wer in irgend einem Geschäfte Talent verräth, büßt die selbständige Betreibung desselben ein, indem er für die Arbeiten der Regierung in Anspruch genommen wird. Der Vicekönig ist der einzige Großhändler seines Landes. Die bey dieser Gelegenheit vom Verf. aufgezählten nackten Thatsachen sprechen beredter als die glänzenden Declamationen über des Landes Segen, mit welchen in neuerer Zeit die Spalten mancher politischen Blätter gefüllt sind. In allen Verfügungen des Vicekönigs spiegelt sich der talentvolle, thatkräftige Mann, aber auch der ehrgeizige asiatische Despot ab, dem für die Sicherstellung seines Herrscherhauses jedes Mittel gerecht ist.

Zu einer Reihe 'skizzenartiger Bemerkungen' über Unterägypten übergehend, bespricht der Verf. die durch die Entwickelung der ägyptischen Seemacht auf das Doppelte gestiegene Bevölkerung (60,000 Einwohner) Alexandriens, die nicht immer planmäßig betriebenen, mit unermeßlichem Aufwande bewirkten Bauten daselbst, die zwey Mahl jährlich erfolgte Bestellung des Bodens und die Verschönerungen in und um Cairo. Der jährliche Ertrag der Baumwollenerndte wird bey dieser Gelegenheit auf 12 Millionen Thaler berechnet. Bey Gelegenheit der Anfangs May 1831 unternommenen Excursion nach dem peträischen Arabien, hinsichtlich dessen genauerer Schilderung der Verf. auf seine schon früher veröffentlichten

Mittheilungen über dieses Land hinweist und nur seine genauen Messungen der bedeutendsten Höhen hinzu fügt, wird der Handel von Suez erörtert. Aus der Schilderung der von den Bewohnern beider Küsten auf dem rothen Meere getriebenen Schifffahrt ergibt sich, daß seit der Zeit, in welcher C. Niebuhr seine Reiseberichte niederschrieb, Bau und Lenkung der Küstenfahrzeuge die nämlichen geblieben sind.

Von dem peträischen Arabien begab sich der Reisende abermahls nach Cairo, eilte von hier (im Junius 1831) auf einer jährlich von etwa 73,000 Kameelen beschrittenen Straße nach Suez zurück und schiffte sich in Begleitung zweyer, von einer Wallfahrt nach Jerusalem heimkehrender abyssinischen Priester nach Djetta ein, ohne durch die Nachricht von dem Umsichgreifen der durch Meccapilger nach allen Richtungen sich verbreitenden Cholera eingeschüchtert zu werden. In Jambo fand der Reisende Bazar und Caffeeschenken leer von Besuchern; kein Bettler kauerte auf den Gassen; wer der furchtbaren Krankheit nicht als Opfer gefallen war, hielt sich eingeschlossen, oder war in die Wüste entwichen. Am 30. Julius lief das Schiff in den Hafen von Djetta ein. Gegen seine früheren Angaben (40,000 Ew.) glaubt der Verf. die Bevölkerung der Stadt bedeutend reducieren zu müssen, wenn er schon nicht der geringen Anzahl von Burckhardt (15000 Einw.) beypflichten kann. Es gebot in der durch Handel und Schaaren von Pilgern belebten Stadt ein Statthalter des Vicekönigs von Aegypten. Hier verweilte der Verf. längere Zeit. Die Beobachtung naturhistorischer Gegenstände, 'die in endloser Manigfaltigkeit das rothe Meer beherbergt' und die schon während der jüngsten Seefahrt ihn beschäftigt hatten, erheischte diesen Auf-

enthalt. Am 8. September 1831 wurde die Reise, die arabische Küste entlang, nach der Insel Massava, unfern Arkiko, fortgesetzt, an dessen Gestade acht Tage später das Schiff ankerte. Ueber die Geschichte dieser, die Hoheit von Mehemet Ali anerkennenden Insel und den wichtigen, in den Händen der Banianen sich befindenden Handel, dessen sich das gleichnamige Städtchen erfreut, werden nicht minder interessante Notizen geboten, als von der Sitte und Lebensweise der Insulaner, welche von der bosnischen Besatzung in Djetta abstammen. Von hier wird der Leser nach Arkiko und dessen Umgegend hinüber geführt. Es tritt uns Afrika mit seinen Hyänen und Löwen, mit seinen Heerden von Antilopen und Elephanten und den glänzend gefiederten Vögeln entgegen, mit seiner staubigen Dürre, den vollsaftigen Gewächsen in den feuchten Niederungen, mit seinem wechselfreyen Himmel und den Gluthnaturen der Menschen, das Land der Wunder und der Sage.

Prächtige, in Stein gehauene Cisternen, Gräber aus Syenitblöcken, deren Oberfläche mit Inschriften in kufischen Zügen bedeckt ist, Monumente, welche den arabischen Baustil des 13ten Jahrhunderts andeuten, Goldmünzen mit kufischem Gepräge, die in dem Schutte angetroffen werden, beweisen, daß es eine Zeit gab, in welcher dieses Gestade sich einer segensreichen Cultur zu rühmen hatte. Wie in Massava, so herrscht jetzt auch auf der benachbarten größern Insel Dahalak ein gewisser Wohlstand, eine Folge des vermittelnden Verkehrs zwischen zwey durch ein schmales Fahrwasser getrennten Welttheilen und der ergiebigen Perlenfischerey. Die bey den Bewohnern der südlichen Küstensäume des rothen Meeres herrschende Sage, daß Arabien einst mit

Abyssinien eine ununterbrochene Landschaft gebildet und erst ein Erdbeben den Riß und das Eindringen der Meeresfluth hervor gebracht habe; stimmt mit den Ansichten der Naturkundigen durchaus überein. Eine der vielen Ausflüge, welche der Verf. von Massava aus unternahm, erstreckte sich nach den Ruinen von Adulis. Er ist der erste Europäer, welcher über diese merkwürdigen Trümmer nach eigenem Augenschein Bericht abzustatten vermag. Ueber steile Hochgebirge, durch Thäler, deren fette, schwarze Erde aus verwitterter Lava hervor gegangen, an kleinen ausgebrannten, conisch gebildeten Vulcanen vorüber, gelangte er zu dem ehemahligen Emporium, jetzt eine Stunde vom Gestade gelegenen Adulis. Trümmer von Wohnungen aus unbehauenen Lavablöcken dehnen sich an einem jetzt trocken liegenden Flußbette aus; noch erheben sich Säulenschäfte mit Capitälen und deuten auf eine christliche Kirche; aber es findet sich keine Spur von Inschriften oder Sculpturen. Sodann begab sich der Reisende nach Arkiko und trat am 29. April 1832 ohne, wie Bruce und Salt, über die Gelderpressungen der dortigen Machthaber Klage führen zu dürfen, von drey abyssinischen Dienern begleitet, im Ganzen mit einem Gefolge von 14 Menschen die Wanderung nach Gondar an. Es waren wilde Gebirgspässe zu durchziehen, von nomadischen, der Räuberey nicht abholden Stämmen bewohnt, die aber von der andern Seite durch Verabreichung kleiner Geschenke leicht zum sichern Geleite zu bestimmen sind. Prächtige Waldungen von Sycomoren, von Schaaren von Affen bevölkert, fruchtbare Thäler, deren Seitenwände aus steilen Felsmassen bestehen — eine unendlich wilde Einöde, deren Character sich gleich blieb, als man die Höhe hinauf stieg

und das 8000' über dem Meeresspiegel gelegene Halai erreichte. Von hier (10. May 1832) auf Umwegen nach Gondar, auf steilen Pfaden, häufig durch Zölle aufgehalten, die bald in Pfeffer, bald in Tüchern entrichtet werden, mit der Habsucht und Betriegerey der christlichen Bevölkerung kämpfend, an Capellen vorüber, deren abyssinische Pergamenthandschriften jedoch von dem Reisenden nicht erstanden werden konnten. Wegen des anarchischen Zustandes im Lande wuchs die Unsicherheit in gleichem Grade als man sich dem Mittelpuncte von Abyssinien näherte. Zu Ategerat fand der Reisende einen wegen der Unruhen aus Adowa geflüchteten Missionar aus der Schweiz. Dennoch und trotz der sich einstellenden Regenzeit zog der Verf. weiter, an wohlhabenden muhamedanischen und armen christlichen Dörfern vorüber. Dann überschritt er den reißenden Tacasse, erkletterte das gegenüber liegende Steilgebirge und befand sich in einer wasserreichen, den Hochalpen Europas verwandten Landschaft, mit Sennhütten bestreut und von wohlgenährten Heerden beweidet. Mit dem §. 15., welcher eine anziehende Schilderung des Berglandes Simen und seiner Bewohner gibt, schließt der erste Band, der in Betreff seiner äußeren Ausstattung mit englischen Prachtwerken in die Schranken treten kann.

Ohne Schmuck, in schlichten, anspruchlosen Worten gibt uns Rüppell die Ergebnisse seiner Reise. Es ist nicht das wunderbare Glanzgemählde der Alpen von Habesch, wie, hauptsächlich nach den Mittheilungen von Bruce und Salt, Karl Ritter es so kunstreich zusammen gesetzt hat. Es ist der überdachte, besonnene, mitunter nüchtern scheinende Vortrag eines Mannes, dem es um nichts, als um die lautere Wahrheit zu thun ist, der geübten Blickes die Reiche der Natur

durchspähet und die Eigenthümlichkeiten der Menschen auffaßt, jede Zierde der Darstellung verschmähend, weil er des Reichthums seiner Mittheilungen sich bewußt ist.

In manchen Beziehungen den Gegensatz zu diesen Berichten bietet das nachfolgende Werk:

Paris.

Voyage en Abyssinie, dans le pays des Galla, de Choa et d'Ifat; précédé d'une excursion dans l'Arabie-heureuse et accompagné d'une carte de ces diverses contrées; par Ed. Combes et M. Tamisier. 1835—1837. Tome I. 367. II. 362. III. 379. IV. 383 Seiten in 8. 1838. (Bey Louis Desessart.)

Nach voran gegangenen sorgfältigen Studien und Vorarbeiten, geistig gerüstet und mit allem Erforderlichen ausgestattet, trat Rüppell den mit deutscher Gründlichkeit überdachten Weg an; wie ein Impromptu die beiden jungen Franzosen. Nach der Rückkunft begann Rüppell sein Tagebuch zu ordnen und zu sichten, und noch war die Arbeit nicht vollendet, als die ungleich später heimgekehrten Männer von jenseit des Rheins bereits die Resultate ihrer Reise dem Publicum vor Augen gelegt hatten, bereichert mit einer Karte über Gegenden, die seit Jahrhunderten keines Europäers Fuß betreten hatte. Aber die Karte ist, wie Rüppell in der Vorrede bemerkt, ein treuer Nachstich der von Salt nach Mittheilungen von Eingeborenen entworfenen Skizze*) und die-

*) Und doch heißt es in dem avant-propos: 'Les erreurs de Bruce et de Salt relatives aux pays qu'ils n'ont pas visités nous ont paru si graves, que nous avons cru devoir nous méfier des ren-

ser Nachstich ist zum zweyten Mahle mit allen Mängeln und Entstellungen, die man Salt um so eher verzeiht, als sein Entwurf sich nur auf Hörensagen stützte, in den Reisebericht des Herausgebers übergegangen.

Kann nun mit dem oben angeführten Werke das jüngst genannte an Gründlichkeit und streng wissenschaftlichen Resultaten keineswegs wetteifern, so gibt es dagegen durch lebhafte Auffassung von Einzelnheiten, durch eingestreute Anecdoten und kleine Abenteuer eine Menge colorierte Bilderchen, welche eine angenehme Lectüre gewähren. Aberglaube, Gewohnheiten und Gebräuche der Alpenbewohner werden im leichten Stile geschildert; es sind die Weisen von Volksliedern der Abyssinier und Gallas aufgenommen; natürlich fehlen auch kleine Liebesgeschichten nicht. Nur darf man an keine tief eingehende Erörterung denken, wenn Regierung, Handel und Gewerbe besprochen werden und die (tome III. cap. 2 ff.) gegebene Geschichte von Abyssinien dürfte ohne Frage zahlreichen Zusätzen und Berichtigungen entgegen sehen, da den Verff. die arabischen Geschichtschreiber des Mittelalters völlig unbekannt gewesen zu seyn scheinen.

Auch Combes und Tamisier unternahmen die Reise auf eigene Kosten. Nach einem vorauf gegangenen längeren Aufenthalte in Aegypten schifften sie sich (11. Februar 1835) in Djetta ein, stiegen bey Loheia und Hodeida ans Land und setzten vom letztern Orte die Reise zu Lande nach Mocca fort. Die Erzählungen über Tehama sind

seignements que nous ont fournis les naturels, qui ne possèdent rien moins que l'esprit d'observation et nous nous sommes généralement peu étendus sur les descriptions de lieux que nous n'avons pu voir nous-mêmes.'

leicht hingeworfen; was Carsten Niebuhr, der bekanntlich denselben Weg einschlug, mit sicherer Hand zeichnete, erkennt man in der vorliegenden flüchtigen Skizze kaum wieder. Von Mocca setzten die Reisenden nach der Insel Massava über, von welcher aus Rüppell so manchen interessanten Ausflug in das nahe gelegene africanische Küstenland machte, begaben sich von hier nach Arkiko, überschritten bey Halai den Kamm des Gebirges und gelangten mit glücklicher Beseitigung der Gefahren, die täglich in einem von Parteykämpfen zerrissenen Lande drohten, nach Adowa. In dieser von 3000 Menschen bewohnten, mit drey Kirchen geschmückten Hauptstadt von Tigre, dem Mittelpuncte des Handels zwischen Gondar und Massava, verweilten die Reisenden nur wenige Tage, zogen dann, dem mit Lanze und Schild ausgerüsteten Heere von Oubi, dem Beherrscher von Tigre, folgend, in östlicher Richtung in die Provinz Agawe und kehrten von hier nach Adowa zurück. Dann besuchten sie Axum. Aber vergebens erwartet man eine genaue Beschreibung dieses für die Geschichte so hochwichtigen Ortes. Den Tacasse durchschwimmend erreichten die Verff. den Staat Semen, wo sie auf ein reineres, weniger gemischtes Volk als in Tigre stießen, folgten hierauf dem Laufe des in den Tacasse mündenden Ataba, überstiegen die Alpenhöhen von Selki, die, gleich den meisten Gebirgen von Semen, in früheren Zeiten vorzugsweise durch jüdische Stämme bewohnt gewesen waren, welche noch jetzt, dem Glauben ihrer Väter getreu, durch keinen Druck der christlichen Herren entmuthigt, mit Erfolg den Ackerbau und verschiedene Handwerke betreiben. Ueber Douarik, die Straße nach Gondar im Westen lassend, gelangte man nach Duncas, wo sich ein f.stes,

halb verwittertes Schloß erhebt, dessen Entstehung dem 16. Jahrhundert anzugehören scheint, und welches längere Zeit die Residenz der Könige von Abyssinien abgab, bis die Hofhaltung nach Gondar verlegt wurde. Hier schon war den Einwohnern die europäische Hautfarbe eine unbekannte Erscheinung. Ueber das Südland Choa, die Nachbarlandschaft der wilden Gallastämme, so wie über diese selbst verdanken wir den Verfassern nach geraumer Zeit den ersten umfassenden Bericht. Bis nach Ankober drangen die Reisenden vor, traten hierauf, in mehr westlicher Richtung als auf der Hinreise, den Rückweg an, besuchten Gondar und kamen auf der Heimreise zum zweyten Mahle nach Adowa.

Hav.

Altona.

Napoleon im Jahre 1813, politisch militärisch geschildert von Carl Bade, ehemahligem K. Preuß. Artillerie-Officiere. Erster Theil: der Krieg in Deutschland bis zum Waffenstillstand 4. Juni. XIV u. 228 Seiten in 8. Zweiter Theil vom 4. Juni bis 3. September. 420 Seiten. 1840.

Das Jahr 1813, das große Wendejahr in der neuern Geschichte, bietet einen so reichen Stoff für die Behandlung dar, daß derselbe so leicht nicht wird erschöpft werden können. Denn wenn gleich die Kriegsbegebenheiten zuerst die Aufmerksamkeit auf sich ziehen, so sind diese doch mit der Politik so tief verflochten, daß sie nicht davon getrennt werden können. Der Verfasser hat dies schon auf dem Titel bemerkt, und verspricht daher in der Vorrede eine pragmatische Geschichte, indem er den Helden derselben auch psychologisch

betrachtet, und die letzten Motive seiner Unternehmungen in seinem Character aufsucht. Man sieht daraus, daß derselbe sein Unternehmen sich nicht zu leicht gedacht hat; die Vorbereitungen dazu kosteten mehrere Jahre, die der Erforschung der Begebenheiten gewidmet waren. Wir haben zwar erst die beiden ersten Theile vor uns liegen, sie reichen aber hin, den Character des Werks zu würdigen, und damit müssen wir uns für jetzt begnügen, da es nicht in unserer Macht steht, die Richtigkeit der einzelnen Angaben zu verbürgen. Aber das ernste Streben nach Wahrheit geht aus der ganzen Behandlung hervor, die den Stempel der Unpartenlichkeit trägt, indem es auch dem Feinde Gerechtigkeit widerfahren läßt. Je seltener dieser Vorzug in unseren Tagen ist, um desto mehr glaubten wir bey Zeiten darauf aufmerksam machen zu müssen, um es nicht in die Classe der zahlreichen Schriften zu setzen, die nur das Echo der Zeitungen sind. Der vorliegende Theil umfaßt zwar schon beynahe die Hälfte des zu behandelnden Jahres, aber die wichtigste Hälfte ist noch zurück, und wird auch für drey Theile den Stoff darbieten, ohne die Leser zu ermüden, da die Würde der Behandlung der Wichtigkeit des Stoffes angemessen ist. Mehr darüber zu sagen, wäre noch zu früh, und muß der Vollendung des Werkes aufbewahrt bleiben. Wir setzen nur den Wunsch hinzu, daß der Verfasser es bis auf den ersten Pariser Frieden fortführen möge.

Hn.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

96. Stück.

Den 13. Junius 1840.

Göttingen.

Der Königl. Societät der Wissenschaften hat der Hofrath Hausmann am 1. Junius Bemerkungen über den Lepidomelan, eine neue Mineral-Species, aus der Familie der glimmerartigen Fossilien vorgelegt, welche wir hier mittheilen.

Unter mehreren schwedischen Mineralien, welche der verewigte Hofrath von Crell einst durch den ebenfalls längst verstorbenen Oberdirector des Controle-Institutes zu Stockholm, Bengt Reinhold Geijer erhalten hatte, und vor einiger Zeit in die Sammlung des Hofr. Hausmann übergegangen sind, schien ein glimmerartiges Fossil, nach der Original-Etiquette von Persberg in Wermeland, eine genauere Untersuchung zu verdienen, da es sich durch mehrere äußere Merkmahle von den bis jetzt genauer bekannten Glimmerarten unterscheidet. Hr Prof. Wöhler hatte die Güte, den Wunsch des Hofr. Hausmann zu erfüllen, und unter seiner Leitung, im academischen Laboratorium eine Analyse jenes Minerals

durch Hn A. T. C. **Soltmann** aus Berlin, der sich hier mit vielem Eifer dem Studium der Naturwissenschaften gewidmet hat, ausführen zu lassen. Das nachher mitzutheilende Resultat derselben hat die Vermuthung, daß das Persberger Mineral von den bisher genauer untersuchten Glimmerarten wesentlich verschieden sey, bestätigt. Der obige, zur Bezeichnung desselben vorgeschlagene Name, bezieht sich auf die ausgezeichnet schuppige Bildung und die schwarze Farbe des Fossils.

Der **Lepidomelan** stellt ein körnig-schiefriges Aggregat von kleinen, krystallinischen Schuppen dar, deren Größe selten über ½ Linie beträgt, und welche eine unregelmäßige Gestalt zu besitzen pflegen, zuweilen doch aber eine sechsseitige Tafelform bemerken lassen, die dem Anscheine nach regulär, oder wenigstens dem Regulären sehr genähert ist.

Die Schuppen sind rabenschwarz, lassen aber hin und wieder Reflexe von einer lebhaften, lauchgrünen Farbe wahrnehmen, und geben ein berggrünes Pulver.

Die einzelnen Schuppen sind glatt und spiegelnd, von starkem, dem demantartigen sich hinneigendem Glasglanz; die Flächen des Aggregates stark flimmernd.

Die einzelnen Schuppen sind undurchsichtig; nach den angegebenen, durch eine Lichtzurückwerfung aus dem Innern bewirkten, lauchgrünen Reflexen, wird man aber bey sehr dünnen Lamellen Durchscheinheit annehmen dürfen.

Ueber Spaltbarkeit und Biegsamkeit sind bey der sehr geringen Größe der Schuppen, keine sichere Aufschlüsse zu erlangen.

Das eigenthümliche Gewicht wurde durch zwey.

bey einer Temperatur des Wassers von 14° R. vorgenommenen Wägungen, = 3,000 gefunden.

Die Härte ist, nach der Scala von Mohs = 3, indem der Lepidomelan härter als der zweyaxige Glimmer, aber weniger hart als der Perlglimmer ist.

Das Fossil ist etwas spröde. Das schuppige Aggregat desselben fühlt sich scharf an, jedoch in geringerem Grade als das des Perlglimmers.

Vor dem Löthrohre bis zum Rothglühen erhitzt, verwandelt sich die schwarze Farbe des Lepidomelans in eine in das Tombackbraune sich ziehende Mittelfarbe zwischen Speisgelb und Kupferroth, welche mit der Farbe des Magnetkieses übereinstimmt, und gleich dieser mit Metallglanz verbunden ist; welche Erscheinung für ein, durch höhere Oxydation des Eisengehaltes an der Oberfläche bewirktes Anlaufen zu halten seyn dürfte. So bald Schmelzung beginnt, stellt sich die schwarze Farbe wieder her, und bey stärkerm Blasen verwandelt sich der Körper in ein schwarzes, undurchsichtiges, glänzendes, dem Magnete folgsames Email.

Boraxglas, in welchem der Lepidomelan sich leicht auflöst, wird dadurch bouteillengrün gefärbt.

Nach den von Hn Prof. Wöhler gefälligst mitgetheilten Notizen, wird das Fossil von Salzsäure und Salpetersäure ziemlich leicht aufgeschlossen. Die Kieselerde bleibt dabey in zarten, perlmutterglänzenden Schuppen, in der Form der krystallinischen Schuppen des Minerals, zurück. Eine ähnliche Erscheinung wurde von Hn von Kobell bey dem einaxigen Glimmer bemerkt, wenn solcher durch Schwefelsäure zersetzt worden (Characteristik der Mineralien. 1ste Abth. S. 166). Obgleich kein eingemengter Schwefelkies zu erkennen ist, so bleibt doch jedesmahl bey

der Auflösung etwas Schwefel in variierender Menge zurück, der ohne Zweifel von sehr fein eingesprengtem Schwefelkies herrührt, indem auch bey dem Erhitzen des Minerals in Wasserstoffgas die Bildung von Schwefelwasserstoff bemerkt wird. Die Quantität des Schwefels ist indessen so gering, daß der derselben entsprechende Eisengehalt noch kein ½ Procent ausmacht, und daher auf die Berechnung der Analyse keinen wesentlichen Einfluß haben kann.

Die von Hn Soltmann ausgeführte, chemische Zerlegung des Lepidomelans hat in 100 Theilen desselben folgende Zusammensetzung ergeben:

Kieselerde	37,40	enthält	Sauerstoff	19,43	
Thonerde	11,60	—	—	5,42	} 13,90
Eisenoxyd	27,66	—	—	8,48	
Eisenoxydul	12,43	—	—	2,83	
Talkerde } Kalk }	0,60	—	—	0,20	} 4,59
Kali	9,20	—	—	1,56	
Wasser	0,60				18,49
	99,49				

diesem Resultate entspricht sehr gut die stöchyometrische Formel:

$$\left.\begin{matrix}\dot{K}^3\\ \dot{Fe}^3\end{matrix}\right\}\ddot{Si}+3\left.\begin{matrix}\ddot{Al}\\ \ddot{Fe}\end{matrix}\right\}\ddot{Si}$$

Die Mischung des Lepidomelans zeigt hiernach die nächste Verwandtschaft mit der des einaxigen Glimmers, dessen chemische Zusammensetzung der Formel

$$\left.\begin{matrix}\dot{Mg}^3\\ \dot{K}^3\end{matrix}\right\}\dddot{Si}+\left.\begin{matrix}\ddot{Al}\\ \ddot{Fe}\end{matrix}\right\}\dddot{Si}$$

zu entsprechen scheint.

In der krystallinisch-derben Masse des Lepidomelans finden sich geschoben vierseitige Prismen eines schwarzen Strahlsteins eingewachsen. Weder dies Mineral noch sein Muttergestein sind in der neuesten Auflage von Hisinger's mineralogischen Geographie von Schweden, unter den zu Persberg brechenden Fossilien erwähnt. Auch ist dem Hofr. Hausmann bey seinem Aufenthalte in jener Gegend Nichts davon vorgekommen.

Der Lepidomelan stimmt in einigen Kennzeichen mit einer Glimmerart überein, welche Herr Prof. Breithaupt unter den Benennungen Siderischer Felsglimmer oder Rabenglimmer aufgeführt hat (Vollständige Characteristik des Mineral-Systems. 3te Aufl. S. 91). Ob aber wirklich beide Fossilien zu einer Mineral-Species gehören, läßt sich, da von dem letzteren noch keine vollständige Untersuchung bekannt ist, für jetzt nicht entscheiden.

Breslau.

Bey G. Ph. Aderholz, 1833. Die Alexandrinischen Bibliotheken u. s. w. von Fr. Ritschl.

(Nachtrag zu der Anzeige in unsern Blättern 1838. St. 206. 207.)

Ein Nachtrag zu einer vor zwey Jahren geschriebenen Anzeige, in unsern Blättern wohl unerhört, mag in der Seltsamkeit der Umstände, die mir einen solchen wünschenswerth erscheinen ließen, seine Entschuldigung finden. Was Prof. Ritschl gehofft hatte, der Griechische Text des berühmten Plautinischen Scholions werde sich wohl noch in einer Handschrift des Aristophanischen Plutos auffinden lassen, das ist wider Erwarten schnell in

Erfüllung gegangen. Freylich nicht an dem vermutheten Orte. Herr Prof. Cramer zu Oxford hat daselbst 1839 zwey neue Bände seiner Anecdota Graeca und zwar e codd. mss. Bibliothecae Regiae Parisiensis heraus gegeben. Den ersten Band eröffnet die Schrift eines ungenannten Verfassers περὶ κωμῳδίας. Sie ist abgedruckt aus Codex 2677., den der Catalog in das XVI. Jahrhundert hinab rückt. Unser Stück ist nach Herrn Cr. sogar aliquanto recentiori manu geschrieben. Diese Schrift hat eine große Aehnlichkeit in der Fassung mit den Scholien zu der τέχνη des Dionysios Thrax bey Bekker. Ann. p. 747, so wie mit einzelnen Stellen des Platonios und anderen von Meineke am Ende des ersten Bandes seiner Historia Critica zusammen gedruckten, sonst auch den Aristophanischen Komödien vorgesetzten Stücken. Da Heliodoros, ein Byzantinischer Grammatiker, nach Ritschl's scharfsinniger Combination S. 146 der Verfasser des bey Bekker. Ann. p. 767 über Homer Gesagten ist, so wird auch der Abschnitt über die Komödie l. c. keinem andern zuzuschreiben seyn. Seine Quelle aber ist unser Pariser Grammatiker. Diesem letztern indeß ist eigenthümlich folgende merkwürdige Stelle, die wir um so lieber wörtlich hersetzen wollen, je wenigern unserer Leser das Buch des Hn Cramer leicht zugänglich seyn dürfte. Auf der sechsten Seite heißt es nach anderen Bemerkungen über die Komödie wörtlich so:

Ἰστέον ὅτι Ἀλέξανδρος ὁ Αἰτωλὸς καὶ Λυκόφρων ὁ Χαλκιδεὺς [1]) ὑπὸ Πτολεμαίου τοῦ Φιλαδέλφου προτραπέντες τὰς σκηνικας διώρθωσαν βίβλους· Λυκόφρων μὲν τὰς τῆς κωμῳδίας, Ἀλέξανδρος δὲ τὰς τῆς τραγῳδίας, ἀλλὰ δὴ καὶ τὰς σατυρικάς [2]). Ὁ γὰρ Πτολεμαῖος

φιλολογώτατος ὢν [3]) διὰ Δημητρίου τοῦ Φαληρέως καὶ ἑτέρων ἐλλογίμων ἀνδρῶν δαπάναις βασιλικαῖς ἁπανταχόθεν τὰς βίβλους εἰς Ἀλεξάνδρειαν συνήθροισεν καὶ δυσὶ βιβλιοθήκαις ταύτας ἐπέθετο (lies ἀπέθετο, wie im Chrocon Paschale p. 326, freylich mit ἐν ταῖς βιβλιοθήκαις steht). ὧν τῆς ἐκτὸς μὲν ἀριθμὸς τετρακισμύριαι δισχίλιαι ὀκτακόσιαι [4]), τῆς δὲ τῶν ἀνακτόρων ἐντὸς συμμιγῶν μὲν βιβλίων ἀριθμὸς τεσσαράκοντα μυριάδες, ἀμιγῶν δὲ καὶ ἁπλῶν μυριάδες ἐννέα [5]). ὧν τοὺς πίνακας ὕστερον Καλλίμαχος ἐπεγράψατο [6]). Ἐρατοσθένει δὲ ἡλικιώτῃ Καλλιμάχου παρὰ τοῦ βασιλέως τὸ τοιοῦτον ἐνεπιστεύθη βιβλιοφυλάκιον [7]). Τὰ δὲ συνηθροισμένα βιβλία οὐχ Ἑλλήνων μόνον, ἀλλὰ καὶ τῶν ἄλλων ἁπάντων ἐθνῶν. ἦσαν δὲ καὶ τῶν Ἑβραίων αὐτῶν. Τὰς δὴ (als ob βίβλοι vorher gegangen) οὖν τῶν ἄλλων ἐθνῶν σοφοῖς ἀνδράσιν τήν τε οἰκείαν φωνὴν τήν τε τῶν Ἑλλήνων καλῶς εἰδόσι τὰς ἐξ ἑκάστου ἐγχειρίσας οὕτως ἑρμηνευθῆναι αὐτὰς πεποίηκεν εἰς τὴν Ἑλλάδα φωνήν. Τὰς δὲ σκηνικὰς Ἀλέξανδρός τε, ὡς ἔφθην εἰπών, καὶ Λυκόφρων διωρθώσαντο· τὰς δὲ ποιητικὰς Ζηνόδοτος πρῶτον καὶ ὕστερον Ἀρίσταρχος διωρθώσαντο. Καίτοι τὰς Ὁμηρικὰς ἑβδομήκοντα δύο γραμματικοὶ ἐπὶ Πεισιστράτου τοῦ Ἀθηναίων τυράννου διέθηκαν οὑτωσὶ σποράδην οὔσας τὸ πρίν. Ἐπεκρίθησαν δὲ κατ' αὐτὸν ἐκεῖνον τὸν καιρὸν ὑπὸ Ἀριστάρχου καὶ Ζηνοδότου, ἄλλων ὄντων τούτων τῶν ἐπὶ Πτολεμαίου διορθωσάντων. Οἱ δὲ τέσσαρσί τισι τῶν (viell. τὴν) ἐπὶ Πεισιστράτου διόρθωσιν ἀναφέρουσιν, Ὀρφεῖ Κροτωνιάτῃ, Ζωπύρῳ Ἡρακλεώτῃ, Ὀνομακρίτῳ Ἀθηναίῳ καὶ καγ ἐπι κογκυλω *. Ὕστερον δὲ ταύτας ἁπάσας σκηνικάς τε καὶ

ποιητικὰς πλεῖστον ἐξηγήσαντο Δίδυμος, Τρύφων, Ἀπολλώνιος, Ἡρωδιανὸς, Πτολεμαῖος Ἀσκαλωνίτης καὶ οἱ φιλόσοφοι Πορφύριος, Πλούταρχος καὶ Πρόκλος, ὡς καὶ πρὸ αὐτῶν πάντων Ἀριστοτέλης.

1) Et Zenodotus Ephesius das Plautinische Scholion. Scheint aus dem Folgenden vom Tzetzes fälschlich herauf genommen, so daß Prof. Preller's Bedenklichkeiten doch nicht ungegründet zu seyn scheinen, vergl. Ritschl S. 8 ff.

2) Hierdurch erhält Ritschl's Vermuthung in Betreff der Satyrdramen Gewißheit, s. Ritschl S. 17.

3) Der lateinische Text: qui mirum in modum favebat ingeniis et famae doctorum hominum. Und nochmahls weiter unten: Rex ille philosophis affertissimus (wohl apertissimus oder mit Bernhardy attentissimus) et caeteris omnibus auctoribus claris. Letztere Worte erscheinen nun als arges Misverständniß des Griechischen: καὶ ἑτέρων ἐλλογίμων ἀνδρῶν.

4) Der lateinische Text: milia voluminum quadraginta duo et octingenta.

5) Milia nonaginta. Als entschieden unrichtig ergibt sich jetzt mit Bestimmtheit Ritschl's Auffassung der volumina commixta und der simplicia et digesta. Συμμιγεῖς und ἀμιγεῖς sind Miscellanrollen und einfache Schriften. S. Ritschl S. 28.

6) Ganz fällt nun weg jenes sicuti refert Callimachus aulicus regius bibliothecarius, s. Ritschl S. 19 ff. Als Bibliothekar kennt der griechische Text ausdrücklich nur den Eratosthenes. Seltsam, daß der lateinische Text

mit den Worten: qui etiam singulis voluminibus titulos inscripsit die Thätigkeit des Kallimachos richtiger zu fassen scheint, als der griechische Text. Denn der Ausdruck ὧν τοὺς πίνακας ὕστερον K. ἐπεγράψατο hat etwas Auffallendes. Das Verbum ἐπιγράψαι ist der technische Ausdruck von Kallimachos eingreifender Thätigkeit für die Anordnung und Eintheilung der Werke, s. meine Ausführung in Exercitt. Critt. IV, p. 20 sq. Daraus gingen die πίνακες hervor. Aber wer kann sagen πίνακας ἐπιγράψασθαι?

7) Seltsam der lateinische Text: Fuit praeterea qui idem asseveret Eratosthenes non ita multo post ejusdem custos bibliothecae.

Ein erschöpfender Commentar zu der interessanten Entdeckung könnte leicht zu einem Buche anwachsen. Hoffentlich kommt Ritschl selbst recht bald darauf zurück, da seine auf dem Plautinischen Scholion beruhenden Ausführungen nun wesentliche Modificationen erleiden müssen. Von den mancherley Fragen, die sich beym Vergleiche des griechischen Textes mit der lateinischen Uebertragung aufdrängen und von denen ich wenigstens einige in den Noten angedeutet habe, will ich nur ein Paar Hauptpuncte, die sich in aller Kürze erledigen zu lassen scheinen, hervor heben. Klar tritt nun vor Allen als Anlaß, dem wir die Mittheilungen über die Homerischen Gedichte und die Alexandrinischen Bibliotheken verdanken, die Erwähnung der Thätigkeit des Alexandros und Lykophron für die dramatische Literatur hervor. Daher ist denn dieses Stück περὶ κωμῳδίας vom Tzetzes in der Einleitung seines Commentars zum Aristophanischen Plutos und danach von dem italiänischen Gelehrten in seiner Handschrift des

Plautus wiederholt worden. Andere Vermuthungen hatte Ritschl S. 37 aufgestellt.

Zuerst fragt sich nun, in welchem Verhältnisse überhaupt das Scholium zum Plautus und dessen griechisches Original zu unserm Anonymus steht. Hr Cramer hat sich durch die Abweichungen des griechischen und lateinischen Textes zu der Annahme bewogen geglaubt, zwey Grammatiker haben aus einer gemeinsamen Quelle verschieden geschöpft. Im Cäcius sucht er den Sikuler Cäcilius von Calacte, indem er Dindorfs (und Lobecks) Ansicht vom Tzetzes verwirft, 'nisi quis et nostrum Graecum auctorem esse Caecium probare posset'.

Seltsames Verlangen. Die Sache ist sehr einfach. Der Cäcius hat ohne Frage unsere Stelle vor sich gehabt, freylich in einer ältern Handschrift. Das beweist schon die dürre Definition der Tragödie und Komödie, die sich hier S. 8 findet, wie sie aus Cäcius in den Codex des Plautus überging, s. Ritschl S. 5, und vom Tzetzes auch sonst wiederholt wird. Unmöglich aber ist es, daß Cäcius der Verfasser auch unsers griechischen Stückes seyn kann, theils aus anderen Ursachen, theils und ganz besonders wegen des Satzes: Heliodorus multa aliter nugatur, quae longo convitio Caecius reprehendit, nämlich die byzantinische Legende von den LXXII. Grammatikern des Pisistrates, Zenodotos und Aristarchos obenan. Nun hat sich freylich die Absurdität von den LXXII. auch bey unserm Griechen eingenistet, der es nur als Angabe Anderer (οἱ δέ) anführt, Pisistratus habe sich der vier genannten Dichter bedient, allein, was die Hauptsache ist, die enorme Thorheit, die Heliodoros begeht, indem er den Zenodotos und Aristarchos dazwischen mengt, ist ihm ganz fremd. Im Ge-

gentheile unterscheidet er ausdrücklich jene angeblichen LXXII. von den Grammatikern Zenodotos und Aristarchos unter Ptolemäos: ἄλλων ὄντων τούτων τῶν ἐπὶ Πτολεμαίου διορθωσάντων. Nun ist es aber nur zu gewiß, daß der, welcher über Heliodoros Faseley sich in langer Schmähpredigt ergoß, kein anderer ist als der wohlbekannte lächerlich dünkelhafte Tzetzes.

Freylich steift sich Hr Cramer auf die Stelle in der Exeges. Iliad. p. 125, wo Tzetzes selbst allerdings denselben Unsinn auftischt, für den Heliodoros so hart büßen mußte. Herr Cramer ist nicht der Erste, der dieses Problem aufgeworfen hat. Auch Prof. Lehrs sagt in einem Königsberger Gymnasial-Programme von 1838 S. 9 Note 'Ex Tzetz. Exeg. Il. p. 45 (denn an dieser Stelle trägt Tzetzes dieselben Dinge wie S. 125, nur ausführlicher, vor) πρόβλημα excitatur Ritschelio, cum in illo Scholio Plautino hanc ipsam narrationem in Heliodoro longo convitio Caecius reprehendat'. Und noch entschiedener nennt Hr Bernhardy in einer Recension der Ritschelschen Schrift in Jahrbüch. für wissensch. Critik 1838, II. № 105. S. 833. Ritschl's Combinationen einen durch Uebersehung jener Stellen entstandenen Paralogismus. Indeß hoffen wir, daß die λύσις dieser ἀπορία sich unschwer ergibt. Tzetzes compilierte zu verschiedenen Zeiten verschiedene Gewährsmänner. In der Exegesis folgte er harmlos Heliodoros Nachrichten, fand aber in unserm Grammatiker später die Zeiten des Pisistratos und Ptolemäos und die Grammatiker von den Orphischen Dichtern wohl geschieden und benutzte nun die Gelegenheit, in dem später abgefaßten Commentare zum Plutos mit der ihm eigenen Naseweisheit über Heliodoros herzufallen.

Wie Hr Cramer verlangen konnte, man solle zeigen, auch unsere Stelle sey vom Tzetzes, ist um so unbegreiflicher, je richtiger Hr Cr. auf der folgenden Seite eingesehen, daß Tzetzes unsern Grammatiker gekannt haben müsse. Denn in der Schrift περὶ διαφορᾶς ποιητῶν Anecdd. Oxx. III, p. 337 schreibt Tzetzes: Σατυρικὸν δὲ Πρατίναν οἶδα μόνον, nachher findet er die sehr interessante Stelle über das Satyrdrama in unserer Schrift S. 7, 24 ff. und erklärt, die ἐξηγησάμενοι Εὐριπίδην καὶ Σοφοκλέα hätten ihn geteuscht, lügt endlich mit unverschämter Stirn hinzu, ἐντυχὼν σατυρικοῖς δράμασιν Εὐριπίδου αὐτὸς μόνος ἐπέγνων ἐκ τούτων σατυρικῆς ποιήσεως καὶ κωμῳδίας διαφοράν, während er nur unsern Tractat und dessen Nachrichten gefunden hatte. So muß es denn auf alle Fälle als ausgemacht gelten, daß Cäcius Tzetzes ist, dessen Name auch in der Form Τζέτζιος vorkommt bey ihm selbst, s. Ann. Oxx. III, p. 306 und Mueller. Prolegg. Lycophr. p. XXXVII. Und deshalb hat man auch nicht nöthig, mit Hn Bernhardy Ceccus zu schreiben.

Wunderbar, wie Hr Cr. jetzt noch nach Bekanntmachung des ganzen Plautinischen Scholiums auf Cäcilius verfallen konnte. Allerdings rieth auch Welcker Ep. Cycl. S. 9 einst auf ihn, als ihm nur die ersten Zeilen des Scholiums bekannt waren. Abgesehen davon, daß des Cäcilius schriftstellerische Thätigkeit sich unsers Wissens auf Rhetorik beschränkte, wer kann einem verständigen und gelehrten Manne aus einer so strebsamen Zeit — Cäcilius lebte bis auf Hadrianus — ein longum convitium gegen einen Andern zutrauen? Und wer mag auch nur für möglich halten, daß das Mährchen von den LXXII. in jener lebendigen Zeit hätte entstehen können?

Ein Jeder mag leicht auch die Frage aufwerfen, woher unser griechischer Grammatiker seine so gelehrten Notizen genommen haben möge? Ich sehe keine nur einigermaßen probable Antwort. Denn wenn Preller Polemon. S. 179 vermuthet, das Scholium gehe zurück auf die Eklogen des Sopatros aus des Aristarcheers Aristonikos Schrift περὶ τοῦ ἐν Ἀλεξανδρείᾳ Μουσείου, so ist das nichts als eine bloße Möglichkeit, die für mich auch nicht die entfernteste Probabilität hat.

Wenden wir uns zu einer zweyten Frage. Unter den vier vom Pisistratos mit der von der spätern Alexandrinischen διόρθωσις sehr wohl geschiedenen διάθεσις der Homerischen Gedichte beauftragten Männern nennt das Plautinische Scholium an der Spitze den Concylus. Man erinnert sich, wie dieser Name, in dem Ritschl Conchylus sah, mehrfache Metamorphosen durchgemacht hat. So suchte man nach bekannten Namen der Zeit und verfiel auf den Chresmologen Cyklus oder gar auf Simonides von Keos. Leider ist auch unser griechischer Text hier verstümmelt. Einleuchtend ist, daß in dem καὶ επι κογκυλω ein Name versteckt liegt, wie das voran geschickte τέσσαρες unwidersprechlich zeigt. Auf den ersten Blick hat nun Hn Cramer's Vermuthung viel für sich, in den Zügen επι κογκυλω scheine zu liegen ἐπικῷ κύκλῳ. Freylich sieht man nicht, in welcher Verbindung die Erwähnung des epischen Cyclus gestanden haben könnte. Nun steht aber am Rande der Handschrift eine schwer zu entziffernde Correctur des Abschreibers oder vielmehr eines Gelehrten. Einer brieflichen Mittheilung unsers berühmten Landsmannes C. B. Hase zu Paris an Hn Cramer zufolge ist diese so zu lesen:

νόδωρω
λημκορ
λίωνι.

Hase deutet diese Reste, für mich überzeugend richtig, so: Ἀθη]νοδώρῳ ἐπίκ]λην Κορδυ]λίωνι. Allerdings ein gewaltiger Anachronismus, da Athenodoros Kordylion ein Zeitgenosse des Cato von Utica war, Strabo XIV, S. 674. Indeß bemerkt Hase, man dürfe das einem Gräculus des 15. Jahrhunderts nicht eben übel nehmen, da diese Männer in der Literaturgeschichte die ärgste Ignoranz an den Tag legen. Der Corrector, der auch S. 8 den ihm unbekannten Εὐκλείδην durch ein ἴσως Εὐβουλίδην thöricht zu verdrängen Miene macht, dachte also an den stoischen Bibliothekar von Pergamon, als er die auch von Tzetzes corrupt vorgefundenen Züge verbessern wollte. Auch Hase findet es sehr ansprechend, im Texte selbst an κυκλικῷ zu denken und vermuthet, aber mit dem größten Rechte 'bien timidement', in και επι möge der Name dieses κυκλικός stecken, etwa Καρκίνῳ. Alles aber verdirbt eine Vermuthung des Hn Cramer, die er zum Schluß zum Besten gibt, unser Grammatiker selbst möge sich für das vom Pisistratos Berichtete auf die Gewähr des Athenodoros berufen haben.

Mir scheint nur das sicher, daß der Eigenname in καγεπι verschrieben ist und daß man in κογκυλω die Angabe des Vaterlandes, wie bey den übrigen dreyen, zu suchen hat. Diese dürfte man übrigens fruchtlos zu errathen suchen, so lange der Eigenname nicht entziffert ist. Uebrigens ist nicht zu übersehen, daß nach Hase hinter κογκυλω noch ein verwickelter ductus im Codex steht, den ich hier nicht wieder geben kann, aber angedeutet habe. Sey dem wie ihm wolle, mit

der Erwähnung des ἐπικὸς κύκλος weiß ich nichts anzufangen. Man müßte sonst kühn genug seyn zu vermuthen, es sey eine Reihe ausgefallen, worin — was F. A. Wolf und Andere bekanntlich annahmen — gesagt gewesen sey, jene Männer seyen auch für die Einrichtung des epischen Cyclus vom Pisistrates heran gezogen gewesen. Doch ist das schwer zu glauben.

Zur dritten und hauptsächlichsten Frage. Welcker's herrliches, Epoche machendes Werk über den epischen Cyclus fußt bekanntlich in seiner Hauptsache auf die im griechischen Originale nun gar nicht gefundenen Worte des Plautinischen Scholions: Zenodotus Homeri poemata (nämlich in unum coegit et in ordinem redegit), so wie auf die noch dazu zweifelhaften Worte: et reliquorum illustrium poetarum. Begierig wird man fragen, ob für Welcker's Grundlage etwas Entscheidendes aus unserm Originale gewonnen wird. Den σκηνικαὶ βίβλοι, die vom Alexandros und Lykophron revidiert wurden, stellt der Grammatiker gegenüber die ποιητικαί, die Zenodotos und nach ihm Aristarchos διώρθωσαν. Die Worte des lateinischen Textes in unum coegit et in ordinem redegit sagen zu viel aus und verdienen nun gar keinen Glauben mehr. Nun sind unter den ποιητικαὶ βίβλοι vornämlich Epen zu verstehen, und nicht bloß die Homerischen. Das leuchtet ein aus den folgenden Worten: Καίτοι τὰς Ὁμηρικάς u. s. w. Da könnte nun wohl gesagt werden, der lateinische Metaphrast habe mit seinem et reliquorum illustrium poetarum das Richtige getroffen und eine διόρθωσις auch der kyklischen Epen sey nicht mehr abzuweisen. Denn die Bildung des Cyclus verliert nun auch alle Gewähr. Ich bin nicht jener Ansicht, sondern aufs Ent-

schiedenste überzeugt, daß an eine Recension nur der Ilias und Odyssee und der Hesiodischen Gedichte durch Zenodotos und Aristarchos zu denken ist. Der Beweis liegt in den Schlußworten unseres Excerpts, wo unter den Exegeten der Dramatiker und Poeten außer den bekanntern Commentatoren Homers angeführt werden die Philosophen Porphyrios, Plutarchos, Proklos und vor ihnen Aristoteles; der erstere und letzte offenbar wegen Homer, Plutarchos und Proklos wegen Hesiodos.

Wollte Jemand nun doch noch mit Welcker behaupten, Zenodotos habe 'außer den Homerischen und verwandten Gedichten, das ist dem epischen Cyclus, nach der ersten und einzigen Spur von der Bildung desselben, auch die Hesiodischen und alle andre bedeutenden epischen Gedichte, die noch vorhanden waren, vermuthlich bis auf Antimachos herab, gesammelt und geordnet', (Welcker Vorr. S. X.), dem würde es doch nicht viel helfen, sich hinter die bedenkliche Voraussetzung zu flüchten, daß der in der Ueberlieferung gebrauchte allgemeine Ausdruck ποιητικαὶ βίβλοι von unserm Grammatiker aus Unkunde ungebührlich beschränkt worden sey. Denn an der διόρθωσις ist nicht mehr zu rütteln und die Bildung des epischen Cyclus bleibt trotz aller Anstrengung nach wie vor ein vielleicht nie, vielleicht durch die Entdeckung einer einzigen Zeile eines Scholiasten zu lösendes Räthsel.

F. W. S.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

97. Stück.
Den 15. Junius 1840.

Göttingen.

Se Maj. der König haben allergnädigst geruht dem Hofrathe und Professor Bergmann den Character als geheimen Justizrath, dem Hofrathe und Professor Langenbeck den Character als Obermedicinalrath, und dem Professor Marx den Character als Hofrath zu ertheilen.

Am 30. May hielt der Hofrath Marx in der Versammlung der Königlichen Societät der Wissenschaften eine Vorlesung zur Würdigung des Theophrastus von Hohenheim. Der wesentliche Inhalt, mit Uebergehung aller Erläuterungen, lautete folgendermaßen:

Wohl keinem ist der Mann fremd, den ich einer neuen Untersuchung für werth erachtete; ob jedoch die Vorstellung von ihm eine richtige, von befangendem Autoritäts = Glauben unabhängige sey, das ist eine andere Frage. Urtheile, die seit mehreren Jahrhunderten sich immer wiederholen, oder von den Stimmführern des Tages mit einer gewissen Zuversicht ausgehen, werden unwillkür=

lich für richtig angenommen, und es gehört eine auf überwiegenden Gründen beruhende Ueberzeugung dazu, um es zu unternehmen, gegen die lange bestehende, oder erst kürzlich mit schimmernden Gründen geltend gemachte Ansicht Zweifel zu wecken und das für Wahr gehaltene als Irrthum hinzustellen. Aber anders ist es hier kaum möglich. Auch ich war früher in den gewöhnlichen irrigen Vorstellungen über diesen Mann befangen, und erst nachdem ich seine Schriften gelesen, seine Zeitgeschichte studiert, die Urtheile seiner Mitgenossen so wie auch der später Lebenden verglichen und abgewogen hatte, bin ich zu Ansichten gekommen, die mit denen, welche bis jetzt gelten, nicht im Einklange stehen. Schon sein Name dient als Symbol der seltsamsten Behauptungen; die auffallendsten und widersprechendsten Dinge werden als von ihm gethan oder ausgesagt verbreitet; er selbst nicht aus dem Standpuncte seines Jahrhunderts aufgefaßt; seine wirklichen Leistungen verkannt oder einseitig beurtheilt, und Wirkungen, die er weder beabsichtigte noch veranlaßte, von ihm gerühmt oder ihm zur Last gelegt.

Diese Urtheile zu berichtigen und die ganze Erscheinung des Mannes aus dem vollen Lichte seiner Zeit und seiner Persönlichkeit begreiflich zu machen, wird der Zweck einiger Vorlesungen seyn. Die Aufgabe, welche ich mir in dieser gestellt, geht zunächst dahin, nachzuweisen, daß er an dem Misbrauche nnd der Misdeutung seines Namens unschuldig gewesen; daß viele ihm zugeschriebene Werke nicht von ihm verfaßt seyn können; daß der ihm gemachte Vorwurf mystischer und alchymischer Verirrungen unbegründet sey, und daß, wenn auch das Lob, welches ihm von Manchen leichthin gezollt wird, übertrieben ist,

er noch weniger den Tadel oder Spott verdiene, welchen der Unverstand verschwenderisch über ihn ausgießt. Er war einer von den Menschen, welche mit ungewöhnlicher Tüchtigkeit und Kraft begabt in eine gährende Zeit geworfen, zu Repräsentanten von Parteyen gewählt werden, und die mit ihrem Wissen wie mit ihrem Character zum Kampfplatze der Meinungen dienen müssen. Die Aufgabe der Geschichte bleibt es aber, Gerechtigkeit zu üben, den Einfluß der Leidenschaften bey ihrem Richteramte über Personen und Handlungen fern zu halten und einzig der Wahrheit zu dienen.

Der Name eines Mannes ist an sich eine gleichgültige Sache. Zwar verknüpfen wir mit den Lauten die Idee von den Eigenschaften, Vorzügen oder Mängeln dessen, der den Namen trägt; aber nicht leicht erwecken die Zeichen oder Worte unmittelbar für sich eine Gesammtvorstellung. Anders ist es in unserm Falle. Viele wähnen zur Characteristik des Mannes keiner weitern Auseinandersetzung zu bedürfen, als daß sie bemerken, er heiße: Philippus Aureolus Theophrastus Paracelsus Bombastus ab Hohenheim, gleichsam als offenbare sich hierin die ganze marktschreyerische Eitelkeit dessen, der sich so genannt hätte. Allein dagegen ist zu erinnern, daß er sich selbst nie so schreibt; daß er von den Autoren, welche mit ihm oder bald nach ihm lebten, nie so aufgeführt wird; daß Neid, Haß, Verläumdung, Hohn allmählich erst in dieser Zusammenstellung sich gefielen; ganz abgesehen davon, daß es zur Zeit der Reformation nichts Ungewöhnliches war, wenn sich Gelehrte lateinische, volltönende, oder auch verschiedene Namen beylegten.

Eines der frühesten Zeugnisse, die wir besitzen,

ist ein lateinischer Brief an seinen Freund Dr Christoph Clauser, Arzt in Zürich, den er von Basel aus 1526 an diesen sandte, und darin grüßt er als Theophrastus ex Hohenheim Eremita. Eben so schreibt er sich in dem Briefe an die Studenten in Zürich, die er warnt, nicht so in den Tag hinein zu leben, da es ihm ja begegnet, daß er in der Zeit, welche er bey ihnen fröhlich zugebracht, seinen kranken Froben durch den Tod verloren habe. In der Dedication eines Theils seiner großen Wundarzney an Wolfgang Thalhauser, Doctor und Physikus in Augsburg, der sich bereits chemischer Arzneyen bediente, unterzeichnet er sich: 'Theophrastus von Hohenheim' und jener antwortete ihm unter der gleichen Adresse. Dieselbe Bezeichnung gebraucht er in seiner Dedication an den um die lutherische Lehre so verdienten Rathsschreiber in Nürnberg, Lazarus Spengler; ferner in seinem Sendbriefe an die Herren von Nürnberg, worin er sich über Censurhindernisse beklagt; in der Widmung seiner Schrift über das Bad Pfeffers an den Abt daselbst; in seinem Gruße an alle Aerzte und Leser; und noch kurz vor seinem Tode in dem Dank- und Dedicationsschreiben an den Rath von Sterzingen. Dann aber sagt er selbst mit klaren Worten: er heiße durch Taufe und Art Theophrastus.

Wenn nun über seinen Taufnamen kein Zweifel obwalten kann, so ist dieses noch weniger bey seinem Stammnamen der Fall. Er nennt seinen Vater: 'Wilhelmus von Hohenheim'. In einem Briefe an Boner in Krakau bezeichnet er sich als Theophrastus von Hohenheim genannt Paracelsus. Dieser letztere Zusatz ist, seinem Ursprunge nach, nicht recht klar. Manche vermuthen, man habe das Wort 'Hohenheim' in Paracelsus übersetzt; andere: sein Haus habe das hohe Nest geheißen

und er davon die Benennung gewählt. Wieder andere glauben darin eine Anspielung auf Celsus zu finden, als habe er sich damit neben oder gar über diesen setzen wollen. Aber ich finde in keiner Schrift des Theophrasts auch nur des Celsus erwähnt.

Andere lassen den Zusammenhang unentschieden.

Der Zusatz Bombast scheint ein in dem Hohenheimschen Stammbaume herkömmlicher gewesen zu seyn, denn in der Urkunde der Stadt Villach, welche über das Ableben des Vaters ausgefertigt wurde, wird als Sohn und Erbe bezeichnet: 'der Ehrenvest Hochgelert Herr Theophrastus Bombast von Hohenheim'. Auch nennt er sich so in dem von ihm aufbewahrten Professorprogramme. Das adeliche Geschlecht der Bombaste von Hohenheim lebte in Schwaben; daher heißt auch Theophrastus bald der Schwabe, bald der Deutsche.

Der Name Philippus findet sich bloß in einer wahrscheinlich unechten Schrift und auf dem Leichensteine des Theophrasts in Salzburg. Wie er dazu gekommen, ist nicht wohl zu ermitteln.

Der Beyname Aureolus scheint auf einer scherzhaften Anspielung zu beruhen, da von dem alten Theophrastos einer Schrift erwähnt wird mit einem solchen Zusatze. Auch nennt er sich nur selten so und dann abgekürzt, nämlich A. oder Aur. Ausgeschrieben findet sich dieser Name nur zwey Mahl.

Uebrigens ist bekannt, daß in jener Zeit die Sitte, wohlklingende oder bedeutsame Namen aufzufinden und anzunehmen allgemein gäng und gebe war; davon zeugen die vielen wundersam gebildeten griechischen und lateinischen, in welche fast jeder Gelehrte seinen schlichten Geschlechtsnamen umwandelte. Auch war es nicht auffallend,

um gewisse Zwecke zu erreichen, unter den verschiedenartigsten Pseudonymen aufzutreten. Calvin hatte deren nicht weniger als sieben.

Der eigene Name Th's gab nicht allein zu falschen Beurtheilungen Veranlassung, sondern noch mehr die von Verehrern oder Gegnern ihm ertheilten Beynamen, indem dadurch gleich vorn herein eine Parteyansicht ausgesprochen wurde. Wie man in unseren Tagen mit der Abschätzung des Characters wie des Wissens eines Mannes gleich fertig ist, wenn man zu wissen glaubt, zu welcher politischen Fahne er sich bekennt, so war es damahls mit der religiösen und scientifischen. Die alte und neue Kirchenlehre, die alten und neuen Lehrgrundsätze lieferten den fertigen Maßstab zur Bezeichnung des moralischen und wissenschaftlichen Werthes so wohl des Einzelnen wie einer Gesammtheit. Es stellt sich jedoch auch hier die Richtigkeit des Sprichwortes heraus, daß der Herr einen am ehesten vor den Freunden bewahren solle, denn das unmäßige Loben, zumahl von unberufenen und urtheilslosen Schriftstellern schadete Th. mehr, als die leidenschaftlichsten Angriffe seiner Feinde. Der Eifer seiner Anhänger, welche ihm Dinge beylegten, an die er selbst gewiß nie dachte, trug am meisten dazu bey, ihn in der Meinung der Besseren herab zu setzen.

Er selbst erfuhr es während seines Lebens und noch mehr begab es sich nach seinem Tode, daß er bald für den ersten Arzt und Philosophen, für den Gründer und Anführer der neueren Medicin ausposaunt, bald als Erz-Charlatan, Pietist, Schwachkopf und medicinischer Ketzer hingestellt wurde. Lob und Tadel wechselt beständig, und selbst gelehrte, sonst billig denkende Autoren überbieten sich im Ausdruck ihrer Anerkennung oder ihrer Verachtung. Umsonst suchte er sich gegen

unverdiente Schmähungen dieser Art zu verthei- digen, und der eine oder andere Wahrheit lie- bende Schriftsteller auf die Bahn einer gerechten Würdigung desselben hinzuweisen; der einfach ruhige Standpunct der Beurtheilung wurde zu leicht immer wieder mit dem vertauscht, wo für eine herrschende Lieblingsansicht irgend eine Stütze aus Theophrast's Schriften genommen werden konnte.

Wir beurtheilen den Menschen nach seinen Handlungen, den Schriftsteller nach seinen Wer- ken; um aber dieses mit Sicherheit thun zu kön- nen, müssen wir erst die Ueberzeugung haben, daß jene uns wahrhaft berichtet, diese echt über- liefert seyen. Thut also eine vorsichtige Prüfung stäts Noth, wie viel mehr, wenn von demselben Individuum die verschiedenartigsten, von demsel- ben Autor die widersprechendsten Dinge ausgesagt werden. Beides findet bey unserm Th. statt. Um die Reichhaltigkeit und Seltsamkeit seiner Productionskraft, das Ungeregelte seines Denkens und Arbeitens, die Verwirrung seiner Begriffe zu erhärten, glaubte man nur nöthig zu haben, auf die erstaunliche Menge seiner Schriften und auf die umfangreiche Gesammtausgabe derselben in Folio oder Quart hinzuweisen. Aber diese, welche zur Begründung eines sachgemäßen Ur- theils über ihn die zuverlässigsten Anhaltpuncte geben sollten, haben zu den ärgsten Misgriffen veranlaßt, und kaum dürfte die Literaturgeschich- te ein ähnliches Beyspiel darbieten, wo der gute Name eines Mannes unter der Last der ihm bey- gelegten und zum Theil gegen ihn zeugenden Schriften erlag.

Zuvörderst ist nun zu erwägen, daß jene Aus- gabe nicht nur nicht von Th. selbst herrührt, son- dern daß sogar noch strittig ist, ob er überhaupt

während seines Lebens etwas selbst in den Druck gegeben habe und daß jedenfalls dieses nur selten möge geschehen seyn. Sodann muß Jedem, der die Persönlichkeit und die Schicksale des Th. ins Auge faßt, sich die Frage aufdringen, ob er denn wirklich ein solcher Vielschreiber könne gewesen seyn, und wenn er das nicht war, wie es denn kam, daß die fremdartigsten Productionen auf seine Rechnung gebracht wurden, unter seiner Firma umliefen? Nicht minder wird man zu fragen veranlaßt, wie doch in den Schriften, die nach inneren und äußeren Gründen, in Wahrheit von ihm herstammen, neben den gehaltvollsten und tiefsten Gedanken, so oft leere, unverständliche Träumerey, neben der klarsten, eindringendsten Sprache das formloseste Gerede bestehen mochte? Nur ein Eingehen in die wesentlichsten Umstände seines Lebens, in die Triebfedern seiner Thätigkeit, in die fördernden oder hindernden Momente seines Zeitalters vermag hierauf eine Antwort zu geben.

Th. wurde nicht alt; er starb 1541 im 48. Lebensjahre; er führte beynahe fortwährend ein Wanderleben; die großen Bewegungen seiner Zeit ließen ihn nicht unberührt; er war eine practische Natur, die eben so auf neue Entdeckungen ausging, als ihnen Anerkennung zu verschaffen trachtete; seine eigene Unruhe, seine Berühmtheit, Berufungen und Verfolgungen zogen ihn bald hierhin, bald dorthin, bald in diese, bald in jene Verhältnisse und Kreiße, so daß die Stunden der Muße zur ungestörten Ausarbeitung von Schriften ihm sicherlich nur sparsam zugemessen waren.

(Die Fortsetzung im nächsten Stücke.)

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

98. 99. Stück.

Den 18. Junius 1840.

Göttingen.

Fortsetzung der Anzeige der Vorlesung des Hn Hofrath Marx: zur Würdigung des Theophrastus von Hohenheim.

Ließ Th. es auch an Fleiß nicht fehlen, verfaßte er mehrere für die Oeffentlichkeit bestimmte Schriften, wurde er aber durch irgend einen Grund an der Herausgabe gehindert, so ist zu bedenken, daß ihnen wenigstens die letzte Feile abging, und daß sie, zumahl wenn das Manuscript unleserlich war, mit sinnentstellenden Fehlern abgedruckt werden mußte. Im Laufe der Zeit mehrte sich die Nachfrage nach Handschriften von ihm; sie wurden wohl auch theuer bezahlt, und so konnte nicht ausbleiben, daß im Verhältnis damit die Vermehrung derselben progressiv zunahm.

Die bloßen Liebhaber von Manuscripten konnten anfänglich um so leichter in den Besitz derselben gelangen, als die Schriften Th.'s von den eigentlichen Gelehrten gering geachtet, ja, wo möglich, als nicht existierend angesehen wurden.

Da er nämlich durch Anstiften vieler Neuerungen, durch deutschen Vortrag, durch Einführung chemischer Arzneymittel, Eiferung gegen die canonischen griechischen und arabischen Bücher, Opposition gegen die Misbräuche der Universitäten, durch seine rücksichtslose derbe Sprache, durch sein unverholenes, gewaltiges Selbstgefühl, selbst durch ein schwankendes Benehmen in seiner religiösen Stellung viele Stimmführer seiner Zeit gegen sich aufbrachte, und dennoch keiner damahls herrschenden Partey sich anschloß, so mußte er den vollen Haß ertragen, den in jeder aufgeregten Zeit der allein stehende Vorfechter neuer oder eigenthümlicher Principien zu erdulden hat. Als aber die Lehren des verläumdeten und verachteten Mannes dennoch Anklang fanden, als der von ihm ausgestreute Samen einen Boden gewann und Wurzel schlug, da schlossen sich die Reihen seiner Gegner fester an einander, und unbekümmert um die Ehrlichkeit der Waffen dichteten sie dem kühnen, nach klarer Erkenntniß ringenden Arzte gerade die Fehler an, gegen die er am meisten selbst sich erklärt hatte, nämlich Aberglauben, Sterndeuterey und Mystik.

Die unsinnigsten Schriften über Gegenstände, an die er selbst wohl kaum je gedacht hatte, wurden als von ihm herstammend bezeichnet und ohne weitere Critik, als sein Gepräge tragend, dafür angenommen, in den Bibliotheken verwahrt, von thörichten Bewunderern angestaunt, von Feinden so wohl als von falschen Freunden zur Herabsetzung seiner wahren Verdienste benutzt.

So mischte sich denn allmählich zufällig und absichtlich Bewunderung und Verkennung, Hochschätzung und Verunglimpfung, und mit jedem Jahrzehend wurde es schwerer das Ursprüngliche von dem Angedichteten zu scheiden. Je mehr

aber die herkömmlichen Lehrgrundsätze der Medicin und der Dogmatik den neueren Bestrebungen wichen, desto mehr stieg aus der Uebergangsepoche der alten in die neue Zeit der Name des Mannes empor, der gleichzeitig mit den großen Reformatoren gelebt und das Seinige zur bessern Gestaltung des Wissens beygetragen hatte. Er wurde, wofür er früher nicht gegolten, zu einer Auctorität; aber als solche fiel er, in Folge von Verwicklungen und Misverständnissen, bald denen anheim, von denen sein Stern ihn am weitesten hätte fern halten sollen. Die abgesonderten Secten verlangten für ihr Treiben einen Schutzpatron, und so mußte denn er dazu dienen. Die eigentlichen Fachgenossen, welche aus Unterordnung unter das längst Bestehende, oder aus Achtung für classische Bildung, die jenem abging, den turbulenten Neuerungen abhold waren, sahen es nicht ungern, daß dieser von ihnen abgelöst wurde, daß man in ihm nicht mehr den ärztlichen Forscher, sondern den Schwärmer, Astrologen, Necromanten, Goldkoch verehrte, und daß er als Häretiker den theologischen Zänkereyen und Aburtheilungen anheim fiel. Alles dies trug jedoch dazu bey, die Ausbreitung des Namens, wenn auch nicht der wahren Bestrebungen Th.'s zu begünstigen, und diejenigen, welche es unternahmen, mit Einführung einiger seiner Grundgedanken und Nachahmung seiner Ausdrucksweise verschiedene Abhandlungen über abenteuerliche Gegenstände, in dunkler und bäurischer Sprache heraus zu geben und ihn als Verfasser zu nennen, fanden immer mehr dabey ihre Rechnung.

Die Ausländer, welche durch den berühmten Namen des Verfassers zur Uebersetzung sich aufgefordert fühlten, konnten sich in dem wüsten Galimathias nicht zurecht finden. Schon wenige

Proben reichten hin, von weiteren Versuchen abzuschrecken. Die Gebildeten zogen sich davon zurück; nur einige Schwindel- und Schwachköpfe befaßten sich damit. Es fehlte nur noch, daß Alles, was irgend unter der Firma Th.'s aufbewahrt sich vorfand, gesammelt und als eine Gesammtausgabe seiner Werke der Nachwelt übergeben wurde. Auch dies geschah, und zwar von Solchen, die aller Critik baar nur nach dem Ruhme der Vollständigkeit strebten.

So besitzen wir denn einen gedruckten Haufen von Sinn und Unsinn, der eben so zum Ehrengedächtniß des Mannes als zu seiner Erniedrigung dient. Dennoch wird diese Sammlung gemeinhin als die unzweydeutige Basis und Quelle der Beurtheilung angesehen, und die Berichterstatter über ihn glauben ihrer Pflicht Genüge gethan zu haben, wenn sie ihre Belege ohne Weiteres aus ihr schöpfen.

Man kann von vorn herein bezweifeln, daß Theophrastus der Urheber so zahlreicher Schriften gewesen, wenn man auf die Grundsätze achtet, die er selbst in dieser Beziehung ausgesprochen und die im Widerspruche mit aller Vielschreiberey stehen, nämlich daß man nur darüber schreiben solle, was man gründlich versteht, und daß man sich immer der Kürze zu befleißen habe.

Hiermit steht ganz im Einklange, wenn er in einem seiner Briefe sagt, daß er keine Stunde verliere, unaufhörlich arbeite und das schreibe, was ihm Freude mache; so wie auch die Angabe eines seiner Gegner, daß er während seines zweyjährigen Aufenthalts zu Cromau viel geschrieben und dictiert habe. Er dictierte sehr schnell, und so kam es leicht, daß seine Schreiber ihn misverstanden, zumahl wenn diese, was zuweilen vorkam, das von ihm deutsch gesprochene latei-

nisch übersetzt aufschrieben. Auch wird angegeben, daß er zu Cromau eine Kiste mit Büchern mit sich geführt habe, wovon ein Theil von ihm wäre dictiert worden. Aber bey alle dem äußerte sein Famulus, der nachher so berühmt gewordene Corrector und Buchdrucker Oporin: er wundere sich sehr, wenn er sehe, wie so viele Schriften als von Th. herrührend ausgeboten würden, wovon er nicht einmahl im Traume eine Idee gehabt habe.

Es ist nicht unwahrscheinlich, daß Th. die eine oder andere Schrift bloß für seine Freunde verfaßte und sie fürs größere Publicum nicht bestimmte. Von denen aber, welche er für die öffentliche Bekanntmachung ausarbeitete und dem Drucke übergeben wünschte, sind nur wenige zu seinen Lebzeiten erschienen.

Die Herausgabe wurde nämlich durch die verschiedenartigsten Gegenwirkungen, welche hauptsächlich von seinen Standesgenossen ausgingen, hintertrieben. Einzelne Aerzte wie ganze medicinische Facultäten, die er gegen sich aufgebracht, hatten wahrscheinlich auf das Bedenkliche seiner Lehren aufmerksam gemacht, und das kaiserliche Censurcollegium, welches damahls in Nürnberg niedergesetzt worden war, um der schrankenlosen Preßfreyheit in Sachen der Religion und guten Sitten einen Damm entgegen zu setzen, hatte durch angebrachte Insinuationen auch an diesen mehr wissenschaftlichen Arbeiten Anstand gefunden. Th. beklagt sich laut über die der Publication seiner Schriften verursachten Hindernisse. Er war darum hoch erfreut, als er von den Landständen in Kärnthen, denen er eines seiner Werke gewidmet hatte, die Zusicherung erhielt: sie wollten auch für die Veröffentlichung desselben Sorge tragen. Als, wie zu vermuthen, durch die Leip-

ziger medicinische Facultät, eine seiner Schriften während des Druckes unterdrückt wurde, erließ er einen Sendbrief an die Herren in Nürnberg, um sich Recht zu verschaffen.

Um solche Eingriffe der hohen Schulen in die literärische Thätigkeit eines Mannes zu begreifen, hat man zu berücksichtigen, daß er ihre wirklichen oder vermeinten Mängel in ihrer vollen Blöße darstellte und ihre einseitige wie verkehrte Lehrmethode, ihre Rechthaberey und Habsucht unbarmherzig geißelte. Da er nun überhaupt gegen die bis auf seine Zeit, vornehmlich in der Arzneykunde, gültige Verfahrungsart auf das entschiedenste sich erklärte, die bis dahin eingeschlagenen Wege und Mittel verwarf und mit reformatorischem Selbstvertrauen nur die von ihm gut geheißenen Richtungen gelten ließ, so konnte nicht ausbleiben, daß alle Anhänger des Alten Partey gegen ihn nahmen, und ihn eben so schonungslos verfolgten, als er sie rücksichtslos tadelte. Dieses erhellet aus seinen eigenen Worten; er war nicht sicher, ob er frey herum reisen dürfe; man drohte ihm mit Landesverweisung, mit Gefängniß; er litt Kummer und Elend.

Kränkungen aller Art hatte er zu erdulden und er lernte sie tragen. Ihn tröstete die Zuversicht, daß die Nachwelt gut machen werde, was die Mitwelt gegen ihn verschuldet; aber eben deswegen wollte er wenigstens seine Geisteswerke nicht unterdrückt wissen. Während man ihn daher der krassesten Unkenntniß und des Mangels an aller gelehrten Bildung zieh, erbot er sich gegen das Censurcollegium in Nürnberg zu einer öffentlichen Disputation, um die Richtigkeit wie Unverfänglichkeit seiner in der eingehaltenen Schrift dargelegten Ansichten männiglich zu vertheidigen. Bekanntlich war diese Weise, seine Ueberzeugun-

gen vorzutragen, Gründe und Gegengründe geltend zu machen, damahls das geistige Turnier, woran Theil zu nehmen sich Gelehrte von Nah und Fern einfanden. Allein es wird nirgend bemerkt, daß man auf diesen seinen Vorschlag eingegangen.

Bey dem Werthe, den Th. auf seine schriftstellerischen Werke legte, ist zu vermuthen, daß er das eine oder andere derselben wiederholt um- und ausgearbeitet. Wenigstens sind deren einige vorhanden, die dem Inhalte wie der Darstellung nach nur eine geringe Verschiedenheit zeigen; indessen ist auch der andere Fall nicht unwahrscheinlich, daß eine fremde Hand sich dieser Mühe unterzogen.

Die zahllosen Fehler so wohl in der Rechtschreibung der Worte als in der Fassung ganzer Sätze, die sich in den Gesammtausgaben bemerklich machen, kommen sicherlich mit auf Rechnung der undeutlichen Handschrift, welche Th. hatte; denn selbst der sorgfältigste Herausgeber seiner Werke beklagt und entschuldigt sich deswegen.

Dann aber darf man nicht unbeachtet lassen, daß gleich von Anfang an die eigentlichen Gelehrten mit den Schriften Th.'s gar nichts zu schaffen haben, ja nicht einmahl ihrer Erwähnung thun wollten, und so bemächtigten sich ihrer fast nur schwärmerische Menschen. Diese als Liebhaber und Besitzer derselben verfehlten nicht, auf Inhalt und Stil nach ihrer Art einzuwirken.

So bietet denn die Untersuchung über die totale oder theilweise Echtheit, über Ursprung, Herkunft und Verbreitung der Handschriften manigfache Verwicklungen dar. Sie waren in alle Welt zerstreut, und als sie zu einem Ganzen sollten vereinigt werden, konnte man sie fast von allen Seiten her zusammen bringen. Dennoch

findet man bey Th. selbst keine Angabe, daß er diese seine Schätze einem zur Aufbewahrung anvertraut, oder sie veräußert hätte. Bey seinem Absterben werden bloß die Arzney- und Kunstbücher erwähnt, über die er testamentarisch verfügte. Daß wohl das eine oder andere Manuscript durch die Secretäre unter die Leute kam, ist zu vermuthen. Allein die bloße Behauptung von einer Vererbung derselben, oder daß man sie in dieser oder jener Bibliothek gesehen habe, gewährt noch keine Sicherheit für ihre unverfälschte Abstammung.

Die angeblich von ihm herrührenden Schriften sind so zahlreich, daß, um sie zu verfassen, ein langes Leben und eine ungestörte Thätigkeit und Gemüthsverfassung nothwendig gewesen wäre. Aber man war gar leicht geneigt von ihm das Unglaubliche anzunehmen, und während unverständige Freunde jene Menge als einen Beweis ungewöhnlicher geistiger Fruchtbarkeit und Vielseitigkeit anrühmten, machten die nicht minder uncritischen oder unredlichen Gegner sie zur Zielscheibe ihrer Verhöhnung. Nur selten und behutsam wagte ein unbefangener und klar blikkender Beurtheiler Zweifel gegen jene Annahme anzuregen, da es in der That gegen alle psychologische Wahrheit ist, daß ein und derselbe Mann sich bald als festen, kühnen, selbstdenkenden Naturforscher und Arzt, bald als leeren, kopfhängerischen Schwätzer geben könne.

Eine Critik nach der Schreibart hat ihre großen Schwierigkeiten, denn der Stil wechselt erstaunlich im Laufe der Jahre, und manche in der ersten Jugend verfaßte Abhandlung sieht der bey späterer Reife zu Stande gebrachten kaum mehr ähnlich. Allein ein gewisser Grundtypus macht sich mehr oder weniger bemerkbar, und

nicht leicht wird sich, ohne daß die Lebensschicksale eine Erklärung dafür liefern, ein völliger Gegensatz in demselben auffinden lassen.

Bey dieser Unsicherheit in der Entscheidung zwischen den echten und unechten Schriften ist es ohne Zweifel weit gerathener zu wenige als zu viele dem Verfasser zuzuerkennen. Auch kommen uns hierbey einige äußere Criteria zu Hülfe, die, wenn auch für sich allein nicht ausreichend, doch weil sie gewöhnlich mit dem Inhalte zusammen treffen, einen Anhaltspunct für die Auswahl gewähren.

Th. liebte es nämlich, nach der Sitte der damahligen Zeit, jede Schrift einem hohen Gönner zu dedicieren und sich bey dieser Gelegenheit so wohl über die Bedeutsamkeit seiner Arbeit als über seine eigene Person auszusprechen. Eine solche Widmung mit Angabe des Ortes und der Zeit, wo und wann sie niedergeschrieben worden, ist das erste Erforderniß, und das zweyte die Unterschrift seines wahren Namens Theophrastus von Hohenheim. Nur wo dieser angegeben ist, läßt fast jedesmahl die ganze übrige Abfassung kein Schwanken über den Ursprung zu; man entdeckt mehr oder weniger Kern und Mark; allein wo andere Namen, z. B. Paracelsus, sich finden, da trifft man bloße Schalen, Wiederholungen aus andern, für echt erkannten Werken, oder geradezu baaren Unsinn und eitles Wortgepränge.

Die Zahl der so beglaubigten Schriften ist nicht groß, und selbst in diesen bemerkt man unverkennbar fremde Elemente. Wer sich im Interesse jenes Mannes oder jener Zeit die Mühe nicht verdrießen läßt aufmerksam das Ganze zu vergleichen, der wird, ohne gerade immer einen vollständigen Beweis dafür beybringen zu können,

auf dem angedeuteten Wege zu der subjectiven Unterscheidung dessen gelangen, was als Authentisch, als Untergeschoben oder Eingeschoben gelten müsse.

Zu den wenigen echten Schriften gehören wohl ausschließlich nur die von ärztlichem oder naturhistorischem Inhalte; alle anderen über fremdartige Gegenstände sich erstreckende scheinen von unbekannten Verfassern herzurühren; wenigstens ermangeln sie aller inneren und äußeren Beweismittel der Zulässigkeit.

Der Zeitfolge nach dürften nur folgende dem Th. von H. zu vindicieren und als die hauptsächlichsten, ja vielleicht einzigen Quellen, woraus man seine Lehren und Ansichten zu schöpfen berechtigt ist, zu betrachten seyn: 1) die sieben Bücher de gradibus et compositionibus receptorum; 2) die kleine Chirurgie; 3) sieben Bücher von offenen Schäden; 4) drey Bücher von den Franzosen; 5) von den Imposturen der Aerzte; 6) Opus Paramirum; 7) vom Bad Pfeffers; 8) große Wundarzney; 9) Neun Bücher de Natura Rerum; 10) drey Bücher seiner Verantwortung, des Irrganges der Aerzte und vom Ursprunge des Steins.

Es wird immerhin gewagt erscheinen, die fast zum Sprichwort gewordene Productionskraft unsers Th. auf 10 Schriften zu beschränken, und das ohne die strenge und scharfe Abwägung aller einzelner Momente, wie man es in ähnlichen Untersuchungen bey den alten Autoren gewohnt ist. Aber bereits ist angegeben worden, wie hier, außer wenigen leitenden Kennzeichen, besonders der jedem aufmerksamen Leser sich aufdringende Gesammteindruck zu entscheiden habe. Dieses Berufen auf das Durchlesen und Vergleichen jener Schriften setzt aber keine geringe Anstrengung

und Selbstverleugnung voraus. Es fordert zugleich, daß man stäts im Auge behalte, ein reines, unverfälschtes Bild des Mannes zu gewinnen und aus dem trüben, aufgewühlten Strome des Ueberlieferten die ihm wesentlich zugehörigen Züge heraus zu retten. Wer diesen Versuch anstellt, wird bald zu der Ueberzeugung gelangen, daß es gerathener sey, eher zu viel als zu wenig auszumerzen, und daß die Ehrenrettung des mißkannten und viel beschuldigten Mannes nur dann gelinge, wenn man mit durchgreifender Strenge das ihm Aufgebürdete von seinen eigenen literarischen Arbeiten scheide.

Obgleich es zur Zeit der Reformation immer mehr in Gebrauch kam, wissenschaftliche Werke in deutscher Sprache erscheinen zu lassen, so wurde dies doch als eine Neuerung angesehen, die von Seiten der eigentlichen Gelehrten ein Vorurtheil gegen den Verfasser wie gegen den Inhalt des Buches erweckte. Verstieß nun gar der Inhalt gegen die herrschenden Lehren, erlaubte sich der Verfasser persönliche Ausfälle, trat seine Individualität in Fassung und Ausdrucksweise zu grell hervor, so wurde die dadurch hervor gerufene Opposition nur um so schärfer und unversöhnlicher. Die Werke des Th. boten hierzu reichlichen Stoff dar, und es half ihnen nicht, daß sie theilweise in das Lateinische übertragen wurden, indem die Uebersetzer mit den Sachen selbst fast gar nicht vertraut waren. Wenn deshalb Spötter versicherten, diese köstlichen Geistesproducte verdienten in alle Mundarten übersetzt zu werden, oder gar berichteten, es sey bereits geschehen, so ist dieses weniger zu verwundern, als daß andere, trotz bestimmten Widerspruchs, dieses ganz ernsthaft nahmen, und vermeinten, den Ruhm des Verfassers damit zu erhöhen.

Ueber die von Th. gewählten Titel seiner Bücher ist schon manche tadelnde oder spöttische Bemerkung gefallen, ohne daß man bedachte, daß jene großentheils bereits von anderen Autoren gebraucht worden waren.

Die Schreibart Th.'s zeigte das eigenthümliche Gepräge, welches wahrscheinlich den ganzen Menschen characterisierte. Da er sich ohne viele Umstände aussprach, die Dinge mit ihrem eigentlichen Namen nannte, die wunden Flecken seiner Mitwelt nicht schonte und seine ungewöhnlichen Gedanken und Ansichten auf eine nicht jedem gleich verständliche Weise vortrug, so wurde sein Stil bald herb und schneidend, bald unförmlich und schwerfällig. Daher kam es, daß diejenigen, welche einen verfeinerten Geschmack besaßen, oder durch seine Angriffe sich getroffen fühlten, auf das heftigste darüber urtheilten. Wer nur irgend Sinn für Urbanität habe, könne, so sagte man, die unverhüllt zur Schau gestellten gemeinen Sätze nicht ansehen; eine unerhörte Redensart überbiete die andere; Anmaßung und Grobheit gingen Hand in Hand. Die Folge davon war, daß man jeden rohen und mit seltsamen Ausdrücken angefüllten Stil für paracelsisch oder bombastisch und in diesem Sinne verfaßte Schriften ohne weiteres als von ihm ausgegangen erklärte.

Hiergegen läßt sich erwidern, daß in den echten Schriften alle jene Auswüchse und Ausschweifungen der ungezügelten Feder weit seltener vorkommen und durch würdige, faßliche, gedankenreiche Stellen mehr als aufgewogen werden. Sodann darf die Zeit, in der diese Bücher geschrieben wurden, nicht außer Acht gelassen werden. Die Ohren waren für ein starkes Wort nicht so empfindlich als jetzt; selbst die Gebildetsten nahmen an natürlichen Ausdrücken, derben Späßen, un-

verholenen Spott- und Schimpfreden kein Aergerniß, und gaben sie zurück wie sie sie empfingen.

Das ganze damahlige Leben war bis in seine tiefsten Lebenselemente aufgeregt; es herrschte Erbitterung Vieler gegen Viele, und selbst die Geistlichen, von denen Milde des Ausdrucks wie der Gesinnung hätte ausgehen sollen, gaben für die stärksten Ausfälle den Ton an. Die Reformatoren, Luther an der Spitze, führten zuweilen eine Sprache, hinter welcher die rauhe, deutsche Zunge, welche Th. führte, noch weit zurück stand.

Auch darf der Punct nicht übersehen werden, daß diejenigen, welche damahls in ihrer Muttersprache zu schreiben anfingen, gegen die, welche nach der alten Art noch das lateinische Idiom beybehielten, sehr im Nachtheile waren; denn während jene sich unwillkürlich gehen ließen und es im Ausdrucke, der noch nicht gehörig heraus gebildet war, nicht so genau nehmen konnten, sahen jene sich gezwungen, wie das immer bey einer fremden Sprache und hauptsächlich bey der lateinischen der Fall ist, die Gedanken sich vollkommen klar zu machen und sie dann in conciser Kürze vorzutragen.

Th. wußte wohl, daß man seine Schreibart für zu leidenschaftlich hielt; aber er legte die Schuld dieser seiner Entrüstung nicht sich bey, sondern erklärte sie als eine nothwendige Folge der Ueberzeugungen, für die er gegen inveterierte Vorurtheile kämpfen müßte. Es entsprangen solche aus demselben Selbstgefühle, wornach er sich durch eine innere Offenbarung zum Natur-Forscher und -Deuter berufen glaubte.

Unverständlichkeit ist seinem Stile schon früher vorgeworfen worden, selbst von Solchen, die seinen Verdiensten übrigens Gerechtigkeit widerfah-

ren lassen. Zur Entschuldigung wurde von Einigen die Vermuthung aufgestellt, er habe dunkel geschrieben, damit die Uneingeweihten keinen Misbrauch mit seinen Schriften treiben könnten; allein seine unbezweifelt echten bieten der Lectüre keine Schwierigkeit dar, und er selbst eifert gegen den Gebrauch der Metaphern in der Medicin.

Am meisten wurden ihm die neueren Ausdrücke, deren er sich bediente, verargt, und allerdings erlaubte er sich hierin manche Willkürlichkeit; allein die seltsamsten Bezeichnungen, weswegen man sich veranlaßt sah, eigene Wörterbücher über seine Schriften zu verfassen, finden sich in den unechten, so daß diese gerade dadurch als solche sich characterisieren. Uebrigens war er selbst unzufrieden mit vielen üblichen Benennungen und meinte berechtigt zu seyn, für neue Dinge sich neuer Namen zu bedienen.

Persönlich strebte er nach der größten Unabhängigkeit, und er brachte viele Opfer, um diese sich zu behaupten; wissenschaftlich war er von der Ueberzeugung durchdrungen, daß die auf ihn vererbte Kunstmethode nicht ausreiche; daß er eine bessere Bahn betreten; daß die gegen ihn und seine Lehren geltend gemachten Einwürfe nicht stichhaltig seyen; daß er wie ein Prophet in die Zukunft der Medicin blicke, und daß seine Werke den Sturm der Zeiten überdauern würden.

Wer alle unter dem Namen des Th.'s gedruckten Schriften als das geistige Eigenthum desselben ansieht, wofür er verantwortlich ist, der kann kaum anders als über den vielen Wortkram, die ermüdenden Wiederholungen und die lächerlichen Vergleichungen ungehalten werden; allein aus dem Unrechte, welches dem Manne widerfuhr, darf man keine Waffe gegen ihn schmieden.

Er selbst thut sich etwas darauf zu gute, daß er die Gegenstände in bündiger Kürze darstelle. Er trifft meistens den Nagel auf den Kopf und in wenigen Worten weiß er gar viel, wenn gleich oft Herbes und Bitteres zu sagen. An Reichthum der Gedanken möchte ihm nicht leicht ein anderer ärztlicher Autor, zumahl seines Jahrhunderts, vorzuziehen seyn; fast über alle Gebiete der Medicin hat er sich eben so treffend als eigenthümlich geäußert. Wenn nun überhaupt Jemand nur nach dem Maßstabe zu schätzen ist, den er für sich selbst bestimmt, so muß Th. mehr nach dem Inhalte als nach dem Stile seiner Schriften beurtheilt werden, denn er bemerkt, daß er nicht der Sprache, sondern des Thatsächlichen seiner Kunst wegen die Feder geführt habe.

Wenn sich die Vorwürfe, welche gegen den Stil und die äußere Form der Schriften unsers Theophrastus erhoben werden, wenn auch nicht ganz beseitigen, doch mäßigen und sehr beschränken lassen, so scheint dieses kaum bey dem Inhalte derselben möglich zu seyn. Denn seine Bücher werden ja durchgängig als die Fundgrube alchemischer oder theosophischer Träumereyen, und somit er selbst als Repräsentant des Aberglaubens, der Schwärmerey, des Siderismus, der spagirischen Medicin, der Magie, Zauberey und Mystik angesehen und als solcher von den Gegnern angefeindet und verspottet, oder von den Anhängern gepriesen und bewundert.

Annahmen und Aussagen, die sich von Geschlecht zu Geschlecht forterben und schon die Bestätigung einer langen Zeitdauer für sich haben, scheinen zu sehr begründet zu seyn, als daß man mit Fug und Recht daran zweifeln, mit Erfolg daran rütteln dürfte. Und doch läßt sich zeigen, daß man dem Andenken Th.'s vielfach Unrecht

gethan und noch thut; daß man, was böser Wille oder Unverstand auf seine Rechnung gesetzt, ohne weitere Untersuchung und ohne auf die eigentlichen Quellen seiner Lehr- und Denkweise zurück zu gehen, noch fortwährend ihm zur Last legt.

Die Periode des 16. Jahrhunderts war eine solche, wo das Licht der Geister sich nur allmählich aus dumpfer Versinsterung los wand, wo der Glaube an Hexen und Dämonen noch von den Satzungen der Kirche geboten und von den Entscheidungen der Gerichtshöfe bestärkt ward. Wenn damahls ein Arzt einen Tribut seiner Zeit gebracht hätte, so würde dieses keinen besondern Grund zur Beschuldigung gegen ihn abgeben; wenn er jedoch, wie unser Th., gerade sich dagegen stemmte und helleren Einsichten Bahn zu brechen sich bestrebte, was soll man dann von einem Geschichtschreiber denken, der so von ihm spricht: 'Zu den größten Feinden aller wahren Wissenschaft und zu den eifrigsten Beförderern aller Arten von Aberglauben gehörte Theophrastus Paracelsus'.

Th. eifert eben so gegen den Aberglauben im Allgemeinen und erklärt ihn für sündhaft, warnt dagegen und dringt auf die Erforschung des ursächlichen Grundes des Dinge, als er im Besondern abergläubische Meinungen und Gewohnheiten zu bekämpfen, die Annahme der Chiromantie zu verwerfen, den Gebrauch der Wünschelruthe als Betriegerey hinzustellen, den Wahn, daß es Kräuter gebe, welche im Stande wären, Riegel zu öffnen, lächerlich zu machen, so wie den, daß das Haar der unschuldig Verurtheilten nach dem Tode fortwachse, zu berichtigen sucht.

(Der Beschluß im nächsten Stücke.)

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

100. Stück.
Den 20. Junius 1840.

Göttingen.

Beschluß der Anzeige der Vorlesung des Hn Hofrath Marx: zur Würdigung des Theophrastus von Hohenheim.

Es ist noch nicht lange her, daß ein ausgezeichneter medicinischer Schriftsteller, der sich viel mit Geisteskrankheiten beschäftigte, von Th. nicht nur, wie auch Andere es thun, aussagte, daß er ein Schwärmer, sondern sogar, daß er wahnsinnig gewesen. Es möchte schwer halten, beide Ausdrücke zu rechtfertigen. Schon der Vorwurf, daß Th. ein Schwärmer gewesen, ist aus der Luft gegriffen. So leicht auch dieses Wort gebraucht wird, es hat immer einen schlimmen Nebenbegriff. Th. weiß die Nichtwisser und Lügner nicht ärger zu bezeichnen, als daß er sie Schwärmer nennt. Er sieht sie als diejenigen an, welche das Gute und Schlechte bis zur Unkenntlichkeit unter einander mischen. Wer kein rechter Arzt, sondern ein Abenteurer sey, wer mit seinem Handwerkzeuge nicht umzugehen verstehe, der verdiene den Namen eines Schwärmers. Er

dringt darauf, daß man nicht weiter gehe, als bis wohin die Natur das Ziel gesteckt; in ihr müsse man studieren; das Herausspinnen aus dem eigenen Innern sey Phantasiewerk.

Weil Th. verstand Wirkungen aus ihren Ursachen abzuleiten, und weil untergeordnete Dienstpersonen vorgaben, ein Vorherwissen der Zukunft bey ihm bemerkt zu haben, so wurde er für einen Wahrsager gehalten. Ja, die Gläubigen bedauerten im Ernste, daß seine Weissagungen so dunkel abgefaßt gewesen.

Die siderischen Influenzen spielten im 16ten Jahrhundert noch eine große Rolle; die Gebildeten ließen sich in der Astrologie unterweisen und beschäftigten sich damit. Selbst die Reformatoren, welche kühn den Aberglauben bekämpften, huldigten zum Theil ihr noch. Es würde daher begreiflich und verzeihlich gewesen seyn, wenn auch Th. sich damit befaßt hätte; allein dieses Treiben war ihm durchaus zuwider, und er bestritt dessen Zulassung nach besten Kräften. Die Anzeigen aus der Natur der Sterne seyen zu belachen; diese kümmerten sich nicht um des Menschen Leben. Das Wachsthum des Kindes geschehe durch die eingeborne Kraft, das des Pflanzensamens durch die Beschaffenheit des Bodens; zur Reife bedürfe es der Sonne, aber weiter übten die Planeten, sie möchten nun Beynamen haben, welche sie wollten, keinen Einfluß darauf aus. Entwickle der Mensch böse Anlagen, so hänge dies nicht vom Stande der Gestirne bey seiner Geburt, sondern von dessen eingeborner Natur und dem Blute ab. Das Glück dürfe auf keine Weise den Sternen zugeschrieben werden, sondern dem Geiste und der Geschicklichkeit des Individuums. Denn Alles, was am Firmamente stehe,

ändere nichts am Leibe, nichts an unseren Geberden, Tugenden und Eigenschaften.

Th. stellte den Zusammenhang der Wesen nicht in Abrede, auch nicht die Verwandtschaft der Weltgebilde und die Bestimmbarkeit des Menschen von den cosmischen Potenzen: von Oben, sagt er, falle, wie aus dem Feuerstein und Stahle der Funke auf den Zunder, der erweckende Strahl auf uns; auch schätzt er den Nutzen der meteorologischen Kenntnisse hoch, denn derjenige, welcher diese richtig zu handhaben vermöge, verstände sicherlich auch die Vorgänge der Gesundheit und Krankheit nach ihrem gesetzlichen Verhalten zu beurtheilen. Allein die beste Nativität bestehe in der Weisheit, welche aus der höchsten Quelle der Vernunft und des göttlichen Wortes zu schöpfen trachte.

Menschen, die über ihre Gegenwart hinaus ragen, werden selten in ihrem einfachen Seyn, in ihrer rechten Wirksamkeit aufgefaßt. Wer in jenen Zeiten leistete, was der alltägliche Verstand unbegreiflich fand, mußte ein Zauberer, Nekromant, Magiker seyn und mit bösen Geistern im Bunde stehen. Th. konnte diesem Verdachte um so weniger entgehen, als das Festhalten an Zauberey beym alten wie beym reformierten Glauben zum Kirchensysteme gehörte. Sein ganzes Auftreten, seine Schicksale, der Ruf seiner Schriften wurden Veranlassung, daß von mehreren Seiten als etwas Ausgemachtes verlautete: er habe eine Gemeinschaft mit dem Teufel. Wenn auch späterhin man sich wohl hütete, diesen Vorwurf geltend zu machen, so ließ man dafür den andern vortreten, als habe er selbst ähnliche Vorstellungen gehegt. Aber nichts ist ungegründeter. Er stellt im Gegentheile den Satz auf, daß die natürlichen Vorgänge, welche der Pöbel nur durch

die Annahme geheimer Kräfte zu fassen vermöge, auf einfache Weise erklärt werden müßten. Geschähen Wunder, so geschähen diese durch Menschen und auf menschliche Weise. Nicht aus der schwarzen Kunst, sondern aus der Wahrheit nehme er den Grund seines Handelns. Unmögliche Dinge thun zu wollen, sey unstatthaft. Darum sey es auch unrecht, von ihm als Arzt das Unmögliche zu verlangen. Was Gott nur vollbringen könne, davon müsse der Sterbliche abstehen.

Der Unterschied zwischen der diabolischen Magie oder der Zauberey und der natürlichen oder der Ergründung der Natur-Geheimnisse bestand nicht bey der Menge; diese sah nur in der Beschäftigung mit ihnen eine Abschwörung des Himmels. Indem man sie auch Th. zur Last legte, so wie, daß er über Dämonen verfüge, ja mit dem Bösen verkehre, so beschuldigte man ihn Dinge, welche spätere Vertheidiger ohnschwer von ihm abwenden konnten, die aber doch mehr oder minder dazu beytrugen, einen ungünstigen Gesammteindruck gegen ihn hervor zu rufen. Er selbst beklagt sich bitter darüber und ruft mit Unwille aus: 'Ihr möget wohl sprechen, ich sey ein Verführer des Volks, ich hab den Teufel, ich sey besessen, ich sey aus der Nigromantie gelehrt worden, ich sey ein Magus: diese Ding all sprachen die Juden auch zu Christo. Ich will Euch dem Teufel, von dem ihr sagt, daß er in mir sey, heimschicken, denn er gehört Euch, nicht mir'.

Ein Mann, der so viel vermochte, mußte natürlich auch Gold machen können und im Besitze des Steins der Weisen seyn. Zwar wehrt er jedes derartige, von Gegnern oder Freunden ausgehende Ansinnen entschieden von sich ab; er erklärt jenes für eitel, behauptet, daß er sich bloß

an seinen ärztlichen Beruf halte; allein Andere wußten es besser. Auf seine Rechnung hin ward den Adepten und Schatzgräbern die weiteste Aussicht geöffnet.

Ueberhaupt war er von der Alchemie, in dem Sinne, wie sie gewöhnlich verstanden wird, weit entfernt, obgleich er in den Schriften, die darüber handeln, gewöhnlich als der vornehmste Anführer der Alchemisten genannt wird. Ihm war die Alchemie in ihrem wahren und unverfälschten Sinne das, was wir jetzt unter dem Namen Chemie begreifen, die Kunst, die Naturstoffe rein darzustellen, das Heilsame, Wirksame, Schädliche, jedes für sich besonders, zu gewinnen, und die Verbindungs- wie Trennungs-Processe der Natur im Großen zu verstehen, im Kleinen nachzubilden. Nur die Dürftigkeit und Unbehülflichkeit der Hülfsmittel jener Zeit beschränkten und verdüsterten seine Thätigkeit; das Ziel derselben wußte er recht gut anzugeben. 'Die Natur, sagt er, ist subtil und so scharf in ihren Dingen, daß sie ohne große Kunst nicht kann gebraucht werden; denn sie gibt nichts an Tag, das auf sein statt vollendet sey, sondern der Mensch muß es vollenden: diese Vollendung heißt Alchimia. Also was aus der Natur wächst dem Menschen zum Nutzen, derselbige der es dahin bringt, dahin es verordnet wird von der Natur, der ist ein Alchimist'. Dann wieder: 'Alchimia ist die Kunst, die das unnütz vom nützen thut und bringts in sein letzte materiam und Wesen'; oder: 'Gott hat uns einen Alchimisten gesetzt, damit wir das Gift, das wir unter dem Guten einnehmen, nicht als ein Gift verzehren, sondern daßelbig vom Guten scheiden. Dieser Alchimist wohnt im Magen, welcher sein Instrument ist, darin er kocht und arbeitet'.

Was jedoch den Hauptcharacter dieser seiner Bestrebungen ausmachte, war der Versuch, die auf diesem Wege erlangten Kenntnisse für die Befestigung und Erweiterung der Medicin anzuwenden.

An sich mußte diese Bemühung als ein natürlicher Fortschritt, als der Beginn einer wohlthätigen Umwälzung erscheinen, und doch ward sie sofort als eine seltsame Neuerung betrachtet, mit dem Namen der hermetischen, chymischen, philosophischen, paracelsischen, spagirischen Medicin belegt und manigfach misdeutet. Die, welche sich damit befaßten, wurden zu einer eigenen Secte gestempelt und ihnen dann die Thorheiten der eigentlichen Alchemiker reichlich zugeschrieben.

Die Bezeichnung Spagirik scheint zuerst, wenigstens in diesem bestimmten Sinne, von Th. ausgegangen zu seyn. Was er von ihr verlangt und erwartet, läßt sich am besten aus seinen eigenen Worten entnehmen: 'Der Arzt soll die Corpora reducieren in ultimam materiam durch seine Kunst Spagyrica. Sie lehrt das falsche scheiden von dem gerechten'. 'Ich lobe die Spagyrischen Aerzte, denn dieselbigen gehen nicht herum faulenzen, mit weißen Handschuhen an den Händen; sondern sie warten aus bey ihrer Arbeit im Feuer Tag und Nacht mit Geduld'. 'Der Arzt muß ein Alchimist seyn. Was macht die Birnen zeitig, was bringt die Trauben? nichts als die natürliche Alchimie'.

Schon aus diesen wenigen Anführungen wird erhellen, wie alles Denken und Forschen Th.'s nur auf die Begründung und Verbesserung seiner Wissenschaft ging. Bey einer andern Gelegenheit soll gezeigt werden, wie auch sein ärztlicher Standpunct und seine Leistungen in diesem Gebiete ganz falsch genommen wurden; wie man

ihn bald zum Stifter eines Systems und zur Urquelle aller möglichen neueren Lehren, bald zum kenntnißlosen Charlatan stempelte.

Hier mögen noch einige Bemerkungen über die ihm beygelegte theologische Richtung stehen, kraft welcher er eben so oft der Gegenstand maßloser Anfeindungen als übertriebener Anpreisungen geworden ist. Wenn also von ihm ausgesagt wird: 'er habe zum theosophischen Lehrgebäude einen Grundstein gelegt, und viele Theosophen seyen durch seine Schriften veranlaßt worden, den neuen Weg zur Wahrheit und Glückseligkeit zu betreten, der sie so weit von aller menschlichen Weisheit abführte', oder: 'er sey für den Anfänger der Platonischen Theologie zu halten, nicht allein weil er mit seiner Lehre zuerst hervor gebrochen, sondern auch, weil die andern sich gemeiniglich auf ihn, als ihren Lehrmeister, berufen'; oder wenn es anderntheils heißt: 'Summa Summarum es ist diese Theologia in den Theophrastischen Schriften nicht des heiligen Geistes, sondern des leidigen Teufels', so fragt sich, ob er denn in der That zu solchen Aussprüchen wesentliche Veranlassung gegeben? Hierauf läßt sich erwidern, daß im Allgemeinen keine tüchtige reformatorische Bestrebung jener Zeit dem religiösen Elemente sich entziehen konnte. Dazu kam, daß Th. die innige Beziehung seiner Kunst zu jenem Urquell, von wo alles Vermögen ausgeht, tief erkannte. Er ruft aus: 'Wir sind irdisch leuth mit einander und haben nichts in der Schul der Erden, denn narrheit: darum werden wir gewiesen zu suchen im Reich Gottes, in dem alle Weisheit liegt: des Spruchs mag sich der Arzt nicht erwehren'.

Auch erscheint er in seinen Schriften überaus bibelfest und vergleicht sein Thun wie sein Leiden

oft mit denen der Märtyrer. Auch wäre es nicht zu verwundern, wenn er hierin noch weiter gegangen wäre. Denn gerade bey den Besseren war es ein Bedürfniß des Herzens den letzten Grund aller Erkenntniß und vor Allem die christliche Wahrheit in der heiligen Schrift aufzusuchen, und den ganzen innern Menschen in Gott zu versenken.

Wie nahe lag da die Versuchung weiter zu gehen als die klare Vernunft es gut heißt! Allein von allen solchen Seitenwegen hielt sich Th. fern; wenigstens bieten seine echten Schriften keine Belege dazu dar. Denn einzelne Aeußerungen eines an Empfindungen reichen Gemüths, wie: 'der Himmel ist der Mensch und der Mensch ist der Himmel, und alle Menschen ein Himmel', können wohl nicht dafür genommen werden.

Auch fehlt eben so sehr jede innere Wahrscheinlichkeit als ein äußerer Beweis, daß er darauf ausging, Gründer eines theosophisch-kabbalistischen Systems, oder der so genannten platonischen Theologie zu werden.

Diejenigen, welche ihn wegen seines ganzen Auftretens, seiner Lehrmeinungen, seiner Polemik, seiner Thätigkeitsweise anfeindeten und bekämpften, wußten hinwiederum keine schneidendere Waffe gegen ihn zu kehren, als daß sie seine Rechtgläubigkeit in Zweifel zogen und seine religiösen Grundsätze wie seine Handlungen verdächtigten. So hieß es denn von ihm, er sey ein Arianer, leugne die göttliche Natur Christi, habe das Abendmahl nicht empfangen und halte sich zu keiner christlichen Versammlung.

Zwar eifert Th. mit Macht gegen solche Anmuthungen, und beschwert sich bitter, daß man die Verketzerer und Zionswächter gegen ihn auf-

bringe und hetze. 'Was Theil hab ich mit ihnen, ruft er aus, oder sie mit mir? So sie nur, mir als einem Arzt, Genossen wären, sie sollten schon Bescheid finden'. Aber was half es ihm, daß er nur wollte als Arzt angesehen und beurtheilt werden? Sein Name war anderen Richtern anheim gefallen, selbst unter seinen Fachgenossen, und bis auf den heutigen Tag stehen seine Schriften unter den Heterodoxen auf der hiesigen Universitätsbibliothek.

Auffallend ist es immerhin, daß die religiösen Anfechtungen und Anklagen von den Anhängern des alten so wohl als des neuen Bekenntnisses ausgingen. Dieses ist aus der eigenthümlichen Stellung, welche Th. zwischen beiden einnahm, zu erklären. Er war in dem alten Glauben erzogen und verblieb darin, wie es scheint, bis zu seinem Ende; wenigstens hat er sich nie äußerlich davon los gesagt. Aber seiner Gesinnung, seinem Beginnen und Gebaren nach lenkte er ganz in die neue Richtung ein. Auch hatte er dieses unverholen, und die Verfolgungen, welche die Stifter und Bekenner der neuen Lehre zu dulden hatten, stellte er denen zur Seite, die ihm widerfuhren. 'Ich werde, sagt er, den Luther sein Ding lassen verantworten. Wer ist dem Luther feind? Eine solche Rotte ist mir auch verhaßt. Und wie Ihr es mit ihm meint, also meint ihr es auch mit mir; das heißt dem Feuer zu, du darfst auf die Laugen nicht warten'. In seinem Sendbriefe an die Herren von Nürnberg heißt es: 'Dieweil diese löbliche Stadt aus Kraft des Evangeliums die Wahrheit zu beschirmen, und auch die, so die Wahrheit öffnen, lieben, Statt und Platz reichen und geben — Wollen mich solcher evangelischer Kraft nicht entsetzen. Denn je

mehr die Wahrheit gemeldet wird, je mehr sie die Schlangen zu hindern fleißigen'.

Vielleicht bezieht sich auf diese seine Gesinnung die Angabe, daß er, der Religion wegen, vom Reformator Basels aufgenommen und dem dortigen Magistrate empfohlen worden sey, und von vielen seiner Gönner und Freunde weiß man, daß sie zu den Beförderern des Protestantismus gehörten. Aber, wie in Allem, so behauptete er auch hier seine Selbständigkeit; keinem ergab er sich, keiner befriedigte ihn ganz. Auch darüber sprach er sich mehrfach aus, und es ist deshalb nicht zu verwundern, wenn über ihn geklagt wird, er habe sich wenig um die evangelische Lehre gekümmert. Doch diese Unabhängigkeit in dem Neuen wurde ihm fast mehr verdacht als seine Abtrünnigkeit von dem Hergebrachten. Es ist bezeichnend für die Reformatoren, daß sie keinem Schwanken Raum geben wollten, und unerbittlicher, leidenschaftlicher gegen die verfuhren, welche nicht unbedingt ihre Ansichten theilten, als gegen die, welche ihre erklärten Gegner waren.

Darum hatte Th. von dieser Seite her die härtesten Angriffe zu erfahren, und von da aus pflanzten sie sich bis in die späteren Zeiten hinab fort.

So war er also dem Streite der Parteyen hingegeben, ohne daß er selbst Partey ergriff; so mußten die Worte, die er gesprochen, oder die man nur durch Hörensagen durch die dritte Hand erfuhr, in einem seiner Absicht meist fremden Sinne sich deuten lassen und er als Urheber von Dogmen gelten, an die er kaum je gedacht hatte.

In seinen Schriften sieht man sich vergebens nach theologisch-verfänglichen Untersuchungen um;

über seine Stellung zur Kirche und ihren Satzungen spricht er nirgend; nur seine religiöse Ueberzeugung als Arzt berührt er zuweilen auf eine einfache, harmlose und würdige Art. Hören wir folgende Stellen von ihm: 'Der Arzt ist ein Knecht der Natur und Gott ist der Herr der Natur'. 'Der Arzt ist, der in den leiblichen Krankheiten Gott versieht und verweßt; darum muß er aus Gott haben dasjenige, das er kann'. 'Der ohne Kunst gesund wird, danke Gott von wegen seines Glücks; der mit der Kunst, danke um die Kunst'. 'Gott ist der Erst Arzt. Aber die Ungläubigen, die schreyen zu dem Menschen um Hülfe. Aber Ihr sollt zu Gott schreyen; Er wird euch wohl zuschicken den gesund macher; es sey dann einen Heiligen, oder einen Arzt, oder sich selbst'.

Wer sieht nicht schon hieraus, daß sein Glaube mit dogmatischen Subtilitäten nichts gemein hatte, daß er eine reine Angelegenheit seines Innern war, wodurch er die Resultate und Lehren seiner Kunst an das Höchste anzuknüpfen sich gedrungen fühlte.

Brüssel.

Société encyclographique des Sciences médicales. Leçons sur le Sang, et les altérations de ce liquide dans les maladies graves, professées au collége de France, par M. Magendie. Recueillies et rédigées par G. Funel. 382 Seiten. 1839. 8.

In wie weit diese Vorlesungen authentisch oder vollständig sind, oder der Verfasser bey ihrer Redaction selbst Antheil gehabt, können wir,

da der Herausgeber sie durch keinen Vorbericht eingeleitet, nicht angeben. Auf jeden Fall aber scheinen sie mit großer Sorgfalt aufgefaßt und wiedergegeben zu seyn. Sie verschaffen dem Leser ein recht anschauliches Bild eines solchen academischen Cursus, der wissenschaftliche Belehrung mit französisch-oratorischer Ostentation verbindet. Es sind 27 Vorlesungen, die erste vom 15. December 1837, die letzte vom 6. April 1838. Jede ist mit einer einleitenden Anrede versehen und häufig wird an die nationale oder jugendliche Theilnahme der Zuhörer appelliert. So heißt es p. 166: 'Sie wissen, meine Herren, daß der Unterricht auf dem Collége de France nicht in einer wörtlichen Wiederholung des gegenwärtigen Standes der Wissenschaft besteht; eine höhere Mission ist uns anvertraut, nämlich die ersten Pfähle abzustecken für die Pfade, die noch nicht gebahnt sind. Wir sind, wie Sie sehen, hier die Avant-Garde und wir müssen suchen durch unsern Eifer für die Fortschritte der Physiologie und Medicin den ehrenvollen Posten, den wir inne haben, zu rechtfertigen'. In der That fehlt es hierzu auch nicht an eigenthümlichen Ansichten, glänzenden Wendungen, unterhaltenden Geschichten. Versuche werden angestellt mit dem Messer an lebenden Thieren, mit Reagentien der verschiedensten Art an normalen und krankhaften Secretionen, namentlich dem Blute, als dem Hauptgegenstande und Folgerungen daraus gezogen, die stäts für den ersten Anblick etwas Ueberraschendes haben. So z. B. gleich p. 30, wo das Serum vom Blute einer an den Pocken kranken Frau stark alkalische Reaction zeigt und sofort dieser Umstand als Grund des Ausschlags angenommen wird, weil das alkalische Blut stärker in die Ca-

pillargefäße eindringe und dadurch die Erscheinung der Entzündung auf den Schleimhäuten bewirke. So geht er durch viele Beyspiele hindurch, um den Satz aufzustellen (p. 34): qu'il n'existe presque pas d'affections morbides sans une altération quelconque du sang. Dieses führt ihn denn zu einer sehr ausgedehnten Humoralpathologie, ob er gleich sich gegen das Wort verwahrt (p. 38 vous n'imaginerez pas que je sois humoriste). Indessen sind dieses doch nur Seitenabweichungen von dem Hauptthema, der Zusammensetzung und Wirksamkeit der Blutbestandtheile. Diese werden nach einander einzeln betrachtet: das Serum, der Faserstoff, die Blutkügelchen, das Blutroth und das Verhalten derselben, so wie des ganzen Blutes gegen verschiedene Beymischungen, z. B. Gase, Zuckerlösungen, Mineralwasser, Schwefelsäure, Alcohol, Oel; und aus denen hierdurch bewirkten Veränderungen wird auf diejenigen geschlossen, welche ähnliche in den Kreißlauf als Arzneymittel gebrachte Flüssigkeiten hervor bringen.

Manche neue oder eigenthümliche Bemerkung wird daran angeknüpft, obgleich die meisten Thatsachen selbst bey uns schon bekannt sind. — Da, wo er von den Stoffen handelt (p. 196 ff.), welche (wie z. B. das kohlensaure Natron), dem Blute zugesetzt, dasselbe verflüssigen, seine Gerinnbarkeit und damit seine Lebensfähigkeit aufheben, gibt er zu verstehen, daß die Miasmen, besonders die Fieber erregenden, auf ähnliche Weise wirken. Dieses führt ihn auf den Typhus, bey welchem er eine solche Erscheinung längst wahrgenommen (J'ai vu de près ce triste fléau. Il fut, en 1814, comme l'avant-coureur des fers que l'Europe en armes

allait nos imposer. Dés cette epoque, messieurs, j'avais remarqué une liquidité particulière du sang chez les malheureux atteints de cette redoutable épidemie). Und weil er von dieser Krankheit redet, die alle Welt als durch Ansteckung (infection) mittheilbar erkennt, so geht er, nach der hin und her hüpfenden Art des Vortrags, zu einer andern über, der Pest, deren Ansteckungskraft zwar auch allgemein gelte, die ihm jedoch, nach Erfahrungen französisch-ägyptischer Aerzte, sehr zweifelhaft vorkomme. — Mehr Beachtung verdient, was er, bey Gelegenheit der Erklärung der so genannten Entzündungshaut des Blutes, über die Zulässigkeit des Aderlasses in acuten Krankheiten sagt (p. 289). Er sey in den meisten Fällen eher schädlich als nützlich und man müsse die augenblickliche Erleichterung der Patienten lieber durch jedes andere therapeutische Mittel als durch ein so mißliches zu erzielen suchen. 'Wie, ruft er aus, das Verfahren, das bey Thieren, die wir ihm unterwerfen, jene Krankheiten hervor bringt, wollen wir bey Menschen anwenden, um sie zu heben? Der Aderlaß wirkt, indem er die flüssigen Bestandtheile des Blutes auf Unkosten seiner festeren verhältnißmäßig vermehrt; aber wir haben bewiesen, daß Alles, was dieses und somit die Verflüssigung herbey führt, einem Angriffe auf seinen wesentlichen Character, seine Coagulabilität gleich kommt. Eine Aenderung der festen Organe und [illegible] tief greifende allgemeine Affection ist die [illegible]endige Folge davon'. So sehen wir also vo[illegible]nzösischen Aerzte auf dem Wege, von dem star[illegible]treme, an dem sie sich bis jetzt befanden, Umst[illegible] [illegible]ndern Extreme überzuspringen. wird, we[illegible]

Göttingen.

Bey Vandenhoeck und Ruprecht, 1839. Beiträge zur rechten Würdigung des Aesthetischen in der Religion und bey der Amtsführung eines evangelischen Geistlichen, nebst einleitenden Ideen, eine Abhandlung von Carl Walther, Superintendenten und Past. prim. in Hardegsen. IV u. 92 Seiten in 8.

Der Herr Verfasser, schon durch Herausgabe einer gehaltvollen Predigtsammlung rühmlichst bekannt, theilt hier Vorträge mit, die er als Vorsitzender des Sollinger Prediger-Vereins in Uslar gemäß den Statuten des Vereins gehalten hat. Es muß schon deshalb das Streben des Werks rühmlichst anerkannt werden, weil man daraus die Ueberzeugung gewinnt, daß nicht bloß Interessen, wie sie wohl zunächst bey dergleichen Vereinen zur Sprache kommen, Fragen aus der Amtspraxis und der so genannten Pastorallehre, sondern Probleme in wirklich wissenschaftlichem Geiste unter der Leitung des Verfassers behandelt werden, und die Bedeutsamkeit jener Institute für die Erweckung und Erhaltung eines regern theologischen Sinnes unter den Landgeistlichen dabey recht hervor tritt.

Der Verfasser läßt sich in den einleitenden Ideen theils auf den Begriff des Aesthetischen, theils auf dessen Verhältniß zum Religiösen überhaupt ein, woran eine kurze Uebersicht des Eingreifens der Kunst auf den kirchlichen Boden geknüpft wird. Darauf wendet er sich zur Erörterung der Frage, wie überhaupt der evangelische Geistliche die Aufgabe seines Berufes durch Benutzung der Idee des Schönen zu lösen vermöge, wobey der Eindruck desselben nicht bloß bey der

Predigt auf die Regeln der Action und Declamation angewandt, sondern auch auf die ganze Form des Cultus und die äußere Erscheinung der Kirche besprochen wird. Es sind sehr beherzigenswerthe Betrachtungen, die der Verfasser hier theils durchführt, theils anregt, indem er die Vernachlässigung der Kunstidee, deren das evangelische Princip wohl mit einigem Rechte angeklagt werden kann, durch die so viel größere Sorgfalt ins Licht stellt, welche gerade hierauf die catholische Kirche verwendet, und damit die unstreitig große Gewalt erklärlich finden läßt, die sie auf ihre Bekenner ausübt. Man denke sich den einzigen Bestandtheil, worauf beynahe unser Cultus reduciert ist, die Predigt, etwa wieder so entartet, als die kaum überstandene Periode der deutschen Theologie und Kirche sie zeigte, wo nichts gepredigt wird als etwas Moral, was Jeder sich eben so gut zu Hause sagen kann, oder einige Schilderungen aus der Natur, einige Scenen aus dem Familienleben, man stelle sich die Decennien vor, wie Deutschland sie durchgemacht hat, und dann wird man erst die Klagen über leere Kirchen zu würdigen, und zugleich auf die wahren Ursachen zurück zu leiten vermögen. Gewiß hat der Hr Verf. deshalb hier Ideen in Anregung gebracht, deren Durchführung äußerst zeitgemäß ist.

Ein größeres Werk über geistliche Beredsamkeit, wozu die hier mitgetheilten Proben sich als einleitend verhalten sollen, darf man deshalb aus der geübten Feder des Hn Verfs sehr gespannt erwarten. R—g.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

101. Stück.

Den 22. Junius 1840.

Göttingen.

Se Maj. der König haben gnädigst geruht dem Hofrathe und Professor G. F. Meyer das Ritterkreuz des Guelfen-Ordens zu ertheilen.

Hamburg.

Bey Fr. Perthes. Geschichte Karls des Zwölften, Königs von Schweden. Herausgegeben von Knut Lundblad. Nach dem schwedischen Originale übersetzt, berichtigt und erweitert von G. F. von Jenssen. Zweyter Theil. XXXV u. 681 Seiten. 1840. 8.

Ueber Anlage und Richtung dieses Werkes hat sich Ref. schon bey Gelegenheit der Anzeige des ersten Theiles in diesen Blättern ausgesprochen. Wir folgen hier den Zügen des nordischen Richard Löwenherz von dem Lager bey Leipzig nach der Ukraine und Bender, nach Stralsund und Frederikshald, von dem Glanzpuncte eines thatenreichen Lebens über Leichenfelder bis zur Königsgruft in Karlsberg, wo der Heldenjüngling

die erste Ruhe fand. Man begreift die Wahrheit der Worte Arndt's, daß Karls Bild in tausendfachen Erzählungen im schwedischen Volke lebe. So stark und frisch, so keusch und rein, so königlich stolz gegen Menschen und so demüthig gegen seinen Gott muß der Held des Volkes seyn. In seinem Trotz und seiner Liebe glaubt man eine Gestalt aus Tegner's Dichtungen vor sich zu erblicken.

Fast an der nämlichen Stelle, die mehr als 100 Jahre später dem größten Eroberer der neueren Zeit Rettung vor Gefangenschaft bot, setzte Karl XII. im Junius 1708 über die Beresyna, den zurück weichenden Russen nacheilend, die schonungslos Dörfer, Flecken, Getreidefelder der Zerstörung preis gaben. Wo sie Widerstand wagten, wie unfern Mohilew unter Menzikoff und Scheremetew, stürmte der König auf sie, rief seinen Schweden zu: 'Ein Schelm, der schießt!' und brach mit der blanken Waffe sich Bahn. Aber sein Ungestüm und die Vorspiegelungen Mazeppas führten ihn vom vorgesetzten Ziele ab und zu weit dem Süden entgegen, als daß die Vereinigung mit Lewenhaupt, der Verabredung gemäß, hätte bewerkstelligt werden können. Der Kampf des letztern bey Liesna mit der Uebermacht des Czaren stellt sich allerdings nach der vorliegenden, auf Originalberichten beruhenden Erzählung ganz anders heraus, als er gewöhnlich geschildert wird. Die kleine Heldenschaar behauptete die Wahlstatt; aber von Feinden umschwärmt, auf tiefen Sumpfwegen, oder durch wildverwachsene Waldstrecken weiter ziehend, mußte sie mit dem Gepäcke Lebensmittel und Kriegsbedürfnisse vernichten und erreichte endlich, durch keinen Strom gehemmt, das Lager des Königs. Mit starrer Ausdauer suchte dieser den Feind; rings

um ihn eingeäscherte Dörfer; Schwärme von Kosacken und Kalmücken verstatteten den Ermüdeten keine Rast. So gelangte man bis vor Smolensk; an die Stelle der Wälder und Sümpfe traten fette, reich bestellte Ebenen; aber auch hier flammten die menschlichen Wohnsitze auf und flüchteten die Dorfbewohner.

Dann führt uns der Erzähler in die Steppen der Ukraine, in denen der greise Mazeppa mit dem Feuer des Jünglings über die Stämme der Kosacken gebot. Ihn trog die Hoffnung, daß die Krieger dem von ihm gegebenen Beyspiele des Abfalls vom Hause des Czaren folgen würden. Mit nur geringem Gefolge stieß er zu den Schweden, welche vergeblich die von Menzikoff belagerte Residenz des Hetmans zu retten suchten. Mit allen seinen für Karl XII. gehäuften Vorräthen ging Baturin in Flammen auf; nicht Weib noch Kind fanden vor den stürmenden Russen Schonung; zwischen rauchenden Trümmern fanden die nahenden Schweden die halb verbrannten Leichen der muthigen Vertheidiger. Nun zog der Winter mit russischer Kraft ein. Folgt man der Erzählung über die stäten Gefechte, welche die schlecht gekleideten und schlecht genährten Schweden mit dem Feinde bestanden, ihren Todeskampf auf den Schneefeldern, man glaubt die Berichte aus dem Lager des Kaiserheeres von 1812 zu vernehmen. Hier war es Gott, der richtete, nicht der Russen Arm, die vor jedem offenen Kampfe mit dem Häuflein Tapferer zurück wichen. Der Schwede litt ohne Klage, weil sein König litt, den kein Troß glänzender Marschälle von den Seinigen trennte. Noch bot sich Aussicht zur Rettung, wenn man über den Dnieper zurück eilte; aber Pipers Rath scheiterte an dem Eigenwillen des

Königs, der im Ringen mit Menschengewalt den Sieg davon zu tragen gewohnt war.

Mit dem Eintritte des Frühlings (1709) wurde die Ebene von den Strömen überfluthet; der Mangel an Lebensmitteln stieg; man konnte ihrer nur durch Streifzüge nach entlegenen Gegenden habhaft werden. Nur der Besitz von Pultawa bot noch Rettung; aber ohne Geschütze, spärlich mit Pulver versehen, die feste, stark besetzte Stadt zu gewinnen, schien unmöglich. Dennoch fürchtete Peter I. und mit ganzer Macht warf er sich auf den Feind. Karl XII. war verwundet; er hatte sich in den langen Schmerzensnächten von gothischen Helden erzählen lassen; jetzt konnte er nicht zu Roß, allen sichtbar, den Reihen voran streiten. 130 russische Geschütze spielten auf die Schweden; die kühnsten Führer fallen; zum ersten Mahle weicht die Heldenschaar; da besteigt der wunde König das Pferd. Suchte er den Tod, um nicht den Verlust seiner Schlachtenehre zu überleben? Mit klingendem Spiele, trotzig wie jene Regimenter Gustav Adolfs, die nach des großen Bernhard's Tode durch das französische Heer hindurch zogen, führte der König die Seinigen vom Schlachtfelde. Da hemmte der tiefe, breite Dniepr den Marsch. Fechten konnte Karl nicht wegen seiner Wunde; so gab er den Vorstellungen seiner Officiere nach, und gewann mit 1000 Männern das rechte Ufer des Stromes, während das zurück gelassene Heer sich dem nacheilenden Menzikoff ergab. Viele kühne Männer zogen den Tod in dem Dniepr der russischen Gefangenschaft vor.

Die Folgen der Niederlage von Pultawa sind bekannt. August von Sachsen bestieg den polnischen Thron zum zweyten Mahle; Dänemark

einte sich abermahls mit Rußland. Es wollten alle 'dem Leichenbegängnisse Schwedens beywohnen'. Da rettete Stenbock noch ein Mahl das Vaterland durch den bey Helsingborg erfochtenen Sieg über die in Schonen gelandeten Dänen. Aber die Landschaft von der Düna bis zum finnischen Meerbusen wurde bald von den russischen Heeren unterjocht; Kexholm fiel, Wiborg ergab sich an Apraxin und Peter I. legte den Grund zu seiner Seemacht auf der Ostsee.

Schwedens Lage wurde mit jedem Tage mislicher, seitdem der König das Haager Concert verworfen hatte; das Land war arm an Streitern, kein Mittel, sie zu besolden, in den menschenarmen Landschaften wüthete die Pest, die allgemeine Unzufriedenheit wuchs, es regten sich die politischen Parteyungen von neuem und der Adel glaubte die Zeit gekommen, die eisernen Bande zu sprengen, welche Karl XI. um ihn geschlungen hatte. Das von drey Heeren belagerte Stralsund wurde durch den greisen Seehelden, Wachtmeister, gerettet, der darauf (1712) den verwegenen Stenbock mit einem aus abgedankten Soldaten und kaum gereiften Jünglingen bestehenden Heere nach Pommern überführte, während die letzten schwedischen Schutzwehren im Bremenschen vor den Waffen der Dänen fielen. Den Sieg bey Gadebusch schändete die Einäscherung Altonas. Der Bericht hierüber ist eben so umständlich als gediegen, und scheint in seinen Haupttheilen dem Uebersetzer anzugehören, der als den Grund des Frevels nicht, wie so häufig behauptet ist, die Eifersucht Hamburgs auf die aufblühende Schwesterstadt, noch als den Urheber den General Stenbock bezeichnet, sondern vielmehr den seit der Uebergabe von Stade mit der

höchsten Erbitterung gegen Dänemark auftretenden Wellingk. Dem Brande Altonas folgte das Verderben auf dem Fuß und legte durch die Capitulation von Tönning den Grund zu der Bedeutsamkeit und dem tragischen Ende jenes Goertz, hinsichtlich dessen eine von Haß und Vorliebe gleich freye Lebensbeschreibung immer noch zu wünschen steht.

Das siegreiche Vordringen Peters I. in Finnland, die Umtriebe in Schweden, die eigenthümliche Stellung des dortigen Staatsraths, an dessen Spitze jetzt Ulrike Eleonora trat, weckte endlich den König. Ueber baumlose Steppen und endlose Haiden war dieser mit Mazeppa und einem lautlosen Gefolge dem Süden zugeeilt, bey Tage von der Hitze, des Nachts von der Kälte gequält, ohne weitere Nahrung, als welche erlegtes Wild bot. So erreichte er die türkische Grenze, der Aufnahme ungewiß. Der edle, ritterliche Poniatowsky eilte zum Pascha von Oczakow voraus, ohne Lebensmittel und Fahrzeuge zum Uebersetzen über den Bug erwirken zu können, bis der Seraskier von Bender sich der Bedrängten annahm. Kaum hatte der König das türkische Gebiet betreten, als russische Streifschaaren am linken Ufer des Bug erschienen; ihnen mußte sich die Hälfte der über den Dniepr geretteten Schweden nach männlicher Gegenwehr ergeben. Auf dem Wege nach Bender, von wo Mazeppas Kosacken nach der Krimm übergingen, hörte Karl den Tod seiner geliebtesten Schwester; da konnte der Starke die Thränen nicht zurück halten. Diese Heldennatur gewann die Herzen der Moslim; der 'Demürbasch' (Eisenkopf) lebte in dem Munde Aller. Bald sehen wir ihn von seinem Lager bey Varnitza aus durch Poniatowsky den

Divan leiten. Es war sein Lieblingswunsch, sich an der Spitze eines türkisch-tatarischen Heeres den Rückweg nach der nordischen Heimath zu bahnen. Aber das Gold des russischen Gesandten in Constantinopel, Tolstoi, überwog. Sturz auf Sturz der einflußreichen Großen in Stambul erfolgte, bis endlich der offene Kampf mit Rußland ausbrach.

Nun folgt die gehaltene Erzählung von dem Feldzuge Peters am Pruth, von seiner Noth und endlichen Rettung, dem Schmerze Karls, dessen Starrsinn der ganzen Macht des Vezirs gegenüber sich gleich blieb. Man bot ihm eine Schutzwache zur Rückkehr durch Polen an; er aber befürchtete nicht ohne Grund Verrath und Auslieferung an Rußland. So erfolgte der tolle Kampf bey Varnitza, des Königs Gefangenschaft, seine Abführung nach einem Schlosse bey Adrianopel. Glaubt man doch unwillkürlich, sich auf dem Gebiete der Sage zu befinden. In Stralsund begegnete Karl dem gewandten, ränkevollen Goertz; 'er war im Cabinet, was Karl im Felde'. Die letzten Besitzungen der Schweden auf deutschem Boden gingen verloren; vor der dänisch-russischen Flotte erlag Wachtmeister und schleuderte seinen Degen ins Meer, ehe er sich den Feinden ergab. Kaum in Schweden angelangt, trat Karl seinen Feinden wieder furchtbar entgegen; er gleicht dem erdgebornen Riesen, der bey der Berührung der Mutter neue Kräfte gewinnt. Nur plötzliches Thauwetter hinderte ihn über das gefrorene Meer die Seinigen nach Seeland überzuführen. Es folgen die geheimnißvollen Verhandlungen zwischen Goertz und Peter I. in Loo und St. Petersburg und die angeknüpften Verbindungen des erst genannten mit Alberoni. In dem Augen-

blicke als Schweden vernichtet schien, umspannte seine Politik ganz Europa; das arme Nordland, dessen Finanzen durch den neuen Minister in unbegreiflich kurzer Zeit gehoben waren, war noch ein Mahl der Gegenstand der Befürchtungen für das königliche Haus in England und den über Frankreich gebietenden Herzog Regenten, als Karl und Armfeldt den verhängnißvollen Zug über das Gebirge nach Norwegen unternahmen. Die Schilderung der Rückkehr des Letzteren über den Kamm des Kjölm ist Grauen erregend; von 10,000 Schweden erreichten 300 die Heimath; rottenweise stürzten sie in Schluchten, oder wurden im Schnee vergraben; man sah zu Hunderten, Roß und Mann, erstarrt neben einander liegen; als die Schneeschmelze erfolgte, gewahrte man schwedische Leichen in Abgründen und auf Felsenzacken. Den König aber traf die Todeskugel vor Frederikshald.

Ueber dieses Ereigniß bietet uns das vorliegende Werk manche interessante Aufschlüsse, wenn es schon nicht völlig die auf demselben ruhende Dunkelheit zu zerstreuen vermag. Man kennt die Sage vom Meuchelmorde Siquiers. Der diesem Werke beygegebene Plan von Frederikshald mit seinen Außenwerken und den schwedischen Schanzwerken zeigt genügend, daß eine dänische Kleingewehrkugel den König nicht erreichen konnte. Gegen die Erzählung über Siquier wird hier nach einer im Delagardeschen Archive aufbewahrten und durch Lundblad zum ersten Mahle veröffentlichsten Abhandlung Tollstads Folgendes berichtet.

(Der Beschluß im nächsten Stücke.)

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

102. 103. Stück.
Den 25. Junius 1840.

Hamburg.

Beschluß der Anzeige: Geschichte Karls des Zwölften, Königs von Schweden. Herausgegeben von Knut Lundblad.

Auf seinem Todbette forderte General Cronstedt seinen Beichtvater Tollstad auf, sich zum Obersten Stjernroos zu begeben und ihn zu bitten, jetzt nicht mehr mit dem Geheimnisse in Betreff des Todes Karls XII. zurück zu halten. Stjernroos spottete des Ueberbringers dieser Aufforderung. Als aber dieser, auf Cronstedts Geheiß, nochmahls zu dem Genannten trat und hinzu fügte, es sey die dritte Büchse, die an der Wand seiner Kammer hänge, erblaßte Stjernroos und bat den Geistlichen, ihn zu verlassen. Er habe, lautet die von Cronstedt abgelegte Beichte, die Büchse geladen, Stjernroos den verhängnißvollen Schuß gethan und dafür 500 Ducaten empfangen. Wer der Zahler gewesen, wird nicht angegeben; doch dürfte er ohne Frage nur unter der Adelspartey Schwedens gesucht werden. Diese Aussage des Sterbenden, deren Wahrheit Toll-

stad mit seinem Eide bekräftigt, ist es, die von dem Verf. einer vielseitigen Discussion unterworfen wird. Das Werk schließt mit den Umtrieben in dem nach Schweden zurück kehrenden Heere zu Gunsten des Gemahls von Ulrike Eleonore, dem Morde — so darf man wohl das mit grober Verletzung der gesetzlichen Formen gefällte Todesurtheil nennen — von Goertz, der Characteristik Karls XII. So gern Ref. bey der letzteren verweilte, so kann er doch nicht umhin, zu gestehen, daß Arndt den 'Helden aus dem dunkeln Lande' wie ihn die Türken nannten, frischer und lebenskräftiger zu zeichnen, den König als Menschen und Schweden tiefer aufzufassen verstand.

Der Uebersetzer gibt in seinen zahlreichen Noten manche kleine Ausführung und Berichtigung des Textes. Ihm war das Geheimarchiv zu Copenhagen geöffnet, welches namentlich den Briefwechsel Stenbocks enthält. Mit Seite 165 hat der Uebersetzer seine Zusätze und Berichtigungen mit dem Texte verwebt, ein Verfahren, welches freylich für die Beurtheilung Lundblads hinderlich ist, aber andererseits die Entwickelung und Uebersicht der Verhältnisse und Ereignisse erleichtert. Als besonders gelungen und reich an neuen Aufschlüssen muß, außer dem Brande Altonas und dem Tode Karls, die Verfolgung der diplomatischen Verhandlungen von Goertz, besonders mit Rußland, hervor gehoben werden. Die aus 24 Stücken bestehenden Anlagen beziehen sich größtentheils auf die Heerführung Stenbocks in Holstein. Ein nach dem Wachsabdrucke seiner Leiche angefertigtes Portrait Karls XII. gereicht dem Werke zur Zierde.

Hav.

Berlin.

Bey Veit und Comp., 1840 auf L und 429 Seiten gr. 8.: System des heutigen Römischen Rechts, von Fried. Ca. von Savigny, erster Band, mit K. Baierschen und K. Würtembergischen Privilegien.

Es sind der Leser gewiß viele, die sich mit dem Unterz. schon seit dem erster Gerüchte, ein Buch dieser Art werde von diesem Verfasser erscheinen, darauf mehr gefreut haben, als wohl bey irgend einem ähnlichen Werke der Fall gewesen wäre. Vielleicht auch um diese Freude zu mäßigen, haben denn gute Freunde selbst in politischen Zeitungen angekündigt, es würde gewaltig groß werden, der bloße allgemeine Theil betrage vier Bände. Dies könnte nun in sofern allerdings niederschlagend wirken, als man berechnete, die Möglichkeit, daß der Verf. sein Werk nicht beendige und die Fortsetzung also einem Andern, im glücklichsten Falle, überlassen bleibe, von dem es sehr dahin stehe, ob er völlig in den Geist seines Vorgängers eingehen werde, sey um so größer, je mehr der Umfang desselben zunehme. Wer aber so viel davon erwartet, als man Gründe genug hat zu thun, der wird sich über jeden einzelnen Band, ja selbst über jede einzelne Lehre, auch abgesehen von dem, was noch folgen wird, freuen, sie so bearbeitet zu sehen, wie es in den jetzt so häufigen Lehrbüchern über das Ganze schon um deswillen, weil es Lehrbücher seyn sollen, nicht geschehen kann.

Schon die Vorrede ist reichhaltiger, als sie leicht bey einem andern Buche vorkommt; aber zu lang wird sie gewiß Niemand finden, als wer sich etwa dadurch getroffen fühlt. Zuerst von dem, dem Erfolge nach, könnte man wirklich sa-

gen, unglücklichen Namen einer historischen Schule, der schon gleich im Anfange Manchen eine Anmaßung schien, als wenn bisher die Geschichte des Rechts gar nicht bearbeitet worden sey, und der seitdem so viele falsche Vorstellungen veranlaßt hat, wie wenn nun bloß von der Geschichte und weder von der Philosophie des Rechts, noch von dem heutigen Rechte die Rede seyn sollte. Hatte man ja doch die wirklich köstliche Sage, wie ihrer manche unter den Studierenden im Umlaufe sind, ein Professor, den man zu der historischen Schule rechnete, habe nicht im Spruchcollegium bleiben können, weil er alle Processe nur aus den XII Tafeln zu entscheiden geneigt gewesen sey. Der Name: historische Schule, heißt es hier, sey bloß darum gewählt worden, weil damahls gerade diese Seite unsers Faches vor anderen versäumt worden sey; jetzt seyen diese Gründe so gut als verschwunden, und es sey keine Widerlegung möglich, wenn noch in der neuesten Zeit Alles, was einem Widersacher der historischen Schule gerade unbequem oder misfällig in literarischen Erscheinungen war, unter jenem Namen zusammen gefaßt und getadelt werde. Hingegen den Vorwurf widerlegt der Verf. ausführlich, den man oft der historischen Schule macht, als wolle sie Alles beym Alten lassen, und weder deutsches Recht, als ob die Germanisten nicht auch die Geschichte jetzt mehr berücksichtigten, als ihre Vorgänger gethan haben, noch die weitere Ausbildung des römischen Rechts anerkennen. Der Verf. erklärt vielmehr zum voraus, er werde die Anwendbarkeit des reinen römischen Rechts in gar vielen Lehren bestreiten, wo sie bisher ziemlich allgemein angenommen wurde, und der Unterz. freut sich zum voraus, daß auch er der Thomasischen Ansicht von

dem non usus mancher Lehren sehr geneigt ist. Der Verf. schreibt seinem Plane einen critischen Character zu; da aber das Wort schon mehrere Bedeutungen hat, von der Critik der Lesarten an — wo S. 242 auch die höhere Critik, die man bisher für die Prüfung der Echtheit einer ganzen Schrift genommen hat, in einem ganz eigenen Sinne der 'diplomatischen' entgegen gesetzt wird, daß jene die Lesarten herbey schaffe, welche diese beurtheilt, — bis zur Critik, die bey den Franzosen und Engländern das ist, was bey uns die Aesthetik, und der Kantischen Critik, so wäre vielleicht das theologische Kunstwort polemisch, für so gefährlich man auch gerade da den Krieg (gegen Irrthümer!) gehalten hat, wenigstens deutlicher gewesen. Auf der andern Seite setzt aber freylich die Polemik bestimmte Gegner voraus, statt daß sich der Verf. unter critisch wohl nur den Gegensatz von dogmatisch denkt, und bey seinen Untersuchungen auch auf das Rücksicht nimmt, was sich etwa denken ließe, wenn es auch gleich noch Niemand gesagt hat. Ferner soll das Werk systematisch seyn, und so ausführlich, daß Niemand leicht einfallen wird, dadurch (daraus) die Rechtswissenschaft zuerst erlernen zu wollen, wie dies ja auch bey den Monographien der Fall ist. Von diesen wird doch hier gerühmt, in neuerer Zeit sey der wichtigste Fortschritt der Wissenschaft in ihnen zu suchen, was denn freylich Denen, welche, wie etwa vor hundert Jahren Heineccius, meist nur durch Lehrbücher thätig gewesen sind, als ein Mittel, sie in der Demuth zu erhalten, empfohlen zu werden verdient. Vielleicht sind aber Monographien hier nur größeren dogmatischen Werken entgegen gesetzt. — Dabey werden, was bisher bey systematischen Werken nicht so gewöhnlich war, wie

bey Anmerkungen zu alten Schriftstellern, am Ende eines jeden Bandes auch Excursus, als Beylagen, vorkommen. Der gegenwärtige erste Band verweist auf mehrere, enthält aber deren nur zwey, die eine von acht Seiten über jus naturale gentium et civile, worin der Unterz. die von ihm schon lange vorgetragene Meinung, der Gegensatz von naturale und gentium auf der einen und civile auf der andern Seite, sey schon im zweyten Zeitraume der privatrechtlichen Periodisierung, d. h. vor Cicero, den Römern bekannt gewesen, der Unterschied der beiden ersten aber erst im folgenden Zeitraume, wahrscheinlich aus einem griechischen Schriftsteller aufgenommen worden, bestätigt findet. Daß dieser letztere Unterschied gar keinen Einfluß gehabt habe, widerspricht dem, was Puchta gegen den sel. Gans angeführt und mit fr. 64. D. 12, 6. und fr. 32. D. 50, 17. belegt hat. Der thierischen Natur nach ist kein Unterschied zwischen Freyen und servi, aber bey allen gebildeten Völkern glaubten die Römer, müsse er seyn. S. 364 ist der so oft, wohl um das Christenthum von einer Seite mehr zu rühmen, wiederholte Irrthum aufgenommen, 'in Folge des Christenthums sey die servitus der Menschen für unmöglich gehalten worden'. In dem Corpus juris, das doch über zweyhundert Jahre jünger ist, als die Herrschaft der christlichen Religion, kommt sie doch in ihrer ganzen Härte vor, und bis zur Eroberung von Constantinopel durch die Türken, gehörte sie, so viel man irgend weiß, zum byzantinischen Rechte. Daß man sie vollends für unmöglich halte, ist erst in ganz neueren Büchern vorgekommen, wenn gleich in den germanischen Staaten die Leibeigenschaft sie verdrängt hat. Meint aber der Verf. unter Unmöglichkeit nur,

daß sie jetzt nicht mehr bey uns erst eingeführt werden könne, so ist dies freylich etwas ganz Anderes; davon ist aber bisher noch nicht die Rede gewesen, statt daß so viele, gewiß auch achtungswerthe Männer, gegen alle Geschichte, behaupten, auch da, wo Privatunfreyheit sey, müsse die christliche Religion ihr ein Ende machen, wie dem Despotismus und Gott weiß welchen Uebeln, die ein moralisch guter Mensch, also ein wahrer Christ, nie misbrauchen wird, so weit dieses Ende ohne Revolution möglich sey. — Antiquarische Untersuchungen lägen ganz außer dem Plane des Werks, indessen seyen sie zuweilen mit dem neuesten Rechte so verwebt, daß sie wenigstens in Beylagen ihre bescheidene Stelle bekommen sollen. Da könnte denn aber freylich, wer es mit der Trennung des heutigen Rechts so genau nimmt, wie d'Aguesseau, um zur Abwechslung diesen Beschützer und Verehrer von Domat, statt dieses Letztern selbst, zu nennen, sich wundern, daß von S. 122 bis 142 die Lehre von den kaiserlichen Constitutionen, d. h. von Edicten, Decreten, Rescripten und Mandaten, keine Beylage ausmacht, wenn er auch noch so sehr zugibt, daß manche Neuere sich die Sache, auch für die heutige Gültigkeit der Rescripte, falsch vorstellen. — Auf die genaue Feststellung des quellenmäßigen Sprachgebrauchs soll eine besondere Sorgfalt verwendet werden; doch werde vielleicht der Purismus von Manchen (dem Unterz. klopft dabey das Herz) zu weit getrieben, denn der Regel nach müßte man alle unechten Ausdrücke vermeiden, aber nur diejenigen müßten stäts vermieden werden, die sich durch ihre Verbindung mit falschen Begriffen in der That schon gefährlich erwiesen haben. Da kommt es denn freylich darauf an, wie hoch man die Gefahr an-

schlägt, wenn das von Jasius erfundene Kunstwort: res fungibiles auf die Meinung führt, fungi heiße vertreten, wie bey fungi vice cotis allerdings der Fall ist, und nicht, wie Lachmann noch neuerlich in der Zeitschrift für gesch. R. W. B. 9. S. 195 sehr schön ausgeführt hat, es heiße nur überhaupt behandelt werden, namentlich bey einer Zahlung, wo denn bey weitem nicht bloß Quantitäten, um diesen gewiß eben so kurzen Ausdruck zu brauchen, fungieren können, aber nur sie in genere magis quam in specie per solutionem, wovon in dem Ausdrucke, den Viele für allein kurz und verständlich halten, keine Sylbe vorkommt. Hätten die Römer nur gesagt, res quae functionem recipiunt, so wäre gegen das daraus gemachte Beywort so viel nicht zu erinnern; aber nun ist es, wie wenn Jemand aus: die durch die äußeren Sinne wahrnehmbaren Sachen, vermeinter Kürze halber nur sagen wollte: die wahrnehmbaren Sachen. Indessen so etwas ist wohl in diesem Werke nicht zu befürchten, und es ist nur eine gelegenheitliche Herzenserleichterung des Unterz., die bey diesem Buche hoffentlich nie nöthig seyn wird, das im Gegentheile so streng ist, daß S. 282 sogar die Adventitien das Brandmahl von: so genannte bekommen. — Quellen wird der Verf. mehr anführen, als gerade zum Belege eines Satzes nöthig wären, denn ein Hauptzweck ist bey ihm, zur rechten Betrachtung der Alten anzuleiten. Hingegen neuere Schriftsteller sind seltener erwähnt, als man wohl erwarten würde. Eine vollständige Benutzung der exegetischen Schriftsteller, namentlich der französischen Schule, zu welchen Donellus nicht gehört, und der Practiker wäre für den Verf. jetzt schon zu spät; vielleicht übernehme sie ein Mahl ein Anderer. Noch

ist die Rede von dem Verhältnisse dieses Werks zu den Vorlesungen des Verfs, der auch S. 392 was man Institutionen und was man Pandecten nennt, unterscheidet, ohne daß weiter angegeben wird, worin sie von einander abweichen, nur um zu bemerken, bey jenen sey es rathsamer, so schnell als möglich in das Besondere einzugehen, bey diesen lasse sich schon mehr als bekannt voraus setzen und so könne man Allgemeines mittheilen. Daraus ergibt sich nun nur, die Institutionen bleiben für Anfänger, die Pandecten folgen auf Jene. Ob nun aber mit den Institutionen die Rechtsgeschichte verbunden oder nach Leibnitz ganz davon getrennt werde, ist nicht gesagt, und braucht vielleicht auch nicht gesagt zu werden, da hier nicht so wohl von zwey Vorlesungen, als nur von dem Buche die Rede ist. In den Zeitungen wird dieses als die Pandecten des Verfs angekündigt; es heißt aber ganz richtig, neu umgearbeitet, denn es ist hier gar nicht der Fall, der in der gelehrten Geschichte nicht selten ist, daß ein Lehrer, wenn er von der Universität abgeht, nun als Schriftsteller auftritt, um seine Hefte noch ferner für sich und die gelehrte Welt zu benutzen. Wer wird nicht wünschen, daß der Verf. noch recht lange mit dem bisherigen Beyfalle seine Vorlesungen halten und an diesem Buche mit dem gewiß zu erwartenden Erfolge arbeiten möge? Es mag Ausnahmen geben, die etwas Anderes gern suchen, die kann sich aber der geneigte Leser hinzu denken.

Dies ist ein kurzer, sehr dürftiger, besonders auf das, wobey Etwas zu bemerken schien, gehender Auszug aus der Vorrede. Aber auch hier ist wieder der Fall, daß, wenn die Anzeige so fort ginge, sie unverhältnißmäßig groß werden müßte. Darum also, und besonders weil bey dem

ersten Kapitel des zweyten Buches es nöthig, also wohl auch erlaubt, seyn wird, ausführlicher, als in einer Anzeige gewöhnlich ist, den Gegensatz des da Vorgetragenen darzustellen, über das erste Buch, die Rechtsquellen, bis S. 330 nur Weniges. Die ersten sechs Seiten gehören genau genommen nur in so fern dahin, als sie wie eine Art Einleitung an der Spitze des ganzen Werks stehen müssen, da sie die Aufgabe desselben behandeln. Die drey folgenden Kapitel handeln zuerst bis S. 66 von der allgemeinen Natur der Rechtsquellen, dann bis S. 206 von den Quellen des heutigen römischen Rechts, und zuletzt bis S. 333 von der Auslegung der Gesetze. Dies sind lauter Lehren, die bey den neuesten Büchern über das römische Recht, es seyen nun Institutionen oder Pandecten, besonders wenn sie nicht nach der Titelfolge gehen, gewöhnlich voran gestellt werden; eigentlich gehört sehr Vieles davon in einen vor jedem einzelnen positiven Rechte vorher zu schickenden Vortrag, welchen man Encyclopädie nennen kann. Indessen mag es jedem einzelnen Lehrer oder Schriftsteller frey stehen, in wie viele Theile er das, was er lehren will, zu zerlegen für zweckmäßig hält, und man wird gewiß den Verfasser lieber beym heutigen römischen Rechte davon sprechen hören, als gar nicht. Bey den Ausdrücken wäre Einiges zu erinnern, z. B. S. 14 'haben wir das positive Recht auch Volksrecht zu nennen', da doch die Rechtsbücher einzelner deutschen Völker — die S. 184 Völkergesetze heißen, nach der Ansicht, die jetzt Viele annehmen, es seyen Gesetze — seit einiger Zeit häufig Volksrechte genannt werden. Den Ausdruck: Rechtsbücher einzelner deutschen Völker findet man vielleicht zu schleppend. S. 20 wird von Tradition in einem ganz andern Sinne ge-

sprochen, als in dem es ein römisches Kunstwort ist, nämlich in dem der catholischen Dogmatik. S. 21 wird jus publicum durch Staatsrecht übersetzt, da es doch schon ziemlich lange gewöhnlich ist, von öffentlichem Rechte zu sprechen, wovon das Staatsrecht einen Theil ausmacht, daß man also nicht sagen kann, wie es S. 26 heißt, Civilproceß, Criminalrecht und Criminalproceß (dies sind jetzt freylich zwey verschiedene Collegien) seyen bey den Römern als Staatsrecht angesehen worden; doch findet es der Verf. schon auf der folgenden Seite auch zweckmäßig, noch den allgemeinern Namen des öffentlichen Rechts zu gebrauchen. Vom Militärrecht und Cameralrecht, um nur die zu nennen, welche in unseren Digesten sogar eigene Ueberschriften haben, ist nichts gesagt, aber das Kirchenrecht gehöre weder zum öffentlichen, noch zum Privatrechte. Bey dem Gewohnheitsrechte legt der Verf. Gewicht darauf, S. 15 u. 34, es sey dabey, wie bey Sitte und Sprache, Unabhängigkeit von Zufall, die Gewohnheit beruhe auf dem in allen Einzelnen gemeinsam wirkenden Volksgeiste, auf dem Volksbewußtseyn. Für diese Ansicht ist wohl auch, außer dem großen neueren Werke, schon Hofacker (principia I. §. 123. b.) angeführt worden, freylich nur mit einigen Zeilen, die aber doch auf einer tiefen Ueberzeugung zu beruhen scheinen. Da möchte aber, was unser Verfasser als einen wahren Bestandtheil des entgegen gesetzten Irrthums anführt, doch wohl eben so oft vorkommen, denn kein Volk hat Sitte, Sprache und Recht fertig in seinem Innern liegen, daß sie denn nur bey dem ersten sich ereignenden Falle zum Ausbruche kommen, wie könnte der Verf. sonst so viel von Fortbildung sprechen? z. B. die Sitte, die Halsbinde so nachlässig umzuwer-

sen, wie in der Schlacht bey Steenkerken die jungen Herren gethan hatten, das Wort *fronde* für Tadel, waren gewiß nicht vor der Schlacht, oder ehe Jemand die Gegner von Mazarin mit schleudernden Knaben verglich, im Volksbewußtseyn vorhanden. Auch das s. g. Juristenrecht, oder wie es hier heißt, wissenschaftliche Recht, scheint nicht so von dem Gewohnheitrechte getrennt werden zu müssen, wie es neuerlich geschehen ist; es hat nur das Eigene, daß hier von Leuten, die es verstehen sollen, ein neuer Satz aus dem schon angenommenen gefolgert wird.

In dem dritten Kapitel wird S. 66 die Geschichte und Literatur des Corpus juris der Rechtsgeschichte (auch dem Theile, den man Literärgeschichte nennt) überlassen, aber der Unterschied der drey Rechtsbücher (dessen, was ein Mahl omnis reip. nostrae sanctio hieß) und der nach denselben erlassenen einzelnen Novellen ist hier richtig ausgehoben. Daß nach S. 11 der Prätor gar nicht befugt gewesen sey, auszusprechen, was hinfort Recht seyn solle, könnte man leicht falsch verstehen. Es beruht nämlich auf einem für Manche etwas feinen Unterschiede zwischen dem, wovon der Prätor sage, was er thun werde, dies habe er ohne allen Zweifel gedurft, und dem, wovon er behauptet hätte, es stehe Jemand ohnehin zu, rem ejus esse oder dare oportere, wodurch die prätorischen Klagen, die in factum formulae, etwas Anderes seyen, als die in jus conceptae mit der juris civilis intentio. — Was S. 199 gesagt ist, *coutumes* heiße nicht Gewohnheitsrecht, denn dieses sey *usage*, wäre manchem deutschen Schriftsteller über den Codex sehr zu empfehlen gewesen; so gut wie aber *usage*, im Grunde wie usus auch, Zweyerley

bedeutet, so ist auch *coutume*, wie der Verfasser selber sagt, auch ungeschriebenes Recht.

In der Lehre von der Auslegung ist besonders der Unterschied zwischen dem, was die Römer interpretatio nannten, und dem, was bey den Neueren so heißt, die daraus eine so schöne Lehre gemacht haben, zu empfehlen, dort war hauptsächlich die Fortbildung des Rechts darunter gemeint.

Nun aber des zweyten Buches erstes Kapitel: Wesen und Arten der Rechtsverhältnisse, welches allein noch in diesem Bande Platz gefunden hat. Hier wird denn die Ordnung, wie, im speciellen Theile, vom vierten bis zum siebenten Buche, die Lehren auf einander folgen, angegeben und begründet. Nicht bloß die vielen Zuhörer des Verfs, und wer etwa ein nachgeschriebenes Heft von ihm benutzt hat, sondern auch, wer nur den Grundriß von Hn GR. Pernice, wäre es auch nur aus unsern Anzeigen 1824 S. 621, kennt, weiß es, daß Savigny, selbst bey dem alten Rechte, im Ganzen die Ordnung befolgt, die seit Heisen's Grundriß auf den deutschen Universitäten so sehr verbreitet ist, gewiß mit um deswillen, weil unser Verf. seit dreyßig Jahren darüber gelesen hat. Daraus erklärt sich denn auch, was sonst auffallend scheinen könnte, daß der Verf. von dieser Verbreitung, auf welche der Unterz. auch bey dem Institutionensysteme einen großen Werth gelegt hat, gar nichts sagt, sondern auch hier S. 406. s. auf die Quelle zurück geht, auf das kleine Büchlein, von welchem z. B. zwey Lehrer noch nichts gewußt haben, als sie schon ziemlich große Bücher nach der darin zuerst befolgten Ordnung hatten drucken lassen. Nirgends aber sind die Gründe dieser Ordnung so ausführlich entwickelt

worden, wie hier. Auch dies ist ja wohl schon bekannt genug, daß der Verf. auf das Wort: Vermögen im Gegensatze von Familienverhältnissen, ein großes Gewicht legt. S. 430 b. findet er den Ausdruck Vermögen den treffendsten der dafür gefunden werden konnte, treffender als bona (was übrigens die Römer nur von einer universitas brauchen, zu welcher freylich, was nur in bonis ist und nicht im Eigenthum ex jure Quiritium, auch gehört) denn bona (auch Güter im weitern Sinne) habe einen Nebenbegriff von Beglückung, die das Vermögen gewährt. Das Wort patrimonium, das im Anfange des zweyten Buches von Gaius und von Justinian's Institutionen zwey Mahl und sonst in den von Elwers und von Dirksen eingetragenen Stellen vorkommt, ist nicht erwähnt. Wollte man es tadeln, so könnte man die Beziehung auf pater anführen, daß es etwa vom Vater herkomme, oder nur einer Mannsperson zustehe, oder als Gegensatz von matrimonium, das aber freylich auch nicht bloß von denen gesagt wird, die Mütter werden können. Das deutsche Wort: Vermögen hat aber auch, wie freylich eine Menge anderer Wörter, noch den Uebelstand, daß es nicht bloß im juristischen Sinne, wo es denn auch nicht bloß auf das Privatrechtliche geht, sondern auch auf körperliche Kräfte, z. B. das Zeugungsvermögen, und auf geistige, z. B. das Erkenntnißvermögen, bezogen wird. Die Familienverhältnisse leitet der Verf. von zwey ganz verschiedenen Unvollständigkeiten der Einzelnen ab, zuerst von der Trennung der Geschlechter, deren jedes einzeln für sich betrachtet, die menschliche Natur nur unvollständig in sich enthalte, so daß die Individuen durch die Ehe ergänzt werden müssen. In der Note c.

wird Fichte's bekannter Ausspruch 'die unverheirathete Person ist nur zur Hälfte ein Mensch', zwar als 'etwas energisch' angeführt, er stimmt aber mit der Unvollständigkeit und der Ergänzung, die der Verf. braucht, weit besser überein, als mit dem Urtheile eines andern Schriftstellers, der es eine 'ungeheure Uebertreibung' nennt, und dagegen das Beyspiel von einem Menschen anführt, den der Verf. gewiß nicht für unvollständig und einer Ergänzug bedürftig halten wird. Wäre es erlaubt, etwas Heiliges nicht nur zur Widerlegung von so etwas zu brauchen, sondern auch eine Modethorheit dabey noch weiter zu treiben, so könnte man jetzt sagen, so gut wie Herr D. Strauß es dahin gestellt seyn läßt, ob Jesus nicht etwa gar ältere Brüder gehabt habe, so sey ja auch in der Mythe nur nirgends ausdrücklich gesagt, daß er nicht verheirathet gewesen sey. Zweytens zeige sich eine Unvollständigkeit des Einzelnen in dem zeitlich beschränkten Daseyn der einzelnen Menschen, darauf beruhe die Ergänzung durch Erbfolge, und weil die neu eintretenden Menschen erzogen werden müßten, die durch Verwandtschaft. Die allmähliche Folge der Generationen, die schon S. 30 genannt war, scheint nun völlig hinreichend, auch als Veranlassung der Ehe angeführt zu werden, wie bey der ersten Absonderung der Ehe und väterlichen Gewalt und der Verlassenschaften von dem, was ohne sie seyn könnte, in diesen Anzeigen schon so lange, daß gewiß kein jetzt Lebender sich dessen mehr erinnert, 1789 S. 723 bemerkt ist. Sie gehört zu dem, was natura omnia (mit der bekannten Einschränkung) animalia docuit und ohne was die bloße Metaphysik des Rechts sehr dürftig seyn würde. Hingegen eine Ergänzung anderer Ungleichheiten der Menschen wie die zu-

erst aufgezählten des Geschlechts, z. B. der Rasse, des Alters, der körperlichen und geistigen Verschiedenheiten, durch eine Verbindung mehrerer, gibt es im Rechte nicht, und wäre keine Zeugung nöthig, so würde die Ungleichheit des Geschlechts allein wohl auch keine Ehe bewirkt haben, zumahl da diese doch immer wieder durch den Tod Eines von Beiden getrennt wird, und Fichte nicht sagt, ob ein Wittwer und eine Wittwe, vollends wenn sie Kinder haben (ein solitarius pater), nur zur Hälfte (unvollständig) ein Mensch, oder ein ergänzter Mensch sey.

Zur Rechtfertigung der hier bestrittenen Lehre des Verfs ist schon angeführt worden, es sey hier von der Naturanstalt und dem Naturberufe im Großen die Rede, wobey sehr wohl bestehen könne, daß Einzelne die höhere menschliche Natur auch ohne Ehe in sich auf sehr vollkommene Weise entwickelten. Dabey scheint nun Zweyerley verwechselt zu werden. Die Naturanstalt ist die, daß zwey organische Wesen erst ein organisierendes ausmachen, bey den höheren Organisationen nämlich, die wir vielleicht um deswillen die höheren nennen, weil sie uns am Nächsten stehen, die man aber in so fern gerade niedere nennen könnte, weil jedes Einzelne nur die Hälfte eines organisierenden Paares ist. Dies leidet nun gar keine Ausnahme, aber Niemand wird sagen, jedes solche Thier sey nur ein halbes oder ein unvollständiges und keinem wird ein Vorwurf daraus gemacht werden, daß es nun entweder ein männliches oder ein weibliches, also bey einem Menschen, sey er auch noch so veredelt, der Gottheit noch so nahe, daß er entweder ein Mann oder ein Weib ist.

(Die Fortsetzung im nächsten Stücke.)

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

104. Stück.
Den 27. Junius 1840.

Berlin.

Fortsetzung der Anzeige: System des heutigen Röm. Rechts, von Fr. Ca. v. Savigny.

Diese Naturanstalt nun aber voraus gesetzt, kann ein einzelner Mensch unzählige Mahle gar nicht dazu kommen, auch zu organisieren, wie in der ganzen organischen Natur zwar dafür gesorgt ist, daß sich die Gattung erhält, aber nicht daß jedes einzelne Wesen dazu beyträgt, man denke nur an die, oft die größere Zahl betragenden, Menschen, die sterben, ehe das Zeugungsvermögen sich entwickelt. Wird aber der Mensch wirklich die Hälfte eines organisierenden Paares, so kann ein solches entweder juristisch oder bloß moralisch entstehen, jenes nach Privatrechte durch Ehe, durch den römischen Concubinat, durch contubernium, das der nicht juristischen Verbindung am Nächsten kommt, oder nach öffentlichem Rechte, wie es auch Plato vorzieht, der in der Anmerkung S. 346 eben so gut hätte genannt werden sollen, wie der neuere Schriftsteller, der die Nothwendigkeit der Ehe bestreite. Von allen

diesen Möglichkeiten nur die Eine, unsere Ehe, die auch in der christlichen Lebensansicht ihre höchste Bewährung gefunden habe (Paulus sagt freylich 1. Cor. 7, 27: bist du los vom Weibe, so suche kein Weib, so gut wie V. 21: kannst du frey werden, so brauche deß viel lieber), heraus zu heben und jeden einzelnen Menschen nur für einen halben Menschen, oder, was auf dasselbe hinaus läuft, für einen unvollständigen, der erst durch die Ehe ergänzt werden müsse, zu erklären, ist so wenig philosophisch, als wenn man irgend eine andere Lage, z. B. Lesen und Schreiben oder mehrere Sprachen können, kein Unfreyer seyn, regieren u. s. w., die Alle, gewissenhaft gebraucht, zur höheren Bildung beytragen, umgekehrt aber auch sie hindern, bey der denn freylich weder die Rücksicht auf Erhaltung der Gattung, noch das Verhältniß von 1 zu 2 eintritt, anführen wollte, sie mache den einzelnen Menschen unvollständig. Der ganze Zusammenhang der angeführten Stellen bey Paulus zeigt auch, daß dies nicht die christliche Weltansicht wäre.

Bey dem Unterschiede zwischen obligatio (wenn es S. 339 heißt 'ein Verhältniß der Herrschaft über eine einzelne Handlung nennen wir Obligation', so ist dies nicht genau, man könnte denken, 'wir' seyen die Neuern, zumahl da die neuere Endung mit dem n dabey ist; aber nein, es sind die Römer die es obligatio nennen), und der Familie (wobey es sehr richtig heißt, der Ausdruck sey nicht römisch) sagt S. 343: Erstere sey 'in der Regel' vorüber gehender Natur. Sie ist es aber immer, auch beym Contracte auf ewige Zeiten geht jede einzelne Forderung auf Etwas, wodurch diese aufhören soll; die Ehe hört freylich, wie eben gesagt worden ist, immer auch auf, aber Niemand kann diesen oft gar

schlimmen Umstand für Etwas ansehen, weswegen sie da ist, wie die obligatio sich wesentlich auf eine künftige solutio bezieht. Gesetzt nun, Jemand verspricht, er und seine heredes wollten Etwas nie thun, ist dies nicht eine obligatio ad dandum vel faciendum, wenigstens ad praestandum, und hört sie je auf? Unterz. möchte fast das Erste verneinen und sagen, es ist ein Versprechen einer, wie bey den Römern sehr oft geschah, verabredeten oder vom judex zu bestimmenden Summe, auf den Fall, daß nicht Wort gehalten wird, und diese Forderung, wenn sie einmahl statt findet, soll auch aufhören.

Bey dem Einflusse der väterlichen Gewalt auf das Vermögen heißt es S. 353: 'das Kind ist unfähig für sich selbst Vermögen zu erwerben'. Abgesehen nun davon, was man auch bey Hauskind oft vergißt, daß Kind in der einfachen Zahl infans heißt, und nur in der Mehrzahl liberi, wobey hier noch die, vorher und nachher erwähnte, väterliche Gewalt auch bey dem Satze selbst genannt werden müßte, ist er weder in allen Rechten, noch auch nur im Justinianischen Rechte mehr wahr. Allerdings steht bald darauf, die Personeneinheit werde eingeschränkt durch die Peculien, und es wird dabey noch hinzu gesetzt: die zum Theil fälschlich so genannten. Der Verf. weiß es natürlich viel besser, als man ihn verstehen könnte.

Gegen diese Anordnung der Lehren hat nun der Unterz. um so weniger, als er schon lange das Institutionensystem für das heutige Recht nicht so passend gefunden hat, als für das römische, besonders als für das alte römische, wo der Unterschied zwischen liberi und servi, auch abgesehen von der davon ganz verschiedenen (also nicht, wie es S. 405 heißt, die Lehre komme

zwey Mahl vor) potestas, eine summa divisio der Personen und bey allen Lehren höchst wichtig war, und wo das alienum jus weit mehr Wirkung hatte, als jetzt die s. g. Familienverhältnisse. Dazu kommt nun die schon angeführte ungemeine Verbreitung der Ordnung, die der Verf. befolgt. Ein anderer hier gar nicht erwähnter Umstand, der für diese Ordnung spricht, ist denn auch die von dem Unterz. schon lange bemerkte Uebereinstimmung mit dem Systeme der Digesten, also der großen römischen Werke ad edictum und, die Versetzung der Verlassenschaften abgerechnet, auch ad Sabinum, da von den einzelnen Lehren die in rem actiones in der zweyten, die aus Obligationen in der dritten, die s. g. Familienverhältnisse, freylich nur der Ehe und Vormundschaft, nicht auch der väterlichen Gewalt, die nur im ersten Buche vorkommt, in der vierten, und die Verlassenschaften in der fünften pars, versteht sich im Großen, d. h. so daß Einiges, was zu diesen vier Lehren gehört, noch in der fünften und sechsten pars nachgeholt wird, vorgetragen werden. So kann man also den Unterz. eben so wohl einen Vertheidiger des Digestensystems, von dem man so lange gar keine Ahnung hatte, als des Institutionensystems nennen. Als letzterer wird er denn fast im ganzen §. 59. von S. 394 bis 407, dargestellt und widerlegt, so daß er sich oben die Erlaubniß ausgebeten hat, hier seine rechtliche Nothdurft dagegen vorzubringen. Zuerst wird eingewandt, man halte das Institutionensystem für 'uralt'. Bey diesem Worte könnte man wohl gar an Servius Tullius denken, da doch noch Niemand über Servius Sulpicius zurück gegangen ist, welchen Cicero so lobt, daß man die Worte recht gut von einem Systeme verstehen könnte.

Wenn dieses Institutionensystem in der Encyclopädie 'sehr alt' heißt, so ist damit nicht mehr gesagt, als es sey nicht erst von Justinian, dem man es so oft vorgeworfen hat, sondern wenigstens schon von Gaius erfunden. Daß es in allen Institutionen der Alten zum Grunde gelegt worden sey, bestreitet der Verf. sehr ernstlich. Davon hängt aber der Werth desselben wohl gar nicht ab, und daß es von Gaius bis auf Justinian im Westen, wie wir aus der Westgothischen lex romana, und im Osten, wie wir aus seinen Institutionen sehen, statt gefunden hat, ist wohl schon genug, um es wahrscheinlich zu machen, daß keine Anordnung eines andern römischen Rechtsgelehrten, deren doch mehrere vornehmer waren und sonst mehr benutzt wurden, als Gaius, mit ihren Abweichungen es verdrängt hatten. Des Verfs Beweise für eine andere Anordnung anderer alten Institutionen sind aus den Ueberschriften der Stellen in den Digesten hergenommen, und wenn man bedenkt, wie überflüssig vollends das Genauere von diesen war, wie man sie schon zu Justinian's Zeit nicht brauchen durfte, und wie, weil man sie nachher nicht brauchen konnte, die Byzantiner und die Abendländer, sich mit dem Namen des Schriftstellers begnügten, so ist es doch gewiß das Mögliche, wenn man daraus, daß allenfalls bey Florentinus in den letzten Büchern die Verlassenschaften abgehandelt werden, zugibt, es lasse sich hören, oder man könne auch annehmen, die Verfasser verschiedener Institutionen seyen von einander abgewichen. Wie wenn Florentinus, oder schon Gaius selbst in den res quotidianae, auch Beylagen gemacht hätte? Daß auch Andere diese Ordnung der Institutionen des Gaius befolgt haben, dafür haben wir, wie der

Verf. sagt: 'nicht den geringsten historischen Grund'. Dies dächte der Unterz. doch nicht, voraus gesetzt, daß man auch nur in Bruchstükken eines größern Werks, die aber doch in Einem fort laufen, und nicht solche disjecti membra poëtae sind, wie einzelne Stellen der Digesten, erhaltene Werke als einen solchen Grund anführen darf. Ein solches fortlaufendes Stück eines Werks haben wir denn an Ulpian's Titeln (wenn man die Ueberschrift des Titelverzeichnisses für den nicht erhaltenen Namen des Werks statt des zweydeutigen fragmenta zu brauchen berechtigt ist), denn daß von der dos schon bey der Ehe gesprochen wird, und daß eine Verschiedenheit der Menschen nach der lex Julia et Papia Poppaea hinzu gesetzt ist, wird doch gewiß kein Beweis seyn sollen, daß nicht auch Ulpian darin das System, wovon die Rede ist, befolgt habe. Das Bruchstück bey Dositheus ist freylich nur ein, und zwar sehr kurzer, Anfang, dieser stimmt aber mit dem Anfange von Gaius und von Ulpian überein. Endlich ein Hauptgrund für die Befolgung der Institutionen von Gaius auch durch Andere, ist denn die von dem Verf. gar nicht erwähnte Reihe der Bücher in den Digesten, also auch in den erwähnten älteren Werken, dort vom vierzigsten bis zum achtundvierzigsten Buche, wo Das, was in der schon erwähnten zweyten bis fünften pars keine Stelle hat, nachgeholt wird. Zu den Personen gehört das vierzigste Buch, von den Freylassungen, zu den Erwerbungen ohne universitas das einundvierzigste, zu denen einer solchen das zweyundvierzigste, von der ehemahligen bonorum venditio, — zu den Obligationen und Actionen die fünf und wenn man das achtundvierzigste mitrechnet, welches in Gaius Institutionen nicht

steht, die sechs Folgenden, nur nicht ganz in derselben Ordnung im Einzelnen, da die Interdicte, etwa wegen des Salvianum, vorn und die obligationes ex delicto, vielleicht wegen der publica judicia, hinten stehen, was in den Institutionen von Gaius und Justinian sich anders verhält.

Wenn nun in Ansehung des Vorwurfs, diese Ordnung sey nicht in allen Institutionen der Alten beobachtet, der Unterz. seit dem Aufsatze des sel. Göschen im ersten Bande der Zeitschrift f. gesch. RW. sich gebessert zu haben scheint, so läßt sich ihm nicht dasselbe Zeugniß geben, was den Vorwurf in der Note f. betrifft, er stelle eine bloße Hypothese auf, in den Institutionen von Gaius seyen gar nicht durchaus zum ersten Mahle personae, res und actiones getrennt, sondern höchstens seyen diese Institutionen das erste juristische Werk, worin dies geschehen, es habe sich gewiß bey irgend einem einzelnen nicht juristischen Schriftsteller schon so Etwas gefunden, was denn, ob es gleich ein dem Rechte fremdartiger Einfall war, zu allgemeiner Anerkennung gekommen seyn soll. Gegen die hier vom Verf. getadelte Bemerkung hat sich schon der sel. Zimmern erklärt, und ein Anderer, der sonst dem Abschnitte vor den Obligationen beytrat, hat geglaubt, ein Drittes außer Personen und Sachen, müßten die Gedanken gewesen seyn. Zu dem aber, was nun schon in der vom Verf. angeführten Stelle im Magazin gesagt ist, wo es also jeder Leser nachsehen kann, ohne daß der Verf. es zu wiederholen brauchte, die drey fast auf einander folgenden Stellen (man muß nur die constitutiones principum als einen aus späterm Rechte eingeschobenen Titel denken) fr.

40. u. 41. D. 1, 3 und fr. 1. D. 1, 5, wo omne jus in drey Theile getheilt wird, gehörten wohl offenbar zusammen und gingen alle, da es von der ersten, bey der es am Wenigsten erwartet würde, seit Cujacius, bekannt ist, von der zweyten (Anfang, Dauer und Ende, was am vollständigsten bey den obligationes zum Grunde liegt) es aber wohl Niemand leugnen wird, nicht die Juristen allein an, sie sehen wohl Alle, also auch die hier bestrittene Dreyheit in den Institutionen, Etwas, was die Juristen nicht erfunden, sondern bey ihren Vorträgen beybehalten hätten, wie z. B. es bey dem Unterschiede eines allgemeinen Theils von einem besondern auch unser Verf. thut, da derselbe gewiß auch schon bey Nichtjuristen vorkommt; und zu dem, daß schon Aristoteles (Phys. 2, 7.), wie Mag. 6. S. 305 ausführlich sagt, der Vorgänger der, gerade auch bey Juristen eine Zeitlang beliebten, vier causae von Ramus, die mit den drey Fächern der Institutionen von Gaius Aehnlichkeit haben, gewesen ist, mag hier noch hinzu gesetzt werden, daß der Vorzug einer Haupteintheilung, auch als Unterabtheilung beym Einzelnen brauchbar zu seyn, dieser von Gaius gar sehr zukommt. Was bey allem Menschlichen, z. B. bey der s. g. Statistik, recht gut zum Grunde gelegt werden kann, ist z. B. auch bey den Testamenten gar nicht übel, wenn man von den dabey zu betrachtenden Personen, den dabey zu behandelnden Sachen und dann von den Handlungen spricht. Wenn nun bisher noch keine einzige Stelle bey einem alten Nichtjuristen gefunden worden ist, worin alle drey Puncte aufgezählt würden, so daß man aus personae und negotia bey Cicero de Inv. 1, 24. und der bekannten Stelle in

Donat res und personae, erst die Dreyheit herstellen muß, wie aus dominium und jus in ea re bey den Alten, und dominium und hypotheca bey den christlichen Kaisern, eine ähnliche hergestellt wird, so daß die noch nicht angeführte Stelle von Quintilian 10, 1. 4. rebus, personis, affectibus, wohl noch die vollständigste ist, so findet sich doch auch bey neueren Schriftstellern, unabhängig, dasselbe, z. B. bey Hert, de collisione legum (opusc. 1. S. 4. §. 3.) man sey der Obrigkeit unterworfen, nach der Person, den Sachen und den Handlungen.

Bey der Lehre von den Personen wird dem Unterz. aus einem, wie der Verf. kurz vorher selbst sagt, schon 1812 geschriebenen Aufsatze, der also älter ist, als die Entdeckung von Gaius, bis zu welcher man recht gut glauben konnte, dieser werde die Civität, als eine eigene Verschiedenheit der Menschen, vorgetragen haben, und erst bey Justinian sey sie als etwas Veraltetes weggelassen worden, die Meinung zugeschrieben, die er seitdem in allen Ausgaben der Rechtsgeschichte, von der sechsten an, ausdrücklich bestritten hat, allerdings ohne zu sagen, er habe selbst einmahl das Gegentheil geglaubt, nämlich die Personen würden in den Institutionen nach den drey status, die man verlieren könne, die also bey der capitis diminutio zum zum Grunde liegen, vorgetragen.

Ueber die Grenze des zweyten und dritten Theils, hat der Unterz. schon mehr drucken lassen, als über irgend eine bey dem Institutionensystem, es mag hinzu gesetzt werden: wie es Gaius und Justinian befolgen, irgend aufzuwerfende Frage. Da heißt es nun S. 401: nach 'Einigen' bildeten die Obligationen den Anfang des

dritten Theils. Diese Einigen sind nun alle Schriftsteller, die seit Justinian davon sprechen, namentlich die Glossatoren, bis in das sechszehnte Jahrhundert, und auch in der neuesten Zeit ist es außerhalb Deutschland bey weitem die herrschende Meinung. Als Grund für die entgegen gesetzte wird vorläufig angeführt, die Obligationen seyen res incorporales. Die so entscheidende Antwort hierauf, die Actionen, man kann hinzu setzen, auch die Satisdationen, Exceptionen und Interdicte, seyen es gewiß auch, — wie alle Gegner es zugeben, so unbequem es ihnen auch ist, und wie man kaum denken sollte, daß es Jemand nach den im Mag. 5. S. 395 angeführten Stellen, wozu noch c. ult. C. 7, 33. mit actiones . . ut incorporales constitutae kommt, leugnen würde, — es bliebe also für den dritten Theil nach diesem Schlusse gar nichts übrig, wird gar nicht erwähnt. Für jene Meinung sind nun geradezu vierzehn Gründe angeführt worden, und diese bringt der Verf. auf Einen zurück, den er noch dazu in sofern nur halb anführt, als bey Theophilus, dies ist der von ihm angeführte, die Sache zwey Mahl vorkommt, ein Umstand, der die von Einigen (hier ist Einige gewiß nicht zu wenig, vielleicht war es gar nur Einer) dagegen erhobenen Zweifel, er habe sich wohl nur nicht recht präpariert gehabt, doch gewiß höchst unwahrscheinlich macht. Das Zeugniß des Theophilus hält nun der Verf. für von gar wenig historischem Gewichte, weil Th., der freylich, Gott weiß wie lange, über Gaius gelesen hatte, nicht wissen konnte, welches die Absicht von Gaius war, wenn man nicht ohne den geringsten Beweis annehmen wolle, Th. habe darüber bey Einem (es können so-

gar Viele gewesen seyn) ältern Schriftsteller eine Nachricht gefunden, wie die Eintheilung in drey Theile zu verstehen sey. Wenn nun die dreyzehn anderen Gründe auch hierher gesetzt werden, die noch nirgends Alle zusammen gestellt worden sind, wovon sieben vor funfzehn Jahren, die vier folgenden vor acht, die zwey letzten vor drey Jahren, Beides in einem Buche, wovon diese Bände nur eine Auflage erlebt haben, stehen, hier kurz angegeben werden, und noch eine Verweisung auf manches seitdem von Gegnern oder Vertheidigern Gesagte hinzu kommt; so wird diese Anzeige vollends größer, als irgend Eine des Unterz., der nun fünfundfunfzig Jahre an diesen Blättern arbeitet; aber Anzeigen von dieser Größe werden jetzt immer häufiger und ein Werk, wie das gegenwärtige, rechtfertigt wohl eine noch seltenere Ausnahme. Also 2) obligatio und actio gehören im alten römischen Rechte zusammen und sind verbunden schon in den Institutionen in sofern, daß 3, 13 (14) de obligationibus, 4, 6 de actionibus überschrieben ist, ganz anders als 1, 3 und 2, 1.; noch weit mehr aber in den Digesten 44, 7 verglichen mit 1, 8., welcher letztere Titel auf die drey vorher gehenden folgt, die von Personen handeln und im Constitutionencodex 4, 10. Dazu kommt, daß wenn man nun aus Gaius weiß, die condemnatio, die gewöhnlich ein Stück der actio war, sey immer auf Geld gegangen, die actio geradezu auch eine obligatio war, da die Definition von dieser ganz auch auf jene paßt, freylich nicht auch umgekehrt. 3) Bey den Obligationen ist immer die daraus entstehende actio erwähnt, bey den Personen und Sachen nicht. Gegen diesen Grund sind Einwendungen angeführt, aber auch hoffentlich beantwortet in

den G. g. A. 1837. S. 1397 u. f. 4) Gaius hat drey Mahl eine summa divisio, Eine bey den Personen, Eine bey den Sachen und eine Dritte? Nicht wahr bey den Actionen? Keineswegs, sondern bey den Obligationen. Bey Justinian ist die bey den Sachen, divini und humani juris weggelassen, dagegen bey den Actionen auch Eine (was für die nach Gaius aufgekommene Viertheiligkeit ein Grund wäre, daß sie schon zu Justinian's Zeit statt gefunden hätte, wie auch Schrader vermuthet, G. g. A. 1832. S. 1698, nur kommt noch eine Neue, damit nicht erklärte, bey den Interdicten vor). 5) Die Eintheilung der Bücher von Gaius, der mit den Actionen das vierte Buch anfängt, soll bey dem angeblichen Braun 'sonnenklar, enthalten, daß die Obligationen zum juri rerum gehören, und in den Institutionen von Gaius stehe nun einmahl was darin steht und damit ist die Sache zu Ende'. Unser Verf. führt diesen Grund so wenig an, wie Schrader, man müßte denn die Worte: 'dem Inhalte und Anfange des mit den actiones anfangenden Abschnitts' so verstehen, und hält auch was nach Braun 'sonnenklar' ist, nur für 'wahrscheinlicher'. Nun aber der fünfte Grund, der hier angegeben werden soll, ist nicht bloß die Widerlegung des Grundes der Gegner, sondern der: Justinian's Institutionen weichen von denen des Gaius ab, in der Trennung der Actionen von den Obligationen, nicht aber in der der Obligationen von den Sachen, also ist dieses eher eine Haupteintheilung als jenes, denn es ist eher anzunehmen, daß man von seinem Muster bey einem weniger wichtigen Abschnitte, als bey einem wichtigern, abweiche. 6) Die legis actio-

nes bey Gaius haben mehr Aehnlichkeit mit den Obligationen, als die uns früher bekannten, oder in Rom später entstandenen actiones oder formulae, denn auch jene erforderten nicht ein judicium, so wenig wie die Entstehung der Obligationen. 7) Wenn, wie oben gezeigt worden ist, die Aufzählung von Personen, Sachen und Handlungen nicht bey den römischen Rechtsgelehrten entstanden, sondern nur von ihnen, wenigstens von Gaius, auf das Recht angewandt worden ist, so gehören Obligationen, Actionen (so wohl legis actiones als actiones) Satisdationen u. s. w. weit eher zusammen, sie sind alle Forderungen, als daß die Actionen allein, deren Name freylich bey der Anwendung des Allgemeinen auf das Juristische beybehalten wurde, Handlungen wären und die Obligationen Sachen. 8) Actio in dem Titel de actionibus und dem zunächst folgenden hat einen engern Sinn (weitern ist im Mag. 5. S. 427 ein schon in den gelehrten Anzeigen bemerkter Schreibfehler), als wenn actiones als das Dritte genannt worden, wo doch gewiß noch vieles Andere dazu gehört. So hat das Wort actio einen weitern Sinn als persona und res, wie dies bey dem Letzten, was man aufzählt, auch in anderen Fächern sehr gewöhnlich ist, z. B. der natürlichen Körper, die weder Thiere noch Pflanzen sind, gibt es mehr, als die bloßen Mineralien. Man könnte sagen, es sey wie bey einem Aufzuge, wo vorn oft mehr Ordnung ist, als hinten. 9) Die Obligationen werden, nachdem res corporales und incorporales genannt sind, noch besonders erwähnt bey Gaius p. 149. v. 6. und in Justinian's Instit. pr. 3, 10 (11.) mit dem nicht recht guten Namen quaeque ei debitae sunt. 10) Die Erwer-

bung der Obligationen durch Andere wird besonders vorgetragen, aber die Erwerbung der hereditas nicht, und die der actio auch nicht, woraus denn wohl folgt, die actio gehöre mit der vorher abgehandelten obligatio zu demselben dritten Theile, so gut die hereditas mit dem dominium zu demselben zweyten. 11) Die Actionen sind bey Gaius ganz etwas Anderes, als im heutigen Rechte. Auch die legis actiones, die er vorträgt, weil aus ihnen die actiones (formulae) entstanden sind, und weil sie noch zu seiner Zeit zuweilen vorkamen, sind ein eigenes, wie gesagt, den Obligationen ähnliches Rechtsverhältniß, wie wir Keines haben, da das Recht zu klagen, nicht vom magistratus ertheilt und vor einem judex zu verfolgen, bey uns die sich von selbst verstehende Folge eines jeden klagbaren Rechtes ist, wie man schon öfters gezeigt hat. Der Verf. S. 403 findet viel zum Processe Gehöriges in den legis actiones; aber auch da ist doch der Gerichtsstand, der Beweis, die Rechtsmittel gegen ein Urtheil und die Execution nicht vorgetragen, ohne die sich doch wohl keine Lehre vom Processe denken läßt. 12) In den älteren Werken, als die Institutionen sind, war die Lehre von den in rem actiones in einer andern pars, über welche noch bey Justinian's Regierungsantritte Eines der sechs Collegien von den Antecessoren gelesen wurde, vorgetragen, als die von den in personam actiones, die auch ein Solches ausmachten. Da ist es doch wahrscheinlich, daß Rechte an Sachen und Forderungen auch in Gaius Institutionen getrennt waren. 13) Alle andere unkörperliche Sachen, außer der obligatio, die genannt sind, bewirken eine in rem actio, wie das dominium an einer körperlichen Sache,

die obligationes eine in personam, es ist also natürlich, daß jene mit dem dominium zusammen gestellt werden, nicht aber diese.„ 14) In den Digesten 1, 8. ist zwar im fr. 1. §. 1. von unkörperlichen Sachen und auch von obligationes als unkörperlichen Sachen die Rede, aber sie selbst stehen nicht im zweyten Theile des ersten Buchs, vom fünften bis achten Titel, sondern 44, 7. wie die dort nicht genannten actiones. Einen andern dreyzehnten Grund hatte Unterz. in den G. g. A. 1832. S. 1697 darin zu finden geglaubt, daß nach Schrader in der ältesten, gewiß vor Wernerischen, Handschrift der Institutionen, der Bambergischen, der Titel de obligationibus vor allen Andern von dem Vorhergehenden getrennt ist; allein er 'gibt zu', ohne daß es ihm Jemand eingewendet hat, daß dies nur für die schon angeführte Behauptung, nach Justinian sey die Grenzlinie des zweyten und dritten Theils dort gewesen, und zwar schon vor Wernerius, dem man etwa diese Meinung zuschreiben möchte, beweist. Auch von den vierzehn Gründen, die übrig bleiben, gibt er zu, daß nicht Alle für sich schon so beweisend sind, wie Theophilus, im Gegensatze von dessen, wie gesagt, wiederholtem Zeugnisse, wo, nicht warum der zweyte Theil aufhöre, der Verfasser alle anderen, auch die dreyfache summa divisio und die Erwähnung der Actionen nur bey den Obligationen S. 402 innere nennt. Der achte und neunte sind mehr neue Entkräftungen des Gegengrundes, der davon hergenommen wird, daß unter den unkörperlichen Sachen namentlich auch die obligationes genannt sind.

Uebrigens erklärt der Verf. den ganzen Streit für weniger erheblich, als man gewöhnlich an=

nehme. Sein Gedanke von Vermögensrecht, der nun freylich bey Gaius nicht angekündigt wird, hilft ihm auf jeden Fall, Eigenthum und Rechte an Sachen, was er gegen den Sprachgebrauch derer, die ihm voran gingen, allein Sachenrecht nennt, und die Obligationen folgen nun ein Mahl bey Gaius ununterbrochen auf einander, (die Actionen werden auch hier nicht erwähnt, die doch zumahl bey den Römern ein Theil des Vermögens sind, der gar oft zum omne jus, quod defunctus habuit gehört), es fragt sich, wie der Verf. sagt, nur, ob der zweyte Theil de rebus (man muß auch hier hinzu setzen: in diesem Sinne) das ganze Vermögensrecht umfaßt, oder ob die Obligationen als einleitendes Kapitel dem dritten Theile (de actionibus) voran gestellt sind. Der Unterz. hat sich über die Wichtigkeit der Frage längst, Mag. 4. S. 48, erklärt, für die Praxis sey sie völlig Null, und was er schon damahls für die Beybehaltung einer nun einmahl so oft befolgten Ordnung gesagt hat, ist doch etwas ganz Anderes, als wie diese Ordnung erklärt werden soll; aber eine solche Ordnung recht zu verstehen, ist auch Etwas werth und bestimmte Nachrichten über ihre Entstehung und ihre früheren Schicksale haben wir nicht, es müssen also aus dem Werke selbst genommene Wahrscheinlichkeiten ausreichen. Was aber den S. 404 vom Verfasser aufgestellten status causae et controversiae betrifft, so muß der Unterz. sich dagegen verwahren.

(Der Beschluß im nächsten Stücke.)

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

105. Stück.

Den 29. Junius 1840.

Berlin.

Beschluß der Anzeige: System des heutigen Röm. Rechts, von Fr. Ca. v. Savigny.

Theophilus, dessen Zeugniß, die Lehre von den Sachen höre auf, wo die Obligationen anfangen, er für so erheblich hält, gibt zwar den Grund, warum nun vor den Actionen die Obligationen abgehandelt werden, an, die Actionen entsprängen aus den Obligationen; aber diesen Grund hat er (der Unterz.) immer für falsch erklärt und weit eher mit Schrader angenommen, daß schon Theophilus oder ein Vorgänger von diesem, den der Unterz. nicht zu nennen weiß, eine Viertheiligkeit 1) personae, 2) res, 3) obligationes und 4) actiones vorgezogen habe, wie, bis auf das Vierte, auch die summa novellar. constitutionum Iust. Imp. (in den Ausgaben erst corpus legum, dann gar brachylogus) thut.

Noch ist eine Verwahrung gegen die schon S. 405 anfangende, sonst so ungemein freundliche, Anm. 5., wo es von ihm heißt: 'bey aller Be-

wunderung jenes römischen Systems . . .' (hier kommt die Frage, ob es in anderen Institutionen der Römer auch befolgt sey, oder nur in Gaius, wieder vor) 'räumt er doch ein' (allerdings ist dies eine, zunächst auch in Beziehung auf die oben erwähnte Trennung des Vermögens und der s. g. Familienverhältnisse vorgetragene, Einschränkung jener Bewunderung) '. . . daß manche andere Anordnung zweckmäßiger seyn möchte . .' Wer nun so Etwas sagt, und bey der Befolgung dieses Systems, in der Rechtsgeschichte und selbst in der Encyclopädie so viele Zusätze, die also doch wohl Verbesserungen seyn sollen, anbringt und mit Klammern auszeichnet, dem kann man doch wohl nicht Schuld geben, daß er dem nil admirari untreu werde und ein System bewundere, wovon er selbst zugebe, es verdiene dies nicht. Etwas vertheidigen, was wenigstens sonst verhöhnt worden ist, es sehr natürlich finden und Gebrauch davon machen, heißt doch noch nicht es bewundern.

Doch von dieser Stelle läßt sich mit Zuverlässigkeit vorher sagen, daß der Verf. geneigt seyn werde, sie bey einer neuen Auflage, wovon man ja schon jetzt spricht, zu ändern. Bey anderen Erinnerungen ist dies nicht der Fall, wie der Unterz. Beides aus einem Umstande weiß, der bey allen Anzeigen wohl sehr selten ist, den er aber, trotz seiner langen Praxis in diesem Geschäfte, geradezu zum ersten Mahle erlebt.

Hugo.

Paris.

Bey Arthus=Bertrand, 1839: Recueil de Voyages et de Mémoires, publié par la Société de Géographie. Tome quatrième. 868 Seiten in Quart.

Der Hauptzweck der geographischen Gesellschaft zu Paris, unedierte Reise- und Länder-Beschreibungen heraus zu geben und von älteren gedruckten neue verbesserte Ausgaben zu besorgen, wie er bey der Anzeige des ersten Theiles in diesen Blättern (Jahrg. 1827. St. 113.) kurz angegeben ist, wird in dem vorliegenden vierten Theile auf beiderley Weise verfolgt und wir haben über sieben verschiedene Werke zu referieren. Das erste, bisher ungedruckte, Mirabilia descripta per fratrem Jordanum, ist aus der einzigen bekannten Handschrift des Baron Walckenaer genommen. Der Verf. Jordanus de Severaco, dessen Familienname wahrscheinlich Catalani war, ein Dominicaner, seit dem Jahre 1321 mit einer Mission in den Orient, besonders nach Persien, beauftragt, und im Jahre 1330 von dem Pabste Johann XXII. zum Bischof von Columbum ernannt (d. i. Colam an der Küste von Malabar, nicht Colombo auf der Insel Ceylon), fand dort in seinem Bekehrungsgeschäfte durchaus keinen Anklang, vielmehr von Seiten der Muhammedaner harte Verfolgungen und kehrte nach einiger Zeit nach Europa zurück. Seine Mirabilia, ein im Mittelalter beliebter Titel für Reisebeschreibungen, waren ohne Zweifel ein größeres Werk, aus welchem das hier mitgetheilte nur ein Auszug ist; denn außerdem, daß die einzelnen abgerissenen Sätze darauf hinweisen, zeigen die ersten Worte 'Inter Siciliam autem et Calabriam est unum mirabile in mari' deutlich, daß dies nicht ursprünglich der Anfang gewesen ist. Die Länder, von denen der Verf. spricht, scheinen in der Reihe zu folgen, wie er sie kennen lernte: Armenien, Persien, Indien, minor d. i. Afganistan und Baludschistan, und major d. i. Vorderindien, Arabien, Chaldäa, Arran, Georgien,

Chios, Türkey, so daß er über Arabien u. s. w. seine Rückreise machte; dazwischen kommen noch India tertia, d. i. Hinterindien, Aethiopien und die Tatarey, von denen er Einiges vom Hörensagen erzählt. Was er beschreibt, betrifft die Beschaffenheit der Länder, die Sitten der Einwohner und die Thiere, Pflanzen und Steine.

Das zweyte Werk Relacion del viage hecho a la isla de Amat, y sus adyacentes, von D. Jose Andia y Varela, ist der Bericht über eine im Jahre 1774 unternommene Reise nach O-Taïti (Amat) und die umliegenden Inseln, deren geographische Lage, Beschaffenheit und Bewohner genauer, als es bis dahin geschehen war, beschrieben werden. Die Namen der einzelnen Inseln sind noch nicht genau fixiert und bey verschiedenen Reisenden finden sich für ein und dieselbe Insel verschiedene Namen. — Die hierauf folgenden Vocabulaires appartenant à diverses contrées ou tribus de l'Afrique recueillis dans la Nubie supérieure par M. Koenig liefern einige gute Beyträge für die Sprachvergleichung und für die Kenntniß der Verwandtschaft der Nubischen Völkerschaften, deren Sprache mehr oder weniger eine Aehnlichkeit mit dem Arabischen erkennen läßt. Eben so wichtig wäre es wohl gewesen, auch einige Flexionsformen der Nomina und Verba mitzutheilen, da einzelne Wörter immer leicht aus einer fremden Sprache entlehnt seyn können, ohne daß eine nähere Verwandtschaft statt findet, wie dies hier auch bey den Sprachen von Darfur, Barnu und Mandara angedeutet ist, welche nur wenige Wörter aus dem Arabischen aufgenommen haben. In den drey genannten Sprachen findet sich dasselbe arabische Wort unter drey verschiedenen, aber zusammen fallenden Bedeutungen, nämlich sebah

in Barnu aurore, in Darfur est und wieder in Darfur und in Mandara matin, wo beide Mahle gewiß auch sebah oder sabah statt saba zu lesen ist. So ist auch zu verbessern S. 185 kidâb in kitâb und S. 187 belà in belâd.

Die drey nächsten Stücke sind verbesserte Ausgaben von Schriften, welche bisher nur unvollständig gedruckt waren; die eine Itinerarium fratris Willelmi de Rubruk war zum Theil zuerst von Rich. Hakluyt im J. 1600 lateinisch und englisch bekannt gemacht, dann von Purchas aus einer Handschrift etwas vermehrt und so in mehrere Sprachen übertragen und im Auszuge in mehrere Sammlungen von Reisebeschreibungen aufgenommen, wie in die Versameling der Reizen, T. 1. Collection of Voy. T. IV. und in deren deutschen Uebersetzung Bd 7. Jetzt erscheint das Werk zum ersten Mahle vollständig aus der Vergleichung von fünf Handschriften, von denen sich vier in England und eine zu Leyden befinden. Die Herren Fr. Michel und Th. Wright, welche die Vergleichung besorgten, haben eine Handschrift, welche sie für die älteste hielten, als Text zum Grunde gelegt und die Varianten der übrigen sind dem Texte unter gedruckt. Durch diese neue Bearbeitung wird die Erzählung der Gesandtschaftsreise nach der Tatarey im J. 1253 nicht nur in mehreren Stükken berichtigt, sondern auch bedeutend vermehrt. — Dem anderen Werke, welches hier in einer aus zwey Handschriften verbesserten Ausgabe erscheint, Johannis de Plano Carpini historia Mongalorum quos nos Tartaros appellamus, geht vorauf eine sehr ausführliche Einleitung über die älteren Reisen in die Tatarey überhaupt und die des Johann von Carpin insbesondere, über die Veranlassung seiner Mission und über seine

Lebensverhältnisse, dann auch über die Mogolen und ihre Eroberungen unter Tschingiz Chan, wobey auch Mehreres über den Priester Johann beygebracht wird. Die Varianten der Handschriften sind unter dem Texte angegeben. — Es folgt Itinerarium Bernardi Sapientis et sociorum ejus. Kaum die Hälfte dieser im Jahre 970 unternommenen Reise nach Aegypten und dem gelobten Lande steht in Mabillon Acta Sanct. P. II. und sie erscheint hier zum ersten Mahle vollständig aus einer Londoner und einer Oxforder Handschrift. Ganz neu hinzu gekommen ist Extractum de libro Arculfi, episcopi Galliae tempore Bedae presbyteri, worin besonders Jerusalem und die Umgegend und andere Städte Palästinas beschrieben, auch Damascus, Alexandrien und Constantinopel kurz berührt werden.

Fast ganz dieselben Städte und Gegenden betrifft die letzte, bisher unedierte Schrift: Relatio de peregrinatione Saewulfi ad Hierosolymam et terram sanctam. In der vorauf geschickten Einleitung bemerkt Herr d'Avezac, wie es Herrn Wright, welcher diesen Reisebericht aus einer Handschrift zu Cambridge abschrieb, wahrscheinlich sey, daß der Verf. eigentlich Wulf geheißen und von seiner besondern Neigung zu Seereisen den Namen See-Wulf angenommen habe, und Hr d'Av. bringt es dann, durch eine sorgfältige Untersuchung und Zusammenstellung aller Angaben der Schrift selbst, zur Gewißheit, daß die Reise mit mehreren Wallfahrern am 13. Julius 1103 unternommen wurde. Von Monopolis aus kamen sie über Rhodus, Cypern und Joppe nach Jerusalem; die Hauptpuncte der Stadt und Umgegend und die vorzüglichsten Oerter Palästinas, welche die Reisenden noch berührten, werden kurz beschrieben und die Rückreise wieder

über Joppe und Cypern nach Erekli gemacht, wo die Erzählung plötzlich abbricht.

F. W.

Ebendaselbst.

Druck und Verlag von A. W. Hayn. Das schwere Athmen. Untersucht von Dr J. Hoppe. 61 Seiten. 1839. 8.

Der Zweck dieser anziehend geschriebenen kleinen Schrift ist vornehmlich der, zu zeigen, daß die Dyspnoe durch Stockung der Athembewegung entstehe. Diese letztere betrachtet er von einem neuen, wenigstens in diesem Sinne noch nicht gehörig hervor gehobenen Gesichtspuncte. Bey ihm nämlich diene die Luft vorzüglich als 'Bewegungsmedium für die respirierenden Gebilde'. Er sagt darüber S. 12 Folgendes: 'Sie verhält sich zu diesen, wie die Erde zu den Gehwerkzeugen und wie die freye Luft der Atmosphäre zu den Flugbewegungen des Vogels. Luftmangel erstickt, d. h. lähmt die Medulla oblongata; aber verhindert, hemmt und erschwert zugleich das Athmen und zwar nicht deshalb, weil keine Luft zum Blute gelangen kann, sondern deshalb, weil das Medium der Bewegung fehlt. Entleert man die Lungen, so sehr als es nur möglich ist, so hat dies auf die Bildung des Arterienblutes, bey der Dauer weniger Secunden, gar keinen Einfluß. Schließt man aber dann Mund und Nase und versucht man zu athmen, so wird die Ursache der nun entstehenden Dyspnoe einleuchten. Man bewegt dann den geringen Rest der noch vorhandenen Luft auf und ab, und zwar mit um so größerer Anstrengung, je weniger die Luftwege durch den Rest der Luft ausgedehnt werden kön-

nen, fühlt bey der Bewegung des Einathmens, wie die Nasenwände, in Folge der Luftverdünnung im Innern, sich zusammen legen und müßte dasselbe für den ganzen Luftcanal folgern, wenn er ganz luftleer wäre. Die Luft dient also zur Vollziehung der Athembewegungen'. Diesen Gedanken führt er bey den einzelnen ursächlichen Formen des schweren oder bey fortbestehendem Respirations-Bedürfniß gehemmten Athmens näher durch. Von diesen nimmt er vier an 1) schweres Athmen in Folge von Schwäche und Erlahmung der Nervenkraft; 2) in Folge localer, materieller Verhinderung der Athembewegung und zwar a) in Folge von verhindertem Eintritte der Luft, sey es wegen Luftmangel oder wegen Verengerung der Luftwege an irgend einer Stelle; b) in Folge von materiellen Hindernissen der Bewegung bey sonst ungestörtem Eintritte der Luft. 3) Schweres Athmen in Folge der gleichzeitigen Verwendung der Respirationsmuskeln zu anderen Verrichtungen; 4) durch Unterbrechung der automatischen Function in Folge geistiger Zustände. Bey diesen allen weist er nach, daß nicht Luftmangel, Lufthunger die Ursache der Dyspnoe sey, sondern eben jene gestörte, unterbrochene oder aufgehobene Bewegung der Athmungsorgane, deren gleichmäßig fortarbeitender Mechanismus dem Körper ein unerläßliches Bedürfniß ist.

S. 1032. Z. 9 v. o. statt sehen lies seyen

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

106. 107. Stück.
Den 2. Julius 1840.

Göttingen.

Der vierte Junius war, wie gewöhnlich, der Tag, an welchem die Preisvertheilung an die Studierenden statt fand. Die Preisfragen sind im vorigen Jahrgange S. 1041 bereits bekannt gemacht. Die Rede ward in Abwesenheit des auf einer gelehrten Reise nach Italien und Griechenland begriffenen Hofraths Ottfr. Müller durch Hn Geh. Just. R. Mitscherlich gehalten, der die Gelegenheit benutzte, die Wichtigkeit der Uebungen des lateinischen Sprechens und Schreibens zu empfehlen.

Der theologischen Facultät war nur Eine Schrift überreicht worden, die jedoch des Preises nicht würdig befunden wurde, wiewohl die Facultät dem Fleiße des Verfassers Gerechtigkeit widerfahren ließ.

Um den Predigerpreis hatten sich acht Concurrenten beworben, von denen zwar Keiner den vollen Preis erhielt, jedoch dem Verfasser von № 5., Herrn Justus Anton Philipp Sattler aus Speele im Hannöverschen, funfzehn Thaler,

und dem von № 6., Herrn Herman Haccius aus dem Celleschen, dreyßig Thaler, jedoch ohne Druckkosten, zuerkannt wurden.

Die juristische Facultät hatte zwey Preisschriften erhalten. Der Preis ward Hn Wilhelm Leist aus Westen im Hannöverschen, das Accessit Hn Georg Alex. Otto Mejer aus Clausthal ertheilt.

Die medicinische Facultät hatte gleichfalls zwey Schriften erhalten. Den Preis erhielt Hr Moses Polack aus Celle; das Accessit Hr Friedrich Alexander Druiding aus Ostfriesland.

Die philosophische Facultät hatte nur Eine Schrift geliefert bekommen, die jedoch des Preises nicht würdig befunden ward.

Die Aufgaben für den 4. Junius des nächsten Jahres 1841 sind folgende:

ORDO THEOLOGORUM

postulat

ut de fontibus, indole et dignitate librorum disseratur, quos de historia ecclesiastica scripserunt Theodorus Lector et Evagrius.

Certaturis de praemio homiletico proponitur locus Rom. XII, 18. addita denuo admonitione, ut orationibus brevis argumentorum descriptio praemittatur.

ORDO IURISCONSULTORUM

proponit hanc quaestionem:

Explicetur, quid sentiendum sit de exceptionibus, quas ob non impletum contractum, vel propter non rite impletum contractum obiici dicunt.

ORDINIS MEDICI

quaestio haec est:

Quae medici forenses de combustione spontanea docent, ea a multis recentiorum in dubium vocantur. Postulat igitur Ordo medicus, ut sedulo colligantur combustionis sic dictae spontaneae exempla, critique subiiciantur examini, atque iudicium de hac re ad illustrandam physiologiam praxinque forensem feratur.

ORDINIS PHILOSOPHICI

haec est:

Status Aegypti sub imperatoribus Romanis I et II. post Chr. n. saeculo ita describatur, ut ante omnia forma huius terrae provincialis explicetur. Res divinae et literariae excludantur. In usum vocentur inscriptiones, quarum magnam partem collegit Letronnius, insigniores duas illustravit Rudorffius.

Leyden.

Bey S. und J. Luchtmans, 1839: 1) Specimen e litteris orientalibus, exhibens Sojutii librum de interpretibus Korani, ex Ms. Codice Bibliothecae Leidensis editum et annotatione illustratum, quod annuente Summo Numine, praeside viro clarissimo Henrico Engelino Weijers, die Veneris XIV Junii Anni 1839 in auditorio majori ad publicam disceptationem proponit Albertus Meursinge, Drentanus. 188 u. ۴۳ (43) Seiten groß Octav.

2) Specimen e litteris orientalibus, exhibens diversorum scriptorum locos de regia Aphtasidarum familia et de Ibn - Abduno poeta, ex Mss. Codicibus Bibliothecae Leidensis editos, latine redditos et annotatione

illustratos, quod annuente Summo Numine, praeside viro clarissimo Henrico Engelino Weijers die Martis XXV Junii Anni 1839 in auditorio majori ad publicam disceptationem proponit Marinus Hooguliet, Medioburgensis. VIII u. 164 Seiten gr. Quart.

Zwey sehr fleißig gearbeitete Werke, aus dem kostbaren Handschriften-Schatze zu Leyden hervor gegangen und von der dortigen Academie unserer Bibliothek zum Geschenk gemacht. Das erste enthält von der einen Seite den arabischen Text, von der andern zuerst eine arabisch geschriebene, gereimte Dedication an Hn Prof. Weijers, dann S. 1—50, Prolegomena, S. 51—154 Anmerkungen und S. 155—188 ein alphabetisches Namenregister. Die Prolegomena geben im ersten Paragraph sehr ausführliche Nachrichten über das Leben und die Schriften des Sojuti und zwar zuerst nach einer Selbstbiographie, die freylich von Flügel schon in den Wiener Jahrbüchern vom J. 1832 im Auszuge übersetzt und dann von Tornberg zu Upsala arabisch und lateinisch heraus gegeben war, aber hier jetzt weit genauer und vollständiger erscheint. Die Hauptmomente aus Sojuti's Leben dürfen wir als den Orientalisten bekannt voraus setzen, weshalb wir hier nur die Bemerkung hinzu fügen wollen, daß die Uebersetzung durch sehr ausführliche Anmerkungen erläutert wird. An diese Selbstbiographie des Sojuti schließt sich eine zweyte Lebensbeschreibung aus einem Auszuge der Biographien seines Zeitgenossen Sechawi, die mit ziemlicher Unparteylichkeit abgefaßt zu seyn scheint, indem die Bitterkeit, welche hier und da durchblickt, durch das stolze Betragen, welches Sojuti in seinen späteren Jahren annahm, veranlaßt wurde, und daneben seine Gelehrsamkeit

eine gebührende Anerkennung findet. — Bey der Aufzählung seiner Werke hätte erwähnt zu werden verdient, was auch Hn Flügel entgangen ist, daß unser Abd el-Rahman el-Sojuti der Habdurrahman der neueren Mediciner ist, von welchem wir das Buch besitzen: De proprietatibus ac virtutibus medicis animalium, plantarum ac gemmarum tractatus triplex nunc primum ex arabico idiomate latinitate donatus ab Abrahamo Ecchellensi. Paris 1647; eine andere Ausgabe mit Anmerkungen von Jean Eliot, die nach verschiedenen Angaben zu London 1649 oder zu Leyden 1699 erschienen seyn soll, ist dem Ref. noch nicht zu Gesicht gekommen. Als Polygraph und Compilator schrieb Sojuti auch mehrere Werke über medicinische Gegenstände, aber er gesteht selbst, daß seine Kenntnisse in der Medicin sehr unbedeutend seyen.

Der zweyte Paragraph handelt von dem hier edierten Werke und von der, in Europa einzigen bekannten Handschrift desselben; diese enthält noch ein anderes Buch des Sojuti über angesehene und gelehrte Männer seiner Zeit, dessen Herausgabe Hr M. ebenfalls hoffen läßt; der Codex ist gut geschrieben und gut erhalten. Der Zweck des Verfassers war, von den berühmtesten Interpreten des Corans und von ihren Commentaren Nachricht zu geben, aber er ist leider! durch den Tod an der Vollendung verhindert; denn obgleich nach der alphabetischen Anordnung der Namen keine Lücke bemerkbar ist, da sie bis zum letzten Buchstaben fortlaufen, so vermißt man doch unter ihnen einige Männer, welche gewiß eben so berühmt waren, als mehrere der genannten und einige Mahle findet sich nichts als der bloße Name und dann ein leerer Platz in der Handschrift, wo der Verf. offenbar noch, wie sonst, einige Le-

bensumstände, Schriften und Zeitalter der gedachten Personen hat nachtragen wollen.

Im dritten Paragraph gibt der Herausgeber den Plan seiner Bearbeitung an; der Text der Handschrift wurde nur da geändert, wo offenbare Fehler waren; ein großer Theil der Veränderungen betrifft indeß nur die grammatischen Formen der mit Worten ausgeschriebenen Jahreszahlen. Die einzelnen Artikel, deren 136 sind, wurden mit fortlaufenden Zahlen versehen, um in den Anmerkungen und dem Register leichter verweisen zu können. In den Anmerkungen nun sind die schwierigeren Stellen, z. B. die Vorrede und die eingestreuten Verse ins Lateinische übersetzt, da das Arabische oft ganz gleichförmig und meistens so leicht ist, daß eine vollständige Uebersetzung nicht nöthig schien; dann werden andere Schriftsteller angeführt, bey denen man mehr über die gedachten Exegeten finden kann, und überall bemerkt, wenn Hadschi Chalfa, von dessen bibliographischen Lexicon der Herausgeber außer Flügel's Ausgabe noch zwey vollständige Handschriften benutzte, ihre Commentare nennt und ob diese noch in den europäischen Bibliotheken vorhanden sind; auch über die im Vorbeygehen genannten Männer wird das Nöthigste beygebracht und besonders die Nomina relativa, Ansab, erklärt. Am häufigsten wird auf Ibn Challikan verwiesen, nach den Ausgaben von Slane und dem Ref., so weit sie reichen, sonst nach Tydeman's Conspectus; auch werden die Tabacat el-Hoffadh des Dahabi häufig citiert und des Ref. frühere Vermuthung, daß die von ihm herausgegebene Epitome dieses Werkes unsern Sojuti zum Verf. habe, wird von Hn M. aus Hadschi Chalfa bestätigt. An Handschriften benutzte derselbe zu den Anmerkungen besonders

noch das Lob el-Lobab über die Ansab und das Geschichtswerk des Tagri Berdi, welcher am Schlusse jedes Jahres die in demselben gestorbenen Gelehrten nennt. — Der sorgfältigen Durchsicht des Hn Prof. Weijers verdankt das Werk mehrere sehr schätzbare Zusätze, welche in den Text mit Beyfügung seines Namens in eckigen Klammern eingerückt sind. — Möge Hr M. die Orientalisten bald auch durch die Herausgabe der anderen Schrift des Sojuti erfreuen.

Die zweyte angezeigte Schrift des Herrn M. behandelt ein ungleich schwierigeres Thema, welches auf dem Schmutztitel dahin bestimmt wird: Prolegomena ad editionem celebratissimi Ibn-Abduni poematis in luctuosum Aphtasidarum interitum; und über die Veranlassung sagt Hr M. in der Vorrede, daß er früher unter Hamakers Leitung beabsichtigt habe, aus der von el-Chazredschi verfaßten Geschichte von Jemen diejenigen Stellen auszuziehen, welche zur Vervollständigung der von Johannsen heraus gegebenen Historiae Jemanae dienen könnten. Nach dem Tode Hamaker's, mit welchem er erst einen Theil der sehr schwer zu lesenden Handschrift durchgenommen habe, sey er durch Hn Prof. Weijers veranlaßt, diesen Plan für jetzt aufzugeben und einen Gegenstand zu wählen, dessen Umfang sich von vorn herein leichter übersehen lasse. Tale (opus) fore mihi significavit, si Prolegomena conscriberem ad editionem carminis Ibn-Abduni in interitum Aphtasidarum, cet. Die kurze Einleitung, welche den summarischen Inhalt des Buches angiebt, beginnt dann mit den Worten: Cum nobis propositum sit ea componere, quae apte praemitterentur editioni, quae paratur, carminis celeberrimi poëtae Ibn-Abduni in flebilem illam cladem, quâ

deleta fuit familia regia Aphtasidarum: cet. Es wird sich hieraus leicht der Schluß machen lassen, daß Hr. Prof. Weijers selbst derjenige ist, welcher die Herausgabe dieses Gedichtes beabsichtigt.

Das erste Capitel, mit der Ueberschrift Historia familiae regiae Aphtasidarum, gibt im ersten Paragraph die Quellen dieser Geschichte an: Conde, Aschbach und einige Stellen aus Casiri sind die gedruckten, Ibn Chaldun und Abd el-Wahid el-Marrakischi die ungedruckten, aus denen die betreffenden Stellen arabisch mit lateinischer Uebersetzung mitgetheilt werden. Diese letzteren Quellen haben dazu gedient, die ersteren nicht nur in mehreren Puncten zu berichtigen, sondern auch manche Umstände genauer und vollständiger anzugeben, so daß über einzelne Ereignisse neues Licht verbreitet wird. (Einige Details werden sich noch aus Ibn Challikan schöpfen lassen, welcher in mehreren Artikeln die hier erzählten Vorgänge berührt; die Lebensbeschreibung des Jusuf Ben Taschifin ist in der Berliner Handschrift, welche Ref. mit C. bezeichnet hat, besonders ausführlich und wird darin auch der Ermordung des Omar Ibn el-Aftas und seiner Söhne gedacht. Als die Werke, aus denen Ibn Challikan hier schöpfte, nennt er ein Geschichtswerk, welches ausführlicher sey, als alle übrigen, unter dem Titel el-Mo'rib 'an sîret muluk el-Magrib, von dem der Name des Verf. seinem Gedächtnisse entfallen sey und welches Hadschi Chalfa Nr. 2316, wie es scheint, nur aus den Citaten Ibn Challikans kennt, und kitâb tedkiret el-'âkil ve tenbih el-gâfil von Abul-Heddschadsch Jusuf Ben Muhammed el-Bajjâsi; auch Ibn Chacan ist vielfach benutzt). — Uebrigens hat Hr Prof.

Weijers hier Veranlassung genommen, in einer sehr ausführlichen Note von 13 Seiten den Inhalt des ganzen Geschichtswerkes des Marrakischi, welches er schon bey seinem Specimen criticum benutzte, genauer anzugeben: den Haupttheil desselben bildet die Geschichte der Maßmuditen oder Mohawwiden, es enthält aber auch eine vollständige und sehr schätzbare Geschichte von ganz Spanien und Mauritanien, welche sich auch besonders über die anderen kleineren Reiche und Dynastien verbreitet, in welche Spanien nach dem Aufhören der Ommajjadischen Herrschaft zerfiel, zu denen dann auch das Reich der Aftasiden gehörte, von denen nun Hr H. umständlicher im zweiten Paragraph handelt. El-Aftas stammte aus der Arabischen Tribus Todschib ab und seine Nachkommen bildeten eine unbedeutende Familie, welche zu Miknasa in Africa ihren Wohnsitz hatte; der erste, welcher sich unter ihnen auszeichnete, Abdollah Ben Moslema (bei Ibn Challikan: Moseilema el-Hoseini, wenn letzteres nicht ein Schreibfehler ist für el-Todschibi, da die Züge für beide Wörter im Arabischen sich sehr ähnlich sehen) Ibn el-Aftas, wurde zu Fahß el-Ballut in Spanien geboren und zog durch seine guten Anlagen die Aufmerksamkeit des Statthalters von Badajoz, Sabur, auf sich, welcher ihn zum Präfecten von Merida ernannte und ihm bey seinem Tode die Sorge für seine Kinder empfahl, die aber Abdollah vertrieb, worauf er sich etwa im J. 400 der Hidschra (1009. Chr.) zum Statthalter und nach dem Tode des Soleiman el-Mostaïn im J. 407 zum unabhängigen Beherrscher von Badajoz und Merida aufschwang; er nahm den königlichen Titel und den Beynamen el-Manßur an. Der König von Sevilla el-Mostadhid Ben Abbad, eifersüch-

tig auf die wachsende Macht des Abdollah, verband sich gegen ihn mit Muhammed Ben Adollah el-Birzali, Fürsten von Carmona, mit dem er selbst Krieg geführt und erst im J. 418 Frieden geschlossen hatte; Abdollah schickte ihnen ein Heer unter Anführung seines Sohnes Muhammed entgegen, welcher aber geschlagen und gefangen genommen, nach einiger Zeit indeß wieder in Freyheit gesetzt wurde. Auch behauptete Abdollah seine Unabhängigkeit gegen Ibn Dschahwer, welcher nach dem Tode des letzten Ommajjaden, Hischam, die Herrschaft von Cordova angetreten hatte und von den kleineren Regenten den Huldigungseid forderte; vielmehr ernannte er kurz vor seinem Tode seinen Sohn Abu Bekr Muhammed el-Modhaffer zu seinem Nachfolger. Dieser wurde ums J. 428 (1037) von Ferdinand I. von Castilien und Leon hart bedrängt und rettete sein Reich nur durch die Entrichtung eines Tributes; dagegen war er eine Hauptstütze der kleineren Fürsten, welche sich mit Ibn Dschahwer gegen Jahja Ben Dul-Nun, seit 428 König von Toledo, verbanden; später brachte ihm freylich el-Motadhid von Sevilla eine bedeutende Niederlage bey, doch hatte sie weiter keine Folgen, da die Moslimischen Fürsten wegen der drohenden Stellung der christlichen Heere einen allgemeinen Frieden schlossen. El-Modhaffer war ein Freund der Wissenschaften und selbst Schriftsteller und hat mehrere Geschichtswerke verfaßt (nach Ibn Challikan: das größte und bekannteste ist das nach ihm benannte Buch el-Modhafferi fi 'ilm el-târich, Modhaffericum, argumenti historici); er starb im J. 460 (1068) und ihm folgte sein Sohn Jahja el-Manßur. Anfangs wollte ihn sein Bruder Omar nicht anerkennen, sondern die

unumschränkte Herrschaft von Evora, zu dessen Statthalter er von ihrem Vater ernannt war, behaupten; nachher söhnten sie sich zwar aus, aber nicht aufrichtig. Jahja wurde von dem Könige von Toledo gegen Alphons zu Hülfe gerufen, welcher als Verbündeter des Königs von Sevilla, Muhammed el-Motamid, in das Gebit von Toledo eingefallen war. Jahja eilte selbst mit seinen Truppen dahin, da sich aber Alphons dieses Mahl mit der Verheerung des Landes begnügt und sich dann wieder zurückgezogen hatte, so begab sich Jahja nach Merida, wo er plötzlich im J. 475 (1082) starb. Da er keine Söhne hatte, folgte ihm sein Bruder Abu Muhammed Omar el-Motewekkil, der eben so sehr wegen seiner Tapferkeit und strengen Gerechtigkeit, als wegen seiner leutseligen Herablassung und Liebe zu den Wissenschaften gelobt wird; seine Söhne el-Abbas und el-Fadhl ernannte er zu Statthaltern von Evora und Merida. Alphons setzte seine Streifzüge fort und schritt endlich im J. 487 (1084) zur Belagerung von Toledo; Omar schickt seinen Sohn el-Fadhl zum Entsatz dahin, der aber mehrmals geschlagen wird und sich nach Merida zurückzieht; Toledo ergibt sich am 27. Moharrem 478 (25. Mai 1085; Ibn Challikan im Leben des Motamid Ben Abbad Nr. 697, Fasc. VII. pag. 134 sagt: am Dinstag in der Mitte des Safr 478) und Alphons schickt sogleich Truppen in das Gebiet von Badajoz. Unterdeß hatte Ibn Abbad alle Moslimische Fürsten von Spanien zu einer gemeinsamen Berathung eingeladen, um vereint gegen Alphons etwas zu unternehmen, und es wurde beschlossen, Jusuf Ben Taschifin, Kaiser von Marokko, zu Hülfe zu rufen; die Abfassung des Schreibens an diesen wurde Omar übertra-

gen. (Ibn Challikan führt im Leben des Jusuf Ben Taschifin eine Stelle aus diesem Schreiben an, ohne indeß zu bemerken, daß Omar dasselbe abgefaßt habe, er sagt nur: ein Secretär der Andalusier; er setzt hinzu, Jusuf Ben Taschifin sey der Arabischen Sprache nicht kundig gewesen und habe sich durch seinen Secretär, welcher die Arabische und Morabitische Sprache verstand, den Brief dolmetschen lassen und ihm auch die Beantwortung desselben übertragen, welche Ibn Challikan ebenfalls mittheilt.) Jusuf sagte die Hülfe zu, zögerte aber damit, während Alphons besonders den Omar immer mehr bedrängte, so daß dieser zum zweyten Mahle an Jusuf schrieb; ein Gleiches that auch der König von Sevilla und reiste dann selbst hinüber, um in Person Jusuf um Beystand zu bitten, welcher endlich im J. 478 mit seinen Truppen nach Spanien übersetzte und den Christen eine große Niederlage beybrachte. (Ibn Challikan berichtet: die Ueberfahrt der Truppen von Africa nach Spanien geschah im Moharrem 479 d. i. Ende April oder Anfangs Mai 1086; der Schlachttag war der Freytag 15. Redscheb 479 d. i. 25. October 1086, nach anderen aber im letzten Drittel des Ramadhan d. i. Ende December desselben Jahres. Das Schlachtfeld war die Ebene von Zullaca (nicht Zalaca) vier Parasangen von Badajoz und dieses Jahr wurde nach diesem glücklichen Treffen das Jahr von Zullaca genannt.)

Jusuf ging bald darauf nach Africa zurück, da sein Sohn Abu Bekr, welchen er als Statthalter zurückgelassen hatte, gestorben war; sein Heer blieb aber in Spanien unter Anführung des Sir Ben Abu Bekr, welcher mit Omar vereint den Christen mehrere feste Plätze wegnahm. Da aber Alphons ein neues Heer zusammen brachte,

hielt es Ibn Abbad für gerathener, den Jusuf zu bitten, selbst wieder nach Spanien herüber zu kommen, was auch im J. 481 geschah; unter den Fürsten, welche sich mit ihm vereinigten, wird Omar dieses Mahl nicht genannt, entweder weil er selbst sein Land beständig schützen mußte, da es den Feinden am nächsten lag, oder auch weil er jetzt schon sah, daß Jusuf's Pläne weiter gingen, als bloß seinen Glaubensgenossen Hülfe zu leisten. Bald sahen dies auch mehrere andere Fürsten ein und knüpften deßhalb heimlich mit Alphons Unterhandlungen an; dadurch wurde aber Jusuf veranlaßt, sein Vorhaben nur zu beschleunigen. Als er nun im J. 483 wieder nach Spanien kam, bemächtigte er sich Granada's und schickte den König Abdollah Ben Balkin nach Africa; dann gab er seinem Feldherrn Befehl, Sevilla und Badajoz in Besitz zu nehmen. Sevilla ergab sich bald und der König Ibn Abbad, welcher dem Omar kein besseres Loos gönnte, war so schlecht, ehe er nach Africa abgeführt wurde, dem Jusuf zu verrathen, daß Omar heimlich mit Alphons ein Bündniß geschlossen habe, worüber Jusuf so aufgebracht wurde, daß er seinen Feldherrn Sir befahl, zugleich auf Badajoz zu marschieren und Omar zu tödten. Dieser hätte eine lange Belagerung aushalten können, allein die Einwohner zwangen ihn, die Stadt zu übergeben, zumal da Sir ihm und seiner Familie freyen Abzug bewilligte; als indeß Omar noch nicht weit von der Stadt war, sandte ihm Sir eine Schar Reiter nach, welche ihn und seine beiden ältesten Söhne tödteten; seine jüngeren Kinder, setzt Ibn Challikan hinzu, wurden nach Marokko gebracht. Dieß fällt am wahrscheinlichsten in den Anfang des Jahres 485 (Mitte März 1092), obgleich Andere den Tod des Omar zwey, Andere vier Jahre später setzen.

Dieß tragische Ende hat dem Dichter Ibn Abdun Veranlassung zu einem größeren Gedichte gegeben, welches von den Arabern um desto höher geschätzt wurde, weil der Held Omar auch ein ganz besonderer Verehrer und Beförderer der Wissenschaften gewesen war und in dieser Beziehung handelt noch ausführlicher das zweyte Capitel de Omare al-Motawaccilo, viro docto hominumque literatorum fautore. Der hier aus Ibn Chacan mitgetheilte Abschnitt gibt zwar nur wenige nähere Umstände aus dem Leben des Omar, ist aber theils wegen der Menge eingestreuter Gedichte, theils deshalb sehr schätzbar, weil er die eigenthümliche künstliche Schreibart des Ibn Chacan in hohem Stil und gereimter Prosa kennen lehrt; und so wie die Anmerkungen in dem ersten Theile des Buches meistens die Geschichte betreffen, so bot sich hier und in dem folgenden Theile dem Verf. die Gelegenheit dar, Proben seiner philologischen Studien zu geben durch passende Sprachbemerkungen und Vergleichungen von gedruckten und ungedruckten Stellen aus Arabischen Dichtern. — Auch das dritte Capitel de Ibn-Abduno bringt zuerst die Biographie desselben aus Ibn Chacan und dann drey Stellen aus el-Marrakischi, deren Inhalt kurz dahin zusammen gefaßt wird, daß er zu Evora geboren sey, schon im dreyzehnten Jahre Gedichte gemacht habe, dann der Secretär und beständige Begleiter des Omar geworden sey, nach dessen Tode er in gleicher Eigenschaft bey Sir Ben Abu Bekr und darauf bey Ali Ben Jusuf Ben Taschifin Dienste nahm, und im J. 529 (1134) zu Evora sein Leben beschlossen habe.

F. W.

Breslau.

Bei Aderholz. M. Tullii Ciceronis Oratio pro F. Annio Milone. Ad codicis olim Erfurtensis nunc Berolinensis exemplar lithographico opere quam accuratissime describendam curavit, annotationibus orthographicis et criticis atque compendiorum indice copiosissimo instruxit Guilelmus Freundius 1839. VIII. und 46 Seiten in Quart, nebst 8 lithographirten Blättern in Folio.

Herr Doctor Freund, dessen lateinisches Lexicon bei weiterer Ausbildung und Vervollkommnung einen wesentlichen Fortschritt der lateinischen Lexikographie herbey zuführen verspricht, bietet in diesem Werkchen einen sehr schätzbaren Beytrag zur genaueren Kritik lateinischer Texte. Das allem Anschein nach sehr genaue und zuverläßige Facsimile der Blätter des berühmten Erfurter Codex, welche die Rede des Cicero gegen Milo enthalten, ist erstens auch nach Herrn Professor Wunder's sorgfältiger Arbeit für den Ciceronischen Kritiker immer noch von Werth; zugleich aber ist dies Specimen eines trefflichen Codex für junge Philologen ganz geeignet, um daran einige nöthige Vorstudien für die Kritik lateinischer Schriftsteller überhaupt zu machen, geläufige Abkürzungen und die Orthographie von Handschriften kennen zu lernen, überhaupt sich selbst in die Diplomatik der classischen Literatur einzuführen, deren Versäumniß den Philologen jetzt selbst von Quellenforschern der mittelaltrigen Geschichte manchmal nicht ohne bestimmten Grund vorgeworfen wird.

Die Annotationes beziehen sich auf die Orthographie des Codex und der älteren Ciceronischen Handschriften überhaupt, und drehen sich

meist um die Frage, in wiefern aus den Eigenthümlichkeiten derselben feste Regeln für die Rechtschreibung der Alten und des Cicero selbst und die damalige Gestalt der lateinischen Sprache zu gewinnen seyen. Der Verfasser zeigt sich dabey geneigt, in vielen Fällen eine schwankende Gewohnheit anzunehmen, wo Andre eine feste Gesetzmäßigkeit wahrzunehmen geglaubt haben, und auf bloß äußre Maniren des Schreibens zu reducieren, wovon Andre den Grund in inneren Gesetzen der Sprache gesucht haben. So ist der Schluß seiner erstern Erörterung, daß der Genitiv der Nomina auf ius und ium von den besten Schriftstellern aller Zeiten bald mit dem doppelten (i oder dem großen I), bald bloß mit einem i, ohne Beobachtung irgend einer Regel, geschrieben worden sey, eben so wie die neuern Italiäner den Plural der Nomina auf io willkürlich auf ii, j oder i enden ließen. Bey den Accusativen auf es oder is, wo der Genitiv ium ist, begnügt sich der Verfasser mit der Bemerkung, daß in den besten Handschriften keinesweges, wie behauptet worden, die Schreibart auf is die durchgängige oder herrschende sey. In Beziehung auf die Lautverbindung uu oder uo ist der Verfasser der Meinung, daß die letztere Schreibart bloß aus der nahen Verwandtschaft der Laute u und o entstanden sey, und in der Pronunciation keinen Grund gehabt habe, indem die alten Grammatiker versichern, daß, wenn man auch servos geschrieben, man doch servvus gesprochen habe.

(Der Beschluß im nächsten Stücke.)

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

108. Stück.
Den 4. Julius 1840.

Breslau.

Beschluß der Anzeige: M. Tullii Ciceronis Oratio pro T. Annio Milone. etc.

Eben so glaubt er, durch die Handschriften die Lautverbindung quu von allem Anstoß befreyen zu können, und erklärt aequom, aecum und aequum, und reliquom, reliquum mit reliqum, relicuum, relicum für gleichberechtigt. Noch heben wir hervor, daß er auch objicio für nicht weniger Ciceronisch hält, als obicio.

Nun halten wir zwar diese Zusammenstellung des Verf. für sehr dankenswerth, indem sie nachweist (wenn daran noch gezweifelt wurde), daß aus den Handschriften, auch den besten, die Orthographie des Cicero nicht auf constante Weise herzustellen sey. Wir möchten uns aber vielmehr wundern, daß noch so viel Alterthümliches in den Handschriften geblieben ist, bey der großen Umgestaltung, welche dieselben durch die bessernde

Hand späterer Grammatiker uud Abschreiber erhalten haben. Und nicht in der Rechtschreibung allein: auch von der Grammatik muß man sich wohl überzeugen, wie weit darin unsre Exemplare von Cicero's Handschrift entfernt sind, wenn doch Varro in den letzten Jahren Cicero's als die gebräuchliche Form im Accusativ Pluralis gentis, aber mentes (VIII §. 67) angibt, (welche Feinheit aus unseren Handschriften schwerlich herzustellen seyn wird), und wenn aus Cicero Orat. 47, 157 erhellt, daß er siet neben sit als gleichberechtigt gebrauchte. In solchen Fällen kann ein Editor, der seine Ausgabe nicht für die Schulen bestimmt hat, nicht anders verfahren, als daß er von der echten geschichtlichen Form des Schriftwerks so viel herstellt, als die Quellen und Zeugnisse ihm irgend gestatten. Denn strenge Consequenz wäre freylich in diesen Dingen, besonders bey dem damaligen Entwickelungsgange der lateinischen Sprache, der schon mehr durch mit einander streitende Theorien, als durch die natürlichen Antriebe des Sprachgeistes geleitet wurde, das Allerinconsequenteste.

Darin aber müssen wir dem Verfasser direct widersprechen, daß er die Schreibarten ecus, volsus, adicit, für willkürliche Manieren des Schreibers hält, die zu keiner Zeit mit einer gewissen Gesetzmäßigkeit geherrscht hätten. Die innere Verwandtschaft der angegebenen Fälle weist schon auf ein gemeinsames Gesetz, oder lieber auf eine Neigung des sprechenden Volks hin, gewissen Lautverbindungen, die den Organen nicht bequem oder gefällig erscheinen, auszuweichen. Die unmittelbare Wiederholung desselben Vocals in zwey auf einander folgenden Sylben muß einem lateinischen Munde und Ohre von jeher etwas unangenehmes gehabt haben.

Daß aa, oo nicht aufeinander folgen, dafür hat die Sprache schon auf andre Weise gesorgt, denn eë entgeht sie in mee und dee durch mi und deus, in eens, eentis durch iens und euntis, und zu Redensarten wie auree Sol war geringe Versuchung; viel häufiger aber mußten ii und uu in der Sprache zusammen treffen. Hier konnte nun einer von beiden Lauten auch consonantische Natur annehmen und beide in eine Sylbe verschmelzen, woraus die Gruppen vu, uv, ji, ij entstehen. Mit vu aber war quu sehr verwandter Natur. Nimmt man nun alle Erscheinungen zusammen, die hieher gehören: so sieht man, daß die Sprache sich gegen alle diese Verbindungen nicht gleichgültig verhielt, aber mit verschiedener Kraft des Widerstandes die eine durchgreifender, die andre mehr nach Laune zurückstieß. Von den beiderseitig vocalischen Verbindungen wurde ii gern in i contrahiert, uu in älterer Zeit oft in uo verwandelt; von den halb consonantischen aber vu durch vo oder Auslassung eines u, und quu durch quo oder cu, eine geraume Zeir standhaft vermieden; uv früher durch Veränderung in ov, dann sehr oft durch Contraction, wenn auch nicht immer, entfernt, ji häufig durch Ausstoßung des j beseitigt; ij kommt wohl nur in Compositionen vor. Alle diese Fälle vollständig zu belegen ist in dieser Anzeige nicht möglich; wir brauchen aber auch den in der Geschichte der lateinischen Sprache wohl bewanderten Verfasser nur durch einzelne Andeutungen daran zu erinnern, was alles hieher gehört. Erstens in Betreff des ii die bekannten Genitive, in denen die Contraction wenigstens bis auf August die Regel war. (Daß der Plural nicht derselben Richtung folgte, hat wohl darin seinen Grund, daß das pluralische i,

welches so lange oe hieß, voller, mehr nach Art des ei, ausgesprochen wurde). Dann nicht bloß audisti, sondern auch audit als Perfect, durchherrschend z. B. in den zahlreichen Inschriften am Memnon. (s. diese Anzeigen vom Jahr 1832 Seite 1551). Auch müßten parietes, societas sonst pariites, sociitas lauten. Ferner ji nie am Anfang eines Wortes, dann ădicit, rêicit bey den Dichtern häufig, und nach Servius in Aen. IV. S. 49 bey Virgil selbst da, wo die erste Sylbe lang seyn muß, nicht objicit, sondern obicit, durch quantitative Compensation des ausgefallenen j; daher auch Riegel nur obices, nicht objices heißen, und von ajo nur ais, ait, nicht ajis, ajit gebildet wird. Ferner in Bezug auf uu perpetuom in den Decreta Pisana, arduos noch bey Virgil in guten Handschriften — in Zeiten, wo das uralte os und om sonst nicht mehr für us und um steht. Bey weitem regelmäßiger aber volnos, servos, divos noch in Claudius Zeit herrschend; dagegen ein u ausgelassen in boum und den Perfecten favi, cavi, movi (wie auch langui und liqui); während die Analogie dieser Verba favui, cavui u. s. w. verlangte. Anders hat die Sprache sich in efferbui geholfen. Daher auch lingula für linguula, ungulas für unguulus, und wieder auf andre Weise clavola oder clabula für clavula. Ferner bleibt uv zwar in uva, pluvia, aber älter war perplovere, so wie von der Wurzel FVV fovi, woraus nie fuvi, sondern contrahirt fūi gemacht wurde, wie plūi, lūi, annūi, erūi bei den Aeltern; hernach erst trat nach der Weise der lateinischen Sprache die Verkürzung des u ein. Eben so ist zwar juvenis geblieben, aber Juvis in Jovis verwandelt worden. Wie fremd

die Lautverbindung quu lange der lateinischen Sprache war, zeigt vollkommen deutlich die Declination und Derivatior des Relativums, die nur quojus und cujus, quor und cur, nicht quujus und quus, u. s. w. kennt; selbst ubi, unde, neben ali—cubi, ali—cunde, war nur eine überaus resolute Art, das unaussprechliche quubi, quunde zu umgehen. Ebenso zeigt es die Conjugation von loquor und sequor, da sequuntur und loquuntur mit nicht mehr Recht geschrieben wird als sequutus und loquutus; desgleichen secus für sequus, wie der Comparativ sequius zeigt. Wenn hier die Form sequus mit dem quu ganz verschwunden ist, und dagegen bey equus, aequus u. s. w. sich in Erinnerung erhalten hat, liegt der Grund allein darin, daß die übrigen Casus, in denen kein u auf qu folgt, equi, equo, stets wieder auf jene Form als die ursprüngliche zurückwiesen. Wäre arquus in der zweyten Declination geblieben, so würde sich auch hier das qu noch erhalten haben, wie in dem alten arqui und arquites; dadurch daß es der vierten ganz anheim fiel, welche das u in allen Endungen durchführen mußte, ist arcus in der Sprache fest geworden. Relicuus muß von Worten wie aequus aus dem Grunde getrennt werden, weil hier eigentlich die volle Form reliquuus heißen müßte, da an die Wurzel LIQV die Derivationsform uus angefügt wird, nach der Analogie aller Composita von consonantisch schließenden Verbalwurzeln, die ein kurzes i oder e enthalten, mit den Präpositionen (außer prod und indu), wie Lachmann im Rheinischen Museum für Philologie, Jahrgang VI S. 121, treffend bemerkt hat. Hier war durch die Verwandlung des einen u in o, woraus reliquuom entstanden wäre, dem Uebelstand

noch nicht abgeholfen; darum erscheint relicuum oder relicuom als die regelmäßige Form für die ältere Zeit.

Daß diese Erscheinungen, die so tief in Grammatik und Wortbildung eingreifen, sich nicht auf eine Grille des Schreibens zurückführen lassen, wird uns der Verfasser gewiß beym Ueberblick der ganzen Reihe zugeben, und nach seiner Aeußerung S. 16 wohl nur noch auf Beantwortung der Frage dringen, in wiefern denn diese Lautverbindungen, namentlich vu, den Römischen Organen Schwierigkeit gemacht haben können. Freylich, wie wir das Römische v aussprechen, mit bedeutender Hülfe der Zähne, verträgt es sich mit einem vocalischen u sehr wohl; behandelt man es aber, wie es das ganze System der lateinischen Buchstaben verlangt, als reine Lippen-Aspirate, als ein aspirirtes u, so wird man die Schwierigkeit bald wahrnehmen. Um ihr abzuhelfen, muß man u wenigstens dem o sehr annähern, und ein solcher Mittellaut wurde allerdings noch in Quinctilians Zeit gesprochen (neutro sane modo vox, quam sentimus, efficitur, Inst. I, 7.), während früher wohl das o entschieden vortönte; denn ganz ohne innern Grund werden Quinctilian's Zeitgenossen wohl nicht servus zu schreiben angefangen haben, da ihre Lehrer (nostri praeceptores) noch servos schrieben: in späterer Zeit mag man sich dann durch eine unklare und nachlässige Pronunciation über die Schwierigkeit hinweggesetzt, oder das v ähnlich, wie wir thun, geschärft haben, so daß die späteren Grammatiker freilich equos nur als eine aus älterer Zeit überlieferte Schreibart kennen, die für sie gar keine Bedeutung mehr hatte.

K. O. M.

Köln.

Die Fragmente der epischen Poesie der Griechen bis zur Zeit Alexander's des Großen. Gesammelt von H. Düntzer. 1840. Verlag von J. C. Eisen. 112 S. gr. Octav.

'Mein Zweck', sagt Herr D. im Vorwort, 'war eine vollständige, sorgfältige und übersichtliche Sammlung der episch-erzählenden Gedichte — Parodien und didaktische Gedichte sind ausgeschlossen — zu geben. Wenn schon bey den Fragmenten einzelner Schriftsteller äußerst selten unbedingte Vollständigkeit erreicht wird, so darf ich dieses trotz aller angewandten Sorgfalt von der vorliegenden noch weniger versprechen. Combinationen und Vermuthungen über die einzelnen Gedichte habe ich, wie nahe mir auch diese häufig lagen, mit Absicht von der Hand gewiesen, glaube aber durch die Art der Anordnung der einzelnen Fragmente das Urtheil in dieser Beziehung erleichtert zu haben. Und so dürfte das hier gegebene Material einen festen Grund und Boden zu weitern Forschungen bilden' u. s. w. In der Dedication verbreitet sich Herr D. über die Aufgaben der Philologie und da sagt er unter Andern: 'Die Hauptsache ist, daß man die Studien mit Liebe und ungeschwächter Thätigkeit zu ergreifen und sich Alles innerlich zu Eigen zu machen wisse.' Ferner: 'Die Sprache, als objectivste Gestaltung des Denkens, ist in ihrer innern Wesenheit zu ergreifen; wir müssen nicht bloß den äußerlichen Gebrauch uns aneignen, sondern in die Art ihrer Auffassung, ihrer Vorstellung dringen und hier sind Studien nicht von der Hand zu weisen, von

welchen viele Philologen aus Unkenntniß, wie von einer Ketzerei sich abkehren.'

Bin immer der Meinung gewesen und werde auch trotz der auf gegentheiliger Erfahrung beruhenden Praxis unsrer Tage der Meinung bleiben, daß zur Herausgabe eines Griechischen Schriftstellers wie zum Urtheil über einen solchen vor allen Dingen einige Kenntniß der Griechischen Sprache erforderlich ist. Ferner lebe ich der Ueberzeugung, daß man sich so viel als möglich aller vornehmen Redensarten, wie von Organismus und innerer Wesenheit und dergl. jetzt von Jochen und Jürgen im Munde geführten Floskeln enthalten, desto mehr aber in stiller Bescheidenheit trachten solle, in der Erkenntniß der alten Sprachen Fortschritte zu machen. Gibt man nun aber einen Griechischen Dichter heraus, so kommt zu der Erforderniß allgemeiner Kenntniß der Sprache als unumgängliche Bedingung hinzu Einsicht in den Dialekt und das Versmaß, abgesehen von der Prosodie. Das sind die Elemente und wo diese elementare Kenntniß vermißt wird, da liegt die Unfähigkeit, über schwierigere Dinge philologisch zu urtheilen am Tage.

Der Zufall wollte es, daß mir beym Aufschlagen dieses Düntzerschen Products das Fr. LIV. des Antimachos in die Hände fiel. Das lautet bey Herrn Düntzer:

Γηγενέας τε ϑεοὺς προτερηγενέας τε Τιτῆνας. Das machte mich stutzig, ich wurde aber bald gewahr, daß es mit der Düntzerschen Sammlung der Bruchstücke eine ganz eigne Bewandniß habe. Derselbe hat meines Wissens die alten Auctoren fast nirgend selbst nachgeschlagen, sondern aus den bekannten Specialsammlungen einzelner Epiker excerpiert und zwar in der Regel so unglaublich nachlässig und sinn-

los, daß die Brauchbarkeit dieser Sammlung für Philologen dadurch durchaus vernichtet ist. Mit welcher Gedankenlosigkeit das Abschreibegeschäft von Herrn D. betrieben worden, zeigt z. B. Νόστων fr. III. p. 24. Ὡς δὲ ὁ τῶν Νόστων ποιητὴς τὸ τῆς δούλης κύριον ὄνομα. Wer da nun nicht die Scholien zur Odyssee nachschlägt, weiß ja gar nicht, wovon die Rede ist. In der dilettantischen Flüchtigkeit liegt auch der Grund, warum Herr D. selbst lange, schwierige Bruchstücke meist ohne alle kritische Nachweisungen, die doch bey Fragmentsammlungen doppelt nothwendig sind, gelassen hat. Er hat die Quellen nachzusehen nicht Zeit gehabt. Daher hat er auch nur hier und da aus den Indices bekannter neuer Bücher Fragmente nachgetragen; wo es an Indices fehlt, wie beym Etym. Gudianum, da erwarte Niemand, ein neues Wörtchen zu finden. Und doch war z. B. gerade für Antimachos einiges sehr Interessante aus dem Et. Gud. zu holen.

Um auf jenes oben angeführte Bruchstück des Antimachos zurückzukommen, so hat Herr D. es abgeschrieben von Herrn Bach hinter dem Philetas S. 257. Hätte er die Quelle angesehen, so würde er den freylich auch ohne alle Ansicht derselben einem jeden der Elemente der Griechischen Sprache einigermaßen Kundigen in die Augen springenden prosodischen Schnitzer verbessert und zugleich den Sinn der Worte hergestellt haben.

Damit Niemand glaube, als hätte ich aus Tadelsucht gerade jenen Vers aufgegriffen, will ich mich die Mühe nicht verdrießen lassen, eine Reihe ähnlicher Sünden gegen die Elemente der gewöhnlichen Griechischen Grammatik hierher zu setzen. Ich kann dann das Urtheil über ein so unglaublich leichtfertiges und

vornehm eingeführtes Buch einem Jeden überlassen.

S. 22. heißt ein Vers des Arktinos:

Ἀσκοπά τε γνῶναι καὶ κ᾽ ἀναλθέα ἰήσασθαι.

S. 33. ein Hesiodeischer:

Μιχθεῖσ᾽ ἐν φιλότητι τέκε Γραικὸν ἱπποχάρμην.

S. 34.

Εὑράμενος ἰλέων (sic) μίγη ἐρατῇ φιλότητι.

Ebendaselbst:

Τοὺς ἄνδρας ἐποίησε βαθυζώνους τε γυναῖκας.

S. 36.

Ἶξεν δ᾽ Ὀρχομενὸν Μινυήϊον· καί μιν ὅγ᾽ ἥρως.

S. 42.

Ὃν Χείρων θρέψεν ἐνὶ Πηλίῳ ὑλήεντι.

Ebendaselbst:

Γλακτοφάγων ἐς αἶαν ἀπήναις οἰκί᾽ ἐχόντων.

Ebendaselbst:

Αἰθίοπας τε Λίγυς ἠδὲ Σκύθας ἱππημολγούς.

S. 47.

Ἢ αὐτὸς Παιήων, ὃς πάντα τε φάρμακα οἶδε.

S. 58.

Βοσκομένας ἐσίδῃς, πρῶτον τότε τοι χρέον ἐστιν.

Ebendaselbst:

Γαίης πλουτοφόροου· δίδωσι γὰρ αἰγίοχος Ζεύς.

Ebendaselbst:

Εὐνηθέντας ὑπ᾽ ἠῶ κείνης χθονὸς ἐν δαπέδοισι.

S. 62.

Οἰκία ναιετάασκε πολύῤῥην πολυβοώτης.

S. 74.

Ὦ ἄναξ Λητοῦς υἵ' (sic) ἑκατήβολε Φοῖβε κραταιέ.

S. 75.

Χάος καὶ μέγα χάσμα πελώριον ἔνθα καὶ ἔνθα.

S. 77.

Μαντοσύνην δέ οἱ δῶκεν ἔχειν ἀψευδέα πάντων.

S. 100.

Ἐκ χερὸς εἱστιῶσι καὶ εἰς λοιβὴν χέον εἶθαρ.

S. 101. nach Herrn Düntzers eigner — Emendation!:

Κήρυκας ἀγοῖσι φέρειν μέλανος οἴνοιο.

Ebendaselbst:

Ὡμιλήσαο, ὡς διεπέρσατε Δύμιον ἄστυ,

woraus ὁμιλήσασθαι — addatur Lexicis.

S. 104.

Ὡς εἶτε κλόνιος τε θουρίης σφονδυλίων ἔξ,

wo Herr D. θουραίης schreibt.

S. 106.

Πύδητος καὶ τηλεκλήτου (sic) ποταμοῖο.

Ebendaselbst wird als Fragment des Antimachos angegeben:

Φάγε δ' ὀπτὰ μύκητας πριννίνους (sic), was ja überhaupt von keinem Epiker auch nur seyn könnte.

Nach diesen Proben etwa noch auf Dialekt, Accente und dergleichen Kleinigkeiten einzugehen — Herr D. spricht sogar von Hyperboräern — oder gar nach Aufschlüssen über wichtigere Fragen

zu forschen, wäre Zeitverschwendung. Ist das 'die innnere Wesenheit' der neuen Philologie, so wollen wir vorläufig bey der alten bleiben. Das wäre also 'der feste Grund und Boden!' Bey uns zu Lande pflegen wohl die Bauern zu sagen: 'Wo kein Fundamente is, da is ok kein Grund un Bodden nich.'

F. W. S.

St. Petersburg.

Nachrichten über Chiwa, Buchara, Chokand u. den nordwestlichen Theil des chinesischen Staates, gesammelt von dem Präsidenten der asiatischen Grenz-Commission in Orenburg, General-Major Gens, bearbeitet u. mit Anmerkungen versehen von Gr. v. Helmersen. Auch unter dem Titel: Beiträge zur Kenntniß des Russischen Reiches u. der angränzeuden Länder Asiens. Herausgegeben von K. E. v. Baer u. Gr. v. Helmersen. Zweites Bändchen. 1839. VI u. 122 Seiten in Octav.

Trotz der Handelsverbindungen Rußlands mit Chiwa, Buchara u. Chokand besitzen wir über diese drey Staaten nur höchst ungenügende Nachrichten. In Betreff der beiden letzteren haben wir uns der Hauptsache nach mit den magern Berichten zufrieden geben müssen, welche von russischen Reisenden ausgingen, die jedoch selten oder nie die große von Orenburg nach Buchara führende Handelsstraße verließen. Chiwa anbelangend, so haben wir allerdings durch Murawjeff gehaltreichere Notizen erhalten, in Betreff deren jedoch zu erwägen bleibt, daß der Erzähler die meisten seiner Bemerkungen nicht selbst zu machen Gelegenheit hatte, da er fast während der ganzen Zeit seines Aufenthalts in den Staaten des

Khans im Kerker lebte. Um so mehr schien der Titel des obengenannten Werkes über ein Land zu verheißen, für welches in Folge der jüngst verunglückten, aber unstreitig nicht aufgegebenen russischen Expedition das politische Interesse in Europa bedeutend gesteigert ist. Die Hoffnung jedoch, befriedigende Aufschlüsse über Land und Volk zu finden, wurde keineswegs gerechtfertigt. Nehmen wir aus der gebotenen Uebersicht die Angaben heraus, welche theils durch das auch in deutscher Uebersetzung hinlänglich bekannte Werk Murawjeffs, theils durch ältere russische Berichterstatter, deren Mittheilungen Ehrmann in seiner Sammlung von Reisebeschreibungen (Band 14) aufgenommen hat, auf uns gekommen sind, so besteht die Ausbeute nur in zerstreuten geographisch-statistischen Bemerkungen von untergeordnetem Werthe. Jede Gesammtauffassung der Länder u. der Lebensverhältnisse ihrer Bewohner, in welcher Beziehung wir Fraser in seiner Reise nach Khorasan höchst schätzbare Schilderungen verdanken, wird vermißt. Es scheint sogar, daß dem Herausgeber die mit möglichster Sorgfalt geschehenen Aufzeichnungen des genannten englischen Reisenden völlig unbekannt geblieben sind. Andrerseits wäre eine Zusammenstellung der vorliegenden Angaben mit den Aussagen früherer Reisenden wünschenswerth gewesen.

Die Quelle der hier über Chiwa veröffentlichten Nachrichten sind die Mittheilungen, welche ein zu Astrachan geborener Russe Namens Kowyrsin, der, von Turkmenen gefangen, nach Chiwa verkauft wurde, einen dortigen Steuereinnehmer mehrere Jahre bey seiner Behufs der Erhebung der Abgaben unternommenen Reisen begleitete u. 1826 nach Orenburg entfloh, dem dortigen General Gens machte. Die Notizen über Chokand

und das chinesische Turkestan stammen von einem tatarischen Kaufmann, der jene Districte mehrfach zu durchziehen Gelegenheit hatte.

Der Herausgeber beginnt mit der geographischen Schilderung des Khanats Chiwa, dessen climatischen Verhältnissen u. der künstlichen dem Amu-Darja entnommenen Bewässerung. Die Angabe über Bau, Lauf u. Pflege der Hauptcanäle, welche sich in zahllose kleinere Wasserleitungen verzweigen, über die Sorgfalt, mit welcher für die Reinigung derselben durch Sclaven gewacht wird, über den zur Erzielung einer gesegneten Erndte erforderlichen Wasserstand ꝛc. bieten manches Interessante. Außer der Hauptstadt Chiwa, deren Häuserzahl auf 2200 angegeben wird (Murawjeff nannte deren 3000, Fraser 5000 Familien), werden 74 kleinere Städte namhaft gemacht, deren Häuser, gleich denen in der Hauptstadt, fast durchweg aus gestampfter Erde aufgeführt sind. Der herrschende Volksstamm der Usbek, zu denen der Khan gehört u. die im Sommer meist unter Zelten auf ihren Aeckern leben, wird uns als tapfer, rachsüchtig, brutal geschildert. Murawjeff nennt die Usbek freymüthig, treu, wahrhaftig, grausam; Fraser beschreibt sie als rechtlich, aufrichtig, gutmüthig, gastfrey, frey von aller Zanksucht. Wenn sodann erzählt wird, daß die Turkmenen mit Verlangen einer Verbesserung ihres Zustandes durch die Russen entgegen sehen, so mag um so eher vergönnt seyn, einigen Zweifel in diese Behauptung zu setzen, als jenen in der letzten Zeit erfolglos Gelegenheit geboten wurde, für dieses Verlangen zu handeln. Die größtentheils am rechten Ufer des Amu-Darja nomadisierenden Karakalpaken werden als ein feiger, diebischer Volksstamm von knechtischer Natur geschildert. Neben

ihm findet man in dem Staate von Chiwa etwa 200 in Verachtung lebende und durch vorgeschriebene Kleidung erkennbare Juden und eine nicht unbeträchtliche Zahl von Persern, welche sich die Freyheit erkauft haben und in Dörfern wohnen. Ueber die Anzahl von Sclaven (Murawjeff nennt 30,000 persische u. 3000 russische; Fraser 200,000 erwachsene männliche Sclaven aus Persien u. 12—15000 Russen) sucht man vergebens nach Aufschlüssen. Eine Abhandlung über Lebensart, Verfassung, Gerichtsbarkeit, Abgaben, Handel, Heer- u. Kriegführung ist nur eine dürftige Skizze zu nennen.

Die Bemerkungen über Buchara betreffen fast nur den Handel, der durch Karawanen, zu denen Kirgisen die Kameele stellen, mit Rußland vermittelt wird und vorzüglich in Baumwolle u. dem aus Indien herbey geführten Indigo besteht. Ueber den Handel im Khanat Chokand, der russischerseits von Semipalatinsk aus lebhaft betrieben wird, im chinesischen Turkestan, wohin russische Waaren über Buchara und Chokand geführt werden und in der durch die Chinesen besetzten Dsongarey finden sich aphoristische Bemerkungen.

Hav.

Freyburg.

Wagnerische Buchh. 1840. Die Sprichwörter und Sinnreden des deutschen Volkes in alter und neuer Zeit. Zum ersten Mahl aus den Quellen geschöpft, erläutert und mit Einleitung versehen von J. Eiselein, weiland Oberbibliothekar der Universität Heidelberg. LII und 676 Seiten in Groß-Octav.

Die Sprichwörter haben von jeher und allenthalben allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gezogen, und es läßt sich daher erwarten, daß auch diese Sammlung Käufer und Leser finden werde. Sie scheint aus Collectaneen hervor gegangen zu seyn, in welche außer eigentlichen Sprichwörtern auch gelegentliche Bemerkungen über die altdeutsche Sprache eingetragen wurden. Dieß, vermuthlich, hat die Folge gehabt, daß so manches Althochdeutsche aufgenommen wurde, was weder Sprichwort noch mit einer nicht eben glücklich gebildeten Zusammensetzung 'Sinnrede' heißen kann. Dagegen hätte mehr Rücksicht auf die niederdeutsche Sprache genommen werden sollen, die einen so großen Reichthum an Sprichwörtern besitzt. Auch wird man wünschen, daß die auf dem Titel so genannten 'Quellen' etwas genauer angegeben wären: ein beygesetztes Otfr. Parz. Luth. wird selbst dem kundigsten Leser nicht immer genügen. Doch — um diese kurze Anzeige mit einem Sprichworte zu schließen — wir haben nie verlangt, daß allen Bäumen dieselbe Rinde wachse. (Nathan d. W. Aufz. 4. Auftr. 4.)

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

109. Stück.
Den 6. Julius 1840.

Göttingen.

Die vierte Säcular-Feyer der Erfindung der Buchdruckerkunst wurde auch von unserer Universität am 24ten Junius zwar einfach, aber mit Würde begangen. Die Vorlesungen blieben an diesem Tage durch eine Beschlußsession des Senats ausgesetzt. In Folge einer Einladung Sr Magnific. des Herrn Prorectors Consistorial-Rath Gieseler versammelte sich das Corps der Universität in dem Senatsaale des Universitäts-Gebäudes um ein Uhr. Von da begab sich dasselbe in feyerlicher Procession in die Aula, wo es durch ein dazu componiertes Chor von Männerstimmen empfangen ward. Nach Beendigung desselben bestieg Herr Consistorial-Rath Dr. Lücke den Catheder und hielt die Festrede in deutscher Sprache, die in diesen Tagen im Druck erscheinen wird, vor einer sehr zahlreichen Versammlung. Ein zweyter Chorgesang beschloß die Academische Feyer.

Die weitern Festlichkeiten, ein Festmahl und am folgenden Tage ein Ball waren durch eien Comité der Herren Buchhändler und Buchdrucker

angeordnet, und fielen zu allgemeiner Zufrieden-
heit aus.

Physiologische Preise.

In Bezug auf die am 28ten May 1838 auf-
gegebenen und im 101ten Stücke der Göttinger
gelehrten Anzeigen desselben Jahrs veröffentlich-
ten Preisaufgaben machen die Unterzeichneten
bekannt:
daß eine Beantwortung der ersten Aufgabe
'eine auf genaue und quantitative Versuche
begründete Erforschung,
a) der zuerst von Eberle beobachteten, auf-
lösenden oder chymisicierenden Wirkung, wel-
che die Schleimhaut des Magens bei Gegen-
wart einer Säure auf die Nahrungsmittel aus-
übt; und
b) der Wirkungsweise des Lab bey der Ge-
rinnung der Milch'
nicht eingegangen ist, und dieselbe daher mit der
Bestimmung von Neuem aufgegeben wird, daß
spätestens am 1ten März 1841 die Beantwortun-
gen derselben eingegangen seyn müssen;
daß dagegen der mit dem Motto 'Dies diem
docet' bezeichneten Beantwortung der zweyten
Preisaufgabe
'ob die so genannten unorganischen Elemen-
te auch dann in den Pflanzen sich finden,
wenn sie denselben von außen nicht dargeboten
werden, und ob jene Elemente so wesentliche
Bestandtheile des vegetabilischen Organismus
sind, daß dieser sie zu seiner vollständigen
Ausbildung durchaus bedarf?'
der Preis zuerkannt werden soll, so bald der
Verfasser seine werthvolle Arbeit vervollständigt
haben wird:
1) durch eine genaue chemische Analyse des

von ihm zu den angestellten Versuchen angewandten, mit Säuren behandelten Sandes;

2) durch die Untersuchung der Einwirkung, welche längere Zeit hindurch angewandtes kohlensäurehaltiges Wasser auf solchen Silicate enthaltenden Sand etwa ausübt, und

3) durch die Ausmittelung des Einflusses, den etwa die Substanz der Gefäße, in denen die analysirten Pflanzen erzogen wurden, auf den Gehalt derselben an unorganischen Elementen gehabt haben, was am füglichsten auf die Weise würde geschehen können, daß der Verfasser noch mit wenigstens einer schnellwachsenden Pflanze (z. B. mit Buchwaizen oder Kresse) vergleichende Versuche in Blumentöpfen von der früher benutzten Art und in Glasgefäßen anstellte.

Auch wünscht man, daß der Verfasser die Beantwortung der ersten Abtheilung der Preisfrage bestimmter hervorhöbe, und erwartet, daß derselbe eine Probe des zu den Versuchen benutzten Sandes, so wie von den nachträglich noch zu analysirenden Pflanzen einschicke.

Zugleich haben die Unterzeichneten anzuzeigen, daß derselbe Freund der Wissenschaft, von welchem die Preise für die Lösung der obigen Aufgaben ausgesetzt sind, wiederum zwey Preise, jeden von 30 Pistolen, bestimmt hat

1) Für eine gründliche physiologisch-chemische Untersuchung der Natur des Chlorophylls, mit besonderer Berücksichtigung der Elementar-Zusammensetzung seiner Bestandtheile, und derjenigen Folgerungen, welche daraus hinsichtlich seiner Entstehung und seiner Veränderungen in den Pflanzen gezogen werden können.

2) Für die Lösung der Frage: 'Ist der Milchzucker aus der Milch verschiedenartiger Thiere identisch, oder giebt es verschiedene Ar-

ten von Milchzucker? — Es wird verlangt, daß der Milchzucker wenigstens aus den folgenden 6 Milcharten, nämlich aus Hunde- Kuh- Pferde- Esel- Ziegen- und Frauen-Milch rein dargestellt, daß von diesen 6 Milchzuckerproben das Atom-Gewicht bestimmt und die Elementar-Analyse gemacht, so wie daß in Bezug auf ihre Eigenschaften namentlich auch die Frage entscheidend beantwortet werde, ob und unter welchen Umständen sie gährungsfähig seyen und welche Producte sie bey der Gährung liefern.

Die Concurrenzschriften müssen in deutscher, lateinischer oder französischer Sprache leserlich geschrieben, und mit einem Motto, so wie mit einem versiegelten Zettel, welcher außen mit demselben Motto bezeichnet ist, innen aber den Namen, Stand und Wohnort des Verfassers enthält, vor dem 1ten März 1841 an einen der Unterzeichneten portofrey eingesendet werden.

Göttingen den 28ten May 1840.

F. G. Bartling. A. A. Berthold. F. Wöhler.

Berlin.

Berlin bey Dunker und Humblot 1840. Geschichte der brandenburgisch-preussischen Artillerie, bearbeitet von Louis von Malinowsky, Premier Lieutenant der dritten Artillerie Brigade, und Robert von Bonin, Premier Lieutenant der Garde Artillerie Brigade. Erster Theil 192 S.

Nach der Ankündigung dieses Werks, soll es die Geschichte der brandenburgisch-preussischen Artillerie in fünf Abtheilungen enthalten: I. Organisation. II. Die mechanischen Einrichtungen. III. Das Artillerie-Material. IV. Ausbildung. V. Tactik. In einem Anhange sollen noch Col-

lectaneen zur Geschichte der br. pr. Artillerie geliefert werden. Der jetzt erschienene erste Theil enthält außer einer Einleitung: die Organisation in personeller Hinsicht, nämlich Formation und Etats, Ersatz, Entlassung und Versorgung, Nachricht über das Officier Corps, Personen-Chronik, die Stückgießer, am Schluße Nekrologen der höhern Artillerie Officiere, und zwar des Grafen zu Lynar, des von Schönberg und v. Sparr. — Die Geschichte einer einzelnen Waffe hat nicht nur für sie selbst und das Heer, sondern auch für den Staat, dem sie angehört, ein großes Interesse, das der Ausländer darf sie nur in beschränkter Masse in Anspruch nehmen. Den Verfassern gebührt das Verdienst, eine Geschichte der br. preuß. Artillerie zuerst bearbeitet zu haben. Der Mangel an gedruckten Werken ward ihnen durch Mittheilungen aus öffentlichen und Privat-Archiven ersetzt; durch diese befanden sie sich im Stande, viele bis dahin unbekannte Notizen zu liefern, und insbesondere ein mit vielem Fleiße ausgearbeitetes Verzeichniß aller in der br. preuß. Artillerie gedienten Officiere mit kurzen Nachweisungen ihrer Beförderungen der Zeit und den Ursachen ihres Abschieds aufzustellen, das vielen Familien in Preussen, denen sie angehören, ein willkommenes Geschenk seyn wird: Alle diese hier gelieferten Nachrichten eignen sich nicht zu einem Auszuge; nur über einige Behauptungen in der Einleitung erlauben wir uns nachstehende Bemerkungen: In allen stehenden Heeren traf die Artillerie das unverdiente Schicksal, als die an Kopfzahl schwächste und am wenigsten Parade machende Waffe, gegen die Reiterey und die Infanterie vernachlässigt zu werden, vorzüglich war dies in Preussen der Fall. Selbst in der Periode des größten Glanzes der preussischen Armee, als diese allen europäischen Heeren zum Muster

diente, zur Zeit Friedrich II, stand die preußische Artillerie den andern Waffen nach, genoß weder im Inlande noch im Auslande diejenige Achtung, welche sie vermöge ihrer bey vielen kriegerischen Veranlassungen bewiesenen Tapferkeit, verdiente. Allein diese Tugend genügt nicht allein den Ruf eines wissenschaftlichen Corps zu bilden. Wenn Friedrich II. (histoire de mon tems) selbst von ihr behauptet: 'es war unter den Officieren, Artilleristen und Ingenieurs im Laufe des Krieges ein Wettstreit, wer von ihnen die mehrsten Fehler machen würde', so scheint das Urtheil, die preußische Artillerie habe damals wenig wissenschaftlich gebildete Officiere gehabt, gerechtfertigt zu seyn. Aehnliche Ansichten äußerte der König gegen Mirabeau (Schilderung des preußischen Heers), wenn er von seinen Artilleristen sagte: was haben diese Leute für große Verdienste? Ist es denn so außerordentlich schwer, recht zu richten und zu treffen?' In v. Bärenhorst vortrefflichen Betrachtungen über die Kriegskunst findet sich nachstehende hierher gehörende Stelle: 'die preussische Artillerie stand mit ihrem schlechten, mangelhaft angefertigten Materiale in einem geringen Ansehen und hatte bey wenig guten Officieren die Stufe der Ausbildung noch lange nicht erreicht, die der König unter stetem Anrühmen der französischen Artillerie, durch die Verlegung ihres Regimentes nach Berlin, durch Eröffnung eines Hörsaals der Mathematik, durch Verwendung großer Summen auf ihre praktische und theorethische Ausbildung, so wie durch ausgedehnte Versuche von ihr verlangt hatte'. — In der bemerkten Einleitung zieht der Verf. die Wahrheit der von Miribeau angeführten Aeußerung des Königs in Zweifel, und hält die Schilderung Bärenhorsts für grell und leicht zu widerlegen. Er räumt ein, Friedrich II. habe der Ar-

tillerie selten seinen Beyfall geschenkt, und gegen sie Vorurtheile bewahret, die in ihrer Organisation, in seinen Ansichten und durch die Meinung, daß sie dem Offensiv-Vermögen der übrigen Waffen lästige Fesseln anlege, begründet gewesen wären. Aber er behauptet: die preußische Artillerie habe zuerst von allen Artillerien (bereits 1746) den bey allen deutschen Artillerien bemerkbaren Handwerksgeist der Vorzeit abgelegt gehabt; eine Behauptung, mit der wir uns nicht einverstanden erklären können. In der Artillerie war bald nach Beendigung des siebenjährigen Krieges ein neues Licht in Frankreich aufgegangen, das sich mehr oder weniger in allen Artillerien, am spätesten aber in der preussischen verbreitete. Zwar trat in selbiger ein Mann von Genie und Kenntnissen auf, Tempelhof nämlich erwarb sich durch Ausbildung der bis dahin vernachlässigten theoretischen und mathemathischen Zweige der Artillerie-Wissenschaften, große Verdienste, allein unter den höhern Officieren, die noch ganz dem alten Handwerksgeiste anhingen, stand er gleichsam isolirt, ward nicht nur von jenen nicht unterstützt, sondern es wurde ihm oftmahls entgegengewirkt. Noch größere Schwierigkeiten fand Scharnhorst, der als Ausländer und in einem nicht hohen Grade (als Oberst-Lieutenant) in die Artillerie eingetreten war, seine Ansichten, wie den auffallenden Mängeln derselben abzuhelfen stehe, ins Leben treten zu lassen. Selbst der alt gewordene Tempelhof erklärte sich gegen ihn, der in den Generalstab versetzt und sich des Vertrauens seines Monarchen erfreuend, seine damalige günstige Stellung benutzte für die Vervollkommnung einer Waffe zu arbeiten, der er zwar nicht mehr angehörte, aber deren Wesen und Werth er genau kannte. Er ging von dem Grundsatze aus: um sich allgemeine Achtung zu

erwerben, muß man Grund haben, sich selbst zu achten. Daher war sein Bestreben darauf gerichtet, den jungen Officieren einen zweckmäßig eingerichteten wissenschaftlichen Unterricht zu Theil werden zu lassen; dieses erreicht, folgt die Ausbildung der Unterofficiere und Gemeinen von selbst. Ein seinem Zweck entsprechendes Exercier-Reglement erschien, praktische und theoretische Versuche nach einem großen Maßstabe werden angestellt, die innere Organisation und das Material verbessert, alte und unwissende Officiere entlassen. Auf Scharnhorst's Vorschlag wurde der König bewogen, einen talentvollen jungen Prinzen des Königlichen Hauses, den er selbst zu einem gelehrten Artilleristen gebildet hatte, an die Spitze der Artillerie zu stellen. — Wer würde es wagen dürfen, jetzt noch die Behauptung aufzustellen, daß im preussischen Heere die Artillerie der Cavallerie und Infanterie an tactischer Bildung nachstände? — Gern unterschreiben wir den Schluß der Einleitung: — 'die preussische Artillerie gelangte im Laufe der letzten Decennien zu einer höhern tactischen Ausbildung, durch welche sie mit einer angeeigneten, bisher fast kaum für denkbar gehaltenen Selbstständigkeit sich zu erheben wußte. Wie die riesenhaften Schritte zu ihrer Vervollkommnung in der Zeit eines fünf und zwanzig jährigen Friedens statt fanden, wie die zu lebendiger Thatkraft erweckte Waffe sich in dem unerschöpflichen Gebiete der Wissenschaft Eingang und Licht verschaffte und sich in allen Richtungen praktisch und intellectuell ausbildete, geht mit Klarheit aus den durch ihren Chef bewirkten Verbesserungen hervor.'

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

110. 111. Stück.
Den 9. Julius 1840.

Indica.

Der Referent, durch manigfache literarische Arbeiten in Anspruch genommen, konnte dem Vertrauen der verehrlichen Redaction dieser Blätter im Anzeigen ihm übertragener Werke nicht in der, gewöhnlich dafür bestimmten, Frist entsprechen. Dadurch ist die Anzahl der ihm zu diesem Zwecke vorliegenden Werke, welche sich auf Indien beziehen, so angewachsen, daß er sich genöthigt sieht, sie zusammen zu fassen und so kurz als möglich in einem Artikel zu besprechen. Es ist dies um so leichter mit den Pflichten der Critik ausgleichbar, da diese Werke fast allesammt von anerkannten Meistern in diesen Studien ausgehend, ihrer Aufgabe mit der an ihren Verfassern aus früheren Schriften her bekannten Tüchtigkeit genügen und dem Ref. fast nur die Verpflichtung obliegt, die Bereicherung, welche diese Literatur durch dieselbe erhalten hat, anzuerkennen und, so weit er vermag, ihrem Umfange nach zu würdigen.

Diese Werke sind erschienen in

In Bonn (dem Hauptsitze der indischen Musen, drey), in Oxford, in München, in Berlin, in Frauenfeld.

Ihre Titel sind:

1) Ramayana id est Carmen epicum de Ramae Rebus gestis(,) poetae antiquissimi Valmicis opus. Textum codd. mss. collatis recensuit, interpretationem latinam et adnotationes criticas adjecit Aug. Guilelmus a Schlegel Dr. Prof. p. o., Eques ord. aquilae rubrae cl. III. cum lemnisco, commendator ord. guelph. Eques ordd. scti Vladim. et Vasae Legionisque honor.; soc. o. Acad. Scientt. Boruss., Soc. honor. Acad. Petropol. Monac. et Berol. Artium. Eleg. Societ. Scientt. Gotting., Societt. Asiat. Calcutt. Paris. Londin. Societt. Bombaiens. et Britann. Litt. Hafniens. Antiquit. Septentr. indagandis. — Voluminis Primi Pars Altera; Volum. Secundi Pars prior. Typis regiis. Sumtibus Editoris 1838. (gr. 8.; 315; 362).

2) Çrîgîtagôvindah. — Gitagovinda; Jayadevae poetae indici Drama Lyricum. Textum ad fidem librorum manuscriptorum recognovit, Scholia selecta, adnotationem criticam, interpretationem latinam adjecit Christianus Lassen, Professor Bonnensis P. e. Societt. Asiatt. Bengal. et Britann. nec non Soc. Reg. Scientt. Norvag. Socius Honor. Impensis Librariorum Koenig et van Borcharen 1836. Prostat Londinii Anglorum apud Black et Armstrong et Lutetiae Parisiorum apud Heideloff et Campe (4. XXXVIII, 143.)

3) Pânini's acht Bücher Grammatischer Regeln, herausgegeben und erläutert

von Dr. Otto Böhtlingk. Band 1. Pâni-ni's Sûtra's mit Indischen Scholien; ashṫa-kam Pân'inîjam. Pân'inimunêh' Sûtrân'i pan'd'ita dvaja virak'itavjâkhjâna sahitâni bôdhalingâbhidhêna çôdhitâni (des Weisen Panini Sûtren sammt der von 2 Pan-dits verfaßten Erklärung herausgegeben von Bodhalinga (eine im Sanskrit bedeutsame Umwandlung des Namens); rênâkhjanadà tîrasthê Bon'n' anâmnê nagarê mudritâni (gedruckt in der am Rhein genannten Fluß stehenden Stadt Namens Bonn) samvatsarê (im Jahre) 1839. Bey H. B. König. (8. 662 Seiten.)

4) The Sa'nkhja Kárika or Memorial Verses on the Sánkhja Philosophy, by I's-wara Kríshna; translated from the Sanscrit by Henry Thomas Colebrooke Esq. also the Bháshja or Commentary of Gaurapáda; translated, and illustrated by an original comment, by Horace Hayman Wilson M. A. F. R. S. Member of the Royal Asiatic Society, and of the Asiatic Societies of Paris and Calcutta etc. etc.; and Boden Professor of Sanskrit in the University of Oxford. Printed for the Oriental Translation Fund of Great Britain and Ireland by S. Collingwood Printer to the University, published by A. J. Valpy A. M. London 1837 (4. XIV, 194 u. 48 indischer Text und 6 Variations and Corrections).

5) Die Philosophie der Hindu; Vaedanta-Sara von Sadananda. Sanskrit und Teutsch zum erstenmal übersetzt, und mit Anmerkungen und Auszügen aus den Scholien des Rama-Krishna-Tirtha begleitet von Dr Othmar Frank, ordentl. Pro-

fessor an der königl. Ludwig-Maximilians-Universität u. Mitglied der königl. Academie der Wissenschaften zu München, auswärtiges Mitglied der königl. Asiatischen Gesellschaft von Grossbritannien u. Irland zu London und der Asiat. Gesellsch. zu Paris u. a. Gedruckt mit den Schriften des Verfassers in der Officin des George Jaquet. 1835. (Leipzig bey Fr. Fleischer. 8. XII, 21 Text; 98 Uebersetzung und Anmerkungen).

6) Nalas und Damajanti; eine indische Dichtung; aus dem Sanskrit übersetzt von Franz Bopp; in der Nicolaischen Buchhandlung 1838 (8. XII, 275).

7) Urwasi und der Held. Indisches Melodrama von Kalidasa dem Dichter der Sakuntala. Aus dem Sanskrit und Prakrit, metrisch übersetzt von Dr Bernhard Hirzel. Druck u. Verlag von Ch. Beyel 1838 (8. XXX, 164).

№ 1. (Ramayana, ed. Schlegel). Das Werk eines der ausgezeichnetsten Kenner dieser Studien, ist zum einen Theile schon durch den lange erschienenen ersten Theil der ersten Abtheilung hinlänglich characterisiert. Der zweyte Theil derselben bringt nun zunächst die lateinische Uebersetzung des im ersten Theile enthaltenen. Für diese Aufgabe ließ sich nun in der That keine bessere Ausführung wünschen, als die des geehrten Hn Verfassers. Von der dazu gehörigen Kenntniß des Sanskrits ist es ganz unnöthig auch nur zu sprechen. Hr von Schlegel, einer der eifrigsten und ältesten Sanskritkenner hat sich durch die verschiedensten literarischen Arbeiten längst als in dieser Beziehung über der Critik unserer Zeit stehend erwiesen; außerdem ist die epische Schreib-

weise im Allgemeinen und ins Besondere in diesen älteren indischen Poesien so einfach, daß sie von Seiten des Verständnisses — wo nicht eine bedeutende Textescorruption in den Weg tritt — so gut wie gar keine Schwierigkeiten entgegen setzt. Ref. gesteht daher offen, daß er, von mancherley Arbeiten in Anspruch genommen, die Mühe die Uebersetzung von dieser Seite mit dem Originale zu vergleichen, sich ersparen zu dürfen glaubte. Wohl mögen ein und die andere Stelle übrig bleiben, wo ein in der Kunde des Sanskrits schon etwas vorgerückter, abweichender Ansicht seyn könnte, aber diese Erscheinung wird sich fast in den meisten Uebersetzungen finden, und genauere Durchforschung wird immer zeigen, daß Hr von Schl. seine Uebersetzung nicht ohne Grund auf solch oder solche Weise abfaßte. — Eben so unnütz, als in Beziehung auf Richtigkeit, wäre es über die Schönheit der Uebersetzung zu sprechen. Hr v. Schl. ist auf diesem Felde in sehr verschiedenen Sprachen gleich berühmt und sein lateinischer Stil ist längst die Bewunderung der Philologen ex professo. Wenige, wohl vielleicht niemand, der jetzigen Generation hat, so wie er, die Gabe erhalten und tief durchbildet sich in das eigentliche Wesen der Sprachen zu vertiefen und sich in sie gleichsam hinüber zu leben. Mit einer Kunst, welcher nur der Kenner des Originals die ihr gebührende Bewunderung zollen kann, sind die Eigenthümlichkeiten des Sanskrits mit denen des Lateins trotz des starren Gegensatzes, welchen sie bilden, auf eine Weise ausgeglichen, daß diese Uebersetzung, trotz dem, daß sie sich in der schönsten römischen Form bewegt, doch sich zugleich als Uebertragung eines indischen Werks zu erkennen gibt.

Außer der Uebersetzung enthält dieser Theil

auch einige sie begleitende und unter den Text gestellte Anmerkungen von höchst verschiedenartigem Character; manche beziehen sich auf Critik, die meisten jedoch sind exegetischer Natur, geographisch, historisch ꝛc., oder erläutern einige in der Uebersetzung gebrauchte Abweichungen von der wörtlichen Bedeutung, oder Ausdrücke. In allen diesen Beziehungen sind sie — wie sich von Hn von Schl's Belesenheit in den indischen und sonstigen Autoren, seinem feinen Sinne für Dichtkunst und andere hier einschlagende Bezüge nicht anders erwarten ließ — höchst belehrend, und jeder Liebhaber dieser Studien kann es nur bedauern, daß Hr v. Schl. aus der Fülle seiner geistigen Erwerbungen in diesem Felde so sparsam mitgetheilt hat. Manches von dem Mitgetheilten würde man wohl auch mit größerer Berücksichtigung aller vorliegenden Hülfsmittel besprochen gewünscht haben; anderes ließe sich wohl anders, wir wollen nicht geradezu behaupten, besser darstellen. Da wir der Uebersetzung nicht die gebührende Aufmerksamkeit schenken konnten und der zweyte Band nur weniger anzeigender Worte bedarf, so erlauben wir uns, den für ein so wichtiges Werk vergönnten Raum für einige Bemerkungen zu den Bemerkungen in Anspruch zu nehmen. Wenn es zu X, 1, 5 heißt: Ixvâkus fuit legumlatoris filius, antiquissimus Côsalorum et regiae stirpis auctor, so ist damit zur Kenntniß dieser mythologischen Person sehr wenig beygetragen. Ikschvâkus ist in der Geschichte Indiens — vielleicht selbst ohne historische Person zu seyn — von der allergrößten Bedeutung. Nur die im Ramajan am verarbeiteten Sagen der Sängerschule von Ajodhja machen ihn zum ersten Könige der Kosaler. Bey weitem ältere Sagen stellen ihn an die Spitze

der bekanntesten indischen Dynastie, der der Maurja's und der ihr vorher gehenden Linie der Çâkjâs, machen ihn zum Vorfahren des Gautama Buddha und weisen ihm Pôtâla (Pattalene) als Stammsitz an.— Wenn es zu I, 1, 27 sîtâpjanugatâ Râmam çaginam rôhin'î jathâ, in der Uebersetzung: Sita quoque comitata est Ramam, sicuti Lunum uxor Rohinis, bemerkt wird: Uxor ejus Rohinis quartam sedem inter domos lunares occupat — astronomica hujus comparationis ratio mihi non liquet, siquidem luna in orbe suo menstruo non ultra diei spatium apud singulas domos moratur, so muß man dagegen geltend machen, daß der Dichter an die astronomische Bedeutung der Rohini als Lunarstation an dieser Stelle gar nicht denkt, sondern sie nur im Allgemeinen als Gattin des Mondgottes faßt. Den Grund gibt Hr v. Schlegel zu II, 16, 40 hypothetisch an. Zu I, 2, 21 bemerkt Hr v. Schl. richtig in Beziehung auf die aus der Tonähnlichkeit hervor gegangene Verbindung des Versnamens çlôka mit çôka Kummer: non legitimam esse derivationem, sed ex eo genere notationum, quo fortuita similitudo ad sensum trahitur'. Beyläufig bemerke ich, daß çlôka von der Wurzel çru hören kommt, wobey denn beachtenswerth ist, daß 1) das Suffix ka, welches die indischen Grammatiker nur als derivativ anführen, als primitiv hier erscheint, 2) daß es Guna herbey geführt hat, während es als Derivativ nur Wriddhi, oder gar keine vokalische Umlautung des Wurzelvokals bedingt. Wie in dieser Beziehung die indischen Grammatiker vieler nachträglicher Bestimmungen bedürfen, habe ich schon an einem andern Orte bemerkt, und mache auf einzelne, diese Bemerkung bestätigende, Fälle darum

insbesondere aufmerksam, weil man mir aus der Nichtberücksichtigung der Lehren der indischen Grammatiker in solchen und ähnlichen Beziehungen einen Vorwurf machen zu dürfen glaubte. Der Uebergang von r in l in çlôka für çrôka bedarf keiner Erörterung. Daß meine Etymologie richtig ist, folgt daraus, daß çlôka auch fama (Gehörtes) heißt. Der Gebrauch dieses Wortes als Versnamen ist demnach ungefähr eben so einfach, wie der andere Name desselben Verses vactram (Mund). Zu I, 6, 21 ist Hr v. Schl. über die Lage von Câmbôg'a in Zweifel, bemerkt aber nach Raghuvansa (IV, 67—69), daß es jenseit des Indus (von Indien her gerechnet) liege, durch die Hunas von Indien geschieden. Es ist jetzt keinem Zweifel mehr unterworfen, daß Kâmbôg'a das Kiapiche der chinesischen Reisenden, das Capissa der occidentalischen Alten, das Kadphises, Kapisa oder Kadaphes der scythischen Münzen und theilweis das Cafferistan der Jetztzeit ist (vgl. Artikel Indien in: Encyclopädie der Wissensch. u. Künste Sect. II. Bd XVII. S. 114 und S. 83). Bey Erwähnung des Namens Vâsudêva als Beynamen des Vishnu erklärt Hr von Schlegel: quamnam ob causam Vishnus sic dictus fuerit, id quidem non liquet; sed alludunt eo alia vocabula: vasa, vâsava, vâsu. Vasudeva wäre griechisch Εσῦ (für Εσου) θεό, zendisch vaghu oder vôhudaêva, ist ein Compositum Karmadharaja und heißt guter Gott. Zu I, 41, 9, wo von Vishnus gesagt wird: kâpilam rûpam âsthâja: Capili propriam formam indutus, heißt es in den Anmerkungen: De hoc Vishnûs cognomine et munere non habeo, quod expromam. Vix opus est monere plane hinc alienum esse Capilum,

philosophiae rationalis (sânkhja) auctorem; quamvis et hunc discipuli nimis ambitiosi numinis plenum, imo ipsum in mortali corpore praesentem Vishnum fuisse jactaverint'. Daß letztere Negation richtig sey, versteht sich von selbst. Genaueres über die Câpila-Gestalt des Vischnu kann auch ich noch nicht geben. Doch zeigt die Bedeutung des Wortes kapila (Feuer), von der Wurzelform kap (contrahiert aus ka + vap vgl. Th. Benfey, Griechisches Wurzellexikon I, 267), und auch die an dieser Stelle des Ramajan am erscheinende Darstellung, daß hier Vischnus in Feuerform gedacht sey; es verdient dies um so mehr angemerkt zu werden, da gewöhnlich nur Siva als Feuer gefaßt wird. — In Bezug auf die folgende Note über die 33 Götter verweise ich auf das von mir im Artikel Indien in Ersch und Gruber Encyclopädie der Wissensch. u. Künste Sect. II. Bd XVII. S. 169 ff. bemerkte, wo sich die Angabe, daß zu diesen 33 die Açvinî gehöre, von selbst widerlegt; eben so wenig gehört Kumâras als Beyname des Kriegsgottes Kârtikejas dazu; ich glaube, richtig bemerkt zu haben, daß die beiden letzten der 33 die Açvinau (gewissermaßen Dioskuren) sind. Ueber die lange Anmerkung zu I, 44, 13—16 über die 7 aus dem Ganges hervor tretenden Flüsse ließe sich manches annotieren; doch würde uns eine genauere Exposition zu weit führen. Ich verweise auch hier fürs Erste auf meine andeutende Behandlung dieses Gegenstandes a. a. O. S. 12 ff., wo man auch schon erkennen kann, von welch hoher Bedeutung er für Geschichte ist. An einem andern Orte wird sich Gelegenheit zu einer noch umfassendern Erörterung darbieten. Was die Note zu I, 45, 4 betrifft, wo dem Hn v. Schl. etwas in der Ord-

nung der Verse gestört zu seyn scheint, so glaube ich vielmehr, daß das mit dem dritten Distichon fast tautologische vierte ausgestoßen werden müsse und man zu bedenken habe, daß Visvamitras Erzählung die ganze Nacht gedauert hat, die Jünglinge aber nicht zur Ruhe zu gehen im Begriff sind, wie Hr v. Schl. annimmt. Eine sehr kühne Note findet sich über den Namen der Jonier (zu I, 54, 18), wo behauptet wird: Ionum majores in ipsa Graecia ante migrationem nondum ita dictos fuisse, vocemque esse barbarae originis; colonos autem longo demum tempore, postquam Asiae Minoris oram insederant, quum a vicinis Lydis ita appellari consuevissent, Ionum nomen sibi proprium fecisse'. Dahin führte das Vorurtheil über das Alter der Sanskritliteratur! Ich glaube, daß die Entzifferung der Asoka - Inschriften jedem das Auge für eine richtigere Anschauung öffnen werde. Vielleicht wird meine Bearbeitung der indischen Alterthümer auch einigermaßen dazu beytragen. Sollten später noch Zweifel laut werden, so wird es in der That wohl dienlich seyn, die Untersuchung ihrem ganzen Umfange nach zu führen, wo sich denn der Name der Ἰάϝονες so wohl als echt griechisch, als die relative Jugend der Sanskritliteratur von den epischen Gedichten an nicht mit großer Schwierigkeit wird nachweisen lassen. Zu der Note zu I, 76, 16 über den Berg Mahendra vergl. man noch Ptolemaeus, der ihn Maeandrus nennt (Indien in Ersch und Gruber Encyclopädie II, XVII, p. 36).

Die erste Abtheilung des zweyten Bandes führt den indischen Text des Râmâjan'am bis zum Schlusse des zweyten Buches, also gerade so weit, wie die Serampurer Ausgabe reicht. Der erste Theil des in diesem Theile enthaltenen

entspricht noch dem letzteren Theile des im zweyten Bande der Serampurer Ausgabe gedruckten, welcher bekanntlich bey einem Schiffbruche fast ganz eingebüßt ward und nur noch in sehr wenigen Exemplaren existiert, so daß die Schlegelsche Ausgabe auch in dieser Beziehung gleichsam ἀνέκδοτα liefert. Diese ἀνέκδοτα beginnen im vorliegenden Theile mit der ersten Seite und schließen auf der 150sten; sie umfassen in der Schlegelschen Ausgabe Kapitel 21 bis 57; letzteres entspricht dem 44sten Kapitel der Serampurer Ausgabe. Von da an stimmen beide Ausgaben, in so weit es die critischen Grundsätze, welche Hr von Schlegel befolgt und in der Vorrede zum ersten Bande auseinander gesetzt hat, zulassen, mit einander überein. Bis zum Schlusse des 2. Buches folgen bey Hn v. Schl. noch Kapitel 57 bis 115, in der Serampurer Ausgabe Kap. 44 80. Da letztere Ausgabe nur als sehr subsidiarisch bey Hn v. Schl. in Betracht kam, er vielmehr die seinige viel tiefer und auf bessere Autoritäten gründete, so wird ein jeder mit uns die specielle Vergleichung von beiden als ganz unnütz erkennen. Wir begnügen uns daher in der Kürze den Inhalt dieses Bandes zu verfolgen, die Betrachtung der Schlegelschen Critik in specie — denn die allgemeinen Grundsätze derselben mußten bey Anzeige des ersten Bandes in Berücksichtigung gezogen werden — für die Zeit aufbewahrend, wo uns der critische Apparat des Hn Herausgebers, seinen Einzelnheiten nach, genauer bekannt seyn wird.

Mit der ganzen epischen — ja wohl etwas mehr als epischen — Breite — werden die Vorgänge in Ajôdhja geschildert, nachdem die plötzliche Sinnesänderung des Dasarathas in Bezug auf Rama's Einweihung zu seinem Nachfol-

ger, und dessen Verbannung bekannt sind. Bey allen zeigt sich der starke und milde Râma in einer, alles beruhigenden, gehorsamen Ergebung in den Willen seines Vaters. Er weiß die liebende und ihren Kummer mit der gewaltsamsten Heftigkeit äußernde Mutter, den über die Ungerechtigkeit bis zu sündhaften Entschlüssen gegen den Vater aufgebrachten, hitzigen Bruder auf eine gegen sie und seinen Vater zugleich sich aufs liebevollste erweisende Art zu besänftigen. Wundersam ist sein Gespräch mit der Gemahlin Sita, welche er davon abzuhalten sucht, ihn in die Gefahren der Wälder, welche er ihr beweglich vorstellt, zu begleiten, doch ist ihre Liebe zu groß, als daß sie sich von ihm zu trennen vermöchte. Dieses, so wie die Gespräche der Bürger über diese Vorgänge, Vorwürfe gegen die Kaikeji rc. nehmen Kap. 21 bis 39 ein. Im 40. Kapitel reist Ramas ab, und das Gedicht erzählt nun die hierauf ausbrechenden Klagen der Bürger, des Vaters von Rama, Dasarathas, der Mutter rc. (40—44). Ramas Weg führt ihn in Begleitung aller ihm Wohlwollenden von Ajodhja (Oude) südlich bis zum Flusse Tamasa (jetzt Tonse), welchen er auf der Straße von Oude nach Sultanpur überschreitet. Von da an wandert er bloß in Begleitung seiner Gattin und seines Bruders und des Wagenlenkers. Er kommt über einige kleinere Flüsse, im Süden von der Tonse, welche Vedaçruti und Çîtavahâ genannt werden und ich noch nicht genauer zu bestimmen wage. Dann erreicht er den Fluß Gomatî (jetzt Gumty); nach diesem den Majûrahansa. Dann entläßt er den Wagenlenker und sie gehen über den Ganges, wahrscheinlich etwas westlich von Allahabad; denn kurze Zeit darauf befinden sie sich in der Nähe des Prajâga (des Zusam-

menflusses des Ganges und der Jamuna (jetzt Djumna), welcher bey Allahabad statt findet), wo sie sich im Walde des Bharadvâg'a aufhalten. Dann setzen sie über die Jamuna. Jenseits treten sie in die Bergregionen und gelangen zu dem Berge Chitrakûta, den man für den heutigen Compteh nimmt, wo sie ihren Aufenthalt nehmen. Der Wagenlenker Sumantra kehrt indessen nach Ajodhja zurück und muß dem betrübten Könige alle bisherigen Begebenheiten, die er theils selbst sah, theils noch gehört hat, mittheilen. Es folgen neue Klagen des Königs und die Erzählung einer schönen Episode, in welcher Dasarathas den einst von ihm wider Willen begangenen Mord erzählt, in welchem er die Erklärung seiner jetzigen Leiden findet. Seit den unglücklichen Vorgängen hatte der Schmerz die Kräfte des Dasarathas so gemindert, daß er kurze Zeit nachher stirbt. Boten werden zu Bharatas gesandt, welcher in Girivrag'a, im Lande der Kekeer, sich aufhält, in der Nähe des Indus. Dieser kehrt mit ihnen nach Oude zurück. Hier erst hört er von seiner Mutter, was vorgegangen sey und seine Bestimmung zum Nachfolger. Statt des erwarteten Dankes erhält sie von ihm die stärksten Vorwürfe, in welchen das Gefühl der verübten Ungerechtigkeit selbst über die sonst durchgehends vorherrschende Ehrfurcht vor den Eltern den Sieg davon trägt. Er tröstet die Mutter des Ramas. Alsdann wird das Leichenbegängniß des Dasarathas veranstaltet; nachher fordern die Räthe den Bharatas auf, die Regierung zu übernehmen; allein er erklärt, daß es in seiner Familie Gebrauch sey, daß der älteste Sohn folge. Er wolle Rama holen und selbst 14 Jahre im Exil zubringen. Er zieht zu diesem Zwecke mit Heer, Hofstaat und dem ganzen

monarchischen Apparate aus, um Rama aufzusuchen. Er kömmt endlich zu Bharadvag'a und erfährt durch ihn Ramas Aufenthalt. Darauf wendet sich das Epos wieder zu diesem, schildert seine bisherige Lebensweise, und erzählt sein Abenteuer mit einer Krähe. Gleich danach wird das Heer des Bharatas heran ziehend bemerkt. Lakschmanas, Ramas Bruder und Begleiter, glaubt, er komme in feindlicher Absicht und droht ihn zu tödten. Ramas beruhigt ihn, ahnet schon den wahren Grund von Bharatas Ankunft. Das Zusammentreffen der beiden Brüder, die dem Rama gegebene Nachricht vom Tode des Vaters, und eine Menge begleitende einzelne Umstände werden zwar, wie durchgängig, mit dem ganzen vom Epos in Anspruch genommenen Privilegium der Breite erzählt, ohne jedoch in der hier, wie an vielen anderen Stellen, sehr verkürzten Schlegelschen Ausgabe zu ermüden. Bharatas bittet Ramas zurück zu kehren und die Regierung zu übernehmen; dieser aber hält sich für verpflichtet, seines Vaters Befehl Folge zu leisten. Alle Zureden sind vergebens; Bharatas erklärt endlich, er würde im Walde 14 Jahre bleiben. Da entschließt sich Ramas zu versprechen, daß er nach Vollendung seines Exils die Regierung mit seinem Bruder übernehmen wolle, aber bis zu Ende desselben würde er im Walde ausharren. Rama übergibt dem Bharatas goldene Schuhe, wodurch er gleichsam zum Reichsverweser für die Zeit von Ramas Entfernung installiert wird. Bharata kehrt nach Ajodhja zurück, verlegt aber seine Residenz nach Nandigrâma, wo er in Ramas Namen, dessen Schuhe hochehrend, den Staat im Gewande eines Anachoreten verwaltet. — So weit führt der von Hn von Schl. heraus gegebene Text das Süjet des Epos.

Wir wenden uns zu № 2. (Gîtagovinda, ed. Lassen), einer Erscheinung, welche dem Hn Herausgeber und dem Sanskritstudium in Deutschland keine geringe Ehre macht. Das Gedicht, welches Hr Lassen hier veröffentlicht, gehört schon zu den sehr schwierigen Compositionen der Inder; aber durch seine Bemühungen ist das Verständniß desselben schon sehr erleichtert. Kurze Zeit nach Erscheinen dieser Ausgabe hat sich Rückert bewogen gefunden, seine schon früher gemachte Uebersetzung, nach Vergleichung derselben mit der Lassenschen Ausgabe, dem Drucke zu übergeben (in 'Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes, herausg. von H. Ewald', C. v. d. Gabelentz u. s. w. Bd 1. Heft 2. S. 129 ff. Götting. 1837'). Diese beiden, von einander ursprünglich unabhängigen und durch Hn Rückert mit einander in Beziehung gesetzten Bearbeitungen dieses Gedichts durch zwey so ausgezeichnete Kenner des Sanskrits haben die Erkenntniß des Inhalts und der Form desselben zu einer Stufe erhoben, wie man sie bey dem jetzigen Standpuncte der indischen Studien kaum zu erwarten befugt war, und es ist daher jedem Sanskritbeflissenen zu empfehlen, sich, so bald er mehr in die Tiefen der Sanskritliteratur einzudringen versuchen will, und einen etwas schwierigeren Gegenstand sucht, an die vergleichende Erwägung dieser nicht selten von einander abweichenden Auffassungen zu wagen, und sich durch Erkenntniß der beide Bearbeiter leitenden Gründe ein eigenes Urtheil zu bilden. Die Vergleichung hier anzustellen, würde um so unschicklicher seyn, da wir nicht die Rückert'sche Bearbeitung, sondern nur Lassen's Ausgabe anzuzeigen haben.

Diese Ausgabe enthält zunächst XXXVIII Seiten Prolegomena, dann 56 Seiten Text, ferner

11 (von 57 — 67) Seiten Varietas Scripturae, 1 Seite (S. 68) Angabe der in den Handschriften verschieden bezeichneten musikalischen Weisen; 27 Seiten (von 69 — 105) Annotatio, 7 Seiten (von 106 — 112) Epimetrum de Particula conditionali jadi, ad XI, Dist. 5., endlich 30 Seiten (von 113 — 142) lateinische Uebersetzung (gîtagovindas latine conversus) und eine Seite Addenda et Corrigenda.

Die Prolegomena zerfallen in sieben Abschnitte. Der erste unterrichtet, so weit es die Quellen zulassen, über den Verfasser des vorliegenden Gedichtes Dschajadevas. Es ist so wenig und theilweise so ungewiß, daß es hier keine Berücksichtigung verdient. Der zweyte Abschnitt handelt von des Dichters Zeitalter. Während Jones, eingenommen für die Alterthümlichkeit der Sanskritliteratur, ihn noch höher als Kalidasa, den man mit Vikramaditja (um 50 vor Chr.) gleichzeitig setzt, hinauf rückte, glaubte Wilson ihn bis in das 15. Jahrhundert nach Chr. herab setzen zu müssen. Herr Lassen entscheidet sich aus Gründen, die im Verhältniß zu dem desolaten Zustande der indischen Literaturgeschichte für wahrscheinlich genug gelten müssen, für die Mitte des zwölften Jahrhunderts nach Chr. Der dritte Abschnitt spricht über Inhalt und Form des Gedichts.

(Die Fortsetzung im nächsten Stücke.)

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

112. Stück.
Den 11. Julius 1840.

Göttingen.

Die Königl. Societät der Wissenschaften hatte für den Julius d. J. folgende öconomische Preisfrage aufgegeben:

'Eine möglichst vollständige Geschichte der Einführung des Kartoffelbaues in den Europäischen Ländern, nebst einer Darstellung des Einflusses, den die Verbreitung dieses Culturzweiges auf die Landwirthschaft in Europa gehabt hat.'

Leider ist diese Frage unbeantwortet geblieben. In der Hoffnung, daß sie zum zweyten Mahle aufgegeben, eine genügende Lösung finden werde, hat die Königl. Societät ihre Wiederholung beschlossen.

Folgende öconomische Preisfragen sind für die nächsten Termine bestimmt:

Für den November d. J.

Die Anwendung heißer Gebläseluft, welche sich bekanntlich bey verschiedenen metallurgischen Processen und namentlich bey

dem Eisenschmelzen, zumahl in Ansehung der dadurch bewirkten Kohlenersparung bewährt, hat auch einen auffallenden Einfluß auf die Beschaffenheiten des Roheisens und sein Verhalten bey verschiedenen Verwendungen, der indessen noch nicht hinlänglich ergründet ist. Die Kön. Societät verlangt daher:

'Eine Darstellung des Einflusses, welchen heiße Gebläseluft bey dem Eisenhohofen-Processe auf die Eigenschaften des Roheisens und sein Verhalten bey den Anwendungen zu Gußwerk, Stabeisen und Stahl zeigt, nebst einer auf vergleichende chemische Analysen gegründeten Erklärung jener Einwirkung.'

Für den Julius 1841:

'Eine Beschreibung und chemische Untersuchung der Steinkohlen-Arten, welche im Königreiche Hannover gewonnen werden, nebst der Angabe ihres Verhaltens bey den verschiedenen Anwendungen und der Bestimmung ihres Effectes im Verhältniß zu anderen Brennmaterialien'.

Die Königliche Societät erwartet, daß bey Lösung dieser Aufgabe die neueren Arbeiten über fossile Brennmaterialien, namentlich die von Karsten und Berthier, berücksichtigt werden.

Für den November 1841:

Bekanntlich zeigen sich die in den Handel kommenden Kupfersorten in sehr verschiedenem Grade brauchbar zu weiteren Verarbeitungen, und es leidet keinen Zweifel, daß die Ursache davon größtentheils in geringen Antheilen fremdartiger Bey-

mischungen liegt. Wenn nun gleich über den Einfluß derselben Manches bereits bekannt ist, so fehlt es doch noch an einer genauen, das Qualitative wie das Quantitative berücksichtigenden Nachweisung, auf welche Weise verschiedene Nebenbestandtheile, zumahl Metalle, die Eigenschaften des reinen Kupfers modificieren. Die Kön. Societät macht daher zum Gegenstande einer Preisfrage:

'Eine auf Versuche gegründete Erörterung des Einflusses, den fremde Beymischungen auf die Qualität des Kupfers äußern'.

Für den Julius 1842 ist folgende Preisfrage von neuem aufgegeben:

Obgleich Joh. Beckmann und Andere einzelne schätzbare Materialien zu einer Geschichte des Kartoffelbaues in Europa geliefert haben, so ist dieser Gegenstand bis jetzt doch noch nicht vollständig bearbeitet worden; so wie es auch noch an einer genügenden Untersuchung darüber fehlt, welche Veränderungen die Verbreitung dieses hoch wichtigen Culturzweiges in der Landwirthschaft überhaupt herbey geführt hat. Die Kön. Societät der Wiss. verlangt daher:

'Eine möglichst vollständige Geschichte der Einführung des Kartoffelbaues in den Europäischen Ländern, nebst einer Darstellung des Einflusses, den die Verbreitung dieses Culturzweiges auf die Landwirthschaft in Europa gehabt hat.'

* * *

Der gewöhnliche Preis für die beste Lösung

jeder der vorstehenden öconomischen Aufgaben, beträgt zwölf Ducaten, und der äußerste Termin, bis zu welchem die zur Concurrenz zulässigen Schriften bey der Kön. Societät postfrey eingesandt seyn müssen, ist für die auf den Julius ausgesetzten Preisfragen der Ausgang des Mayes, so wie hinsichtlich der für den November aufgegebenen, das Ende des Septembers.

Fortsetzung der Anzeige der indischen Werke.

Den Inhalt bildet der aus Krischnas Entfernung und der aus seinen Liebesspielen mit den Hirtinnen entstehende Zorn der Gattin, seine Rückkehr zu ihr, ihre Versöhnung und Liebesgenuß. Die Form ist lyrisch-dramatisch; bald singen die drey spielenden Personen, Krishna, seine Gattinn Radha, und ihre Freundin, bald tritt der Dichter, ihre Gesänge, durch Darstellung aus seiner Person verknüpfend, ein. Zwey Gesänge gehen zu Ehren des Krischna vorher; das eigentliche Süjet entwickelt sich alsdann in 22 Gesängen, zwischen denen des Dichters Verknüpfungen liegen. Die Gesänge waren zugleich von Tanz begleitet. Die Namen der musikalischen Weisen haben uns die Handschriften, jedoch nicht ganz übereinstimmend, erhalten. Außer der der Form des Süjets natürlichen Abtheilung nach den Gesängen sind sie noch nach Kapiteln eingetheilt; diese letztere Eintheilung scheint jedoch nach Lassen's Bemerkung nicht vom Dichter herzurühren. Der vierte und fünfte Abschnitt spricht von der mystischen Interpretation dieses Gedichts, welche von Colebrooke zugelassen wurde, jedoch schwankend, von Jones aber mit Entschiedenheit vertheidigt ward. Dieses Thema gibt

dem Verf. Gelegenheit, die, hierbey zu berücksichtigenden, von ihm benutzten Scholien und somit auch die Handschriften, welche ihm zu Gebote standen, aufzuzählen. Der Handschriften sind 5; eine (B) ohne Commentar, eine (D) ohne Text; die drey anderen (A, C, E) haben Text und Commentar. Von diesen letztern geht keiner auf die Erklärung des mystischen Sinnes des Gedichtes ein, sondern es wird nur ein anderer Commentar erwähnt, Bhâvartha dîpika genannt, welcher die mystische Interpretation gebe. Von diesem Commentare fand sich aber in England keine Spur. So ist uns also die Art und Weise, wie die Inder die mystische Deutung dieses Gedichts geben, noch unbekannt. Dennoch wird sich ein jeder, welcher das Werk durchliest, bald, trotz dem Mangel von einzelnen Stellen, welche eine mystische Deutung mit Entschiedenheit fordern, durch den Ton und die Ausführung im Ganzen überzeugen, daß die äußerlich in sinnlicher Liebesgluth gehaltene Beziehung von Krishna zu den Gopis und seiner Gattin Râdha und letzterer zu ihm, auf einer mystisch-religiösen Anschauung beruhe, in welcher die sinnliche Liebe, in der Geist und Körper sich zu einer Identität verbinden, als einfachster und nächst gelegener Ausdruck der unendlichen Liebe des als Weltherrn gefaßten Krischna dient. Nur eine Zeit, welche so ganz und gar den Sinn für die hohe Bedeutung der geschlechtlichen Beziehungen, die Würde der glühendsten Leidenschaftlichkeit verloren hat, kann einen Anstoß daran finden, wenn die höchste Liebe mit den glühendsten Farben der Leidenschaft geschildert wird. Es fehlt übrigens, obgleich der Dichter im Allgemeinen aus dem einmahl angeschlagenen Tone — und dieses mit vollem Rechte — nicht heraus tritt, dennoch nicht an einzelnen

Stellen in ziemlicher Menge, in denen ein frommer Sinn hervor bricht, welcher uns die hier geschilderte Liebe als eine, so bald sie in ihr wahres Gleis tritt — sich zu der eigentlichen Gattin zurück wendet — weltbeglückende und allgemeine Naturglückseligkeit zeugende Kraft kund gibt. Wie nun im Einzelnen die Conception — daß der Gott zuerst seine liebende Kraft all den Gopis zuwende und dann erst zu seiner rechtmäßigen Gattin zurück kehre — zu fassen sey, darüber verweise ich auf Hn Lassen's Ausführung, ohne jedoch zu bergen, daß hier manches tiefer gefaßt zu werden verdiene. Zum Schlusse dieses Abschnitts spricht Herr Lassen über die religiöse und philosophische Secte, zu welcher Dschajadevas sich bekannt haben möchte.

Der sechste Abschnitt wendet sich zu der äußern Form des Gedichts, und zwar zu den Metren. In der Exposition der Situationen bedient sich der Dichter der bekannten Sanskritmetra; in den, durch die Situationen hervor gerufenen, Gesängen dagegen werden wie im Nalodaja und einigen anderen auf die Form besondere Rücksicht wendenden indischen Gedichten eine Menge Metra angewendet, welche sich in Colebrooke's Tafel so wohl der Sanskrit- als Prakrit-Metra nicht finden, aber ohne allen Zweifel in den, in der Volkssprache abgefaßten, Poesien in häufigerm Gebrauch waren und von da in die späteren Sanskrit-Gedichte übernommen wurden. Die Form dieser Metra ist in rythmischer Beziehung im Allgemeinen einfacher und gleichmäßiger als die der gelehrten Sanskrit-Metra; dagegen bewegt sie sich in allen phonetischen Künsten der Lautbeziehungen. In unserm Gedichte treten jedoch nur Reime ein. Die Gesetze dieser Versmaße genauer zu verfolgen, kann hier nicht der

Ort seyn. Wir verweisen den Leser auf Hn Lassen's ausgezeichnete Behandlung derselben, empfehlen ihm jedoch sorgfältige Vergleichung der Rückertschen Uebersetzung und der sie begleitenden zwar kurzen, aber kräftig erläuternden, metrischen Bemerkungen, durch welche sein Gefühl und Gehör für diese Metra sehr geschärft werden wird. Die Musik betreffende, tiefer eingehende Arbeiten werden wir von der Zukunft erst zu erwarten haben. Die Melodie des dritten Gesanges findet sich in Dalberg (über die Musik der Inder Beylage № I.). — Der siebente Abschnitt theilt einiges über des Hn Herausgebers Verfahren in Bezug auf Textesconstituierung, Noten und Uebersetzung mit; jene, die Zurückführung des Textes auf die, den Scholiasten vorliegende, Form, ist bey den späteren indischen Gedichten nicht so schwer, so bald die Hülfsmittel, die Scholien, zu Gebote stehen. Stellen, welche von höherem critischen Gesichtspuncte aus, eine über die Scholien hinaus gehende Behandlung erfordern, hat Herr Lassen in den Noten besprochen.

Indem wir uns nun zu dem Texte und dessen Bearbeitung wenden, würden wir in der Art vieles zu besprechen haben, worin wir vom Hn Herausgeber abweichend, entweder die Auffassung des Hn Rückert vorziehen zu müssen glaubten, oder beide Vorgänger verlassend, einen eigenen Weg einschlagen müßten. Dies würde Hn Rükkert's richtige Bemerkung, 'daß kein lyrisches Gedicht leicht von zweyen auf ganz gleiche Weise verstanden werde' von neuem bestätigen. Wir können aber in eine genauere Auseinandersetzung unserer Abweichungen nicht eingehen, ohne für diese Collectiv-Anzeige zu weitläufig zu werden; wir beschränken uns zunächst auf einige uns zunächst begegnende Fälle. Vielleicht stößen

sie dem Leser die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit ein, daß man auch bey Arbeiten so ganz ausgezeichneter Meister in ihrem Fache, wie Lassen und Rückert sind, nicht sorglos in der Nachprüfung verfahren solle. — I, 29 werden die Worte mṛigamada-saurabha rabhasa-vaçanvada-nava-dala-mâlatamâlê, welche das Adjectivum compositum zu sarasa-vasantê bilden, von Hn Lassen übersetzt (verno tempore) quo Tamâlae arbores, novis foliorum sertis instructae, muscum superant hilaritate fragrantiae. Die Hauptschwierigkeit in diesem Compositum beruht zunächst auf der Erklärung des Adjectivs vaçanvada; Hr Lassen bemerkt darüber: vaçanvada secundum Wilsonem est se in ditionem alicujus tradere, dicere, declarare. Qua vi leges infra XI, 24. H. l. tamen passive positum est: aliquem ditione sua teneri declarans uti ponit Scholiastes. Eodem modo vaça utroque sensu usurpatur. Diese Erklärung nahm Rückert nicht an, sondern nimmt vaçanvada in dem Sinne: sich selbst ergeben erklärend: 'also ergeben der Lust (rabhasa) an Moschusduft. Mit Recht tadelt er die Auffassung von rabhasa bey Lassen durch hilaritas, womit, wie er bemerkt, dem Sanskritworte in der That sein Recht nicht wird; denn hilaritas ist nur ein Nothbehelf'. Das Ganze übersetzt er demnach: 'Wo sich mit Moschusgedüfte berauschet das junge Gesproß der Tamalen'. Diese Uebersetzung ist zwar sehr schön, allein, daß man von vaçanvada durch das Medium 'sich hingebend' bis zu berauschet gelange, ist doch sehr gewagt, und es wäre doch auch eine eigenthümliche Wendung, zu sagen, daß eine Blume vom Dufte einer

andern berauscht sey. Wir können daher so wenig, wie Rückert mit der Lassenschen Auffassung zufrieden ist, uns mit der Rückertschen beruhigen. — Die Bedeutung nun, welche Wilson nach Lassen dem Worte vaçanvada gibt, findet sich in unserer — der ersten — Ausgabe des Wilsonschen Lexicons nicht. Hier findet sich das Wort durch: speaking contumeliously or authoritatively erklärt. Diese Bedeutung hält sich so streng an die Grundbedeutung der Theile dieses Compositums, daß man sie unbesorgt bey Erklärung dieser Stelle zu Grunde legen darf; die Grundbedeutung der Wurzel vaç ist zwar noch nicht mit Entschiedenheit angebbar (vergl. über sie Theodor Benfey, Griechisches Wurzellexikon I, 346), allein eine genauere Erörterung, welche jedoch hier zu weit führen würde, sich aber, nach dem (a. a. O.) gegebenen Materiale leicht von selbst ergibt, würde zeigen, daß vaçan + vad, wo vaçam adverbial zu fassen ist, ungefähr wie das damit zusammen hängende vaçî in vacî + kri heißt: mit einem, wie mit einem Untergebenen, sprechen; vacanvada ist alsdann eigentlich der mit einem wie mit einem Untergebenen Sprechende und daraus ergibt sich die Bedeutung beherrschend, besiegend, überwiegend mit entschiedener Evidenz. Wir kommen also auf Hn Lassen's Erklärung durch superant ebenfalls, nachdem wir jedoch einen ganz andern Weg eingeschlagen haben. Wir haben nur noch einige kleinere Bemerkungen gegen Hn Lassen's Auffassung hinzu zu fügen und können alsdann unsere Uebersetzungsweise angeben. Von dem ersten Theile des Compositum mriga bis vaçanvada und dem zweyten nava dalamâla bemerkt Herr Lassen utrumque praedicantur de tamâla

möre dvandvae, ita tamen ut causa prioris praedicati posteriori simul indicetur. Diese Classificierung dieses Compositi scheint uns nun keinesweges richtig; wir fassen vielmehr das ganze Compositum mṙiga bis tamalê zunächst als Compositum aus der Classe Bahuvrîhi; Tamalen, welche haben mṙiga bis mâla. Der nun übrige Theil des Compositums mṙiga bis mâla ist ein Compositum karmadhâraja neue Blätter-Gewinde, welche sind mṙiga — vaçanvada (das Compositum navadala mâla übergehen wir als leicht kenntlich); der alsdann übrige Theil mṙiga bis vaçanvada ist ein Compositum tatpurusha: besiegend den mṙiga-rabhasa; der endlich übrig bleibende Theil mṙiga-rabhasa ist wieder leicht erkennbar. So würden wir denn das Ganze übersetzen: (verno tempore) quo Tamalae instructae sunt novorum foliorum sertis quae superant jucunditatem (oder vim) fragrantiae musci. Hier tritt uns denn ein recht lebendiges Gemählde der Vegetationskraft des Frühlings entgegen, wo die Düfte der Tamalen so stark sind, daß sie die Stärke des Moschusgeruches (welcher nicht, wie man nach Rückert's Uebersetzung annehmen müßte, dem Frühlinge allein eigen ist) überbieten. — Bey dem folgenden Verse dieser Strophe juvag'ana — g'âlê wird wohl jeder in Bezug auf die Auslegung von ruk'i nicht Lassen, welcher es durch acies, sondern dem Scholiasten D, und dem eben so erklärenden Rückert beytreten, welche es durch dîpti Glanz auslegen. Der Kinguka-Baum (Butea frondosa) hat schöne rothe Blüthen und diese werden mit den (nach indischer Sitte roth gefärbt gedachten) Nägeln des Liebesgottes verglichen. Eben so wird man in Bezug auf 31a im Allgemeinen der Rückertschen Auf-

fassung vor der Lassenschen den Vorzug geben, doch ist vigalita-lag'g'ita-g'agad etwas enger zu fassen: die Welt, deren Scheu (Scham) vergessen ist (nämlich im Frühlinge), was hier bedeutet: die im Frühling liebestrunkene, jeder Zurückhaltung vergessene, Welt. — 32b ist von Hn Rückert nicht übersetzt; Hr Lassen nimmt darin bandhu für adjutor; ich glaube es ist hier in der Bedeutung flos zu nehmen, daß diese Bedeutung hier sehr guten Sinn gibt, bedarf für Kenner keiner weitern Ausführung. — 36b in Bezug auf die Erklärung der Bedeutung von udgîrn'a wenden wir uns an die Scholl. zurück und lehnen sie an grī vomere (vgl. auch Sakuntal. 83, 1.). — 48c. d hat Hr Lassen kink'a — unmîlanti übersetzt quidni oscitant, während kink'a vel ist, und unmil auch hier wie gewöhnlich (vergl. Schütz, kritische und erklärende Anmerkung zu der von Hn Prof. von Bohlen besorgten Ausgabe des Chaurapanchâsika u. s. w. S. 2) expergefieri. Zu übersetzen ist: es erwachen sogar die Stimmen der (indischen) Kuckucke, kuckuk, kuckuk schreyend (kuhuh' kuhûr iti). — III, 13 ist die Strophe

bhrûpallavam dhanur apânga tarangitâni
vân'â gun'ah' çravan'apâlir iti smarên'a
tasjâm anangag'ajag'angama devatâjâm
astrân'i nirg'itag'aganti kim arpitâni

von Hn Lassen so übersetzt, daß das Schlußwort des ersten Halbverses (oder der beiden ersten Verse) smarên'a zu dem folgenden Halbvers gezogen wird. Rückert, der der in der Form der Verse liegenden Andeutung folgt, übersetzt: 'Ist Brau ein Bogen, Wimperblickes Schwingung Ein Pfeil, Ohrläppchen eine Sonn' o Smara'.

Wenn Lassen's Auffassung, unserer Ansicht

nach, den Sinn ganz verfehlt, so hält ihn auch diese nicht fest. Das Wort iti bezeichnet eines Fremden Worte, oder Bestimmung. Dieser Fremde ist hier der Liebesgott Smara und bey smarêna ist zu supplicren uktam, oder vihitam (gesagt oder bestimmt). Der Sinn ist: die (zweigartige) Krümmung der Brauen (soll der) Bogen (seyn), die Augenblitze Pfeile ꝛc. so (ist bestimmt worden) vom Liebesgotte; dann erst folgt die Frage, warum sind ihr die Waffen des Liebesgottes übergeben? — IV, 9 ist sehr ungenau übertragen von Hn Lassen (bey Rückert gar nicht); doch bedarf dies nur der Bemerkung im Allgemeinen; — die Gefährtin der Râdhâ sang dieses Lied. — IV, 23 ist bibhrat nicht übersetzt, es bedeutet hier in coitu ferens, also liebend. — VII, 3 ist nicht genau übersetzt; doch auch hier bedarf es nur dieser Bemerkung im Allgemeinen, da jeder leicht selbst bessern kann. — VII, 9 zeigt schon durch das verdorbene Metrum seine Corruption. Ich gestehe, daß mir, so nahe manche Emendationen liegen — das Metrum stellt die Rückertsche her — doch noch keine vorliegt, welche einen ganz an- und durchschaulichen Sinn darbietet. Weder das Zählen noch das Nichtzählen der Rohrpflanzen scheint mir zu der Situation einer verlassenen Liebenden so ganz angenfällig zu passen. Man müßte, um das eine oder das andere zu vertheidigen, eine Vergleichstelle aus indischen Dichtern beybringen; mir steht keine zu Gebote. — Ich könnte noch auf einige Stellen, z. B. VIII, 11 aufmerksam machen und ähnliche unbedeutende Anmerkungen daran knüpfen; allein da ich mich zu einer vollständigen Recension, schon wegen der zu sparsam vom Hn Herausgeber eingestreuten Auszüge aus den Scholien, deren man

bey der Interpretation dieser spätern und höchst künstlich componierten Sanskritgedichte überaus ungern entbehrt, nicht hinlänglich ausgerüstet fühle und der Anzeige dieses Werkes in diesem Collectiv-Artikel schon einen zu bedeutenden Raum verstattet habe, so möge dieses Wenige genügen, um auf die hohe Bedeutung dieser Ausgabe aufmerksam zu machen. Eine Recension, wie sie dies Werk verdient, müssen wir geschicktern Händen überlassen.

№ 3. (Pâṇini ed. Böhtlingk). Zu diesem Buche können wir weiter nichts bemerken, als daß wir eine Ausgabe dieser ausgezeichneten indischen Grammatik, wodurch sie leichter zugänglich gemacht wird, sehr willkommen heißen müssen. Zu einer genauern Anzeige kann erst die Erscheinung des zweyten Bandes Gelegenheit geben. Dieser erste enthält nur den Text und die Scholien.

(Die Fortsetzung im nächsten Stücke.)

Stuttgart.

Schweizerbart's Buchhandlung, 1840: Untersuchungen über das Zwischenkieferbein des Menschen in seiner normalen und abnormen Metamorphose. Ein Beytrag zur Entwickelungsgeschichte des Menschen nebst Betrachtungen über das Zwischenkieferbein der Thiere von Friedr. Sigism. Leuckart. VIII und 116 Seiten nebst 9 lithograph. Tafeln in Quart.

Diese Schrift ist des Verfassers 'innigst verehrtem und geliebtem Lehrer und Freunde J. F. Blumenbach', so wie den hohen Manen Göthe's und den unvergänglichen edeln Namen S. T. Sömmerring's, G. Cuvier's und

J. F. Meckel's geweihet; indeß auch der erste war schon verewigt, als das Werk erschien, weshalb der Verf. das für ihn bestimmte Dedicationsexemplar unserer Königl. Societät der Wissenschaften zusandte, deren Zierde der Verewigte eine so lange Reihe von Jahren war. — Die Arbeit, welche vorzugsweise auf eigenen Untersuchungen beruht, die der Verf. in verschiedenen anatomischen und zootomischen Sammlungen Deutschlands, Frankreichs, Hollands und Italiens anzustellen Gelegenheit hatte, zerfällt in vier Hauptabtheilungen: Historisches, Descriptives, Comparatives und Allgemeines. Ein merkwürdiges Schicksal hat dieser Knochen von Galen, der ihn zuerst beschrieben hat, bis auf unsere Zeiten durchlebt, indem er bald dem Menschen abgesprochen, bald demselben bedingt, nämlich in einer frühern Periode des Fruchtlebens, oder unbedingt zugeschrieben wurde. Haller belegte ihn zuerst mit dem Namen Os incisivum, durch Blumenbach erhielt er aber den, seitdem fast allgemein angenommenen, Namen Os intermaxillare. Hinsichtlich der S. 25 gegebenen Bemerkung über das Verhältniß der Caspar'schen Schrift über die Hasenscharte Götting. 1837 zu Stück 185. unserer Anzeigen 'Sogleich nachdem ich das Stück der Götting. gelehrten Anzeigen gelesen hatte, ließ ich mir, in dem Glauben, daß die Abhandlung gedruckt sey, sie in Göttingen bestellen, erhielt aber die Antwort von der Dieterichschen Buchhandlung, sie wäre noch nicht erschienen!' liegt ein Irrthum vor, dessen Grund zu enträthseln uns nicht obliegen kann, indem wir über nicht erschienene Werke keine Anzeigen zu machen pflegen, und auch die genannte Schrift, bevor wir die Anzeige davon anfertigten, in der Dieterichschen Officin gedruckt und erschie-

nen war. Im descriptiven Theile erörtert der Verfasser das normale Vorkommen und abnorme Verhalten nach einer großen Anzahl abgebildeter und anderer von ihm in dieser Hinsicht speciell untersuchten Schädel. Die dritte Abtheilung handelt von dem Vorkommen des Knochen bey den Thieren. Er sey bey den meisten Wirbelthieren, wozu der Verf. merkwürdiger Weise auch die Cephalopoden rechnet, vorhanden, fehle jedoch diesen Kopfsüßlern, unter den Fischen den Cyclostomen, bey den Plagiostomen sey er schwer nachzuweisen; mit Bestimmtheit erkenne man ihn zuerst bey den Stören; bey den Knochenfischen erscheine er sehr deutlich, eben so bey den Amphibien, Vögeln und Säugethieren. In diesem Abschnitte finden wir auch noch die Entwickelung, Zahl, Gestalt, Verbindung und Beweglichkeit des Intermaxillarknochens erörtert. Der letzte Abschnitt liefert 'Allgemeines', namentlich über die Bedeutung und Bildung des Knochen, so wie über die Haschenscharte und ihre verschiedenen Formen. Der Verf. stimmt der Meinung bey, daß dieser Knochen mit Bestimmtheit als ein besonderes Knochengebilde in dem menschlichen Schädel sich nachweisen läßt, aber nur in den frühesten Lebensperioden. 'In den späteren Lebensperioden und im ausgebildeten Zustande kann man aber bey dem Menschen keinen besondern Zwischenkieferknochen annehmen. — — Es ist demnach das Os intermaxillare des Menschen nur als eine Uebergangs- oder Durchgangsbildung, als eine transitorische Erscheinung in dem Gebiete der einzelnen Schädelknochen anzusehen, wie z. B. auch das Vorhandenseyn des Foramen ovale in der Scheidewand der Herzvorkammern, und Niemand wird darum dem Menschen ein solches Foramen als ein Merk-

mahl seiner Herzorganisation zuschreiben, eben so wenig wie ein Knorpelskelet, welches doch auch in der frühesten Periode des Fruchtleben vorhanden ist'. Demnach habe der Mensch keine (eigentlichen) ossa intermaxillaria. Diese Ansicht eines bedingten Vorhandenseyns der Ossa intermaxillaria beym Menschen, welche aber sehr früh mit den Kieferknochen verschmelzen und demnach eine transitorische Bildung andeuten, wodurch auch in dieser Beziehung der gleiche Typus in der Menschen- und (höhern) Thierbildung sich offenbart, ist wohl die in unserer Zeit allgemein angenommene und hat durch des Verfs lehrreichen in dieser Schrift nieder gelegten Untersuchungen nicht wenig an Bestimmtheit gewonnen. Druck, Papier und Abbildungen sind dem Inhalte entsprechend. Berthold.

Lübeck.

Von den Commentationes de locis quibusdam veterum scriptorum des Herrn Professor Kunhardt daselbst, von denen wir das erste Stück in diesen Blätten 1839. St. 134. angezeigt haben, ist uns Particula II. zu Händen gekommen. Sie enthält die Fortsetzung der Bemerkungen über Sophocles Oedipus Coloneus, von Vers 1428 bis zu Ende. Was wir zu der Empfehlung des ersten Stückes gesagt haben, gilt auch von diesem zweyten, und wollen wir deshalb nicht wiederholen, hoffen aber, daß uns der gelehrte Verfasser mit mehreren ähnlichen Arbeiten erfreuen möge.

Hn.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

113. Stück.
Den 13. Julius 1840.

Göttingen.

Der Königl. Societät der Wissenschaften ist unter dem 24. Junius von dem Prof. Wöhler eine Notiz über eine von ihm dargestellte Verbindung des Aether-Radicals mit Tellur mitgetheilt worden. Die Existenz dieser Verbindung ist besonders in sofern von Interesse, als sich dadurch die merkwürdige Analogie zwischen Schwefel und Tellur auch darin bewährt, daß dieser metallartige Körper, gleich dem Schwefel, als Element in die organische Zusammensetzung eingehen und darin den Sauerstoff vertreten kann. Der neue Körper ist der Aether, der an der Stelle des Sauerstoffs eine äquivalente Menge Tellur enthält.

Die Bildung des Telluräthyls geschieht sehr leicht durch wechselseitige Zersetzung von schwefelsaurem Aethyloxyd-Baryt mit Tellurnatrium, deren Auflösungen in Wasser mit einander destilliert werden. Um die leichte Oxydation des letzteren an der Luft möglichst zu verhüten, bringt man es in festem Zustande, so wie es durch Glühen von Tellur oder nativem Tellurwismuth mit koh=

lensaurem Natron und Kohle erhalten worden ist, in die bereits im Destillationsgefäß enthaltene und erwärmte Barytsalz-Lösung. Das Telluräthyl geht, anfänglich unter hohem Aufschäumen des Gemisches, mit Wasser über.

Es ist ein tief gelbrothes Liquidum, ungefähr wie Brom, nur heller; es ist schwerer als Wasser, worin es sich nur unbedeutend auflöst; es besitzt einen sehr starken, höchst widerwärtigen, lange haftenden Geruch, der zugleich an den des Schwefeläthyls und den des Tellurwasserstoffgases erinnert. Dabey scheint es in hohem Grade giftig zu seyn. Sein Siedepunct ist unter + 100°. Es ist leicht entzündlich und verbrennt mit einer weißen, leuchtenden, blaulich gesäumten, sehr sonderbar aussehenden Flamme, und unter Verbreitung eines dicken weißen Dampfes von telluriger Säure. An der Luft bedeckt es sich mit einer anfangs gelblichen, nachher weiß werdenden Rinde, und verwandelt sich nach und nach gänzlich in tellurige Säure. Wird es dabey vom directen Sonnenlichte getroffen, so fängt es sogleich an zu rauchen und seine Oxydation geht dann augenscheinlich rascher vor sich; wiewohl, selbst in reinem Sauerstoffgas, nicht so heftig, daß eine freywillige Entzündung eintritt. Von Salpetersäure wird es mit großer Heftigkeit und unter Entwickelung von Stickoxydgas aufgelöst. Mischt man zu dieser Auflösung Chlorwasserstoffsäure, so scheidet sich ein schweres, farbloses Liquidum in ölartigen Tropfen aus, dessen Natur nicht untersucht ist.

Nach der Aether-Formel berechnet, muß das Telluräthyl 68,53 Procent Tellur enthalten. Die Analyse gab 68,75. Denn 0,560 Grm. Telluräthyl, in Salpetersäure gelöst und nach Zusatz von Salzsäure durch längeres Erhitzen vollständig zerstört, gaben durch Reduction mit schwefliger

Säure 0,885 metallisches Tellur, im leeren Raume getrocknet. Es ist also das einfache Aethyltelluret = $C^4H^{10}Te$, und besteht in 100 Theilen aus:

Kohlenstoff	26,14
Wasserstoff	5,33
Tellur	68,53
	100,00.

Das Bitelluretum würde 81 Procent Tellur enthalten.

Fortsetzung der Anzeige der indischen Werke.

№ 4. (Sánkhja Kárika von Wilson) dankt seine Entstehung insbesondere einer von dem berühmten H. T. Colebrooke, dessen Verdienste um indische Literatur unsterblich sind, gefertigten Uebersetzung der kleinen hier heraus gegebenen Schrift, die gleichsam den Catechismus des, unter dem Namen Sânkhja bekannten, philosophischen Systems der Inder bildet. Diese Uebersetzung mit nöthigen Erklärungen sollte eine der ersten Publicationen des Oriental-Translation-Fund werden. Colebrooke's eintretende Krankheit verzögerte die Herausgabe. Während des erschien 1832 die ausgezeichnete Ausgabe dieses Werkchens mit lateinischer Uebersetzung und Commentar von Lassen (Gymnosophista sive Indicae philosophiae Documenta collegit, edidit, enarravit Chr. Lassen, Voluminis 8, Fasciculus 2; Isvaracrishnae Sankhja caricam tenens). Um 1833 befand sich erst die Uebersetzung allein in den Händen der Committé des Translation Fund. Diese schien nicht umfassend genug, um daraus einen besondern Band zu bilden. Man faßte daher den Entschluß, sie lieber den Transactions of the Royal Asiatic Socie-

ty of Great Britain and Ireland einzuverleiben. Zu diesem Zwecke wurde sie dem jetzigen Hn Herausgeber übergeben. Dieser dagegen stimmte gegen diesen Entschluß, rieth die Uebersetzung besonders zu drucken und versprach selbst die Anmerkungen hinzu zu fügen, welche zum Verständniß nöthig scheinen möchten. Die Erscheinung der Lassenschen Ausgabe, einer Pauthier'schen Uebersetzung und anderes bewog ihn aber, um dieser Ausgabe ein höheres Interesse zu geben, sich nicht auf die Edition des Textes und der Uebersetzung der Sânkhja kârikâ zu beschränken, sondern auch den Text und die Uebersetzung des ältesten und besten Commentators Gaudápâda hinzu zu fügen. Diese Beygabe ist um so dienlicher, da dieser Commentar (Sânkhja-Bhâshyam) selbst Lassen bey seiner Ausgabe nicht zu Gebote stand. Außer dieser Beygabe fügte Wilson einen eigenen Commentar hinzu, dessen Inhalt jedoch, wie er selbst bemerkt, zum großen Theile aus den übrigen Scholiasten entlehnt ist, deren Originalstellen dann unter dem Texte abgedruckt sind. Diese auszugsweise benutzten Scholien sind 1) die Sânkhja-Tattwa-Kaumudî (Mondlicht des Inhalts der Sankhja) von Vachaspati Misra, einem Brahmanen aus Tirabhucti (Tirhoot), welche auch von Lassen benutzt ward, und 2) die Sankhja Chandrikâ (Sankhja-Mondlicht) von Narajana Tirtha, welche wiederum Lassen nicht zu Gebote stand, allein mit dieser stimmt größtentheils Wort für Wort überein die Sankhja Kaumudî von Rama Krishna, die auch Lassen benutzte. Außer diesen Scholien zog Herr Wilson auch noch zwey besondere sich auf die Sankhja-Philosophie beziehende Werke zu Hülfe, nämlich den Sankhja-Sâra, einen besondern Tractat über die Sankhja-Doctrin von Vig'nâna Bhikshu und von

demselben Autor einen Commentar zu den Sutren des Gründers dieser Schule Kapila, Sânkhja-Pravak'ana-Bhâshja. Durch Benutzung und ziemlich umfassende Vorlage dieser Hülfsmittel ist in dieser Ausgabe ein Material für genauere Kenntniß dieses ältesten rationellen philosophischen Systems der Inder gegeben, wie wir es für keins der übrigen bislang besitzen, und bey der hohen Stellung, welche bey dem jetzigen Standpuncte der indischen Studien die Scholien für uns einnehmen, ist die durch diese Beygaben eröffnete genauere Kenntniß ihrer Methode in philosophischen Schriften überaus dankenswerth. Die Textescollation gab nach der sorgsamen Behandlung der Critik in der Lassenschen Ausgabe keine besondere Ausbeute mehr; in Bezug auf die Scholien von Gaudapâda war sie dem Herausgeber, da er nur ein Manuscript derselben besaß, ganz und gar versagt. Hr Wilson bemerkt alsdann, daß er in sofern unvorbereitet zur Herausgabe dieses Werkes gelange, als er in Indien, aus Mangel von Kennern der Sankhja-Philosophie unter den Eingebornen, insbesondere den Brahmanen, sich dem Studium derselben nicht habe widmen können, und er könne daher nicht wagen 'to claim exemption from those liabilities to error, to which the unassisted study of Sanscrit Litterature in Europe is exposed. Wir sind nun keinesweges gemeint, die Hülfe herab setzen wollen, welche einem in occidentalischer Critik erzogenen und geübten Kopfe aus der lang gewohnten Belesenheit in und Bekanntschaft der Eingebornen mit Schriften der Sanskritliteratur erwachsen kann, welche uns Europäern oft kaum dem Namen nach bekannt sind. Dies ist aber auch die Grenze dieses Nutzens, und wo diese fehlt — wie dies eingestandenermaßen in Bezug auf die Literatur der Sankhja-

Philosophie in Indien statt findet — haben die Eingebornen — bey dem jetzt in den großen Städten Europas aufgehäuften Material für die Kenntniß der Sanskrit-Literatur — durch ihre Stellung als Eingeborne nicht allein keinen Vortheil vor den Europäern voraus, sondern stehen größtentheils durch Vorurtheile und in einer höchst uncritischen Geistesrichtung befangen, in entschiedenem Nachtheile gegen sie, und dieser Nachtheil hat nicht selten, sondern ganz gewöhnlich, auch sich denjenigen Europäern angehängt, welche in Indien sich ihrer Hülfe bedienten. Voll Anspruch auf eine eindringendere Kenntniß des Sanskrits — welches für sie eben so sehr eine todte Sprache ist, als für uns — setzen sie vielfach an die Stelle der, das ihr Unsicherere sorgsam erforschenden, europäischen Hermeneutik, willkürliche Deutung und die sich ihrer bedienenden Europäer haben sich nicht selten von ihrer Autorität blenden lassen. Wem unser Räsonnement ungerecht zu seyn scheint, der vergleiche nur einmahl den bey weitem größten Theil des in Indien für die indische Literatur gethanen mit den Leistungen in Europa — z. B. die Serampurer Ausgabe des Ramajana mit der des Hn v. Schlegel, die indischen Ausgaben der indischen Dramen mit der der Vicramorvasî von Lenz, das Malatimadhava von Lassen und anderes, und er wird, was sich aus der Natur der Sache schon an und für sich schließen läßt, auch durch Beyspiele bestätigt sehen.

Außer der Erläuterung des vorliegenden Werkes an und für sich hat Hr Wilson an einigen Stellen auch seine Aufmerksamkeit auf diejenigen Puncte gerichtet, welche bemerkenswerthe Uebereinstimmungen mit den Lehren der alten classischen Philosophen des Occidents darbieten. Wenn aber der verehrungswürdige Hr Verf. sich geneigt

zeigt, diese Uebereinstimmungen aus einem histo-rischen Zusammenhange zwischen griechischer und indischer Philosophie abzuleiten, und sich sogar, so vorsichtig er sich auch ausdrückt, für eine Sub-ordination von jener unter diese zu erklären scheint (ich will, damit man seine Ansicht in ihrem wah-ren Umfange kenne, seine eigenen Worte hersetzen: the present publication may afford, as far as it extends, authentic materials for the use of those better qualified classical scholars, who may be curious to ascertain in what degree the speculations of Plato and Aristotle correspond with those of Kapila and Gautama (dem Gründer des Njâja-Systems, der Logik im weitern Sinne, in so-fern sie nicht bloß die Form, sondern auch den Inhalt des Denkens philosophisch behandelt) or how far the teachers of one school may have been indebted to those of another. That the Hindus derived any of their philosophical ideas from the Greeks seems very improbable; and if there is any borrowing in the case, the latter were most probably indebted to the former), so haben Ref. seine Untersuchungen dagegen zu der entschiedenen Ue-berzeugung hingeführt, daß so wohl in allem übrigen Wissen, als insbesondere in Philosophie die erste Entwickelung und eigentlich characteristi-sche Ausbildung, ja die vollständige Durchbildung bey den Indern und Griechen ganz unabhängig von einander geschah, daß diese Völker nicht eher mit einander in Berührung kamen, als sie dem Wesen nach — insbesondere in Bezug auf ihre philosophische Bildung — schon ganz fertig wa-ren. Die von da an datierenden gegenseitigen Einwirkungen setzen sich daher schon an einen bey beiden eigenthümlich vollendeten Kern. Der

bey den Indern das ganze Leben durchdringende und von Pythagoras individuell aufgestellte Gedanke der Metempsychose ist außer den Indern gar vielen, selbst ganz uncultivierten Völkern eigen und liegt dem gemeinen Menschenbewußtseyn so nahe, daß er von Pythagoras, wenn er ihn nicht etwa Aegyptern entlehnte, selbst aus diesem in das philosophische erhoben seyn konnte. Von der, wegen des Namens Sankhja, welches auch Zahl bedeutet, mit dilettantischer Voreiligkeit hergenommenen Zusammenstellung des Sânkhja-Systems mit dem Pythagoräischen ist man seit langer Zeit schon zurück gekommen; denn die Sânkhja-Philosophie ist nichts weniger als eine eigentliche Zahlenphilosophie. Die Zahlen, welche in ihr vorkommen, sind weder symbolische, noch characteristische Bezeichnung der makro- oder mikrocosmischen Elemente, sondern nur Berechnung derselben. Endlich hat sie aber auch gar nicht ihren Namen von Sankhjâ in der Bedeutung Zahl, sondern von Sankhjâ Erwägung, Beurtheilung. Denn dadurch eben tritt die Sankhja-Philosophie in ihren beiden Phasen — der eigentlichen Sankhja-Philosophie und der Joga-Philosophie — in einen Gegensatz zu der eigentlichen Offenbarungsphilosophie in ihren beiden Phasen — der Pûrvamîmânsâ und der Brahmamîmânsâ oder Vedânta-Philosophie — daß ihr die heiligen Schriften nicht die einzige Quelle der Erkenntniß sind, sondern sie auch mit den räsonnierenden Elementen des Menschen das Leben des Geistes im Verhältniß zur Natur an und für sich erforscht.

(Die Fortsetzung im nächsten Stücke.)

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

114. 115. Stück.
Den 16. Julius 1840.

Fortsetzung der Anzeige der indischen Werke.

Der Character dieser Kârikâ, oder Kârikâs, ist durch die Ausgabe von Lassen und die Uebersetzung in Karl Joseph Hieronymus Windischmann: die Philosophie im Fortgange der Weltgeschichte so ziemlich bekannt; es sind Verse (der Bedeutung nach erklärende), welche aphoristisch, größtentheils ohne genauere Ausführung, die Doctrin der Sankhja-Schule, gleichsam als wären es Dogmen, darstellt. Diese, so überaus gedrängte, Darstellung eines so umfassenden und so tief durchdachten philosophischen Gebäudes kann nur Folge einer durch mehrere Schülergenerationen fortgesetzten, wahrscheinlich zum größten Theile mündlichen, Bewegung innerhalb desselben Gedankenkreises seyn. Wie alt die erste Gründung dieses Systems sey — welche, wie schon bemerkt, einem ganz in den Bereich des Mythus gezogenen Weisen Kapila zugeschrieben wird — läßt sich nicht genauer bestimmen. Die innige Verwandtschaft desselben mit der Doctrin des Buddhismus, dessen Entstehung der höchsten Wahrschein-

lichkeit nach, in den Anfang des 6. Jahrhunderts vor Chr. zu setzen ist, macht es jedoch eben so wahrscheinlich, daß die Sankhja-Philosophie noch älter ist.

Die Ausgabe des Herrn Wilson ist nun so eingerichtet, daß S. 1 — 194 die Colebrookesche Uebersetzung des Textbuchs, die eigene des indischen Commentars (bhâshjam) und den eigenen Commentar, jedesmahl Vers für Vers enthält. Alsdann folgt mit neuem Titel —: çrîmad Içvarakrishnen'a virak'itah' sânkhjakârikâkhjagranthah' çrîgaud'apâda krita bhâshjasahitah'. (Das von Içv. geschriebene Sankh. Kur. genannte Buch mit Commentar von Gaud.). çrîmatâm pûrvadêçîja bhâshâlikhitagranthâvatâra prapâdakânâm sâmâg'ikânâm anumatjâ (auf Autorität der Mitglieder zur Beförderung von Uebersetzungen orientalischer Schriften). ukshataran'âbhidhânanagarê (in der Ochsenfurth genannten Stadt) vidjâmandirasansthâna mudrâjantrâlajê (in der Universitäts-Buchdruckerey) mudritah' (gedruckt) sanvatsarê (Jahr) 1839 — der indische Text der Kârikâ und des bhâshjam auf S. 1 — 50. Dann folgen noch 6 nicht numerierte Seiten Variations and Corrections.

Die Ausgabe selbst betreffend, so sind so wohl Colebrookes als Wilsons frühere Arbeiten in diesem Felde hinlängliche Bürgen, daß uns dem jetzigen Zustande dieser Studien Entsprechendes hier geboten werde. Die Vergleichung dieser Bearbeitung mit der Lassenschen bietet einen reichen Stoff zum tieferen Eindringen in die Sprache und das Verfahren der indischen Philosophen und kann als eine überaus dienliche Vorbereitung zur umfassenderen Erkenntniß der indischen Philosophie überhaupt vom größten Nutzen seyn. Wir können uns nur auf sehr Weniges einzuge-

ben erlauben; doch wird auch dieses Wenige dazu dienen, den Leser das Verhältniß dieser Arbeiten gegen einander klarer zu machen. Wir nehmen den ersten Vers, in Beziehung auf welchen einige nicht unbedeutende Abweichungen vorkommen. Er lautet im Texte:

duh'katrajâbhighâtag' gig'nâsâ tadabhighâtakê (andere Lesart apaghâtakê) hêtau
dṙisht'ê sâparthâ k'en naikântâtjantatô 'bhâvât.

Diese Stelle übersetzt Hr Lassen: E tergeminorum dolorum impetu (oritur) desiderium cognoscendae rationis qua ii depellantur (Hr L. liest apaghâtakê). Quod (cognoscendi desiderium) licet in visibilibus rebus infructuose versetur, non est (infructuosum) propter absentiam absoluti et omni aevo superstitis (remedii). Die Colebrook'sche Uebersetzung dagegen lautet: The inquiry is into the means of precluding the three sorts of pain; for pain is embarrassment: nor is the inquiry superfluous because means of alleviation exist, for absolute and final relief is not thereby accomplished. Die Lassensche Uebersetzung ist ohne Erklärung so gut, wie gar nicht zu verstehen; man sieht jedoch deutlich, daß sie mit keiner geringen Sorgfalt nach sehr getreuer Wiedergabe des Textes strebt. Die Colebrooksche ist dagegen sehr verständlich; man sieht es ihr aber an, daß eine auch äußerlich getreue Wiedergabe nicht eben erstrebt wird. Dieses Resultat gilt so ziemlich durchweg für das gegenseitige Verhältniß dieser beiden Uebersetzungen. Wenden wir uns jetzt zu dem einzelnen: Duh'katrajâbhigh'âtât übersetzt Hr Lassen: e tergeminorum dolorum impetu. Die aus der Etymologie von abhi + han zu schließende eigentliche Bedeutung des

durch impetu übersetzten Wortes würde diese Uebersetzung wohl zulassen; allein mit solchen Folgerungen aus den Grundbedeutungen gelangt man nie zu einem sichern Ziele, und sie können nur als äußerste Nothhülfe angesehen werden, wo uns der durch usus ganz fest bestimmte Sinn eines Wortes nicht andersher bekannt ist. Einer der Commentatoren erklärt das sanskritische duh'kha bis abhighâta durch duh'khatrajên'a antah'karan'avartinâ pratikûlatajâ k'êtanâçakter abhisambandhah'. Das heißt: die Fesselung der Kraft der Intelligenz durch die Feindseligkeit, welche hervor geht aus den drey Arten von Leiden, welche sich im Geiste fühlbar machen. Diese Erklärung läßt sich mit der eigentlichen Bedeutung des Etymons von abhighâta, nämlich abhihan, recht gut in Verbindung bringen. Dieses heißt, zusammen gesetzt aus abhi (be, zu) han (schlagen) zuschlagen, entgegen schlagen in specie zurück schlagen, repello hemmen, impedire fesseln und, da dieses sich mit dem hier geforderten Sinne — Hemmung, Fesselung der freyen Geisteserkenntniß durch die dreyerley Arten von Leiden — ganz gut verträgt, so ist kein Grund vorhanden nach einer andern Erklärung zu suchen. Wir werden also wörtlich übersetzen: Aus der Hemmung (Fesselung) durch die drey Arten von Leiden. Hierauf folgt nun g'ig'nâsâ tadabhigâtakê hetau, wörtlich Erkenntnißbegierde in dem diese (nämlich die drey Arten von Leiden) hemmenden Gründe, oder verständlicher: das Bestreben ein Princip zu erkennen, durch welche diese gehemmt werden. g'ig'nâsâ ist hier mit dem Locativ construiert, bezeichnend wo, innerhalb welches Gegenstandes das Erkenntnißstreben sich bewege, wie das bhâshjam fragend und supplierend erklärt g'i-

g'nâsâ kârjâ kva? tadabhigâtakê hêtau: tasja duh'khatrajasja abhighâtakô jô 'sau hetus tatra (Erkenntnißstreben; wo zu machen? da wo der diese drey Leidenschaften hemmende Grund). Die Responsion der beiden Glieder des Satzes der Kârikâ macht schon darauf aufmerksam, daß auch im zweyten Gliede die Leseart abhighâtakê der, von Lassen aufgenommenen, apaghâtakê vorzuziehen sey; jene Lesart hat aber auch die besseren Autoritäten für sich. Die Inder lieben diese Antithesen und sie sind auch vom allgemein sprachlichen Standpuncte aus zu billigen. 'Die drey Leiden hemmen den Geist, der Geist strebt danach sie zu hemmen. Die wörtliche Uebersetzung würde nun lauten: Aus der Hemmung durch die Dreyheit der Leiden das Erkenntnißbestreben (die Forschung) nach dem diese (Dreyheit) hemmenden Grund (Mittel). Hr Lassen schiebt hier das Wort: entspringt ein; allein in der Colebrookeschen Uebersetzung hat der ganze Satz eine ziemlich abweichende Gestalt angenommen; aber keineswegs mit Unrecht. Denn der Ablativ duh'kha — abhighâtât steht hier causale und eine äußerlich genaue Uebersetzung, wie die des Hn Lassen, würde uns den eigentlichen Sinn keineswegs hinlänglich erschließen. Die Mitte zwischen der äußeren Treue der L'schen und dem etwas an Paraphrase streifenden der C'schen Uebersetzung würde ungefähr folgende Uebersetzung halten: Wie der Leiden Dreyheit (diese Dreyheit erklären die Scholien) hemmt, so (strebt) die Forschung nach Erkenntniß der Mittel, um diese zu hemmen. — Von wesentlicherer Bedeutung ist die Verschiedenheit dieser beiden (der L. und C.'schen) Uebersetzungen in Bezug auf das zweyte Hemistich dieses Verses; allein diese Verschiedenheit beruhte insbesondere darauf, daß Hr Lassen

den eigenthümlichen Gebrauch der Verbindung der Partikeln k'et und na verkannte, welchen Wilson jetzt mit gut gewählten Beyspielen außer allen Zweifel gesetzt hat (vergl. auch Fr. Windischman Sankara p. 96). Auch soll Hr Lassen selbst, wie Hr Wilson bemerkt, die Richtigkeit der Colebrookeschen Uebersetzung jetzt anerkennen. Doch wir schließen hiermit unsere Bemerkungen über das anzuzeigende Werk, welches eine zu lehrreiche und willkommene Erscheinung in diesem Gebiete ist, als daß sie nicht voraus setzen ließe, daß ein jeder, welcher sich ernstlich darin bewegt, sich durch genaues Studium derselben ein eigenes Urtheil zu bilden suchen würde.

Das № 5. edierte Werk (Vaedânta Sâra von Frank) ist eine kurze Darstellung des schon beyläufig erwähnten Vedânta-Systems und bildet für dasselbe ein ähnliches Compendium, wie die Sánkhja-Kârikâ für die Sankhja-Philosophie. Die Zeit des Verfassers ist auch hier noch sehr unbekannt; er soll ein Schüler des Advajananda (dessen Name gar nicht wie ein persönlicher klingt) seyn, der einen Commentar zu Sankara's Werk über Saririka-Sutra geschrieben hat. Da Sankara nun wahrscheinlich zwischen dem 7ten bis 9ten Jahrhundert nach Chr. lebte, so fällt Sadananda natürlich bey weitem später, nicht unwahrscheinlich in die Periode, welche der mohammedanischen Eroberung kurz vorher ging und deren Character überhaupt Sammlung und zusammen ziehende Darstellung der überlieferten Culturelemente gewesen zu seyn scheint. Herrn Frank's Bearbeitung gibt uns außer einer kurzen, sehr allgemein gehaltenen Vorrede (I—XII) zunächst den indischen Text (1—21), alsdann eine deutsche Uebersetzung (S. 1—45); von ihr

heißt es in der Vorrede: 'Wenn aber der Uebersetzer keine vorgefaßte, oder fremde Ansicht hinein (in das Original) tragen, den reinen Begriff des Autors nicht trüben darf, vielmehr den Sanskrit-Worten in ihrer eigenthümlichen Bedeutung möglichst nahe kommende, dem Sinne des Ganzen gemäß, in der Sprache zu wählen hat, in die er übersetzt; so kann man hier nicht lange anstehen, ob diese Wahl leichter zu treffen sey aus einer der todten classischen Sprachen (von denen hier die griechische noch viel geeigneter wäre, als die lateinische), oder aus einer noch lebenden, ausgebildeten und, wie die deutsche, von eigenen Lebenskeimen aus productive, weiterer Bildung empfängliche, selbst schon seit mehreren Decennien in einer weiter vorgeschrittenen Philosophie dazu gebrauchte'. Weiterhin heißt es: 'Mit möglichster Treue den Sinn des Vaedânta-Sara und seines Scholiasten zu geben, habe ich bald einen Ausdruck gebraucht, der dem deutschen philosophischen Publicum bekannt ist, bald ein dem Sanskrit nachgebildetes deutsches Wort, bald, wo ich es nöthig fand, eine Umschreibung. Oefters habe ich, die Beurtheilung und Wahl dem Sachkundigen frey zu lassen, Ausdrücke von mehr, oder weniger abweichender Bedeutung in Parenthesen beygefügt'. Endlich sagt der Hr Verf.: 'Mit Hervorhebung des Einzelnen in die Beziehung desselben zum Ganzen einzuleiten, habe ich bey der Aufzählung mehrerer, zu einem Ganzen gehörigen, Bestimmungen, diese in der Uebersetzung mit beygesetzten Zahlen unterschieden und durch das Ganze habe ich den Inhalt am Rande kurz angegeben'. Auf die Uebersetzung folgen Anmerkungen von S. 49—92, welche vorzüglich in Auszügen aus den auf dem Titel erwähnten Scholien bestehen. Sie sind 'meist solche,

die sich auf den Eingang, das Princip und auf wesentliche Momente des Fortganges beziehen, von wo aus sie auch zur Erläuterung des Uebrigen dienen können'. Leider gehen sie nur bis zur dritten Seite des Textes. Den Schluß dieser Ausgabe bildet eine Uebersicht des Vedanta-Sara (S. 93—98). Diese Ausgabe ist nun vornweg kein so bedeutendes Hülfsmittel zur Erkenntniß des Vedanta-Systems, wie die eben angezeigte Wilson'sche zu der der Sankhja-Philosophie schon wegen des Mangels der Scholien und anderer erläuternder Stellen, mit welchen jene Ausgabe so reich, wenigstens im Verhältniß zum jetzigen Standpuncte dieser Studien, ausgestattet ist. Das bedeutendste und auch aller verdienten Anerkennung werthe ist in Hn Frank's Werke die Uebersetzung. Allein auch in Beziehung auf diese herrscht ein, gewiß unbewußtes, Verfahren, welches des Hn Vfs höchst achtungswerthe Bestreben, die Kunde der indischen Philosophie zu verallgemeinern, vielfach hindernd in den Weg tritt. Ref. muß vorweg eingestehen, daß es ihm im Allgemeinen bey weitem weniger Mühe kostet, das Original zu verstehen, als des Hn Verfs Uebersetzung; das wenigstens kann er mit der größten Bestimmtheit versichern, daß es ihm selten mit Leichtigkeit möglich wurde, die Uebersetzung ohne sorgfältige Vergleichung des Originals zu verstehen. Wenn dies sich bey denen, welche Sanskrit gar nicht verstehen, ebenfalls zeigt, so wäre ein Hauptstreben des Herrn Verfs in der That vereitelt. Dagegen will Ref. keinesweges in Abrede stellen, daß diese Uebersetzung trotz ihrer Dunkelheit, an und für sich, ihm auch vielfach bey dunkleren Stellen des Originals durch beiderseitige Vergleichung genützt hat, und, wenn von jener Seite der Nutzen dieses

Werkes vielleicht von geringerer Bedeutung seyn wird, so wird es dagegen als Einleitung in das Studium der Vedanta-Philosophie den Sanskritkennern auch neben Windischmann's Sankara sehr förderlich seyn. Der Dunkelheit der Uebersetzung schreiben wir es auch zu, daß uns bisweilen der Hr Verf. den Sinn des Originals nicht getroffen zu haben schien. Denn im Allgemeinen konnten wir trotz solcher Stellen, doch ein durchdringendes Verständniß desselben erkennen. Damit der Leser sich einen Begriff von dem Verhältnisse der Uebersetznng zum Originale mache, erlauben wir uns einiges wenige anzumerken. So wird im ersten einleitenden Slokas abhîsht'asiddhajê übersetzt: 'das Ersehnte zur Erkenntniß zu vollbringen'; statt 'zur Vollbringung der Aufgabe'. Der zweyte Slokas wird übersetzt: Auch der innern Bedeutung nach will ich, verehrend die vom Ueberzwey erfreuten (die Advajananden), die, welche vom Lichte dessen aus, das über der Entzweyung ist, höhere Lehrer sind, das Wesen des Vaedanta nach Ueberzeugung vortragen. Hier entspricht zunächst: nach der innern Bedeutung dem sanskrit. arthatas; ob hier der Hr Uebersetzer den Scholien folgt, wage ich nicht zu entscheiden, da ich sie nicht benutzen kann; aber selbst in diesem Falle bezweifle ich sehr, daß diesem Worte eine tiefere Bedeutung hier unterlegt werden dürfe; es bezeichnet hier nur so viel, als jathârtham, wie es sich schickt, der Schicklichkeit gemäß. Den Worten die vom Ueberzwey verehrten entspricht sskr. advajânandâu; hier ist advaja nicht der Ueberzwey, sondern, wenn man so wörtlich übersetzen will, das Nichtzwey; das ganze Compositum ist Bahu-

vrîhi und heißt wörtlich: die die Seligkeit des Nichtzwey habenden, d. h. die, welche dadurch, daß sie die Identität des Ich und des Brahma oder âtman erkannt haben, die Seligkeit erlangt haben. Die folgenden Worte: die, welche vom Lichte ꝛc. bis höhere Lehrer sind entsprechen dem sanskritischen aîtadvaita bhânatah' gurûn; hier ist zunächst gurûn in eine dem Texte nicht angemessene, zu nahe Verbindung mit atîta ꝛc. gebracht; denn gurûn gehört eher zu dem syntactisch respondierenden advaja ꝛc. Die Uebersetzung des Wortes atîtadvaitabhânatas durch 'vom Lichte dessen aus' ꝛc. hätte auch genauer und den Scholien gemäß 'durch Offenbarung' (sâkshâtkâra) übersetzt werden dürfen. Wenn endlich der Hr Uebersetzer jathâmati nach Ueberzeugung übersetzt, so hätte ihn schon das im Scholiasten entsprechende jathâbuddhi darauf aufmerksam machen können, daß dieses wohl nicht ganz treffend sey. Ich glaube es ist nur: nach meinen Verstandeskräften. Den ersten Satz übersetzt Herr Frank: Vaedanta besteht im Beweisführen aus den Upanischaden der Vaeden und in den, dazu dienenden, Sutren (Aphorismen) vom eingeleibten (lebendigen) Geiste und anderen Schriften dieser Art. In dem Texte heißt es vêdantô nâmôpanishatpramân'am tadupakârîni çârîrikasûtrâdîni; das bedeutet nun augenscheinlich zunächst Vedanta ist upanishatpramân'am; und ich glaube dies bedeutet tiefe, durchdringende Erkenntniß der Upanischaden; dann weiter: 'die Hülfsmittel dazu sind die Çârîrika sûtrân'i (ein Hauptwerk der Vedantisten) und die übrigen Schriften (der Vedanta-Schule)'. Möglich ist, daß des Hn Verfs Uebersetzung dasselbe sagen

soll; allein ich kann es nicht gut darin erkennen. Doch es würde uns zu weit führen, wenn wir das Verhältniß der Uebersetzung und des Textes der Reihe nach durchnehmen wollten; ich mache nur noch auf einige Stellen aufmerksam, z. B. S. 2. Z. 10, wo, abgesehen von anderem, nitja naimittika übersetzt ist durch beständig und 'zu dem Hervorgebrachten gehörig, während jenes die an bestimmte Tage, Stunden geknüpften Cultushandlungen bezeichnet, dieses die sich an bestimmte Gelegenheiten knüpfenden'. Allein hier muß der Ref. gestehen, scheint der Hr Verf. den ganzen Satz misverstanden zu haben; auf jeden Fall versteht der Ref. nicht, dessen Uebersetzung mit dem ganz einfachen Sinne des übrigens durch einen Druckfehler (avantara für anantara (oder avântara) ein übrigens, wenn gleich später noch zwey Mahl vorkommend, doch sonst ganz unbekanntes Wort) gestörten Originals zu vereinigen. Die Stelle würde einfach übersetzt heißen: Und die unmittelbare Frucht der Verrichtungen der beständigen und gelegenheitlichen (Dienste, heiligen Handlungen) ist die Erlangung u. s. w. Statt dessen heißt es in der vorliegenden Uebertragung: 'die zum Beständigen, die zum Hervorgebrachten gehörigen und die Cultushandlungen haben zu der, in ihrer Ausübung begriffenen, Frucht die Erlangung ꝛc. Höchst sonderbar und ich weiß wiederum nicht ob falsch, oder nur dunkel, ist S. 3. Z. 7 sambandhas — lakshanah' übersetzt. Völlig unpassend ist die Uebersetzung von parikh'inna und aparikh'inna (S. 5. Z. 12) durch ausgeschlossen und unausgeschlossen. Auch der bald darauf folgende Satz tathâ baddhavat ꝛc. bedarf genauer Zergliederung und es wird durch die dunkle Uebersetzung

keineswegesh hell. S. 7. Z. 15 elêshu koyeshu rc. sind die sich in dem Satze entsprechenden Wörter nicht sehr scharf ausgedrückt, weder kartri, karan'a, kârja noch vig'nâna, manas, prân'a, noch endlich g'nâna, ik'kh'â, krijâ. Doch genug von dieser Ausgabe.

Die beiden letzten Nummern, 6 und 7, der hier anzuzeigenden Schriften sind bloß darauf berechnet, ein größeres Publicum mit den Erzeugnissen der indischen Poesie bekannt zu machen. Der Inhalt von № 6. (Nalas von Bopp) ist zwar schon durch viele andere Uebertragungen in die deutsche Sprache eingeführt und hat sich insbesondere durch die überaus kunstreiche Bearbeitung desselben von Rückert viele Freunde erworben; dennoch wird aber auch eine Uebersetzung von einem so ganz vom Rückertschen verschiedenen Standpuncte aus, wie er von Hn Bopp eingenommen ist, denen insbesondere sehr willkommen seyn, welche durch eine Uebertragung weniger den bloßen oder ganz individuell behandelten Stoff kennen zu lernen suchen, als vielmehr denselben Eindruck zu gewinnen, welchen das Original auf einen Sanskritkundigen macht. In dieser Beziehung ist die Bopp'sche Uebertragung ganz meisterhaft zu nennen. Mit vieler Gewandtheit ist zu diesem Zwecke auch der Rhythmus des Originals nachgebildet und trägt nicht wenig dazu bey, auch im deutschen Gewande den eigenthümlich ruhigen und dennoch spannenden Ton zu erhalten, welcher dem Originale so schön steht. Wenn in manchen Beziehungen der deutschen Sprache noch etwas Gewalt angethan ist, so mag dies noch die Schwierigkeit des Metrums entschuldigen. Doch wird auch dieses mit der Zeit noch geläufiger werden und eine zu hoffende

zukünftige Auflage diese — übrigens an Zahl sehr geringen — Flecken verwischen. Den Schluß dieser Uebersetzung bilden einige Anmerkungen, welche theils Gegenstände des Inhalts erklären, theils durch etymologische Verbindungen des Sanskrits mit den verwandten Sprachen der Westwelt mehr Interesse für diese Studien zu erwekken fähig sind. In Bezug auf die Treue der Uebersetzung würde man sich bey der Beurtheilung an des Hn Uebersetzers Ausgabe des Originals mit lateinischer Uebersetzung zu halten habe, da er, so viel ich im Allgemeinen bemerken konnte, alles auf dieselbe Weise auch in dieser metrisch-deutschen Uebertragung faßt. Eine bedeutendere Abweichung ist nur, daß die Hälfte des, durch den etwas harten Ausfall gegen A. W. von Schlegel, zu dem er Veranlassung gab, bekannter gewordenen Verses (IV, 31b), hier ausgelassen ist. Sonst finden sich keine in die Augen fallenden Abweichungen. Alle Sloken, welche Hr Bopp dort aufgenommen hat — und es läßt sich nicht leugnen, daß viele davon so wohl aus anderen, als aus Gründen des in diesem Metrum herrschenden Parallelismus diese Ehre nicht verdienen — sind auch in dieser Uebersetzung übertragen, so z. B. selbst IV, 15b und 16b, wo einer dieser Halbverse wegen der Tautologie und der ohne allen Zweifel verwerflichen Construction von utsahê auszumerzen und mit Schlegel kritam für katham zu schreiben ist. Eben so sind die Lesarten beybehalten, wie z. B. IV, 12 das schwerlich zu billigende varun'am für varan'am; endlich die Auffassung, wie z. B. II, wo na svasthâ Nalam prati gerade wie in der lateinischen Uebertragung in zwey Sätze getrennt wird, während Nalam prati nur eine nähere Bestimmung des na svasthâ ist: sie

war außer sich (ihrer nicht mächtig) in Bezug auf Nalas (durch ihre Liebe zu N.). Doch dieses, wie manches andere, könnte nur bey einer genauern Betrachtung der Ausgabe des Originals sorgfältiger berücksichtigt werden.

№ 7. (Urvasi und der Held von Hirzel) führt ein bisher der deutschen Sprache noch nicht angeeignetes Drama bey uns ein. Es wird dem Kalidasa zugeschrieben; allein es ist in jeder Beziehung so schwach im Verhältniß zu der, demselben Dichter zugeschriebenen, Sakuntala, daß beide schon deswegen unmöglich einen Verfasser haben können. Auf andere Puncte, welche ebenfalls dafür entscheiden, hat der durch seine Uebersetzung der Sakuntala rühmlichst bekannte Hr Uebersetzer (in der Vorrede S. XXV) aufmerksam gemacht. Genaueres läßt sich über die Zeit der Abfassung noch kaum mittheilen. Ref. sucht an einem anderen Orte zu zeigen, daß die großartigere Entfaltung des indischen Dramas in der Sanskritsprache überhaupt erst mit dem 6ten Jahrhundert nach Chr. beginne, aber auch dann bleibt noch ein bedeutender Zeitraum, innerhalb dessen unser Stück componiert seyn konnte. Denn das Sanskrit herrschte als Sprache der höhern Cultur in immer mehr zunehmender Ausdehnung bis zur nächsten Zeit nach den Einfällen der Mohammedaner. — Das Süjet dieses Dramas, oder wie es Hr Hirzel nennt, Melodrams — wohl wegen eines fast ganz lyrischen Actes (des vierten) — ist die Verbindung der himmlischen Nymphe (Apsaras) Urvasi mit dem Könige Pururawas in Folge des von ihm bey ihrer Befreyung bewiesenen Heldenmuths (vikrama) (daher der Titel die durch Heldenmuth erlangte Urvasi), ihr Verlust und endliche Wie-

dergewinnung. Der erste Act stellt die Befreyung der Urvasi aus den Händen der Dämonen durch Pururavas dar, und die in beiden erwachende Liebe. Im zweyten Acte zeigt sich diese in voller Kraft und die Eifersucht der sterblichen Gattin des Königs; im dritten werden beide Liebende mit einander vereint — dadurch, daß Urvasi, welche als Comödiantin im Himmel aus Liebe einen Verstoß gemacht hatte, bis zu der Zeit, wo ihr Geliebter einen von ihr ihm geschenkten Sohn gesehen haben würde, aus dem Himmel verbannt wird — und zwar mit Zustimmung der rechtmäßigen Gemahlin des Königs. Der vierte Act zeigt uns den König im furchtbarsten Wahnsinne, seine verlorene Urwasi allenthalben suchend — denn im Zorne der Eifersucht hatte diese den Keuschheitshain betreten und war dadurch in eine Schlingpflanze verwandelt —; endlich findet er den Vereinigungsstein und entzaubert sie wieder. Im fünften Acte wird dem Könige sein von Urvasi geborner Sohn zugeführt, dessen Geburt sie verheimlicht hatte, um die Trennung zu verschieben. Während sie dieser nun entsetzt entgegen blickt, erbarmt sich Jedra der Liebenden und erlaubt Urvasi bis zum Tode des Gatten bey ihm zu weilen. Diese Zusammenfassung kann zeigen, mit welchem Kunstbewußtseyn jedem dieser Acte eine bestimmte Einheit zugewiesen ist.

Was des Hn Hirzels Uebersetzung betrifft, so machte er sich außer der sich von selbst verstehenden sorgsamen Wiedergebung des Inhalts auch ein getreues Nachahmen der Originalform, so weit solches nur immer mit dem deutschen Genius zu vereinbaren ist, zur Aufgabe. Er vermied es daher, irgend ein Versmaß zu gebrauchen, das nicht im Originale selbst vorkömmt.

'Die einzige Abweichung', heißt es weiter, 'die ich, durch die Nothwendigkeit gedrungen, mir erlaubt habe, besteht darin, daß ich an die Stelle von unnachahmbaren Metren verwandte nachahmbare setzte'. Der Hr Uebersetzer hat, damit man sich ein Verständniß der von ihm angewandten Metra erwerbe, diese in der Vorrede besprochen und wenn gleich vom Standpuncte der indischen Metrik aus vieles zu wünschen bliebe, so genügt diese kurze Behandlung doch für ihre nächste Bestimmung. Wir können nun vorweg dem Herrn Uebersetzer nicht unser Zeugniß versagen, daß er mit wahrhaft ungeheurer Mühe seiner Aufgabe, die indischen Metra in der deutschen Sprache wiederzugeben, zu erreichen gesucht habe. Ob aber diese Aufgabe — so anerkennenswerth wir es finden, wenn einer gerade Schwieriges zu erreichen sucht — gelöst sey, ja ob sie auch nur lösbar sey, ist eine andere Frage. Fassen wir zuerst die letztere Frage ins Auge, so sollte man hierbey billig zunächst bedenken, ob wir die Sanskritmetra richtig lesen und hören. Ich sage mit Willen r i c h t i g. Denn sie sind fast alle auf leider jedoch nicht eine, sondern mehrere Weisen lesbar, die schön und angenehm ins Ohr fallen, aber gerade weil sie auf mehrere Weisen gelesen werden können, weiß man schon nicht, welche Lesung die richtige sey. Davon, daß man das quantitative Verhältniß des Verses kennt, hat man noch nicht die Möglichkeit, ihn r i c h t i g zu lesen.

(Der Beschluß im nächsten Stücke.)

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

116. Stück.

Den 18. Julius 1840.

Beschluß der Anzeige der indischen Werke.

Die wichtigste Frage, wohin der Accent im Verse zu legen sey, ist bey den allermeisten Versen noch gar nicht zu beantworten. Wenn nur eine ganz einfache Reihe, wie z. B. —vv vv—, die alle Augenblicke erscheint, vorkömmt, so weiß man nicht, ob sie —́vv v́v— oder —v́v vv—́ oder gar —́vv vv—́ gelesen werden müsse. Ja, wenn man hierfür eine Aushülfe im Fortgange des Metrums sucht, indem man denkt, daß wie in unsern Metren, ein, das ganze Versmaß bestimmender, Tact hervor trete, so wird man sich selbst hier verlassen fühlen, oder ganz Ungehöriges in die indische Metrik tragen. Denn so wenig, wie die indische Musik sicher, hat auch die indische Metrik höchst wahrscheinlich — wenigstens in einer Menge Metren — eine den ganzen Vers beherrschende Tacteinheit, sondern einzelne rhythmische Reihen, in einem bestimmten Tacte, werden von andern gefolgt, welche unter Herrschaft eines andern Tactes stehen. Wenn diese Schwierigkeit von indischer Seite her sogleich in

die Augen fällt, so erheben sich noch bey weitem mehr von Seiten der deutschen Sprache, die kaum einer Erwähnung bedürfen, da sie durch den Kampf, in welchen sich die deutsche Sprache mit der griechischen Metrik eingelassen hat, schon hinlänglich bekannt sind. Nur das wollen wir hinzu fügen, daß alle die Schwierigkeiten, welche sich bey dieser Nachbildung zeigen, bey Nachbildung indischer Metra in einem bey weitem höheren Grade hervor treten. Die Beantwortung der ersten Frage betreffend, so wollen wir wiederum zunächst anerkennen, daß troß aller Schwierigkeiten von Seiten der deutschen Sprache die vorliegende Uebersetzung dennoch bey weitem fließender ist, als jeder, welcher die nachgebildeten indischen Metra kennt, erwarten möchte; dennoch aber ist mit der Quantität der deutschen Wörter oft ziemlich willkürlich umgesprungen (z. B. Frau in Jungfrau kurz gebraucht S. 7) und viele Stellen geben sich nur durch die darüber gesetzten metrischen Schemen als Verse kund; anderntheils scheint aber auch der Hr Verf. die indische Metrik nicht so genau zu kennen, als man bey seinem Bestreben eigentlich voraussetzen müßte; so gibt er z. B. dem Arja-Metrum an mehreren Stellen (wie z. B. S. 6, welches ein Beyspiel der Form Upagîti ist) den Amphibrachys in den ungeraden Füßen (1, 3) und S. 13 sogar im fünften (vergl. auch S. 108) und hält dessen erste Kürze sogar für dehnungsfähig. — Die Uebersetzung ist in Bezug auf des Inhalts Uebertragung ausgezeichnet zu nennen — natürlich mit Berücksichtigung des jetzigen Standpunctes der Sanskritstudien — und ist durch die fließende Sprache allen, welche ohne des Sanskrits kundig zu seyn, sich für dessen Literatur interessieren, sehr zu empfehlen. Kleinere Ungenauig-

keiten dürfen wir wohl nicht urgieren, da sie Folgen der Form seyn mögen. Zu bedauern ist nur, daß der Hr Uebersetzer nicht einiges durch Noten erläutert habe, die die des Inderthums unkundigeren oft sehr vermissen werden, so z. B. gleich zu den Worten 'Sie die zarteste Wehre des von Uebermaß der Buße sich scheuenden Götterfürsten (S. 9) (wo wohl schärfer übersetzt werden konnte: Sie das sehr liebliche Schutzmittel des durch gewaltige Buße erschreckten); denn es weiß wohl nicht jeder der Leser, oder selbst Leserinnen, in deren Hände diese Uebersetzungen hoffentlich kommen wird, daß die indischen Büßer selbst den Göttern durch ihre Bußübungen Schrecken einjagten und von diesen alsdann durch die Reize der himmlischen Hetären in ihren Bußübungen gestört wurden. Eben so wenig darf man bey diesem Kreiße von Lesern voraussetzen, daß sie wissen, daß Soma der Mond sey. Uns bey allem Einzelnen aufzuhalten, wo wir von dem Hn Uebersetzer abweichen, würde hier zu weit führen; nur Einiges hebe ich hervor, worin jedoch vielleicht minder Misverstand von Seiten des Hn Hirzel waltet, als Besiegung des Auszudrückenden durch die Form. S. 10 z. B. wird das sanskritische

agrê jânti rathasja rên'upadavîn k'ûrn'î-
bhavantô ghanâs

übersetzt:

'Denn vor meinem Gespann entflieget das
Gewölk gleich feinem Staub, Duft verweht'.

Eine wörtliche Uebertragung würde lauten: Vor meinem Wagen (d. h. hier durch die Schnelligkeit des die Wolken durchfurchenden Wagens) verwandeln sich in Nebel die zerstiebenden Gewölke. Einige Ungenauigkeiten in Uebersetzung

dieser Stanze wollen wir nicht urgieren; doch treten die Bilder, welche die Schnelligkeit des Wagens versinnlichen sollen, nicht hinlänglich klar hervor; man vgl. dazu die von Lenz in seinem Apparatus criticus mitgetheilten Scholien. — Sehr dunkel ist die Uebersetzung S. 15 denn Allvater rc. Verfehlt ist aber der Sinn in der Uebersetzung von Wer einmahl (S. 16); auf keinen Fall durfte das einfache Epitheton abandhja einen so breiten Raum in der Uebersetzung erhalten. S. 48 ist der metrisch in Prakrit abgefaßte Brief der Urvasi, in Betracht der entschiedenen Corruption dieser Stelle, ausgezeichnet gut behandelt; ob jedoch richtig, ist noch sehr fraglich; der dritte Vers insbesondere erweist sich durch das Metrum fehlerhaft. S. 62 dagegen ist: Thor mit Gewalt rc. wieder sehr dunkel übertragen, während das Original ganz einfach ist; noch dunkler ist S. 63 wohl wird rc., dakshin'a ist hier schlau. S. 69 braucht der Hr Uebersetzer das Wort äufnen für häufen, welches wenigstens in der Schriftsprache noch keinen Eingang gefunden hat; einen ähnlichen mir völlig unbekannten, Provinzialismus scheint eine zwey Mahl vorkommende Construction von ob, z. B. kein Sandelholz ob dem Gebirge (S. 79) zu bilden. — Doch genug! Diese Uebersetzung begrüßen wir als einen höchst willkommenen Beytrag zur Verbreitung der Kunde indischer Literatur.

Uebersehen wir die hier angezeigten Werke, so kann es nur mit den besten Hoffnungen für die Studien, welchen sie angehören, erfüllen, wenn wir sehen, wie die ausgezeichnetsten Kräfte mit dem thätigsten Eifer und glänzendem Erfolge sich ihnen widmen.

Th. B.

M ü n c h e n.

Bey Georg Franz, 1839: Die Herkunft der Bayern von den Markomannen gegen die bisherigen Muthmaßungen bewiesen von Dr K. Zeuß. XXXVII u. 58 Seiten in 8.

Schon in seinem größeren Werke: 'die Deutschen und die Nachbarstämme' hatte der Verf. eine eigenthümliche Meinung über die Abstammung der Baiern vorgetragen. Er führt sie in dieser kleinen besondern Schrift weiter aus, die wichtig genug ist, um darüber der literarischen Welt einen Bericht zu erstatten.

'Nicht die von den Markomannen vertriebenen Bojen (Tac. Germ. 42 und 28) sind die Stammväter der Bayern; ihr Ursprung ist vielmehr in dem Lande Baias des Geographus Ravennas zu suchen, was dieser wieder als einen Theil des Elblandes (Albis) aufführt. Baias ist weiter nichts, als der erste Theil des zusammen gesetzten Worts: Baioheim, welches aus der Zusammensetzung Beowinidi erhellt (Ritter's Vorrede zum Cod. Theodos. daselbst in der langob. Geschichte eines Ungenannten) und welches nur für Baiowinidi, Baiheimuvinidi, Beheimuwinidi stehen kann. So werden wir nach Beheima, Böhmen geführt. Hier hat es immer nur Ein Volk gegeben, die Beioheimas, welche nur früher, als Wächter der großen Mark am Nordufer der Donau, Markomannen hießen. Die Baiern sind von diesem Volke nicht verschieden, sondern nur ein Theil desselben.'

So ist kurz das Resultat, was der Verfasser uns vor Augen legt, und es dann durch einen sprachlichen, und einen historischen Beweis noch fester zu begründen sucht. Ersterer führt aus, daß die beiden Formen, welche im Altdeutschen für Baier, Baiern, vorkommen: Baiwar und

Peiari sind, welches nur: Leute aus Baia bedeuten könne. Wir können hier die lange Folge der eben so künstlichen als scharfsinnigen Durchführung nicht angeben, nur das Resultat möge hier stehen. Baiwar und Baier entspringen aus Bai-o-varii. Das bindende o geht in u über, so daß Baiuuarii oder Baiwarii vorkommt. Das auf diese Art in der Mitte entstandene w wird zum o, wie in Alboin, Chadoin, Grimoald für Albwin, Chadwin, Grimwald; und so entsteht die im Mittelalter am meisten übliche Schreibart: Baioarii. Die Endung Ari, woraus eri und iri wird, dient, gleich unserm er, zur Bezeichnung des Ausübers einer Handlung oder eines Gewerbes, oder zur Benennung von Leuten nach ihrer Herkunft aus Ländern und Städten; und so folgt, daß unsere Baiern nur die Bajoarii, Baiuvari ꝛc. seyn können, d. h. Leute aus Baia.

Der historische Beweis, der sich hauptsächlich auf den Geographus Ravennas stützt, ist folgender: Lib. I. c. 11. steht: Quarta ut hora noctis Nortmanorum est patria, quae et Dania ab antiquis dicitur, cujus ad frontem Albes vel patria Albis. Maurungani certissime antiquitus dicebatur. In qua Albis patria per multos annos Francorum linea remorata est, et ad frontem ejusdem Albis Datia. — Dazu ist eine Stelle zu nehmen 4, 18: Est patria, quae dicitur Albis . . . ungani (Maurungani) montuosa per longum, quae ad Orientem multum extenditur, cujus aliqua pars Baias dicitur. Also ein Theil von Albis wird Baias genannt, und in Albis wohnt auch eine Linea Francorum. Dies können keine Andere gewesen seyn als Baiern, denn diese werden auch Franken genannt, in Fredegar, und der Geograph bezeichnet sie selbst so 4, 37: Al-

pes dividunt inter Provinciam et Italiam, inter Burgundiam et Italiam, inter Janos et Italiam, inter Ranicos quae modo ab Aunariis dominatur et Italiam, inter Carontanos etc. Jedoch kann das für den Vf. gewünschte Resultat erst folgen, wenn die letzten Worte so emendiert werden: inter Francos, quae modo a Bavariis dominatur, und dazu muß dem dominatur hier der Begriff: denominatur untergeschoben werden.

Wir können der Scharfsinnigkeit dieser Combination nur vollkommene Gerechtigkeit widerfahren lassen, erlauben uns jedoch, einige wenige Bemerkungen zuzufügen. Stammen die Baiern aus Böhmen, so lehrt schon ein Blick auf die Karte, daß ihre nächsten Wohnsitze alsdann nördlich von der Donau zu suchen seyen; eine solche Auswanderung muß schon früh erfolgt seyn, und auch die Römer nennen uns auf der Südseite jenes Flusses kein Volk, welches wir für Baiern zu nehmen hätten. Nördlich aber, zwischen Rhein und Mayn finden wir nach Tacitus: Helvetii, ulteriora (d. h. von Italien aus bestimmt) Boji, — nur mit dem Zusatze Gallica utraque gens (edit. Vienn: veraque gens). Weiter heißt es: Manet adhuc Boihemi (Bojemi) nomen, significatque loci veterum memoriam, quamvis mutatis cultoribus. Diese Stelle führt von selbst auf Böhmen hin, und die Ausführung, daß Bojemi, Boihemi unser Böhmen, weiter nichts sey als Bojenheim, Stammland der Bojen, ist nichts Neues, sondern findet sich schon vielfach ausgesprochen, s. u. A. die 2te Ausgabe der Germania von Kapp, p. 123. Dabey entgeht mir nicht, daß, wenn der Zusatz: Gallica utraque gens, richtig ist, alsdann Bojemi eigentlich in Frankreich zu suchen, und nicht für das deutsche Böhmen zu nehmen sey. Allein wie

sollte ein celtisches Volk so in die Mitte von Deutschland, oder gar an das Ostende, nach Böhmen gerathen? Es hieße alle geschichtliche Consequenz leugnen, wenn man eine Bewegung der deutschen Völker von Osten nach Westen verkennen, und eine entgegen gesetzte an deren Stelle annehmen wollte, welche auch schon bey den Bojen um deswillen wegfallen mußte, weil eine Menge rein deutscher Stämme zwischen Galliern und ihnen seßhaft, zeigen, daß kein Zug über den Rhein sich im Westen bleibend angesiedelt habe. Die Critik hat sich in ähnlichen Fällen oft damit geholfen, ein Hinderniß in einem Schriftsteller für spätern Zusatz zu erklären; wir wollen dies bey dem: 'Gallica utraque gens' nicht thun, sondern wir dürfen den Römern geradezu vorwerfen, namentlich dem Cäsar, auf dessen Angaben Tacitus fußt, daß sie es nicht besser gewußt haben. Sie haben schon mehr als ein Volk für Gallisch ausgegeben, das es nicht war, namentlich wenn ihnen über die Alpen Kunde von solchem wurde (Lucan I, 254 — 7). Bojer stammen also aus Böhmen und sind deswegen ein rein deutsches Volk; dies ist auch von jeher die Ansicht des Ref. gewesen; er mußte darauf kommen, da für ihn das 'Gallica gens' so gut wie nicht vorhanden ist.

Doch wir kehren zu unserm Verf. zurück. Er hat recht, wenn er in der Vorrede über die unsinnigen Etymologien eifert, die für Geschichte gegeben werden von Solchen, die von Sprachwissenschaft nichts verstehen, geht aber vielleicht auch ein klein wenig zu weit, wenn er will, daß auch die ins einzelne Specielle gehenden historischen Beweise von dem sprachlichen ausgehen sollen. Die folgenden Sätze werden zeigen, wie wir dies verstehen. Ganz richtig ist die im Großen hingestellte Proposition: die Boiern können

von keinem gallischen Volke abstammen, weil die rein germanische Sprache schon auf einen andern als einen celtischen Ursprung hinweist. Wir unterschreiben dies vollkommen. Der Verf. hält aber das Gallica gens zu fest, und folgert weiter: weil also die Bojen celtisch gesprochen haben müssen, so können die Baiern auch nicht von Celten und Bojen abstammen; und zwar um deswillen nicht, weil die deutschen Formen: peigira, -iri, pegira ꝛc. niemahls sich von Boji, namentlich aus dem o ableiten lassen.

Merkwürdig genug versetzt gerade Tacitus mit den besten übrigen gleichzeitigen Quellen, die Bojen dahin, wo wir die heutigen Baiern finden. Wo aber sind denn die Bojen geblieben, wenn wir nicht die Baiern für ihre Nachkömmlinge nehmen? Es sind freylich mehr deutsche Stämme untergegangen, allein man kennt doch einigermaßen die Zeit, wann, und einen Grund, durch welchen ein solches Ereigniß geschehen seyn muß; allein bey den Bojen ist nichts der Art bekannt, und die heutigen Baiern sind nicht ihre Nachkommen, weil das ai und ei, oder nach der alten Schreibart vielmehr das aj oder ej in ihrem Namen nicht aus dem o in Bojis abzuleiten ist? Hierbey ist nicht zu übersehen, daß die Form ei oder ej, nach der Ableitung unsers Vfs (Baias), als secundäre erst aus ai entstanden, nicht in Frage kommen kann. Ob sich aber aj und oj so fremd sind, mögen Sprachforscher vom Fach entscheiden; jedoch möchte Ref. noch eins hierbey bemerken. Die Regeln, welche wir für Bildung unserer Sprachformen, Uebergänge ꝛc. aufzustellen wissen, können wir nur aus den schriftlichen Aufzeichnungen entwickeln. Die Zeit derselben aber liegt fast in der Mitte zwischen unserer und der, wo sich die Formen und Uebergänge selbst bildeten. Erst die Schrift kann für

ein Volk die Grundlage einer Regelmäßigkeit in Entwickelung der Sprache geben, die eben so gleichmäßig als dauernd ist; früher, wo die Ausbildung der Sprache von Mund zu Mund ging, mußte, eben weil eine Richtschnur der Ausbildung fehlte, so wie ein sicheres Mittel, das Gefundene zu bewahren, mehr Manigfaltigkeit und Wechsel statt finden. Die Zeit aber, wo sich Völkernamen bildeten, liegt weit vor der der Schriften, und nicht der Buchstabe der späteren Jahrhunderte, wie wir ihn geschrieben sehen, sondern der lebendige Laut, wie wir ihn gesprochen hören, bildete damahls die Gesetze des Ueberganges der Vokale. Nun nennt sich aber der Baier: Boiar (auch Schmeller in seinem Wörterbuche bestätigt dies, indem er das Wort zwar mit a schreibt, dieses aber so accentuiert, daß es, wie er in der Vorrede näher bestimmt, wie o ausgesprochen werden muß), oder Boar *). Wir Alle, die wir uns mit der Geschichte germanischer Institute beschäftigen, suchen nach lebendigen Gewohnheiten, Gebräuchen u. s. f. die jetzt eben so arglos ausgeübt werden, wie man seinen Dialect spricht, und wissen darin eine Beziehung für das Alterthum zu finden, um daraus das Wenige, was uns schriftlich überliefert ist, zu ergänzen; ich weiß nicht, ob es Sprachforschung ist Alles Lebendige in der Sprache rein zu ertödten; mag dies immerhin seyn; aber historische Beweise aus der Form des geschriebenen Vokals, der den Laut, wie er gesprochen ist, doch fast nie rein wiedergibt, abgeleitet, wird der Historiker unmöglich anerkennen können.

*) Vergl. Sastrow's Leben Theil I. S. 405 — — eine hinab auf's Land zu Boyern. Also vernahm ein Niedersachse im 16. Jahrhundert auch schon dasselbe.

Der historische Beweis scheint fast zu sehr dem sprachlichen zu Gefallen, mühsam zusammen gesucht zu seyn. Der Geographus Ravennas, — auf dem er allein beruht, — ist zwar eine sehr achtbare Quelle, im Vereine mit anderen gleichlautenden; allein stehend weniger; denn wir können wenige Kapitel darin lesen, ohne daß uns die Nothwendigkeit einer Emendation aufstieße, wie dies auch der Verf. in den wenigen Stellen, die er zu seinem Gebrauche nöthig hatte, erfahren mußte. Es ist allerdings richtig, außer römischen und griechischen Quellen, benutzte der Geographus auch gothische, d. h. ostgothische; man darf aber diesen Umstand nicht allenthalben so auslegen, als wenn diese nun Alles außer Zweifel setzten. Von den Ländern des nordöstlichen Germaniens wußten die Ostgothen in Italien gewiß nicht mehr als die Römer, und hatten auch keine Gelegenheit dazu, mehr davon zu erfahren. Ja Manches war in den Zeiten der Völkerwanderung wieder fabelhafter geworden wie es vorher war.

Ob nun aber die Angabe der Landschaft Baias wirklich auf gothischen Quellen beruhe, darüber möchte es wohl unmöglich seyn, einen Beweis zu führen, und auch bey unserm Verf. bleibt es eine Annahme. Die Endung as möchte es wohl schon etwas zweifelhaft machen, denn man weiß nicht so recht, sie im Gothischen unterzubringen; welcher Casus soll durch die Endung as gebildet werden? sie als Abkürzung für 'heim' zu nehmen, ist zweifelhaft, und die angeführten Beyspiele: Uburzis und Risinis für Uburziburg und Risinisburg geben keine Gewähr, indem das Anhängen von 'burg' an die volle Endung etwas anderes ist, als as für heim zu nehmen.

Auch über das Land Albis des Geographus R. möchten noch viele Zweifel erhoben werden

können. Der Anfang desselben soll nach I, c. 11. von den südlichsten Theilen Dänemarks seyn, und nach 4, 18, die Ausdehnung nach Osten; so käme man schon nach anderen Gegenden als nach Böhmen. Der Schluß der Stelle I, 11: et ad frontem — — Datia, der unserm Verf. die Richtung nach Süden gegeben, ist wohl nach der Meinung Vieler nicht unwahrscheinlich in: et ad frontem — — Dania zu emendieren, wie denn beide Länder und Völker so häufig verwechselt wurden, was unser Verf. ganz richtig S. 35 anführt. So schreibt der Däne durch das ganze Mittelalter, je gewählter Ausdruck und Rede sind, desto sicherer stäts Dacia. Ref. muß auf Stellen aufmerksam machen, wie: Wahlhandfeste Friedrich III. Schlußartikel 37; das von Arild Hvitfeld mitgetheilte Gedicht, bey Langebeck SS. VI, 551—57 und unzählige andere. — Ref. führt dies nur an, ohne für die Emendation stehen zu wollen, um zu zeigen, zu welchen willkürlichen Auslegungen der Geographus Ravennus Veranlassung ist.

In Albis, keinesweges aber nach der Angabe des Geographus gerade in dem Theile, welcher Baias heißen soll, wohnte eine Linea Francorum. — Der Beweis, daß dies Baiern gewesen seyn müssen, ist zu künstlich, um zu überzeugen. Denn wenn auch diese Behauptung mit einem Citat aus Fredegar belegt wird, so ist eine Verwechselung der Baiern und Franken doch so ausnahmsweise, daß darauf schwerlich mit Recht ein neues historisches System gebaut werden darf. Wenn aber unser Verf. dem Geographus R. eine gleiche Behauptung L. IV, 37. in den Mund legt, so thut er ihm groß Unrecht. Denn einmahl ist noch keineswegs die Emendation, welche S. 29 gebraucht wird, um zum Ziele zu gelangen, als richtig bey dieser durchaus

corrumpierten Stelle dargethan, vielmehr beweist schon die Latinität, daß sie so nicht bestehen kann. Aber auch wenn dies der Fall wäre, so folgte, wenn man das 9. Jahrhundert, wo die Stelle geschrieben ist, im Auge behält, die Behauptung des Verfs noch keineswegs; vielmehr, da Baiern hier nur als ein Theil des großen Frankenreichs angegeben wird, könnte die Stelle auch dazu dienen, um darzuthun, wie genau man beide Stämme unterschied; denn das dominatur in denominatur zu verwandeln, wäre wohl ein wenig zu viel.

Doch es bedarf in gewisser Beziehung dieser interpretischen Mühseligkeiten kaum. Boihemi, Bojohemi, davon Boji und davon wieder die Boiarn oder Boarn, wie sie sich selbst nennen, zeigen uns dieselbe längst bekannte Aufeinanderfolge von Ländern und Völkern, wie Baias, Baioheim, Beheima und davon Baiern. Das Verdienst des Verfs, darauf zu dringen, den Glauben an die celtische Abkunft der Baiern fahren zu lassen, erkennen wir hier vollkommen an. Schon die Abstammung aus dem noch mehr östlichen Böhmen spricht dagegen.

Ob aber mit dem Beweise dieses Umstandes zugleich erwiesen sey: daß deswegen die Baiern auch Markomannen gewesen seyen, ist eine andere Frage, die in diesem kleinen vor uns liegenden Werkchen noch nicht nach allen Seiten betrachtet ist. Es würde wahrscheinlich, wenn man die Boji ohne weiteres ganz fallen ließe; allein ist dies ein historisches Verfahren? Gelten denn auch die Quellen für nichts, welche Markomannen und Bojen ausdrücklich unterscheiden, und sie feindlich gegenüber stellen? Wie lange kommen Erstere noch vor, und zwar südlicher als ihre alten Wohnsitze, im Kampfe mit den römischen Kaisern, als wenigstens in dem heutigen

nördlichen Baiern sich schon Alles beruhigt hatte, und bis zum Erscheinen der eigentlichen Baiern keine Umwälzung mehr geschieht, durch welche die Bojen ausgetrieben, und die neuen Stämme seßhaft geworden seyn konnten! Alle diese Umstände müßten doch, bey einem Beweise der Abkunft der Baiern von den Markomannen in das gehörige Licht gesetzt werden. Ref. macht noch einmahl darauf aufmerksam, wie leicht sich alles fügte, wenn man in der ersten Quelle, welcher die Spätern nur nachschrieben, die celtische Abkunft der Bojen fallen ließe.

Uebrigens beschäftigt diese durch den Verf. angeregte Frage in diesem Augenblicke auch, wie Ref. ersehen hat, lebhaft die einzelnen historischen Vereine in Baiern. Die Sache selbst kann dadurch nur gewinnen, wenn sie nach allen Seiten hin überlegt und besprochen wird. Bewiesen ist noch nichts, sondern eine Proposition ist nach einer Seite hin wahrscheinlich gemacht, ohne anzugeben, wie sie mit anderen Thatsachen zu vereinen sey. Erst die Folge muß es ergeben, ob wir später noch Monumenta Boica zu erwarten haben, oder ob diese sich in M. Baica verwandeln werden.

Schmn.

Wien.

Gedruckt bey den Mechitaristen, 1838: Fische aus Caschmir gesammelt und herausgegeben von Carl Freiherrn v. Hügel, beschrieben von Joh. Jacob Heckel. Mit 12 Kupfertafeln, nebst einem Anhange, die Beschreibung und Abbildung zweier Instrumente, zur mathematischen Bestimmung der Fischprofile enthaltend. X u. 112 Seiten in 4.

Unter den reichen Vorräthen naturhistorischer Gegenstände, welche der Freyh. v. Hügel in drey

Welttheilen gesammelt, befindet sich auch eine Anzahl in Spiritus aufbewahrter Süßwasserfische aus dem Flusse Tschilum (dem berühmten Hydaspes der Alten) und den mit ihm in Verbindung stehenden Landseen. Dieser Fluß entspringt an dem südlichen Abfalle des Himalaja und dem nördlichen des Pir Panjahl, und durchzieht ruhig das, nahe an 6000 Fuß über der Meeresfläche gelegene, von europäischen Naturforschern noch wenig besuchte Thal von Caschmir; zwischen Bergen eingeengt stürzt er sich dann brausend und schäumend, über 30 Meilen lang, durch Felsen hinab und ergießt sich endlich in der Ebene des Panjabs in den Indus. Hamilton, welcher die Fische des Ganges beschrieb, deren größere Anzahl sich ohne Zweifel auch im Indus wieder finden mag, vermuthete schon, daß gegen den Ursprung dieses Flusses und seiner Confluenten, auf Alpenhöhen andere Arten wohnen dürften. Diese Vermuthung wird durch die Fische des Tschilum, welche sämmtlich ausgezeichnete neue Formen darbieten, bestätigt. Die Gewässer unserer mäßigen und größten Höhen bewohnen Forellen; diese wohnen im ganzen Norden von Europa, Asien und America; allein am Fuße der höchsten Gebirge der Welt, in einem Lande wie Caschmir, dessen ganze Thierwelt mit der unsrigen so viel Uebereinstimmendes hat, wohnen keine Forellen! Karpfen sind es, welche hier ihre Stelle vertreten, und sonderbar genug, auch ihren Habitus annehmen. Ohnstreitig schließt sich diese Familie in Hinsicht ihres Wohnortes an die Forellen an. So begleitet z. B. unser Phoxinus und Gobio die Forellen noch auf beträchtlichen Höhen; viele Arten der letztern bewohnen die Flüsse und Landseen des Nordens gesellig mit Cyprinen; der Nil besitzt wenige, die Flüsse Surinams und Brasiliens gar keine Cyprinen, allein in den Flüssen Indiens, wo sie

die Stelle der Forellen vertreten, ist die Anzahl ihrer Arten so beträchtlich, daß sie allein die Hälfte aller bereits bekannten ausmacht. — Sechzehn Arten (nur um eine weniger als nach Aussage der Fischer in Caschmir überall vorkommen) sind die hier beschriebenen Fische. Eine Art davon gehört den Welsen, die übrigen 15 der großen natürlichen Familie der Cyprinen an, und zwar der Gattung Cobitis, Agass., zwey, den Gattungen Barbus, Cuv., Varicorhinus Rüpp., und Labeobarbus Rüpp. aber je eine Art. Die übrigen 10 Arten, obgleich mit Barbus Cuv. durch die Mehrzahl ihrer Charactere verwandt, erhebt Hr Heckel, wegen einer Spalte ihres Schuppenpanzers am Bauche, zu dem neuen Genus Schizothorax, wovon bisher in anderen Gewässern noch kein Repräsentant gefunden worden ist. Der wesentliche Character von Schizothorax ist: vier Bärtel, von denen zwey in der Mitte des Zwischenkiefers, die andern zwey aber an die beiden Mundwinkel vertheilt; Rücken- und Afterflosse kurz, jene mit einem gezähnten Knochenstrahl; Schuppen sehr klein; jederseits am Hinterbauche ein Hautfortsatz, mit größeren Schuppen, den After und den größten Theil der Basis der Steißflosse einschließend, und gewissermaßen eine gespaltene Scheide bildend. — Die Beschreibung und Abbildung der Arten, so wie die nähere Angabe über das im Anhange dargestellte sehr sinnreiche Instrument, mag in der gründlichen Schrift selbst nachgesehen werden.

Berthold.

Berichtigung.

S. 1084. Z. 19 statt Merz 1841 l. Merz 1842

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

117. Stück.
Den 20. Julius 1840.

Leyden.

Bey S. und J. Luchtmans, 1839: Archives ou correspondance inédite de la maison d'Orange-Nassau. Recueil publié, avec autorisation de S. M. le roi, par G. Groen van Prinsteren. Première série. Tome VII. XLV u. 591 Seiten in Octav.

Hundert neun und dreyßig Briefe, welche in die Zeit vom Julius 1579 bis zum Julius 1581 fallen, also bis zu dem verhängnißvollen Zeitpuncte, in welchem Philipp II. durch die Staaten seiner Herrschaft in jenen Landestheilen verlustig erklärt wurde. Die Correspondenz umfaßt den Abschnitt der niederländischen Geschichte, in welchem die nördlichen Provinzen, getrennt von den wallonischen, nach und nach durch Einheit zu erstarken anfingen und, während der Krieg gegen die Heere Spaniens mit geringem Nachdruck geführt wurde, die näheren und ferneren protestantischen Mächte in ihr Interesse zu ziehen sich bemühten. So wurde nach Beseitigung unzähliger, in der Politik und der Religion beru-

hender Schwierigkeiten, auf die man bey den Staaten und in Frankreich stieß und die hauptsächlich durch die Gewandtheit und den glücklichen Tact Oraniens gehoben wurden, dem Herzoge Franz von Anjou die Souveränetät angeboten. Elisabeth von England zeigt sich in ihrer bekannten lauernden Politik, kennt überdies ihre eigene Stellung zu gut und scheut zu sehr die erforderlichen Geldopfer, um in die niederländischen Händel thätig einzugreifen. Sie ist nicht so wohl, wie Andreas Christiani im Februar 1580 dem Grafen Johann von Nassau berichtet, 'in ihren consiliis gantz unbestendig nach art ihres weiblichen geschlechts', als vielmehr 'so genaw und karck, das sie auch ehe dahin trachten würde, wie sie in ihrem königreich möge friden haben, dan sich, den Niederlånden halben, in gefhar setzen und derentwegen einigen uncosten anwenden'. Die Berichte über Deutschland führen uns den politisch zerrissenen Zustand dieses Landes, die lockere Moral an den Fürstenhöfen, das sorglose Dahinleben in einer Zeit, da bereits die heftigsten Reactionen von Seiten der katholischen Machthaber vorbereitet wurden, die trostlosen Wirren und Zänkereyen unter Landesherren, die nur in fester Einigkeit unter einander die Bürgschaft für die Erhaltung ihrer Rechte finden konnten, auf eine herzzerschneidende Weise vorüber. Weiß doch Graf Johann von Nassau (Schreiben an seinen Rath J. Schwartz, d. d. Arnheim 7. April 1580) kaum, welchem deutschen Fürstenhofe er seine Söhne übergeben dürfe, ohne befürchten zu müssen, daß sie zum übermäßigen Trinken verführt werden. Man fühlt sich dabey an die Erzählung (v. Rommel, neuere hessische Geschichte, Thl I. S. 305 Note) von dem durch Landgraf Moritz von Cassel 1601 ge-

stifteten Orden der Mäßigkeit und an die Mittheilungen des Hans von Schweinichen erinnert, dessen Genossen namentlich mit den lüneburgischen Rittern des sonst so mäßigen Herzogs Wilhelm um den Platz bey Tische trinken mußten. Die Spaltung zwischen Lutheranern und Reformierten trat immer herber hervor; die Verfolgung, welche die letzt genannten in Sachsen zu erdulden hatten, ließ schon damahls den Grafen Johann befürchten, daß Lutheraner und Papisten sich über den Ausschluß der Reformierten von dem Religionsfrieden vereinigen möchten. Und doch gebot damahls in Kursachsen noch kein Johann Georg, dessen Willen ein Hoe von Hoenegg im Haß gegen Scultetus und dessen Anhänger lenkte.

S. 549 befindet sich eine Zusammenstellung der Vortheile und Nachtheile, die des Pfalzgrafen Johann Casimir warten würden, falls er, den wiederholt ihm geschehenen Anerbietungen Folge leistend, in den spanischen Dienst trete. Dadurch, heißt es, verliert der Pfalzgraf seine Reputation, seinen Credit bey den Religionsverwandten, muß sich Papst, Kaiser und Pfaffen submittieren, wird, da er jetzo frey ist, ein spanisches mancipium und hinterdrein von Philipp II. nicht einmahl die verheißene Zahlung bekommen. Eine (S. 550) Zusammenstellung und Abwägung der Verdienste von Johann Casimir, der sich in den Niederlanden eines bedeutenden Anhanges zu erfreuen hatte, mit denen Oraniens, ist augenscheinlich, so richtig sie auch in der Hauptsache abgefaßt ist, darauf berechnet, die Anerkennung Wilhelms auf Kosten seines Nebenbuhlers bey den Staaten zu heben.

Oranien mußte sich bald gestehen, daß thätige Beyhülfe aus Deutschland für ihn nicht zu erwarten stehe; es schien ihm schon genug, wenn

von dort dem Feinde kein Zuwachs an Macht geboten werde. Aber die Hinneigung zu Frankreich erbitterte die sonst freundlich gesinnten Deutschen, wenn schon nicht in dem Maße, wie Wilhelm, durch irrige Nachrichten geteuscht, glaubte, wenn er (Delft, 11. December 1580) an Johann von Nassau meldet, man habe auf dem Reichstage zu Nürnberg ernstlich daran gedacht, Philipp II. zum römischen Könige unter der Bedingung zu wählen, daß er die reformierte Religion vertilge.

Auf diese Weise von Hülfe entblößt, rettete die Aufgestandenen die schleichende Bedachtsamkeit und das Mistrauen Philipps II., welches ihm nicht erlaubte, einem seiner Diener freye Hand in den niederländischen Angelegenheiten zu gestatten, seine obstinate Geschäftigkeit, die keinem Dritten bedeutenden Antheil an den wichtigsten Geschäften vergönnte. Eben deshalb mußte er, der alle Fädchen der Verhandlungen in seinen Händen zu haben vermeinte, so oft der Geteuschte seyn. Dazu kam die Aengstlichkeit, mit welcher er jede Bewegung Frankreichs beobachtete, und die Unternehmung gegen Portugal zu einer Zeit, da die nördlichen Niederlande allein seine ganze Aufmerksamkeit erforderten und der Erzherzog Matthias die wallonischen Stände nicht einigen konnte. Andererseits konnte Wilhelm wegen des Mangels an Energie bey den Staaten nicht nach Wunsch gegen Spanien einschreiten. Eifersucht wegen seiner geistigen Ueberlegenheit, Mangel an Sold für sein Heer, hin und wieder geheime Einflüsterungen, die von Brüssel ausgingen und denen sogar der Graf von Rennenberg unterlag, lähmten sein Handeln. Graf Johann war fast der einzige, der ihn verstand und auf den er sich völlig verlassen konnte. Und dieser

Johann schrieb ihm (Arnheim, 10. Nov. 1579) 'auß welchen (mancherley Unkosten für das Wohl der Provinzen) dan erfolgt, das ich mit meinem gesinde und pferden etlich mahl mangel leiden, auch wol, von wegen das der koch nicht viel zu kochen gehabt, ungeßen zu beth gehen und sonderlich in dießer gewesenen kalten zeit des ungebawten, dachlosen und allenthalben offenen hauses halben, und auß mangel brands, kelte und frost leiden mueßen'.

Wiederholt beschwert sich Wilhelm über den Mangel an Begeisterung und Hingebung und des Mistrauens derer, die von ihm die Freyheit erwarteten; auch die unzweckmäßigsten Vorschläge der Staaten, die oft kleinlichen Wünsche Einzelner durfte er nicht unberücksichtigt lassen. Die Reformierten von Gent klagten, daß er die Katholischen unbillig begünstige, diese, daß sie in billigen Forderungen von dem Ketzer zurück gesetzt würden. Man kann hinsichtlich seiner, wie der Herausgeber in der Vorrede bemerkt, wiederholen, was der Cardinal Granvella (Madrid, 5. Februar 1581) an die Herzogin von Parma schreibt: 'il n'est possible que ung gouverneur contante à la longue, oyres qu'il fut ung ange'.

Und doch war Wilhelm allein die Seele des Widerstandes; das begriff Philipp II., der (Madrid, 30. November 1576) an Alexander von Parma schrieb (S. 167): 'il me semble, qu'il luy (Oranien) convient faire la guerre par tous les moyens que l'on se peut imaginer et que chascun cognoisse que la guerre est contre luy seul et à son occasion, pour le rendre odieux'. Wenn den heftigen Grafen Johann über die List der Feinde und die Lässigkeit der Feinde der Unmuth faßte, also daß er

in derben Worten sich Luft machen mußte, blieb Wilhelm fest, in unerschütterlicher Ruhe sein Ziel verfolgend, Herr über jede Leidenschaft, scheinbar heiter inmitten der härtesten Bedrängnisse.

Dem namentlich in neuerer Zeit wiederholt geschehenen Vorwurfe, daß Oranien den Aufstand nur geleitet habe, weil Herrschsucht ihn getrieben, widerspricht aufs entschiedenste ein vertraulich abgefaßtes Schreiben des Grafen Johann von Nassau an den Grafen Ernst von Schaumburg (Arnheim, 9. April 1583). Hier heißt es namentlich (S. 332): 'diese länder sindt fürwar ungern zu dieser Handlung mit Alenson kommen, haben sonst alle andere mittel und wege, so ümmer zu versuchen gewesen an die handt genommen und were der meiste theil noch viel mehr dazu geneigt, den Hern Printzen anzunemen, als mit dem von Alenson, wie dan derenthalben ihre G. ersucht und noch teglichs one underlaß angeleget werden'. Solches aber wolle der Prinz nicht, nicht etwa aus Furcht vor dem Verluste seiner Güter, denn Ihre Gnaden steckten so tief darin und seyen so naß wie sie immer werden könnten, sondern nur, damit jedermann verspüre, daß er nicht die religion um die region (so ist wahrscheinlich in der Lücke zu lesen) vertauscht habe, noch 'Privat-nützung' suche.

Der wechselnde Inhalt der Briefe verhütet von Seiten des Lesers jede Ermüdung. Wenn auch begreiflicher Weise die politischen Ereignisse in den Niederlanden den Hauptgegenstand derselben abgeben, so wird man doch häufig an deutsche Fürstenhöfe, in die lautlose Umgebung Philipps II., zu den Angelegenheiten des rastlosen Casimir von der Pfalz, oder des sinnigen Julius von Wolfenbüttel, in die Nähe der umsichtigen Elisabeth von England, oder des letzten

Herrschers aus dem Hause Valois geführt. Dazwischen begegnen uns Schreiben von Frauen, wie der Gräfin Juliane von Nassau, in denen die Abgeschlossenheit des häuslichen Lebens mit den darauf folgenden Berichten über Kriegsereignisse oder religiöse Zänkereyen eben so wunderbar contrastiert, als mit den von dem Geiste des feinsten Staatsmannes zeugenden Mittheilungen, welche durch Granvella an die Herzogin von Parma erfolgen. Eben jenen Grafen Johann von Nassau, der durch schriftliche und mündliche Verhandlungen unablässig die Sache Wilhelms und seiner Niederländer zu fördern trachtet, finden wir als sorgsamen Vater wieder, der um alles gern die Söhne von den herrschenden Lastern der Zeit rein erhalten möchte. Ueberaus schön ist sein Schreiben an die Tochter, 'seine liebe Elß' (Elisabeth), die er (S. 174 ff.) ermahnt, sich insonderheit der Gottesfurcht zu befleißigen, von den Lehren nicht zu lassen, die ihr in Dillenburg gegeben, und sich sonsten vor allerley Leichtfertigkeit, es sey mit Reden, Gesängen, Gebärden, Kleidung oder auch Gedanken, zu hüten.

Hav.

Braunschweig.

Bey Ed. Leibrock, 1840. Romeo and Juliet, a tragedy by W. Shakspeare. Mit Sprache und Sachen erläuternden Anmerkungen von Dr Ed. Winter. VI u. 218 Seiten in gr. 12.

Dieses Stück ist zwar oftmahls mit deutschen Erklärungen erschienen, doch, wie der Herausgeber richtig bemerkt, gingen die meisten Erklärer nicht aus dem gewöhnlichen Kreiße so genannter Schulausgaben, und deuteten den Sinn dunkeler Stellen nur im Allgemeinen an, oder verdeutsch-

ten in einem angehängten Verzeichnisse (ein Lekkerbissen der Schulfuchsthümler!) die schwierigen Worte. Der Nutzen, den solche Ausgaben des Riesengeistes gewähren, ist allendings nicht groß, wenn überhaupt mit dem ersten Studio der englischen Sprache das Lesen dieses Dichters zu verbinden für ersprießlich erachtet werden könnte. Wer hiervon überzeugt ist, wird unbedingt Spracherklärungen erwarten, ohne welche überdies die Schönheiten Shakspeares nicht erschaut werden können.

Die Ausgabe des Herrn Dr Winter zeichnet sich in vielen Beziehungen vor allen früheren aus, und wir können sie recht sehr empfehlen: seine Erklärungen der Spracheigenthümlichkeiten, mit Berücksichtigung der Abstammung und durch Belege unterstützt, sind überaus zu loben; Malone, Steevens u. A. sind sinnig und umsichtig benutzt worden, und die Erläuterungen sind nicht nur sehr reichhaltig, sondern bekunden auch den heitern Fleiß des Herausgebers, der nichts versäumt hat um seine Leser so wohl das Prachtwerk selbst gehörig würdigen zu lehren, als auch zu höheren Prüfungen und Forschungen in Hinsicht auf die Sprache zu veranlassen und aufzumuntern. In letzter Beziehung durften natürlich die Hinweisungen auf die beste englische Sprachlehre, die Wagner'sche, nicht fehlen.

Auch die äußere Ausstattung ist recht gut.

Mlfrd.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

118. 119. Stück.
Den 23. Julius 1840.

Düsseldorf.

Verlag von J. H. C. Schreiner, 1839. Der Ritter Leo von Klenze und unsere Kunst. Von R. Wiegmann, Architekt und Professor an der Königl. Kunst-Akademie zu Düsseldorf. 154 S. in Octav.

Eine der wichtigsten Fragen der Gegenwart ist unstreitig die, in welchem Baustile, als dem zweckmäßigsten, so wohl in geistiger als auch materieller Rücksicht, wir heutzutage bauen sollen. Die vorliegende Schrift hat sich nun zwar nicht direct die Aufgabe gestellt, diese Frage zu lösen; um der Beantwortung derselben aber näher zu kommen, will der Vf. die entschieden irrigen Ansichten hierüber widerlegen, und andeuten, welche Richtung unsere Kunst nehmen soll, ohne dieselbe dictatorisch vorzuschreiben, weil sie kein Absolutes sey, sondern von mancherley stäts sich ändernden Bedingungen abhängig, auch selbst eine lebendige Geschichte besitzen müsse.

Die äußere Veranlassung zu diesem Werke ist folgende: Herr L. v. Klenze hat in den aphori-

stischen Bemerkungen, gesammelt auf einer Reise nach Griechenland, viele Ansichten über Verhältnisse der alten Kunst, welche der Verf. in der Schrift: 'über die Malerey der Alten' aussprach (nach der Angabe in der Vorrede zu diesem Werke) verdächtiget und entstellt, sodann aber auch die Tendenz ausgesprochen, daß die Antike als unbedingtes Vorbild der jetzigen bildenden Kunst angesehen werden müsse und namentlich, daß die Architectur noch jetzt rein griechisch seyn solle. Gegen die Angriffe der in der Mahlerey der Alten enthaltenen Ansichten vertheidigt sich der Verf. am Ende des Werks, der Hauptbestandtheil und Zweck desselben aber ist die Bekämpfung und Widerlegung der Ansicht, daß die griechische Bauart noch jetzt am zweckmäßigsten anzuwenden sey.

Um die Ansichten über diesen wichtigen Gegenstand von beiden Künstlern, L. v. Klenze und R. Wiegmann, kennen zu lernen und gegen einander abzuwägen, ist es am zweckmäßigsten, die Hauptpuncte beider Meinungen einander gegenüber zu stellen.

Nach den in diesem Werke enthaltenen Stellen aus den 'aphoristischen Bemerkungen' von L. v. Klenze hat derselbe über alte griechische und die neuere christliche Kunst folgende Ansicht:

Die griechische Kunst soll ihre höchste Vollendung der Trennung des Glaubens in exoterische Religion des Volks, der Poesie und der Künste, und in esoterische Lehre für die Frommen und Weisen, verdanken. Aus der Quelle des esoterischen Geheimdienstes soll der Volksglaube genährt und vor Verwilderung bewahrt seyn, bis eine factische Vermischung der esoterischen und exoterischen Lehren und Mythen herbey geführt ward, und das eigenthümliche Leben aus der antiken

Kunst entwich. Dieselbe Belehrung soll uns die Geschichte der ersten Jahrhunderte des Christenthums geben. Während das exoterische Christenthum dem antiken Leben und der Kunst anheim fiel, feyerte das esoterische seine Mysterien abgeschlossen im Dunkel der Grüfte, und läuterte von hier aus den Glauben der Außenwelt, und erklärte den typischen Character von klarer und mit Einfachheit und Würde ausgesprochener Objectivität der ältesten Katakomben — und Musivgemählde trotz ihrer rohen Ausführung. Diese heilsame Trennung öffentlicher Religion und mysteriöser Geheimlehre sey die Stütze der Kunst gewesen, und sie sey dieser beraubt durch die Bilderstürmerey und die Streitigkeiten zwischen der orientalischen und occidentalischen Kirche, und damit auch von dem antiken Elemente, der Wurzel der christlichen Kunst, los gerissen. Erst gegen das Ende des 13. Jahrhunderts sey wieder neues Leben in der Kunst erwacht, durch die Nachahmung der Antike in den byzantinischen Werken, wobey in gewissem Grade die Objectivität der primitiven christlichen Kunst bewahrt sey, bis Giotto sich derselben zu Gunsten einer subjectiven, symbolischen Darstellungsweise, entledigt habe. Später nach Masaccio sey wieder rücksichtlich der religiösen Dogmen, eine Art von esoterischem Zustande des Glaubens hergestellt, welcher der freyen Entwickelung des rein Menschlichen und Christlichen in den plastischen Künsten Raum gestattet habe; das Volk, die Künstler hielten sich an die positiven Lehren des Katholicismus ohne weiteres Forschen nach ihrer innern religiösen und mystischen Bedeutung, welche den Priestern und Schriftgelehrten anheim gegeben sey u. s. w.

Endlich glaubt Hr v. Kl., daß ungeachtet

der esoterische Geheimdienst der Religion bey den Griechen und Christen sehr verschieden sey, doch nicht das Gleiche bey dem exoterischen Volksglauben statt finde und daß letzterer die Basis der Kunst so wohl bey den Griechen als bey den Christen sey, und hier beider Glauben und Kunst große Aehnlichkeit habe. Als analoge Bestandtheile des exoterischen Volksglaubens findet Herr v. Kl., daß wo die Griechen Oreaden und Dryaden hatten, sich bey uns Elfen finden; wo dort Najaden, Nereiden und Nymphen, sind hier Undinen, Nixen, Feen, Salamander, Kobolde und Gnomen, dort Gorgonen, Furien ꝛc., hier Gespenster, Vampyre und Wehrwölfe; diese Gegenstände sollen das wahre Element für die höhere christliche Plastik seyn, und den Mangel an esoterischen Elementen der christlichen Religion ersetzen; und auf diesem Wege soll die neuere Kunst, ganz wie die alte heidnische, ihr höchstes Ziel zu erreichen suchen. Die christliche Kunst soll, wie die antike, vollkommene Körperschönheit darstellen, und weil die neuere Plastik in diesem Sinne echte antike Auffassungsweise gezeigt hat, theils durch Darstellung körperlicher Schönheit, theils durch die Wahl solcher Gegenstände, welche aus dem Bereiche alter Mythen sich auf rein menschliche Zustände von Freude und Leid beziehen, so steht ihm diese Kunst jetzt viel höher als die Mahlerey, weil sie einen anderen Weg verfolgte und ihr das natur- und sachgerechte Princip fehlt. Raphael soll den höchsten Typus antiker Kunst geahnet haben, die neuesten Künstler aber in der Mahlerey hätten deshalb so wenig Anklang und Wurzel gefunden, weil sie das wahre christliche und fromme Princip antiker Kunst sich nicht angeeignet hätten.

Hiernach geht Herr von Klenze in folgender

Weise zu seiner eigenen Kunst der Architectur über. Da die Baustoffe der Architectur, als Erde, Stein, Holz, Metall überall gleich sind; und überall Frost, Schnee, Regen und Sonnenschein abwechseln, so muß es auch für die architectonischen Formen ein Absolutes, Objectives, für alle Zeiten und Länder Gültiges geben, und nur rücksichtlich der Zusammensetzung können Ort und Zeit eine Verschiedenheit bedingen. Die in sich vollkommene griechische Architectur, soll sonach die Architectur aller Zeiten und Länder, und deshalb besonders auch des Christenthums seyn, zugleich wird auch das römische Gewölbe als Beylage der griechischen Architectur gestattet. Hr v. Klenze bedauert, daß der griechische Tempel in seiner Reinheit, nur selten zu liturgischen Zwecken angewendet werden kann, da unsere Bedürfnisse gegen die der Alten zu verschieden sind, und deshalb eine verschiedene Zusammenstellung der griechischen Formen erfordern. Als historischer Grund, der Nothwendigkeit jetzt noch Kirchen nach antikem Muster zu bauen, gilt die Anwendung der Basiliken zu Kirchen bey den ersten Christen.

So weit die Hauptbestandtheile der Kunstansichten des Hn v. Klenze. Wir wollen nun die Widerlegung des Hn Wiegmann mitzutheilen suchen. Da dieselbe durch ihre höchst geistreichen neuen Ideen und durch die gründliche Untersuchung und wahre Widerlegung der Klenze'schen Kunstansichten für das Gedeihen der Kunst selbst von großer Wichtigkeit ist, so kann der Referent nicht den Wunsch unterdrücken, daß sie etwas gemäßigter, weniger gereizt und bitter abgefaßt seyn möchte, damit der Leser mehr rein das Object der Meinungsverschiedenheit im Auge behalten könnte, als daß er jetzt oft durch die leidenschaftlichen Ausbrüche des Spottes unangenehm

berührt wird. Aus diesen und sonst sehr begreiflichen Gründen, soll die Schrift in Baiern verboten seyn, was aber erst mehrere Wochen nach dem Erscheinen derselben geschehen seyn kann, da der Ref. sie selbst in München kaufte. Er konnte so an Ort und Stelle die Werke des Hn v. Kl. mit der Wiegmann'schen Beurtheilung vergleichen, die dort von den meisten Künstlern mit dem größten Beyfalle aufgenommen wurde, wie ja gerade ihre große Bedeutung aus dem Verbote hervor geht, denn etwas in sich Unwahres und Nichtiges würde man keiner weitern Beachtung gewürdigt haben: welchen Anklang dies Büchlein sonst gefunden hat, beweist, daß die Auflage fast schon vergriffen seyn soll.

Es mögen nun die Hauptpuncte der Wiegmannschen Widerlegung folgen: Der Verf. findet die Trennung der Religion bey den Griechen so wohl wie bey den Christen in einen exoterischen und esoterischen Theil, an und für sich als etwas durch die Geschichte durchaus nicht Erwiesenes und namentlich für die Kunst nicht nur nichts Heilsames, sondern höchst Verderbliches, weil die Kunst nur bey den tiefsten religiösen Einsichten am höchsten stehen kann und überhaupt jeder Mensch Ansprüche auf Erkenntniß hat und nicht Einzelne privilegiert seyn sollen das Höchste der Religion kennen zu lernen, so wie ein Priester, der einen besondern Glauben für sich hat, und dem Volke einen andern lehrt, ein Betrieger ist.

Daß ferner die antike Kunst die Wurzel, das Element der christlichen Kunst seyn soll, widerlegt der Verf. aus vielen Gründen: so verschieden die Religion der Griechen und Christen ist, eben so verschieden muß ihre Kunst seyn, und wenn die ersten Christen Basiliken zu

ihren Kirchen benutzten, so geschah dies nur, weil sie ihren materiellen Bedürfnissen zunächst entsprach, und nicht weil sie darin den geistigen Ausdruck einer christlichen Kirche, wie sie später gebaut wurden, fanden, wir müßten sonst mit demselben Rechte auch noch jetzt griechisch sprechen und uns kleiden, wenn wir noch jetzt Basiliken bauen. Wie wenig der exoterische Volksglaube das wahre Element für die höhere christliche Kunst sey, beweist der Verf. durch die gänzlich verschiedene Bedeutung der Mythen von Najaden, Nereiden rc. bey den Griechen, und den Gespenstern, Nixen rc. bey den neueren Völkern, da erstere mit der Religion der Griechen innig verbunden waren, und letztere in keiner Beziehung zu dem Christenthume stehen, sondern aus alter vorchristlicher Zeit herstammen. Wenn Hr v. Kl. behauptet, daß die christliche Kunst ganz im antiken Sinne vollkommene physische Bildung erreichen soll, so ist dies so genommen unmöglich, da die antike Kunst vom Sinnlichen als ihrer Basis ausging, umgekehrt die christliche vom Geistigen, wo das Sinnliche nur die Form, das Mittel nicht der Zweck ist; hiermit ist natürlich Körperschönheit und Vollkommenheit nicht ausgeschlossen, nur dem Geiste untergeordnet. Die antike Kunst idealisiert die Form, die christliche realisiert den Gedanken. — Daß die neuere Bildhauerey der Antike am ähnlichsten ist, liegt ganz natürlich in dem Geiste ihrer Kunst begründet, daß sie aber deshalb in demselben Grade wie die neuere Mahlerey eine christliche Kunst genannt werden kann, möchte sehr zu bezweifeln seyn, wie es auch entschieden ist, daß die Mahlerey jetzt viel volksthümlicher ist als die Bildhauerey.

Die griechische Architectur kann bey ihrer höchsten Vollendung deshalb nie unsere Kunst werden,

weil ihr Lebensprincip — antike Weltanschauung — dahin ist, und zu unseren geistigen und materiellen Bedürfnissen nicht paßt. Sie soll uns Lehrerin seyn, daß wir nach einer eben so vollkommenen Kunst streben als die der Griechen war, aber nicht unbedingtes Muster. Der Anwendung der römischen Gewölbe bey griechischer Architectur, widersetzt sich der Verf. entschieden; er behauptet mit Recht, daß die griechische Architectur ein so harmonischer in sich abgeschlossener Organismus von Formen sey, daß das Gewölbe als etwas ganz Fremdartiges, nie organisch, nur mechanisch und unharmonisch mit ihr verbunden werden könne, eben so als wenn man in ein fertiges Uhrwerk noch ein so genanntes fünftes Rad am Wagen hinzu fügen wollte. Der Verf. bemerkt, daß der Architravbau durchaus die Widerstandsfähigkeit, welche der Schub des Gewölbes bedingt, entbehrt, so wie die Fähigkeit der Ausbildung solider Widerlager. Der Character der griechischen Säulen und des Architrav-Baues ist Ruhe, der des Gewölbstils, Streben nach Oben; bey diesem entschiedenen Widerspruche ist keine Vereinigung möglich. — Der altdeutsche Spitzbogenstil ist in sich eben so abgeschlossen und vollendet, auch seine Periode ist vorüber, er hat wie der griechische alle Lebensstufen von der Blüte bis zum Verfall durchlaufen, er ist dahin und in jetziger Zeit angewandt, ein Gespenst ohne Lebenswärme. Nur der Rundbogenstil ist nach der Ansicht des Verfs fähig mit dem Geiste unserer Zeit eine fruchtbare Verbindung einzugehen, um darin die Grundlagen einer eigenthümlichen, allen unseren geistigen und materiellen Bedürfnissen entsprechende lebendige Kunst zu bilden. Daß der griechische Tempel als christliche Kirche zwar selten, aber doch zuweilen angewandt werden soll,

und daß die griechischen Formen einer ganz verschiedenen Zusammenstellung bedürfen um unseren Zwecken zu dienen, dies entrüstet den Verf. so, daß er behauptet, dieses Kunsträsonnement des Hn v. Klenze sey allein schon hinreichend, ihm als wahren Künstler vor Mit- und Nachwelt den Stab zu brechen. Denn da ein griechischer Tempel, die Idee der darin verehrten heidnischen Gottheit architectonisch ausdrücken soll, wie kann der zugleich ein Kunstwerk seyn, dessen Gepräge der Geist des Christenthums ist! und ferner, wie verträgt der reine griechische Stil die ganz verschiedene Formenzusammenstellung, da doch in einem echten Kunstwerke, das Eine das Andere bedingt, und wie bey einer Pflanze alles organisch ohne Willkür aus einander hervor wächst.

Aber auch das Clima und Baumaterial gestattet den griechischen Stil bey uns nicht. Offene Säulenhallen, als Peripteren rc. gewähren in Griechenland hinlänglich Schutz, bey uns sind sie, z. B. bey Schneegestöber, eine unpractische Decoration, und wo nur das Material aus terra cotta besteht, muß die Architectur lügen und zu Mörtel und Gyps ihre Zuflucht nehmen um zu maskieren, das Schlimmste was der Architectur widerfahren kann.

Der Verf. beweist, daß nach den Schriften des Hn v. Kl. derselbe den Gegensatz der so genannten classischen und der romantischen Kunst durchgängig übersehen hat, und nachdem er das Classische und Romantische characterisiert hat, zeigt er auf eine sehr treffende Weise, wie die antike Kunst mehr auf das Plastische ausgeht, die moderne hingegen auf das Mahlerische; indem dort durch die Plastik mehr die einzelne Gestalt über das Maß der wirklichen möglichen Schönheit, bis zur idealen gesteigert wird, um das

Göttliche, Allgemeine zu bezeichnen und sie von der zufälligen Individualität zu entkleiden; dahingegen hier die Mahlerey weniger die einzelne Gestalt als die Composition und deren symphonische Anordnung, das eigentlich Mahlerische ausbildet! Als Beyspiel führt der Verf. an, daß wenn die Alten eine Quelle darstellen wollten, sie dieselbe in weiblicher Gestalt als Nymphe bildeten; dahingegen die neuere Kunst das Gefühl der Ruhe und erquickenden Einsamkeit einer Quelle uns durch eine Landschaft versinnlicht.

So unterscheidet sich auch die moderne Architectur des Rundbogenstils von der antiken durch eine vorwaltend mahlerische Gruppierung. Sehr wahr entwickelt der Verf. die Ansicht, daß wenn die neuere Mahlerey Gegenstände aus der Mythe darstellt, sie dieselben zum Verständniß für unsere Zeit übersetzen muß.

Damit der Verf. aber nicht Hn v. Kl. durch bloße Negation entgegen tritt, so hat er es für nothwendig erachtet, den Gesichtspunct, aus welchem die antike und die neuere christliche Kunst zu betrachten sey, zu entwickeln.

Um die Verhältnisse des Geistigen zum Sinnlichen bey den bildenden Künsten zu characterisieren, theilt er sie ein:

1) in die ideale oder classische Kunstform, wo das Geistige mit dem dasselbe Darstellenden Sinnlichen gleiche Bedeutung hat.

Dergleichen Kunstwerke sind die Götterstatuen der Griechen, in neuerer Zeit die Werke Thorwaldsen's. Damit das Sinnliche nicht durch Zufälligkeit zu einem Individuellen wird, und dadurch über das Geistige das Uebergewicht erhält, so muß es idealisiert werden, das heißt, die auszusprechende Idee muß durch ein Allgemeines, ewig Gültiges der Form, verklärt erscheinen.

2) Die symbolische Kunstform, wo das Geistige vor dem Sinnlichen vorherrschend ist, dieses geschieht auf zweyerley Weise, indem das Symbol 1) bloß ein Sinnliches ist, oder
2) ein Geistig-Sinnliches.

Die erste Darstellungsweise, die emblematische, oder hieroglyphisch-symbolische, hat für die wahre Kunst wenig Bedeutung, denn das Symbol der Elternliebe, ein Pelikan, des Abendmahls, ein Kelch, der Hoffnung, ein Anker, u. s. w. kann noch so roh gearbeitet seyn, und doch bleibt die Bedeutung dieselbe, dieses Symbol spricht nur zu unserm Verstande, nicht zum Gefühle. Der Art sind die ersten Anfänge der Kunst, bey den Griechen die Holzbilder, den ersten Christen die Symbole in den Katakomben rc.

Viel wichtiger ist die zweyte Art der Symbolik, wo auf dem Wege der classischen Kunstform ein Gedanke nicht unmittelbar darstellbar ist, sondern das Geistige über das Sinnliche herrscht, das Letztere nur der Träger des Geistes ist; zu dieser mystisch-symbolischen Mahlerey gehören außer den alten Werken von Giotto, Michel Angelo, Raphael, besonders die von Overbeck, Cornelius; wenn Overbeck z. B. den Tod Josephs mahlt, so läßt er ihn in den Armen des segnenden Christus sterben, um so symbolisch-mystisch die Worte: 'Selig sind die Todten, die in dem Herrn sterben' auszudrücken; die classische Kunstform hätte sich mit der Darstellung des einfachen Factums des Sterbens, des körperlichen Todeskampfes, z. B. des sterbenden Fechters, Laokoons, begnügt, hier wird zugleich die höhere geistige Bedeutung des Todes eines Frommen gemahlt und uns der Sieg des Geistes über die Materie veranschaulicht. Die Gestalt des Joseph ist zusammen gefallen und anspruchlos, man möchte

sagen, so vergeistiget, daß dadurch und durch den himmlischen Ausdruck des Seelenfriedens in dem Kopfe Josephs, in uns ein Gefühl der Rührung und Erhebung entsteht, welches nie der Fall seyn würde, wenn uns ein muskulöser schöner Alter gemahlt wäre, wodurch wir mehr an die zeitliche Wirklichkeit erinnert, als zur ewigen Idee hinauf gewiesen würden. Hier ist der Fall, welcher sehr oft vorkommt, daß nicht bloß körperliche Vollkommenheit nach Hn v. Kl. Anforderung das Höchste jeder Kunst ist; obschon diese in vielen Fällen gesucht werden muß.

3) Die reale Kunstform oder das Genre, wo das Sinnliche vor dem Geistigen vorherrschend ist.

Hier wird im Gegensatze zu der objectiven Grundform der classisch-idealen Kunst und der symbolischen bezweckt, das Individuelle und Besondere darzustellen, wir sollen mitten in die Wirklichkeit versetzt werden, und indem das Zufällige, Mangelhafte fest gehalten wird, kann hier das Naive, die Laune, der Humor hervor treten; die Idee tritt hinter das Reale, sie wird nur verhüllt. Weil die Genremahlerey bis ins Einzelnste der Lebensverhältnisse gehen muß, um die reale Lebendigkeit und Wahrheit des Details zu erlangen, so sind nur Scenen aus der Gegenwart, woran jene Eigenschaften unmittelbar beobachtet werden können, zur Darstellung geeignet, — nicht die der Vergangenheit.

Hierauf bespricht der Verf. den Werth der Illusion für die Kunst; er gestattet sie nur mit Beschränkung in der Genremahlerey, da sie sich mit dem rein Geistigen nicht verträgt; die Kunst soll durch Wahrheit und nicht durch Teuschung, Betrug wirken; sie soll das Wirkliche poetisch verklären.

Die practischen Arbeiten und Entwürfe des

Hn v. Kl. zeigen, nach der Beurtheilung des Verfs, gerade das Entgegengesetzte von der reinen griechischen Kunst und seinen Grundsätzen; sie sind ein haltloses Schwanken und launenhaftes Zusammenraffen aller Formen der verschiedensten Zeiten und Völker.

Um von den vielen Beyspielen nur eins anzuführen, so hat Hr v. Kl. in seiner Walhalla, — dem deutschen Ehrentempel — eine Copie des Parthenons gegeben, dessen Inneres ein römisches Tonnengewölbe ist, der denkbarste Widerspruch zwischen der äußern und innern Gestalt und zwischen beiden und seiner Idee.

In einem Anhange vertheidigt sich der Verf. gegen persönliche Angriffe des Herrn v. Klenze. Derselbe leugnet, daß wie der Verf. in seinem Werke 'über die Mahlerey der Alten' angegeben hat, sich Stuckansätze in den alten Wandbekleidungen in Pompeji finden, der Verf. beweist, daß an allen reicher verzierten und größeren Wänden, der Stuckgrund nach Maßgabe der horizontalen und verticalen Feldereintheilung theilweise und nicht auf einmahl aufgetragen sey. Es würde zu weit führen hier mehr Details mitzutheilen, zumahl der Gegenstand des Streites nicht von so allgemeinem Interesse ist, als der Inhalt des ersten Theils dieses Werkes, wovon man zum Wohle der Kunst nur wünschen kann, daß er recht Vielen bekannt werden möge.

C — y.

Hamburg.

Bey Fr. Perthes, 1840. Geschichte Kaiser Friedrichs IV. und seines Sohnes Maximilian I. von Joseph Chmel. Erster Band. Geschichte

K. Friedrichs IV. vor seiner Königswahl. XII u. 644 Seiten in gr. 8.

'Nachdem der Verfasser in den von ihm herausgegebenen zwey Bänden 'Materialien zur österreichischen Geschichte' eine beträchtliche Menge von Documenten zur Geschichte K. Friedrichs IV. als 'Beylagen zu einer später folgenden Darstellung dieser Zeit' bekannt gemacht hat, die übrigens kaum den dritten Theil seiner gesammelten Vorräthe betragen, zugleich auch in den zur selben Zeit erschienenen Regesten K. Friedrichs IV. bey zehntausend urkundliche Notizen (die in einem Supplementhefte mitzutheilenden eingeschlossen) an einander reihte, die diese Regierungsperiode beleuchten, beginnt er eine umständliche Geschichte K. Friedrichs IV., an die sich um des innern wie äußern Zusammenhanges willen die Geschichte seines Sohnes Maximilian I. anschließen wird' (Vorwort S. V.). Eine solche Vorbereitung berechtigt gewiß zu außerordentlichen Erwartungen, und die Bescheidenheit und Anerkennung der Größe seines Zieles, welche der Verf. überall ausspricht, wendet ihm unsere Aufmerksamkeit zu. Leider scheint es sich aber bey ihm zu bewähren, daß das Talent und der Fleiß des Sammlers nicht immer mit dem Talente des Geschichtschreibers vereinigt ist. Er verwendet sein reiches Material in einer Weise, die Ref. nur als eine unzweckmäßige erkennen kann, und die dem Werke ohne Noth einen unverhältnißmäßig großen Umfang verspricht. Denn er füllt sein Buch an mit einer Unmasse von Inhaltsanzeigen oder Extracten einzelner Urkunden, wie sie zum Theil ganz gewöhnlich vorkommen, ohne Auswahl und ohne genügenden Grund, und dieses gerade in dem Theile des Buches, der der wichtigste seyn sollte, bey der Uebersicht der in-

nern Verhältnisse des Landes. Zur Belegung dieses Urtheils möge es genügen, auf die Kapitel über den Bürgerstand zu verweisen. Wenn wir hier wenig mehr finden, als eine Reihe von Verträgen einzelner Bürger über Hausverkäufe und einige andere Rechtsgeschäfte, so darf man wohl sich das Urtheil erlauben, daß der Verfasser seines Stoffes nicht mächtig geworden ist. Solche Dinge wären in einem Codex diplomaticus an ihrer Stelle gewesen, nicht aber in einer Geschichte, denn es wird dadurch weder eine historische Thatsache erwiesen, noch ein Resultat für die Kenntniß irgend eines Zeitverhältnisses gewonnen. Ein Bewußtseyn dieser Mängel spricht sich in der That in den oft wiederholten Klagen über Mangel an Nachrichten, in den Aufforderungen zur Ausbeutung der Archive und zur Bearbeitung einzelner Verhältnisse durch Monographien aus. Aber ist es denn nicht eben die Kunst des Geschichtschreibers, aus Bruchstücken das Bild eines Ganzen zu schaffen, und rührt der Mangel der Nachrichten nicht eben so sehr daher, daß selten eine Zeit jede ihrer Begebenheiten in Urkunden verzeichnet, als daher, daß viele Aufzeichnungen verborgen bleiben oder verloren gehen?

Der vorliegende erste Theil zerfällt in zwey Bücher, von denen das erste die Regierung Herzog Friedrichs des jüngern von Oesterreich (nachmahligem K. Friedrich IV. oder III., wenn man den Gegenkönig Friedrich von Oesterreich, 1313 —1330, nicht mitzählt) unter Vormundschaft seines Oheims Friedrichs des ältern von 1424 bis 1435 enthält, das zweyte die Selbstregierung seiner Lande bis zur Kaiserwahl, von 1435 bis 1440. Die wichtigsten Puncte der äußern Geschichte sind die Bedrückung des österreichischen Hauses durch die Kaiser aus dem luxemburgischen

Hause, der Streit unsers Herzogs mit seinem Oheim über Beendigung der Vormundschaft, wobey hervor tritt, daß sehr unklare Begriffe über die Art der Erbfolge und über Landestheilung noch in Oesterreich, wie in den meisten deutschen Fürstenhäusern geherrscht haben, ferner eine allem Anscheine nach sehr unzeitige Wallfahrt des Herzogs ins gelobte Land im Jahre 1436, endlich die Vormundschaft des Herzogs über seines Oheims Sohn Sigmund und die daraus hervor gehenden Verhältnisse zu Oberösterreich. Bey dieser letztern Gelegenheit nöthigten die Stände dem Herzoge Bedingungen auf, die von dem Argwohne zeugen, mit welchem damahls Fürsten und Völker einander betrachteten. Den Herzog selbst schildert der Verf. als einen friedliebenden, besonnenen und frommen Fürsten. Schade nur, daß das deutsche Reich unter diesen Eigenschaften so sehr gelitten hat, daß man sie allgemein für Unthätigkeit und blinde Ergebenheit gegen den Pabst erkannte.

Unter den inneren Verhältnissen sind zwey, welche die Aufmerksamkeit auf sich ziehen, nämlich das Verhältniß des Herzogs zu den benachbarten Stiftern, namentlich Salzburg, und das zu dem Adel im Lande. Jene Stifter hatten viele Güter in Oesterreich, über welche sie des Herzogs Landeshoheit nicht anerkennen wollten. Dies sammt gegenseitigen Zollbedrückungen führte zu mancherley Reibungen, namentlich mit Salzburg, dessen Macht am meisten zu fürchten war, und bey dem noch das besondere Abhängigkeitsverhältniß der drey innerösterreichischen Suffragan-Bischöfe zu Seckau, Gurk und Lavant von dem Erzbischofe hinzu kam.

(Der Beschluß im nächsten Stücke.)

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

120. Stück.
Den 25. Julius 1840.

Hamburg.

Beschluß der Anzeige: Geschichte Kaiser Friedrichs IV. ꝛc. von Joseph Chmel.

Ein so vortheilhafter Vertrag, als mit Bamberg, welches dem Herzoge das Oeffnungsrecht für seine in Kärnthen und Steyer gelegenen festen Plätze, und selbst Kriegshülfe, zusagte (S. 245 ff.), war daher von Salzburg nicht zu erwarten. Gegenseitiges freyes Geleit war alles, was man zugestand (S. 33), und dieses mag sich allerdings vorzugsweise auf die Salzburgischen Besitzungen in Steyermark und Kärnthen bezogen haben.

Unter den Verhältnissen des innerösterreichischen Adels ist das Interessanteste die Erhebung der Grafen von Cilly zu reichsfreyen Herren. Nach einigen schon dahin deutenden älteren Vorgängen benutzte Kaiser Siegmund 1436 die Abwesenheit des Herzogs, um die Ernennung derselben zu gefürsteten Grafen öffentlich vorzunehmen, und der zurück gekehrte Herzog konnte mit allen Beschwerden gegen den Kaiser und Fehden gegen

den Grafen keine Aenderung in der Sache hervor bringen. Der Verf. hält diese Standeserhöhung für einen eigenmächtigen Weg des Luxemburgers, durch Erhöhung des Landesadels die Macht des Habsburgers zu schwächen. Allein es scheint dem Ref. wahrscheinlicher, daß die Grafen von Cilly ursprünglich freye Herren gewesen, denen es durch die Verbindung mit dem Kaiser gelungen, die Unterwerfung unter die wachsende Macht der Landesherren von sich zu weisen. Dafür spricht ihr ursprünglicher Titel: Freyherren von Sounegk, den erst 1372 Kaiser Karl IV. in den der Grafen von Cilly verwandelt hatte, ferner ihre Verwandtschaft mit dem kaiserlichen Hause, dann des Kaisers eigene Erklärung auf Herzog Friedrichs Beschwerde: er, der Kaiser, habe bisher nie gehört, daß die von Cilly dem Herzoge und dem Hause Oesterreich sollten pflichtig gewesen seyn und noch seyn (S. 284). Endlich ist eben das die allgemeine Geschichte des Adels jener Zeit, daß die Reichsministerialen und die ohnmächtigeren freyen Herren allgemein unter die Gewalt der Landesherren herab sanken, wenn sie sich nicht durch äußere mächtige Verbindungen zu halten vermochten. Die Geschichte derer von Cilly wird also als ein Beytrag zu dieser Richtung der Zeit angesehen werden müssen, und keineswegs als ein ungerechtes Mittel, die österreichische Macht zu untergraben.

Eben so wenig möchte dem Verf. beyzustimmen seyn, wenn er (S. 160) von dem den Grafen zu Montfort ertheilten kaiserlichen Freyheitsbriefe sagt, daß er in die österreichische landesfürstliche Oberhoheit einzugreifen schien. In demselben Sinne scheint der Verf. auch das Privileg (S. 23) zu betrachten, durch welches Kaiser Sigmund im J. 1432 denen von Kreig erklärt, daß

ihnen die Lehen- und Mannschaft, womit sie einigen geistlichen und weltlichen Fürsten verpflichtet wären oder noch würden, an ihrem Freyherrenstande keinen Nachtheil bringen solle. Auch dieses kann man in einer Zeit, wo einerseits die landesfürstliche Gewalt im entschiedenen Steigen begriffen war, andererseits der Unterschied zwischen Lehenherrlichkeit und Landeshoheit, mehr noch zwischen Heerschild und Geburtsständen wankend wurde, nicht anders nennen, als eine gerechte Anerkennung eines bestehenden Verhältnisses, die freylich in die natürliche Entwickelung der Dinge hemmend eingriff.

Dies Wenige mag genügen, um von dem reichen Schatze eine Probe zu geben, der in dem Buche zerstreut liegt, nur muß man dasselbe in seiner jetzigen Gestalt mehr für eine geordnete Quellensammlung, als für eine vollendete historische Darstellung gelten lassen. Angehängt sind 18 Beylagen, theils Urkunden, theils Extracte aus verschiedenen Monumenten jener Zeit, darunter auch das Memorandenbuch von K. Friedrichs eigener Hand, mit zum Theil sehr merkwürdigem Inhalte. Die äußere Ausstattung des Werkes läßt, wie man es bey der Verlagshandlung gewohnt ist, nichts zu wünschen übrig.

Unger.

Paris und Lyon.

Bey J. B. Ballière und bey Savy jeune, libraire-éditeur. Précis théorique et pratique sur les Maladies vénériennes. Première partie, contenant: 1) du virus syphilitique et du principe contagieux de la blennorrhagie. 2) De leurs effets primitifs et constitutionnels. 3) Principes généraux

du traitement. Par P. Baumés, chirurgien en chef de l'hospice de l'Antiquaille de Lyon. XXIV u. 413 Seiten. 1840. 8.

So vielfach auch schon der Gegenstand dieser Schrift ist abgehandelt worden, so verdienen doch die Ansichten des Verfassers, als eines erfahrenen Practikers und eines denkenden Arztes, die Berücksichtigung der Kunstgenossen. In der Vorrede führt er an, wie er nicht nur als Vorsteher eines großen Hospitals, sondern besonders durch die Art und Weise, wie die ärztliche Aufsicht der öffentlichen Häuser in den Vorstädten von Lyon ihm anvertraut war, Gelegenheit zu eben so zahlreichen als glaubhaften Beobachtungen gehabt habe.

Als erstes Resultat derselben ergab sich ihm der Satz, daß es ein wirkliches, specifisches, syphilitisches Gift gebe, aus welchem die Krankheitserscheinungen herfließen, die also nicht aus allgemeinen pathologischen Affectionen von Reizung, Disposition rc. abzuleiten wären. Davon überzeugte er sich, nach dem Vorgange von Ricord, durch die Inoculation mit dem Eiter der Geschwüre und der geschwürigen Bubonen. Die Einimpfung findet allerwärts statt (p. 9: ce pus du chancre d'inoculation produit à son tour une pustule et un chancre semblables, en quelque partie du corps qu'il soit inoculé), doch ist der Eiter von frischen, noch nicht in der Heilung begriffenen, Geschwüren am productivsten. Der Act der Ansteckung ist dem der Einimpfung ganz analog, jedoch findet sich ein Unterschied gewöhnlich darin, daß hier durch endermatische Application die Wirkung mehr local bleibt, während sie dort durch Einsaugung auf den Schleimhäuten sich mehr weiterhin verbreitet. In letzterem Falle können da-

her Leistenbeulen und andere secundäre Zufälle eintreten, noch ehe irgend locale zu bemerken waren.

Hierfür werden von dem Verf. viele Belege beygebracht und die Verschiedenheit der Wirkung davon abgeleitet (p. 71), daß die Absorption bald durch das lymphatische, bald durch das venöse System geschehe. Damit sie jedoch überhaupt in Wirksamkeit trete, sey eine mehr oder weniger günstige Anlage, ein tempérament syphilitique (p. 102) erforderlich. Hiervon, so wie von dem jedesmahligen Stande des übrigen Befindens hänge die Heftigkeit der Zufälle ab. Darum könne auch bey günstigen Umständen der Organismus sich des syphilitischen Eindrucks von selbst entledigen, oder das aufgenommene Gift durch die natürlichen Reinigungswege wieder fortschaffen; während bey einer sonst angegriffenen Constitution oder bey Fehlern der Behandlung und der Lebensweise jede auch noch so leichte locale Affection, auch nachdem sie geheilt erscheint, in späteren Angriffen auf die verschiedenen Gewebe das noch vorhandene oder nicht gehörig verarbeitete Gift darthue. Dieses ist ein Hauptthema des Verfs, das er nach allen Seiten hin durchführt und somit die bedenkliche Lehre von einem verborgenen, schlummernden Krankheitssamen wieder erneut, wornach ein jetzt vollkommen gesunder Mensch demnächst die Beute der manigfaltigsten, in ihm enthaltenen syphilitischen Leiden seyn könne (p. 135: ainsi un individu qui, au printemps prochain doit présenter et présenterat en effet une syphilide, des ulcères syphilitiques au gosier, des périostoses, des exostoses etc., peut offrir actuellement les apparences de la plus belle santé). Ja, die so erzeugte syphilitische Anlage vermöge sich durch

den Samen des Vaters, das Blut der Mutter, die Milch der Amme nicht nur in das nächste, sondern auch in das dritte Geschlecht fortzuerben (p. 173: Mais c'est surtout quand le germe de cette horrible maladie est dû à l'hérédité, que la nutrition est arrêtée, alterée, viciée dans sa source).

Was die oft behandelte Frage über die eigenthümliche Natur des Trippergiftes betrifft, so stellt der Verf. als Ergebniß vieler vergleichender Beobachtungen den Satz auf, daß es zwar ein solches specifisches Gift gebe, welches mit besonderer Kraft der Ansteckung begabt sey, wie sie keinem sonstigen Ausflusse, man mag ihn benennen wie man wolle, zukomme, daß es jedoch durchaus von dem Chankergifte verschieden sey. Nie erzeuge der Eiter einer Blennorrhagie, sey er durch Ansteckung oder Einimpfung an eine Schleimhaut gebracht, ein eigentliches Geschwür. Bilde sich ein solches, so sey sicherlich ein anderes syphilitisches Geschwür daran Schuld (p. 219: J'avoue, que jusqu'à l'appréciation exacte de ces derniers faits, j'avais cru moi-même possible qu'une blennorrhagie déterminât un chancre par le coït; mais jai été forcé d' abandonner cette opinion). Umgekehrt jedoch vermöge das Chankergift einen syphilitischen Schleimfluß hervor zu bringen, wenn es an die dazu fähigen Oberflächen abgesetzt würde. Allgemeine Syphilis in Folge von Blennorrhagien hat der Verf. häufig entstehen sehen.

Wenn nun auch die intensive Kraft des Trippergiftes nicht so groß ist als wie die desjenigen, das in den Geschwüren sich bildet, so ist die Dauer der Contagiosität des ersteren vielleicht um so größer anzunehmen. Die Zeit, wann ein blennorrhagischer Ausfluß seine Ansteckungsfähig-

keit verliere, ist von Manchen bald so, bald so, je nach irgend einem äußern Zeichen, bestimmt worden. Der Verf. warnt einen Ausspruch darüber zu thun, so lange überhaupt ein Ausfluß oder auch nur Spuren davon da sind. Aus dem Schatze seiner Erfahrungen führt er viele Beyspiele an, wo das Glück von (namentlich frisch geschlossenen) Ehen zerstört ward, weil der Mann, von einer viele Monate früher schon überstandenen Blennorrhagie, von der nur geringe Spuren übrig blieben, sich geheilt glaubend, dennoch die Krankheit mit all ihrer Ansteckungskraft mit sich trug.

Der Verf. ist der Meinung, daß, wenn ein solcher geringer Ueberrest des Ausflusses (dort goutte militaire genannt) vorhanden ist, das einzig sichernde, die contagiöse Absonderung zerstörende Mittel darin bestehe, daß man die prostatische Portion des Canals der Urethra leicht cauterisiere, in der Art, wie er es (p. 400) genauer beschreibt.

In Beziehung auf die allgemeine Heilart der Syphilis wägt der Verf. die Vortheile der antiphlogistischen und der mercuriellen Behandlung gegen einander ab, und während er die Vorzüge der ersteren, besonders in frischen und leichten Fällen, zugibt, nimmt er doch in den nur etwas verwickelteren oder länger dauernden zu letzterer seine Zuflucht, und in den von ihm mitgetheilten Krankheitsgeschichten spielen die Mercurial-Präparate eine bedeutende Rolle. Wenigstens für Frankreich, meint er, seyen dieselben nothwendig; anders möge es bey uns seyn, dans un pays comme l'Allemagne et chez de gens d'un tempérament semblable au tempérament des Allemands p. 363.

Ein von ihm vielfach gebrauchtes Mittel sind

die Pillen von Jod-Eisen (proto-iodure de fer) und interessant ist der Fall (p. 162), wo dasselbe bey zahlreichen und stationären Geschwüren, Einschrumpfung der Testikeln und anderen heftigen Zufällen vollkommene Heilung bewirkte (les testicules même reprennent de la nourriture, acquièrent leur volume antérieur, et T., qui était tout-à-fait impuissant, depuis plusieurs années, se voit à son grand étonnement, assailli la nuit par des rèves lascifs, des érections et des pollutions, ce qui ne lui était pas arrivé, depuis bien long-temps, et ce qu'il regardait désormais comme impossible).

Uebrigens scheint der Verf. trotz der manigfach in Anwendung gezogenen Mittel nicht immer sein Ziel erreicht zu haben, und er führt einige Fälle an, wo ihm Kranke an der Syphilis gestorben sind. Wenn er übrigens räth, daß diejenigen, die nach vollbrachter Cur noch leichte Ueberbleibsel syphilitischer Uebel behalten, sich vor unnöthiger und übertriebener Furcht hüten möchten, was so oft bey ängstlichen und halb gebildeten Menschen vorkäme (p. 309: cette catégorie de malades fournit souvent de véritables syphilophobes ou syphilomanes. Elle fournit aussi le plus grand nombre de dupes et de victimes aux charlatans), so ist zu erinnern, daß gerade seine Lehre von dem rein Specifischen der Krankheit, von der tief greifenden Durchdringung ihres Grundstoffes, von ihrer kaum versiegbaren Contagiosität und Erblichkeit, so wie von ihrer fast einzig sichern Behandlung mit Quecksilber, auch dem Unbefangenen Anlaß genug zu dergleichen Befürchtungen darzubieten vermöge.

Leipzig.

Von des Herrn Prof. Heimbach in Leipzig ANEKΔOTA ist bey Barth auf LXXII und 307 Seiten der zweyte Band 1840 erschienen, dessen Titel nicht abgeschrieben zu werden braucht, da der Inhalt eben so ausführlich angegeben ist, wie beym ersten, oben S. 433 u. flg. als ein Stück des römisch-griechischen Rechts angezeigten, Bande. Zu diesem römisch-griechischen Rechte gehört nun ungefähr die Hälfte dieses Bandes, aber das größte bis S. 144 gehende Werk, gehört nicht dazu, sondern zum römischen Rechte in Italien. Es ist nämlich die von Niebuhr auf seiner Reise nach Rom in der Bibliothek des Domcapitels zu Perugia gefundene, in der Zeitschrift für geschichtliche Rechtswissenschaft Bd 3. S. 389...396 als ein Breviarium des Justinianischen Codex beschriebener Auszug aus diesem Theile unsers Corpus juris, wie man ihrer an der Westgothischen lex Romana aus den leges (dem Theodosischen Codex und den Novellen dazu) und den juris formulae (Gaius Institutionen, dem Auszuge aus Paulus Werke über das Edict, den beiden Rescriptensammlungen, und wenn man dies so höchst Dürftige nennen darf, Papinians responsa), dann wieder einem Auszuge aus diesen, dem ersten Stücke des Vorjustinianischen Rechts, das gedruckt worden ist, hatte. Gewissermaßen kann man selbst die Compendien nach der Titelfolge der Digesten für einen solchen Auszug halten, nur daß da noch Zusätze anderswoher hinzu kommen. Es ist überhaupt eine gewöhnliche Behandlungsart größerer Werke, kleinere daraus zu machen, die dann wohlfeiler sind und schneller abgeschrieben, oder auch wohl durch

mündlichen Vortrag erklärt werden können, so daß sich sogar die Eintheilung des Constitutionen-Codex in Das, was nun allein Codex hieß, und die tres libri, oder die Eintheilung der Digesten in das ff vetus, bis zu den so schön passenden Worten tres partes, und das ff novum von diesen Worten an, auch wohl die Eintheilung des ff vetus bis zu soluto (das nunmehrige ff vetus), und von da an bis an das Ende, womit man dann noch alles Folgende bis zu operis novi n. verband, so daß nun zu zwey Stücken noch ein mittleres, vorher aber gar nicht verloren gewesenes, sondern mit einem Theile des ersten ff novum vermehrtes Stück des ersten ff vetus vermehrter (infortiatum) hinzu kam, als eine solche Wirkung des Triebes kürzer zu seyn, ansehen läßt. Daß Niebuhr diesen Auszug aus dem Codex im Deutschen ein breviarium nennt, hat keinen andern Grund, als daß dieses lateinische Wort für den westgothischen Auszug aus dem römischen Rechte, gewiß nicht nach der einzigen Handschrift desselben, worin es Hr HR. Hänel gefunden hat, sondern nach dem Sprachgebrauche der Neueren, die es im Lateinischen recht gut so nennen konnten, ohne dabey irgend an ein Kunstwort zu denken, zu einem solchen gemacht worden ist. Aber auch was Niebuhr von der Handschrift selbst, die er freylich kaum eine Stunde habe benutzen können, sagt, ist so wenig genau, daß wenn man jede Abweichung so strenge rügen wollte, wie der Herausgeber es bey der Handschrift von Ulpian's Titeln, in Vergleichung mit dem, was Cujacius als Lesarten derselben angibt, gethan hat, man wohl auch sagen könnte, es müßten zwey Handschriften seyn. Daß die Nummer bey Niebuhr falsch ist, hat schon Blume bemerkt,

den ersten Titel gibt er als aus dem spätern Mittelalter an, da ihn der Herausgeber von derselben Hand gefunden hat, wie das Werk selbst, und er erklärt ihn für falsch, weil er ihn liber institutionum ausgeschrieben nennt, da der Herausgeber ihn lib. cstitutionū liest, welches c mit einem i viele Aehnlichkeit habe, aber offenbar eine Abkürzung ist, wie beym ersten Worte eine vorkommt, bey diesem zweyten Worte noch eine bey dem m am Ende, und zuletzt ipatoīs, so daß es also ganz richtig constitutionum heißt, welches Wort man ja nie weglassen sollte, wenn man zu codex nicht auch noch Justinianus hinzu setzt. Was aber das Wort adnotationum seyn soll, das am Schlusse und Anfange der Bücher bald vor codicum, bald hinter constitutionum und der Zahl des Buches, nach beiden Augenzeugen, steht, ist schwer zu sagen. Der Herausgeber glaubt S. VIII adnotationes seyen die Inhaltsangabe der einzelnen constitutiones. Doch ist auch hier wieder eine Abweichung, N. sagt, so stehe 'am Schlusse und Anfange der Bücher', was denn doch streng genommen auf alle gehen sollte, nach dem Herausgeber findet sich adnotationes unter vierzehn, auch sonst nicht ganz gleichförmigen, Incipit und Explicit nur sechs Mahl. Doch in einem Puncte und zwar in einem sehr erheblichen stimmen Beide überein, daß nämlich dieses Buch wieder nur ein Auszug aus einem vollständigeren, und auch in Ansehung des Lateins bessern, andern ist. Im achten Buche bricht unserer ab. Dadurch nun, daß dieses Werk, welches nach N. zwischen dem siebenten und neunten Jahrhundert verfaßt seyn soll, wird die Angabe der Inscriptionen, die hier albern genug bey einer sehr dürftigen Angabe des Inhalts, doch meistens so vollständig gegeben sind,

der Zeit von Justinian viel näher gerückt, und also für die Critik weit wichtiger, und dafür wünschte N. schon vor vierundzwanzig Jahren seinen Freund Cramer zu einer Reise nach Italien zu bewegen, gerade so, wie der Unterz. auf denselben Gelehrten bey der Handschrift von Gaius gehofft hat. Bekanntlich ist weder das Eine, noch das Andere in Erfüllung gegangen, und so wie, bey der Handschrift zu Verona, Göschen und Bethmann Hollweg schon im folgenden Jahre, so hat denn bey der unsrigen viel später Hr Prof. Heimbach die Stelle von Cramer vertreten. Merkwürdig ist es noch, daß gerade beym ersten Buche nicht nur kein incipit steht, denn eben so fehlt auch bey den Digesten sehr oft die Ueberschrift der pars 1, auch wo die sechs anderen ein solches haben, sondern daß, wie auch schon N. es auszeichnet, aus dem ersten Titel eine einzige Stelle, aber diese auch, wie sonst nirgends, vollständig abgeschrieben, und der zweyte Titel ganz übergangen ist. Ob der Verf. Anfangs seinen Plan noch nicht fest gesetzt hatte, oder ob er vom Kirchenrechte andere Werke für bekannt genug hielt, ist schwer zu sagen.

Zu letzteren gehören nun die zwey folgenden Stücke dieses Bandes, welche denn wieder, wie der ganze erste Band, zum römisch-griechischen Rechte gehören, die fünfundzwanzig Kapitel eines Ungenannten und die siebenundachtzig Kapitel des Joannes Scholasticus, Patriarch zu Constantinopel, von deren ersten zweyundzwanzig und von letztern gar fünfunddreyßig Handschriften aufgezählt werden, die also schon um deswillen auch verdienen, im Drucke zu erscheinen, wie sie denn hier bis S. 201 und 234 gehen. Der folgende Aufsatz geht nur bis S. 237. Er ist in einer einzigen Pariser Handschrift gefunden worden,

und beschäftigt sich mit Justinian's Novellen. Darauf folgt bis S. 246 der so oft erwähnte Index Reginae, d. h. ein Verzeichniß von 168 Novellen. Von da bis S. 260 ein Aufsatz über die Peculien, wovon eine Handschrift προοιμιον του λογου überschrieben ist, was denn auch wieder, wie so oft, nur auf den Anfang geht. In der Zeitschrift f. g. RW. 8. S. 320 gibt der Herausgeber (daß es da heißt: Hr Prof. Heimbach in Jena ist wohl eine Verwechslung mit seinem ältern Bruder) einen Reisebericht aus Italien von 1833, worin diese Handschrift richtiger 'ein Tractat über die Erbfolge ins peculium des filii fam. ganz ohne Ueberschrift' heißt. Das Wort peculium kommt da aber nur beym castrense und quasi c. vor. Die letzten Worte sind, er müsse dem Vater καταλιμπανειν τον φαλκιδιον, woraus man denn auch den Sprachgebrauch der Neueren, die Quarta selbst Falcidia zu nennen, könnte rechtfertigen wollen, wie neulich den falschen necessarius heres (von der necessitas des Testierers) aus den Basiliken.

Damit hören nun die vom Hn Prof. Heimbach besorgten, bisher ungedruckten, Handschriften auf; bis S. 289 folgt, wie auch schon auf dem Titelblatte bemerkt ist, von Herrn Professor Witte eine Sammlung von Novellen byzantinischer Kaiser, eben so wie alles Vorhergehende, mit Prolegomenen, einer lateinischen Uebersetzung und Anmerkungen begleitet.

Von S. 290 bis 302 nimmt wieder Herr Prof. H. das Wort mit Addenda et corrigenda, natürlich mehr zu dem ersten Bande, besonders mit Rücksicht auf Recensionen, theils des Herausgebers selbst, theils eine von seinem Freunde, Herrn Dr Zachariä in Heidelberg über ihn in den Wiener Jahrbüchern. Endlich fünf

Seiten ein auch darauf gehender Index, hauptsächlich von Namen, Handschriften und Erklärungen von Wörtern, von denen gezeigt wird, daß sie eine besondere Bedeutung haben.

Hugo.

London.

Dr. Martin Barry's researches in embryology. Phil. transactt. 1838. p. 301—341. — Plate V — VIII.

Theils wegen des unmittelbaren Werthes der Untersuchungen, theils weil es eine erfreuliche Erscheinung ist, immer mehr Arbeiten aus diesem Fache auch im Auslande erscheinen zu sehen, welche der Stufe angemessen sind, auf welcher die Entwickelungsgeschichte in Deutschland steht, darf dieser Aufsatz wohl eine besondere Anzeige in Anspruch nehmen.

Der Verfasser hat sich während eines Aufenthalts in Deutschland mit dem Zustande der Embryologie bekannt gemacht. Seine Untersuchungen betreffen besonders die Entstehung des Eyes, sind also vorzugsweise microscopisch. Das gebrauchte Instrument war ein Schiek'sches.

Barry sucht die frühesten Zustände des Eysackes (Ref. glaubt die Benennung ovisac verdeutschen zu dürfen, eine Benennung, unter welcher B. so passend das zusammen faßt, was man bey dem ovum ovarii der Vögel, Amphibien und Fische chorion nennt und die Haut des Graafschen Balges, welche zunächst um die Körnerschicht liegt) auf. Er hält ihn für structurlos und erkennt ihn schon sehr früh an dem Inhalte von eigenthümlichen Körnchen, welche auch bey den untern drey Wirbelthierclassen nicht gänzlich darin fehlen. Noch früher aber scheint

das Purkinjesche Bläschen zu entstehen, welches B. in den Körnerhäufchen findet. Dann umgeben sich diese Häufchen mit dem Eysacke. In der frühesten Zeit scheint die Umgebung der ves. Purk. noch mehr aus ölartig aussehenden Kügelchen, als aus jenen eigenthümlichen Körperchen zu bestehen. Auch später treten sie dann wieder als nächste Umgebung der vesicula hervor und bilden die Dotterschicht, welche sich dann von dem übrigen Inhalte des Eysackes durch die Dotterhaut, und bey Mammalien durch das chorion dazu abgrenzt. Besonderer Fleck an der Dotterhaut kleiner Froscheyer. Das chorion ovi ovarii der Mammalien scheint das wirkliche chorion zu seyn. Im frühesten Zustande ist seine innere Schicht wohl flüssig.

Die Körnchen im Eysacke der Mammalien nehmen später relativ ab, so daß nur eine Schicht am Eysacke und eine am Eye übrig bleiben, beide verbunden durch Balken aus Körnchen gebildet, retinacula, welche dann auch zuletzt bis auf eine Stelle schwinden. An dieser Stelle wird das Ey dann durch die übrig gebliebenen befestigt. — B. unterschied an diesen Theilen häufig noch eine feine bekleidende Membran.

Mehrzahl von Eyern in einem Eysacke wurde häufig beym Hunde, noch häufiger beym Frettchen bemerkt. Dr Bergmann.

Leipzig.

Bey Schwickert, 1839: Elemente der analytischen Geometrie, zum Gebrauche bei Vorlesungen von Johann August Grunert, ord. Prof. der Mathematik an der Universität zu Greifswald ꝛc. Zweiter Theil. 304 Seiten in 8.

Der erste Theil ist bereits in diesen Blättern

(Jahrg. 1839. St. 113.) angezeigt worden. Auch dieser zweyte Theil ist mit großer Umsicht und Gründlichkeit ausgearbeitet, doch muß Ref. auch hier mit Bedauern wiederholen, daß der Verf. auf Plücker's Untersuchungen gar keine Rücksicht genommen hat. In den vier ersten Kapiteln entwickelt er die Eigenschaften der Linien des zweyten Grades, in sofern sie auf rechtwinklige Coordinaten bezogen sind. Das fünfte Kapitel enthält Aufgaben über die geometrischen Oerter, die durch die Linien des zweyten Grades gelöst werden können, und das sechste behandelt die so genannte Aufgabe Alhazens, das Delische Problem und die Aufgabe von der Dreytheilung des Winkels. Auch das siebente Kapitel enthält mehrere Sätze aus der Theorie der Linien des zweyten Grades. Im achten entwickelt der Verf. die Polargleichungen dieser Linien, doch, wie Referent glaubt, verhältnißmäßig zu kurz; namentlich hätten wir gewünscht, daß der Verf. hier, wo sie ihre natürliche Stelle findet, die Lehre von den Brennpuncten und Directrixen abgehandelt hätte, während er im dritten Kapitel auf indirectem Wege dazu gelangt. Im neunten Kapitel wird noch gezeigt, wie man die Linien des zweyten Grades aus der Betrachtung des Kegels erhält und im zehnten geht alsdann der Verf. zu der sehr ausführlichen Discussion der Flächen des zweyten Grades über. Den Schluß bildet die Theorie der Transversalen im elften Kapitel. Sehr passend entwickelt der Verf. in einem besondern Anhange die Theorie der analytischen Gnomonik als Anwendung der analytischen Geometrie.

Stern.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

121. Stück.
Den 27. Julius 1840.

Dorpat.

Bey C. A. Kluge, 1838: Die Achsendrehung des Auges von Dr Alexander Hueck. 35 Seiten in Quart.

Der Hr Verf. des vorliegenden Werkchens fand die Beschreibungen der schiefen Augenmuskeln, wie sie von den früheren Anatomen gegeben worden sind, nicht ganz genügend, und die herrschenden Ansichten über die Function derselben schienen ebenfalls einer Modification zu bedürfen; derselbe liefert daher hier verschiedene Beobachtungen und Bemerkungen über diese Puncte. — Die Anheftung dieser Muskeln an den Augapfel hat das Eigenthümliche, daß beym Bewegen des Auges nach verschiedenen Seiten andere Theile der Aponeurosen, mit welchen die Sehnen in Verbindung stehen, angespannt werden, wodurch es bewirkt wird, daß die angespannte Stelle der Sehne oder Aponeurose immer auf den höchsten und tiefsten Punct des Apfels zu liegen kommt. — Aus der

Richtung der Wirkungen beider schiefen Augenmuskeln geht hervor, daß sie im ruhigen Zustande das Auge nach vorn und innen ziehen. In Gemeinschaft mit dem Zuge nach hinten, welchen die geraden Muskeln ausüben, entsteht hierdurch also vorzüglich eine Andrückung des Auges an die Nasenwand der Augenhöhle. — Die Function der schiefen Muskeln aber in Bezug auf einzelne auszuführende Bewegungen ist die Rotation des Auges um seine Längsachse, welche je nach dem Winkel, welchen die Wirkung der Muskeln mit dieser Achse macht, mehr oder weniger vollkommen ausgeführt werden kann. [Man kann sich die Wirkung der schiefen Muskeln, wenn sie nicht rechtwinklich gegen die Augenachse gerichtet ist, in zwey zerlegen, deren eine diese rechtwinkliche Richtung hat, während die andere der Augenachse parallel wirkt. Die erste von beiden ist der Gegenstand unsers Verfassers. Ref.]

Man beobachtet die Achsendrehung am lebenden Menschen, wenn er einen Gegenstand fixiert und dabey den Kopf auf die Seite neigt. Kleine Blutgefäße der Sklerotika können den Beobachter hierbey leiten. Sie dient dazu, das Bild eines fixierten Gegenstandes, während solcher Bewegungen auf derselben Stelle der Netzhaut zu erhalten. Ohne diese Bewegung des Augapfels würden die leisesten Bewegungen des Kopfes dasselbe Phänomen beym Sehen hervor bringen, als wenn die Gegenstände im Schwanken begriffen wären. Ist aber, bey fortwährendem Senken des Kopfes, die Umwälzung bis auf einen gewissen Punct vorgeschritten, so setzen sich die schiefen Muskeln wieder ins Gleichgewicht, wodurch ein scheinbares augenblickliches Schwanken der Gegen-

stände entsteht. Dann können sie, bey fortschreitender Neigung des Kopfes wieder bis zu einem gewissen Grade die Augäpfel im Verhältniß zum betrachteten Objecte unverrückt erhalten rc. — Außerdem sind, nach des Verfs Meinung, die schiefen Muskeln nöthig um bey den verschiedenen Wirkungen der geraden stäts den Parallelismus zwischen den senkrechten Trennungslinien der Seitenhälften der Netzhäute zu erhalten, welcher das Doppeltsehen verhütet.

Da der Verf. Anhänger der Ansicht ist, daß wir die räumlichen Verhältnisse der Gegenstände nur durch das Bewußtseyn der Muskelbewegung erkennen, so sucht er auch den schiefen Muskeln ihren Antheil hierbey zu bestimmen. Während die geraden oberen und unteren Muskeln die Dimension der Höhe, die seitlichen die der horizontalen Ausdehnung messen, sollen die schiefen die Abweichungen von der senkrechten und horizontalen Richtung erkennen. [Das Verfolgen von solchergestalt abweichenden Linien geschieht durch die Combinationen der Wirkungen der geraden Augenmuskeln. Die schiefen würden also nur alsdann nöthig seyn, wenn die Haltung des Kopfes eine nicht senkrechte wäre, indem sie dann durch den Grad der Rotation, welchen wir empfinden, die Neigung des Kopfes bestimmen könnten. Aber auch da würden wohl andere Muskeln, die Halsmuskeln, z. B. bey leichten seitlichen Neigungen, eine wichtigere Rolle spielen. Ref.] Interessant sind die Versuche über die Genauigkeit des Urtheils, welches sich nach dem Bewußtseyn der Muskelanstrengung bildet, wenn die Verhältnisse günstig sind. Die Bestimmung, ob ein Gegen-

stand sich mit dem Auge in gleicher Höhe befinde, hängt aber nicht bloß von den oberen und unteren geraden Augenmuskeln, sondern von den Körpermuskeln zugleich mit ab, worauf der Verf. keine Rücksicht nimmt. Die einzige Beurtheilung des Convergenzgrades der Augenachsen ist von dieser Complication frey. Bey der Berechnung für die schiefen Muskeln ist außer Acht gelassen, daß sie nicht rechtwinklich gegen die Augenachse gerichtet sind. — Der Verf. fand bey Leuten, welche in solchen Bestimmungen geübt waren, daß sie, um die Entfernung eines Gegenstandes nach dem Augenmaße zu bestimmen, seitliche Bewegungen des Kopfes machten. Dadurch wird, sehr zweckmäßig, die Basis des Dreyeckes, dessen Höhe zu bestimmen ist, vergrößert.

Eine beygegebene lithographische Tafel gibt einige anatomische Abbildungen nebst idealen Zeichnungen zur Versinnlichung mehrerer Demonstrationen.

Das Aeußere des Werkes ist zu loben.

Dorpat und Leipzig.

Verlag von C. A. Kluge und Otto Wigand. Die Bewegung der Krystallinse von Dr Alexander Hueck, Professor an der Universität zu Dorpat. Mit 4 lithographierten Tafeln. 1839. 120 Seiten in Quart.

Der Verf. sucht in dieser Schrift nachzuweisen, auf welche Weise die Einrichtung des Auges für verschiedene Entfernungen durch das corpus ciliare, unterstützt durch mehrere andere Theile,

geschehen könne. — Im ersten Abschnitte handelt er im Allgemeinen vom Nah- und Fernsehen und den Erscheinungen, welche durch die verschiedenen Arten des Mangels an Einrichtungsvermögen bewirkt werden. Das Normalauge erkennt Gegenstände bey gleicher Größe des Netzhautbildes in jeder Entfernung außer der allzu großen Nähe. Nur außerwesentliche Umstände, Trübe des durchsichtigen Mittels außer uns, bedingen eine Verschiedenheit in der zur Perception nöthigen Größe des Netzhautbildes. Die Annahme einer gewissen Entfernung für das schärfste Sehen erklärt der Verf. daher mit Recht für grundlos. Im zweyten Abschnitte wird die Nothwendigkeit einer innern Veränderung gezeigt, so wie, daß dieselbe nicht in der Wirkung der Augenmuskeln auf die Form des Apfels (Verlängerung desselben oder Verkürzung des Radius der Hornhautkrümmung erzielend) noch auch in Veränderungen der Pupille bestehe. — Das Fernsehen ist der Zustand der Ruhe, denn im Auge todter Thiere sieht man nahe Gegenstände undeutlicher. — Wenn die Krystallinse sich nach vorn bewegt, so muß das Auge dadurch sich mehr für die Nähe einrichten. Daß aber die Krystallinse sich nach vorn bewegt, kann man, an einem Auge, welches sich für die Nähe einrichtet, an dem Vorrücken der Iris erkennen. Daher wird denn im dritten Abschnitte das corpus ciliare, wie es bey den Menschen, verschiedenen Säugethieren und Vögeln gebildet ist, nebst seinen Umgebungen einer sehr ausführlichen Betrachtung unterworfen. Aus dem Baue derselben wird geschlossen, daß es eben so wohl zusammenziehungsfähig sey, wie die Iris. Aus dieser Fähigkeit und aus den anatomischen Ver-

hältnissen des Ciliarkörpers mit verschiedenen anderen umgebenden Theilen folgert der Verf., daß bey den Säugethieren die Linse nach vorn bewegt werden könne. Durch die Contraction des Ciliarkörpers wird auch auf die Zonula, nicht bloß so weit sie ihm und den Ciliarleisten anliegt, sondern auch auf den Theil gewirkt, welcher die Richtung des Ciliarkörpers verläßt und nach innen und hinten gegen die Linsenkapsel läuft, und mit jenem äußern Theile, welcher mit dem Ciliarkörper nach innen und vorn gerichtet ist, einen Winkel macht oder einen nach vorn vorspringenden Wall bildet. Dieser Winkel wird durch die Zusammenziehung des Ciliarkörpers flacher. Durch diese Abflachung tritt mehr Flüssigkeit in den Petit'schen Canal, drückt auf den Glaskörper, und dieser schiebt, um auszuweichen, die Linse nach vorn. Durch die Contraction des Ciliarkörpers wird das ligamentum ciliare und der orbiculus ciliaris nach innen gezogen, der canalis Fontanae anterior erweitert und dahin kann die Flüssigkeit, welche beym Vorrücken der Linse in die vordere Augenkammer gedrängt wird, zwischen den Fasern des ligamentum pectinatum iridis hindurch ausweichen. Die Verschiebung kann aber nur gering seyn, wie sich theils aus directer Beobachtung ergibt, theils aus Längsdurchschnitten des Auges schließen läßt. Denn derjenige Rand der Ciliarleisten, welcher nach dem innern und hintern Theile des Auges sieht, steht doch auch mit der Zonula in Verbindung. Von dieser Verbindung aus geht sie aber nur noch sehr wenig nach hinten zur Linsenkapsel. Hier ist also kein solcher Winkel abzuflachen, sondern es muß bald Spannung eintreten, wenn die

Linse etwas nach vorn geht. Da nun, nach einer Berechnung des Dr Senff, welche dem Buche angehängt ist, selbst ein Vorrücken der Linse bis an die Hornhaut noch nicht das scharfe Sehen von Objecten in größerer Nähe als 13½ Zoll möglich machen würde, so nimmt Hueck an, daß die Formveränderung des canalis Petiti auch einen seitlichen Druck auf die Linsenkapsel ausübe und so den Querdurchmesser derselben verkürze. Nach Dr Senff reicht eine solche Verkürzung, wenn sie nur den achten Theil des Querdurchmessers beträgt, hin, das scharfe Sehen bis auf die größte Nähe des normalen Sehens möglich zu machen. Ref. gesteht, die Möglichkeit einer solchen Formveränderung nach des Verfs Angaben, welcher diesen Punct etwas kurz behandelt, nicht zu begreifen. Der Druck vertheilt sich natürlich gleichmäßig auf den Glaskörper und wirkt also von den Seiten nicht stärker auf die Linse, als von hinten. Bey den Vögeln ist der Ciliarkörper der Linsenkapsel unmittelbar angefügt. Außerdem hindert auch der Kamm hier ein Vorrücken der Linse. Die Verkürzung des Querdurchmessers würde hier also allein die Einrichtung des Auges bewirken müssen. Hier wird sie freylich, eben wegen dieser Befestigung des Ciliarkörpers an der Linsenkapsel eher denkbar seyn.

Die vier Tafeln geben besonders die Darstellung der berührten anatomischen Verhältnisse in sehr zweckmäßigen Ansichten.

Auch dieses Werk ist in Druck und Papier recht vortheilhaft ausgestattet.

Dr Bergmann.

Quedlinburg und Leipzig.

Druck und Verlag von Basse, 1839. Bibliothek der gesammten deutschen National-Literatur von der ältesten bis auf die neuere Zeit. Achtzehnter Band. Kleinere Gedichte von dem Stricker. Mit dem zweyten Titel Kleinere Gedichte von dem Stricker heraus gegeben von Karl August Hahn. XX und 106 Seiten groß Octav.

Herr Dr Hahn, den unsere Leser bereits als gründlichen und fleißigen Arbeiter kennen (vgl. Götting. gel. Anz. Jahrg. 1839. S. 628), macht hier aus sorgfältig verglichenen Handschriften ein Dutzend Gedichte des so genannten Stricker's bekannt und begleitet sie mit kurzen, die genauere Kenntniß der ältern Sprache fördernden Anmerkungen. Unter diesen Gedichten zeichnet sich vorzüglich die Erzählung von einem klugen Knechte (№ III.) durch lebendige Darstellung aus, so wie die Klagen des Dichters (№ XII.), durch die der Wahrheit leider nur zu getreue Schilderung, wie schlecht es in damahliger Zeit in Deutschland aussah. — Hr Dr Hahn hatte vor, dieser kleinen Sammlung Nachrichten über den Namen und die Lebenszeit des Stricker's beyzufügen, fand sich aber außer Stande, dergleichen aufzufinden. Mögen seine fortgesetzten Nachforschungen von besserm Glücke begünstigt werden! Was sie irgend ergeben wird willkommen seyn.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

122. 123. Stück.
Den 30. Julius 1840.

Kiel.

Universitäts-Buchhandlung, 1840. Kleine philosophische Schriften von Dr Heinrich Ritter. Drittes Bändchen. Auch unter dem besondern Titel: Psychologische Abhandlungen. I. Ueber den Begriff des Ich und seine Erkenntniß. II. Vernunft und Sinnlichkeit. X u. 288 Seiten in 8.

In der Vorrede ist angegeben, daß und wo die erste Abhandlung zum Theil schon einmahl gedruckt worden, doch in einer viel weniger ausführlichen Gestalt, während alle übrigen in dieser Sammlung enthaltenen Schriften durchgängig neu sind. Auf eine neue und ausführlichere Behandlung des in ihr besprochenen Gegenstandes ist der Verf. und Ref. zurück gekommen, weil derselbe ihm von großer Wichtigkeit zu seyn scheint. Von Kant und seinen Anhängern wurde die Erkenntniß des Uebersinnlichen, wenigstens so weit sie aus der Erfahrung geschöpft werden konnte, dem menschlichen Verstande abgesprochen, Fichte und Schelling haben sie nachher durch intellectuelle

Anschauung gewinnen wollen, an deren Stelle Hegel die dialectische Methode zu setzen gesucht hat. Der Verf. kann weder die Richtigkeit dieser Methode zugeben, noch die Erkenntniß des Uebersinnlichen in genauester Verbindung mit der Erfahrung aufgeben. Nur muß man den Begriff des Uebersinnlichen auch in seiner weitesten Bedeutung nehmen und man wird es alsdann nicht in einem weit von uns entfernten Gebiete, sondern mitten in unserm vernünftigen Leben zu suchen haben. Es ist mit dem Uebersinnlichen wie mit der Seligkeit; viele suchen beide in einer weiten Ferne, und freylich ihre vollendete Reinheit möchte auch unserm gegenwärtigen Leben nicht angehören; so wie aber die Seligkeit schon in unserer Gegenwart in unvollkommener Gestalt sich entwickelt, so dürfte es auch mit dem Uebersinnlichen seyn.

In der vorliegenden Abhandlung ist es nun die Absicht an einem Beyspiele, an der Erkenntniß unsers Ich, seinem übersinnlichen Begriffe nach, zu zeigen, wie wir das Uebersinnliche durch eine Anschauung, welche mit dem Denken unsers Verstandes auf das Genaueste verbunden ist, zu erkennen vermögen. Es kommt hier auf die Selbsterkenntniß an, welche für eine schwierige Aufgabe gehalten wird, weil sie nicht allein das Bewußtseyn unserer Erscheinungen, welche einem jeden bekannt sind, sondern eine Beurtheilung dieser Erscheinungen verlangt.

Das Beyspiel ist aus der Psychologie entnommen, weil diese Wissenschaft vor anderen philosophischen Wissenschaften die größere und leichtere Anschaulichkeit voraus hat, indem sie an Erfahrungen sich anschließt und zwar an ein Gebiet der Erfahrungen, welches ohne gelehrte Kenntnisse einem jeden zugänglich ist. Der Verfasser zählt

nämlich die Psychologie den angewandten philosophischen Wissenschaften zu. Je mehr es ihm nun darum zu thun war, seine Ansicht von der Erkenntniß des Uebersinnlichen an einem Beyspiele zu entwickeln und zu bewähren, welches auch der gewöhnlichen Denkweise leicht faßlich wäre, um so willkommener mußte es ihm seyn, ein solches in einem Gebiete zu finden, welches auch den gemeinsten Beobachtungen des practischen Lebens so nahe steht, wie die Selbsterkenntniß, welche aus Beobachtung und Nachdenken gewonnen werden soll. In der Wahl dieses Beyspiels konnte es nur bestärken, daß der Begriff des Ich wiederholt Gegenstand der Untersuchungen der neuern Philosophie gewesen ist.

Der Verf. hat sich in seiner Darstellung auch einer mathematischen Formel bedient, welche in verschiedenen Formen wiederkehrt. Sie ist aber von der leichtesten Art, ein bloßes Additionsexempel. Man wird dies mit einer gelehrtern Anwendung der Mathematik auf die Psychologie nicht verwechseln; doch setzt es allerdings voraus, daß Mathematik überall angewendet werden kann, wo Erscheinungen in Raum und Zeit und mithin Größen vorkommen, ja daß sie sogar da nicht ausgeschlossen ist, wo das Freye eine Hauptrolle spielt, wie bey vorliegender Untersuchung. Man hat ja das Denken so oft mit dem Rechnen verglichen; eine Aehnlichkeit zwischen beiden stellt sich auch hier heraus, doch ist auch die Verschiedenheit beider nicht übersehen worden.

Die zweyte Abhandlung, über Vernunft und Sinnlichkeit, hängt mit der ersten nahe zusammen, nicht nur weil sie ebenfalls einen psychologischen Inhalt hat, sondern auch, weil es in dieser wie in jener darauf abgesehen ist, den Zusammenhang zwischen der sinnlichen Erscheinung

und den vernünftigen Gründen der Erscheinung zu erforschen. Sie geht von einer Untersuchung über den schwierigen Begriff der Wechselwirkung aus, dessen Schwierigkeiten sie für den Bedarf der Psychologie wenigstens hypothetisch zu lösen sucht, und leitet daraus die Begriffe der Empfänglichkeit und Freythätigkeit ab, auf welcher die Begriffe der Sinnlichkeit und der Vernunft beruhen. Im weitern Verlaufe der Abhandlung wird alsdann gezeigt, wie Sinnlichkeit und Vernunft in den kleineren und größeren Abschnitten des Lebens der Seele sich zu einander verhalten, so wohl in ihrer mittelbaren, als in ihrer unmittelbaren Wirksamkeit. Es konnte hierbey nicht umgangen werden, auch das Böse und die Besserung mit in die Untersuchung zu ziehen, und die Leser, welche sich für die Abhandlung über das Böse interessiert haben, werden hier zusammenhängendere Ergänzungen dessen finden, was dort in polemischen Erörterungen nur zerstreut vorgetragen werden konnte.

H. Ritter.

Hannover.

In der Hahn'schen Hofbuchhandlung, 1840: Neue Beiträge zur Erläuterung der babylonischen Keilschrift nebst einem Anhange über die Beschaffenheit des ältesten Schriftdrucks bei der vierten Säcularfeier der Erfindung des Bücherdrucks von Gutenberg herausgegeben von Dr Georg Friedrich Grotefend, Director des Lyceums zu Hannover u. s. w. Mit einer Steintafel und andern belehrenden Zugaben. 72 Seiten gr. 4. (1 ℛ.)

Der Verf. sah so manches Schriftchen auf Veranlassung der vierten Säcularfeyer der Erfin-

dung des Bücherdrucks durch Gutenberg erschei-
nen, worin auch der frühern Anwendungen ei-
nes Schriftdrucks gedacht ward, welche auf jene
Erfindung hätten hinleiten können, wenn man
nur einige Schritte weiter gegangen wäre; aber
der älteste Schriftdruck der Art, von welchem schon
die Backsteine der Trümmer des alten Babylons
ein Zeugniß ablegen, blieb allen unbemerkt. Die-
ses veranlaßte ihn um so mehr zur Bekanntma-
chung alles dessen, was er davon wußte, als er
dadurch zugleich Gelegenheit fand, die zur Er-
läuterung der persepolitanischen Keilschrift einst in
Folge einer Wette mit dem sel. Dr Fiorillo er-
fundene Methode, welche den Sinn einer nach
Schrift und Sprache gleich unbekannten Inschrift
durch bloße Vergleichung ähnlicher Stellen zu
enträthseln sucht, und diesen Sinn nicht so wohl
aus der Aehnlichkeit der Schriftzüge und Wörter
mit den Schriftzügen und Wörtern bekannter
Sprachen entwickelt, als umgekehrt aus dem durch
manigfaltige Combinationen gefundenen Sinne
die Sprache und Geltung der Schriftzeichen er-
räth, auch auf die noch unenthüllte babylonische
Keilschrift anzuwenden, und so durch ein neues
belehrendes Beyspiel die Nützlichkeit dieser Me-
thode zu zeigen, damit man endlich aufhören
möge, seine Enträthselung der Keilschrift, welche
man nur die Frucht eines vom Glücke begünstig-
ten Nachdenkens nennen darf, als das Werk ei-
nes blinden Zufalls zu betrachten.

Das Glück, welches den Verf. bey dem ersten
Enträthselungsversuche der persepolitanischen Keil-
schrift im J. 1802 so begünstigte, daß er seine
Wette in Zeit von vierzehn Tagen gewann, wie
er schon vierzehn Jahre früher als Autodidact fast
alles seines Wissens, der auch, wenn er Lehrer
hatte, doch ihnen gern zuvoreilte, und fremde

Sprachen meist nur mit Hülfe einer Grammatik oder eines Wörterbuches erlernte, bey einer ähnlichen Wette mit einem Secundaner eine geheime Schrift in deutscher Sprache in Zeit von vierzehn Minuten enträthselte, bestand bloß darin, daß er einige der mit schätzenswerther Deutlichkeit gezeichneten Abschriften des besonnenen Niebuhr ihrem Inhalte nach nicht nur unter sich selbst, sondern auch mit den vom Baron de Sacy erläuterten Pehlwi-Inschriften, deren Sinn durch beygefügte griechische Uebersetzung gegeben war, so ähnlich fand, daß er darin die Namen eines königlichen Vaters und Sohnes erkannte, die unter anderen Zeichen besonders eines in der Mitte gemein hatten, welches sich ihm bey angestellter Vergleichung persischer Königsnamen als das R. in den Namen des Dareios und Xerxes ergab. Als er nun diese Namen dadurch, daß er das den griechischen Formen Δαρεῖος und Ξέρξης und den hebräischen דָּרְיָוֶשׁ und אֲחַשְׁוֵרוֹשׁ Gemeinsame erforschte, in altpersischer Weise aufzufassen versuchte, und alle Zeichen des Namens Xerxes außer dem schon bekannten R im Titel des Königs der Könige wiederkehren sah, konnte er nicht lange anstehen, jenen Namen Khschharscha, wie den Königstitel Khschahiôh zu lesen, weil ihm das zendische Wörterbuch von Anquetil die Form Khscheïô, nach Rask Qsahyô, bot.

Ob nun gleich jetzt dafür der Verf., durch die Hieroglyphen der Pariser Vase, welche den Namen des Xerxes Khschearscha schreiben, wornach sein Vater Dareiusch, nicht Darheusch, und sein Großvater Weschtasp, nicht Göschtasp, hieß, Khschâetheh liest; so war ihm doch durch seine frühere Lesung so viel klar geworden, daß die Sprache der einfachsten aller

Keilschrift zendisch sey, und einst, wenn die Zendsprache selbst mehr erforscht würde, vollkommen müsse enträthselt werden können. Er harrte 24 Jahre vergebens auf einen solchen Versuch von Seiten orientalischer Sprachkenner, bis Rask mit einigen Verbesserungen seines Alphabetes auftrat, die ihn jedoch damahls eben so wenig, als später das eitle Bemühen St. Martin's, befriedigten, weil er bey einer so vocalreichen Sprache nicht auf den glücklichen Gedanken Burnouf's und Lassen's kam, daß das kurze A gar nicht geschrieben ward, wenn es schon in der gewöhnlichen Benennung der Consonanten enthalten war, und darum manches Zeichen, um nichts Unaussprechbares darzustellen, als einen Vocal deuten mußte, welcher sich nun als Consonant erweist. Wie der Verf. nun sein Alphabet anordnet und bestimmt, wird er bey einer andern Gelegenheit zeigen, um seinen Entzifferungsversuchen, in welchen er längst sein Jubiläum hätte feyern können, und im eigentlichen Sinne des Wortes ergrauet ist, die möglichste Vollendung zu geben. In der gegenwärtigen Schrift hat er sich, um sich einstweilen noch selber gleich zu bleiben, erlaubt, die Namen der Könige Kyros, Dareios, Hystaspes und Xerxes, welche er in einer Vignette über dem Anhange nach der dreyfachen persepolitanischen Keilschrift mit zweyen Namen babylonischer Keilschrift zusammen gestellt hat, noch so zu lesen, wie er sie von jeher las.

Wie der Verf. vor etlichen Jahren die Königszeichen aller Keilschriftarten, welche nun zwey Königssiegel und die beygegebene Steintafel in der größten Vollständigkeit liefern, zusammen stellte, damit man deren Verschiedenheit und Verwandtschaft oder Gleichheit mit Einem Blicke überschauen möchte; so hat er jetzt die Königs-

namen zu gleichem Zwecke ausgewählt, um durch eine genauere Bestimmung des Verhältnisses der verschiedenen Keilschriftarten zu einander, ihre Entstehung und ihr Alterthum zu erforschen. Auf welche Weise die sehr zusammen gesetzte babylonische Keilschrift, zu deren Entzifferung die gegenwärtige Schrift vorzüglich den Weg bahnt, einst entstanden seyn mag, ist noch ein Räthsel; aber daß sie, ungeachtet noch kein Beweis von einem höhern Alterthume als Nebucadnezars Zeit vorliegt, da sie sich nicht im so genannten Nimrodsthurme, sondern nur in späteren Bauten Babylons und anderer Gegenden gefunden hat, die älteste aller Keilschriftarten ist, beweist der allmähliche Fortschritt zum Bessern in den übrigen. Aus ihr ging zunächst durch Vereinfachung der einzelnen Zeichen die gemeine babylonische Keilschrift hervor, in welcher man die Eigennamen durch Vorsetzung eines senkrechten Keiles vom Uebrigen auszuscheiden begann. In beiden Schriftarten läßt sich zwar in Hinsicht auf die Gestaltung einzelner Zeichen eine ältere und jüngere Schreibart unterscheiden; aber noch mehr unterscheidet sich davon die dritte persepolitanische Keilschrift als eine verschönerte Schrift, obwohl alle drey Schriftarten einer und derselben Pehlwisprache, als der Sprache der eigentlichen Chaldäer, der Stammältern der heutigen Kurden, angehören.

In der ältesten babylonischen Keilschrift schrieb man noch ungern dem Sinne nach zusammen gehörende Wörter in verschiedene Zeilen, und wandte darum allerley Mittel an, um dieses zu verhüten. Eine Wortbrechung erlaubte sich die dritte persepolitanische Schriftart so wenig, als eine der beiden babylonischen; aber in der Zeilenmitte Wort von Wort zu scheiden, fiel Keinem bey,

und nur die große Zahl zusammen gesetzter Zeichen hatte man immer mehr zu vermindern. Die zweyte persepolitanische Schriftart, welche durch Nachahmung der dritten, aber mit Vermeidung aller sich durchkreuzenden Keile und Linien und mit Beschränkung der Winkel durch vermehrten Gebrauch der kleineren Querkeile, für eine andere Sprache, die vermuthlich das Parsi war, eigends erfunden wurde, führte die Anzahl aller Zeichen auf sechzig zurück, und schied außer den Eigennamen auch gewichtige Appellative durch Vorsetzung eines senkrechten Keiles von anderen Wörtern aus, die sich jedoch sonst nicht von einander schied und beliebig brach. Erst die zendische Keilschrift, welche mit allen übrigen Schriftarten nur die beiden Grundzüge, Keil und Winkel, gemein hat, aber auf eine bewundernswerthe Weise nach einem ganz besondern Systeme erfunden ward, führte einen Worttheiler ein, und erreichte durch eine Anzahl von 36 Zeichen, bey welchen keine Verwechselung möglich ist, die höchste Deutlichkeit mit Einfachheit, die sich in der Inschrift des Kyros am vollkommensten zeigt, aber in der Inschrift des Artaxerxes schon Rückschritt blicken läßt.

Wie sich die babylonischen Keilschriftarten zu einander verhalten, lehrt die beygegebene Steintafel, auf welcher der Verf. alle Inschriften babylonischer Backsteine von ähnlichem Inhalte mit den gleichlautenden Umschriften einiger Siegel und Betwalzen, von welchen zwey Vignetten besondere Beyspiele liefern, in vielfach belehrender Uebersicht durch einen seiner Söhne hat zusammen stellen lassen. Denn die Betwalzen sagen in gemeiner babylonischer Keilschrift aus, was die Siegelinschriften in der zusammen gesetztern Zierschrift mit den Inschriften der Mauerziegel gemein haben, und variieren nur in den Götternamen und

alle dem, was die verschiedene Bestimmung ihrer Gebetsformeln abzuändern forderte. Aus einem halben Hundert von Exemplaren, welche der Vf. theils im Originale, theils in Gypsabdrücken, theils in Abklatschungen auf Papier, theils in Durchzeichnungen mit Bleystift, theils in Facsimiles von Zeichnern und Kupferstechern, theils in critischen Abzeichnungen, welche Bellino mit sorgfältiger Vergleichung vieler gleichlautender Originale verfertigte, besitzt, sind dreyßigerley Verschiedenheiten in 28 Nummern so unter einander gestellt, daß sich nicht nur die Inschriften leicht in einzelne Wörter zerlegen, sondern auch deren verschiedene Bedeutungen mit ziemlicher Klarheit finden lassen, woraus sich dann wieder auf die Geltung einzelner Schriftzeichen und die darin geschriebene Sprache schließen läßt.

In wiefern der so entwickelte Sinn der Inschriften getroffen sey oder nicht, kann sich freylich erst ergeben, wenn die Geltung der einzelnen Zeichen befriedigend enträthselt wird, wovon der Verf., um den Sprachkennern nicht zu sehr vorzugreifen, nur so viel bemerkt hat, als zur Ueberzeugung hinreicht, daß die Sprache der babylonischen Keilschrift Pehlwi, und der Sinn der verglichenen Inschriften ungefähr folgender sey. № I—XIV. in vier oder sieben Zeilen: 'Ich erhebe demüthig(st) den großen (starken) König NN (Mithras) immer(dar) mit Größe und mit Stärke hier (an diesem öffentlichen Orte): ja! ich erhebe diesen großen (starken) König NN (Mithras). Sey mir gnädig!' № XV u. XVI. in drey Zeilen: '1) Ich erhebe, ja rühme demüthig den großen König Mithras immerhin 2) mit Größe und mit Stärke hier auf dem Markte: 3) ja! ich erhebe ihn, den großen König Mithras'. № XVII—XIX. besagen Aehnliches in sechs Zeilen,

nur daß, wie bey den Siegelinschriften № XX — XXII., der Backsteininschrift № XXIII. und den Betwalzen № XXIV — XXVIII., die locale Beziehung fehlt. Während die gewöhnliche Backsteininschrift aus drey Theilen besteht, deren erster am Ende mit einer geringen Abänderung des zweyten Wortes wiederholt zu werden pflegt, was auch bis auf die einzige Siegelinschrift № XXII. von allen übrigen Inschriften gilt, fehlt der mittlere Theil den Siegelinschriften ganz, den heiligen Thongefäßen aber, wie einigen Backsteininschriften, nur zum Theil.

Von der längern Siegelinschrift № XX und XXI. 'Ich erhebe, ja rühme den großen König Mithras: ja! ich erhebe ihn, den Großen! Preis ihm!' läßt die kleinere der Vignette № XXII. mit Anrufung eines andern Gottes die Wiederholung weg; die Betwalzen setzen dagegen den Worten: 'Ich bete und rufe an den starken König NN' noch hinzu: 'immerhin mit Größe und mit Stärke: ja! ich bete und rufe an diesen heiligen König NN. Sey mir gnädig!' Mit dem Siegel, welches diese Inschrift enthält, hat der Verf. noch ein anderes Satrapensiegel verbunden, welches durch seine bildliche Darstellung so wohl, als durch seine Inschrift einzig in seiner Art ist. Denn es ist weder ein rundes Siegel nach unserer Art, wie das, dessen stark erhabenen Kopf die babylonische Keilschrift angibt, noch ein kegelförmiges Siegel, dergleichen die Perser zugleich als Talisman bey sich trugen; sondern ein Crystallcylinder, mit der Abbildung des Königs Dareios als Ormuzddieners und dem Namen und Titel desselben in der dreyfachen persepolitanischen Keilschrift auf der Seitenfläche, welche man bey dem Abdrucke des Siegels entrollte. Eben so rollte man die Gebetsformeln der Betwalzen ab,

wovon der Verf. in einer andern Vignette eine Zeichnung des sel. Residenten Rich in Bagdad geliefert hat; da ihm die Zerlegung seines Werkes in eine Einleitung, Erläuterung und Anhang einen schicklichen Platz für drey Vignetten bot.

In der Einleitung S. 1—40 hat der Verf. alles erschöpft, was der eigentlichen Erläuterung S. 41—64 voraus geschickt werden mußte, damit man eben so vertraut wäre mit den äußeren Verhältnissen derjenigen Gegenstände, von welchen die erläuterten Inschriften abgezeichnet sind, als mit der innern Beschaffenheit der Inschriften selbst. Der Anhang S. 65—72, um dessenwillen die Schrift den Manen des sinnreichen Erfinders unsers Bücherdrucks Johann Gensfleisch, genannt Gutenberg zu Mainz, gewidmet wurde, erläutert die Beschaffenheit des ältesten uns bekannten Schriftdrucks, da es nicht zu verkennen ist, daß eben so, wie in einer demnächst bekannt zu machenden Urkunde mit babylonischer Keilschrift auf fein gebackenem Thone eine heilige Siegelwalze aus Edelstein oder Metalle abgerollt erscheint, die Aufschriften der Betwalzen so wohl als aller Mauerziegel mit einer Holzplatte aufgedruckt sind, und zwar in solcher Vollkommenheit, daß man sich wundern müßte, warum der Bücherdruck erst um zweytausend Jahre später in unserm Vaterlande erfunden ward, wenn nicht die Satrapensiegel und heiligen Betwalzen gleich sehr bestätigten, daß die Schreibkunst nur das Eigenthum der Priesterkaste und gelehrter Schreiber war, und weder König noch Volk zu lesen verstand, mithin auch das Bedürfniß eines Bücherdruckes fehlte. .. ..

Um sein Gebet nach den Vorschriften der Religion ohne Fehler zu vollenden, brauchte man nur eine Betwalze aufzurollen, und der Abdruck

eines Privatsiegels galt als beglaubigende Namensunterschrift. Dessen ungeachtet druckte man nicht bloß die in Stein oder Erz gegrabene oder auch in Holz erhaben ausgeschnittene Keilschrift auf den feuchten Thon, der alsdann nicht bloß an der Sonne getrockneten, sondern auch im Feuer gebrannten Backsteine; sondern man schrieb sie auch mit einem spitzen Schreibwerkzeuge in den feinern Thon der Urkunden, auf welchen man außer den aufgedruckten Siegeln der dabey betheiligten Personen, auch noch eine Pehlwi ähnliche Schrift, deren Tinctur durch das Brennen derselben verglaset erscheint, eingeschrieben findet, in so kleinen Schriftzügen, daß ein von der Hand bequem zu umfassendes Thonstück die ganze Urkunde enthielt, die Schrift aber auch meist nur durch die Loupe deutlich zu lesen ist. Auch die Inschriften der Betwalzen sind zum Theil wegen ihrer Feinheit schwer zu lesen; aber sonst ist alle zum Abdrucke bestimmte Keilschrift, mag sie aus kleinen Schriftzügen bestehen, wie auf den Siegeln, oder in sehr großen Schriftzügen erhaben ausgeschnitten seyn, wie auf den Formen für die Inschriften der Mauerziegel, mit scharfen Umrissen sehr zierlich ausgearbeitet. Um so mehr fiel es dem Verf. auf, daß die Inschrift des Siegels mit dem Namen und Titel des Dareios einige Schreibfehler zeigte, bis er, von der Echtheit des Originals völlig überzeugt, darin nicht so wohl das eigene Siegel des Königs, als eines seiner ägyptischen Satrapen erkannte, was ihm darauf manchen Aufschluß über andere Denkmähler der Art gab.

Der wichtigste Aufschluß ist unstreitig der, daß Dareios auf diesem Siegel als ein Diener des Ormuzd nach Zoroasters Lehre dargestellt ist, welches den Verf. darauf leitete, den in den babylo-

nischen Urkunden ihm so lange unerklärlich gebliebenen Königsnamen als Namen des Hystaspes zu deuten, der sich als Satrap von Persis den Königstitel anmaßte, und somit eben der König war, unter welchem Zoroaster als Reformator des in Betriegereyen ausgearteten Magismus auftrat. Denn daß Zoroaster nicht so wohl eine ganz neue Lehre stiftete, als vielmehr nur den herrschend gewordenen Magismus aus Babylon veredelte, womit er dem Sohne des Hystaspes, der den Pseudo-Smerdes von seinem erschlichenen Throne stürzte, sehr zu statten kam, erhellt zur Genüge daraus, daß sich aus den von ihm gegebenen Vorschriften der Sinn der viel älteren Gebetsformeln, an andere Götter als Ormuzd, an Mithras, Sonne, Mond rc. gerichtet, wohl errathen ließ. Eben deshalb hat der Verf. alles zusammen getragen, was Herodotos und Xenophon von jenem Hystaspes und von seinem und seines Sohnes Höherstreben berichten, und aus der Art, wie Kyros kurz vor seinem Tode träumte, die Figur gedeutet, unter welcher Kyros bey Murghâb abgebildet erscheint. Die große Aehnlichkeit der Inschrift des Kyros bey Murghâb mit der Inschrift des Satrapensiegels unter Dareios, durch deren Inhalt zugleich alles vollkommen widerlegt wird, was man gegen des Verfs Deutung eben so ungegründet als öfter wiederholt erinnert hat, spricht deutlich dafür, daß Dareios selbst dem Kyros jene Inschrift setzte. Mögen nun diese Resultate vor der Einseitigkeit des Urtheils bewahren, als reiche die Kenntniß des Sanskrits und Zend allein schon hin, um die einfachste aller Keilschriftarten zu erklären, während die beygefügte Uebersetzung in Parsi und Pehlwi weit zuverlässigere Mittel darbietet, sie richtig zu deuten. G. F. Grotefend.

Berlin.

Verlag der Sanderschen Buchhandlung, 1837: Reise nach dem Ural, dem Altai und dem Kaspischen Meere auf Befehl Sr. Majestät des Kaisers von Rußland im Jahre 1829 ausgeführt von A. von Humboldt, G. Ehrenberg und G. Rose. Mineralogisch-geognostischer Theil und historischer Bericht der Reise von G. Rose. Auch mit dem besondern Titel: Mineralogisch-geognostische Reise nach dem Ural, dem Altai und dem Kaspischen Meere von Gustav Rose. Erster Band. Reise nach dem nördlichen Ural und dem Altai. Mit Kupfern, Karten und Holzschnitten. XXX u. 641 Octavseiten.

Gewiß noch nie ist eine wissenschaftliche Expedition ausgeführt worden, welche sich über so große Räume in so kurzer Zeit ausgedehnt, und zugleich so hoher Begünstigungen sich zu erfreuen gehabt hat, als die berühmte, auf den Wunsch des Kaisers Nicolaus, von Alexander von Humboldt, in Begleitung der Professoren Ehrenberg und Gustav Rose, im Jahre 1829 unternommene Reise nach dem Ural, dem Altai und dem caspischen Meere. Es war eine wissenschaftliche Reise ganz im Geiste des Zeitalters, welches nach möglichster Unabhängigkeit von Raum und Zeit strebt. Und wenn gleich dabey die jenem Bestreben vor allen dienenden Mittel, Eisenbahnen und Dampfmaschinen, keine Hülfe leisteten, so vermochten doch die dem mächtigen Willen des Monarchen, auf dessen Kosten die Expedition ausgeführt wurde, zu Gebote stehenden, lebendigen Kräfte, zu bewirken, daß eine Reise von mehr als 2000 geographischen Meilen, in dem kurzen Zeitraume von nicht völlig sechs Monaten, mit möglichster Bequemlichkeit zurück

gelegt wurde, und doch noch Zeit für die manigfaltigsten wissenschaftlichen Forschungen übrig ließ. Daß eine so höchst schnelle Reise bedeutende wissenschaftliche Resultate liefern konnte, würde zum Theil durch die großen Hülfsleistungen vieler unterrichteter Männer bewirkt, welche, gewiß weniger durch den Befehl des Monarchen getrieben, als durch die Zauberkraft des Namens des weltberühmten Reisenden angezogen, Alles aufboten, um diesen und seine trefflichen Begleiter bey ihren Untersuchungen zu unterstützen, und so wohl lehrreiche Nachrichten, als auch merkwürdige Naturproducte darzubieten. Den Hauptantheil an den erwünschten wissenschaftlichen Erfolgen hatten aber freylich die außerordentliche Persönlichkeit Alexanders von Humboldt, und die Talente seiner beiden Begleiter, so wie die, auch bey den größten Anstrengungen nie ermüdende Thätigkeit der Reisenden.

Ein Theil der gewonnenen wissenschaftlichen Resultate ist bekanntlich bald nach der Rückkehr von der Reise, durch Herrn von Humboldt selbst in den auch in diesen Blättern nach Verdienst gewürdigten Fragmens de Géologie et de Climatologie asiatiques, veröffentlicht worden. Das vorliegende Werk enthält nun das Tagebuch der Reise, nebst den geognostischen und mineralogischen Bemerkungen, welche Herr G. Rose so wohl während der Reise sammelte, als auch nach derselben aus den Untersuchungen der theils mitgebrachten, theils in den Berliner Sammlungen befindlichen, russischen Mineralien schöpfte. Einige dieser Bemerkungen waren von ihm bereits früher in einer Reihe von Abhandlungen in Poggendorf's Annalen bekannt gemacht.

(Der Beschluß im nächsten Stücke.)

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

124. Stück.
Den 1. August 1840.

Berlin.

Beschluß der Anzeige: Reise nach dem Ural, dem Altai und dem Kaspischen Meere von G. Rose.

Eine reichere mineralogische Ausbeute hat vielleicht noch nie eine Reiseunternehmung dargeboten. Auch die geognostischen Bemerkungen über den Ural und das altaische Erzgebirge enthalten viel Neues, und geben manche erwünschte Aufschlüsse, zumahl über die Lagerstätten der Metalle; daß sie aber nicht so umfassend seyn können, als wenn sie bey einem längeren und ruhigeren Aufenthalte in den bereisten Gegenden gesammelt worden wären, versteht sich wohl von selbst.

Da das vortreffliche Werk sich längst in den Händen der Mineralogen befindet, so kann es bey dieser zufällig verspäteten Anzeige nicht die Absicht seyn, eine vollständige Uebersicht des reichen Inhaltes zu geben; sondern Ref. muß sich begnügen, nur das Eine und Andere daraus hervor zu heben.

Die Reise von Berlin nach Petersburg gab zu Bemerkungen über die geognostischen Verhältnisse von Ehstland und Livland Veranlassung, in welchen Provinzen das Daseyn des Uebergangskalksteins, bunten Sandsteins, Muschelkalkes, Keupers und Jurakalkes, theils durch die sich findenden Versteinerungen vollkommen bewiesen, theils sehr wahrscheinlich gemacht wird. Der Verf. bemerkt (S. 29), daß wenn gleich das Vorkommen von Chloritkörnern, mit welchen die unteren Schichten des Uebergangskalksteins an der Küste von Ehstland erfüllt sind, bey Uebergangskalksteinen entfernterer Gegenden nicht so bekannt sey, solche doch nicht als Grund für seinen neuern Ursprung gelten dürften. Ref. hat den Chlorit auf ähnliche Weise in einem Mergel des Uebergangsgebirges in Nerike gefunden (Reise durch Skandinavien V, 390).

Von Petersburg ging die Reise über Moskau nach Kasan, und von hier gegen den Ural und über denselben nach Katharinenburg. Die weit ausgedehnte Sandsteinformation an der Westseite des Urals, welche nicht nur in dem Gouvernement Perm, sondern auch in denen von Wjatka und Orenburg verbreitet ist, nicht aber an der Ostseite des Urals sich findet, und welche durch ihre Sanderze sich auszeichnet, aus denen ein vorzügliches Kupfer gewonnen wird, rechnet der Verf. zum ältesten Flötzsandstein, dem s. g. Weißliegenden, und gewiß mit Recht (S. 115). Daß sie nicht, wie Andere geglaubt haben, zum bunten Sandsteine gehören könne, scheinen die darin vorkommenden Petrefacten zu beweisen. Eine genauere Bestimmung derselben ist freylich wünschenswerth. Der Verf. führt Dicotyledonen-

Gewächse, baumartige Farrenkräuter und Fische an. Ref. besitzt aus den orenburgischen Sanderzflötzen ein schönes Stammstück, welches der Knorria imbricata Sternb. sehr ähnlich ist.

Katharinenburg bot den Reisenden durch die dort befindlichen technischen Anstalten, Sammlungen und die geognostischen und bergmännischen Merkwürdigkeiten der näheren Umgebungen, viel Interessantes dar. Sämmtliches Gold, welches man am Ural gewinnt, sey es auf Krons- oder Privatwerken, muß an das Bergamt zu Katharinenburg geliefert werden, wo es im Laboratorium des Münzhofes geschmolzen, probiert und dann an das Berg- und Salzdepartement in Petersburg abgeschickt wird (S. 137). Das Waschgold wird ohne weitern Zusatz in Graphittiegeln geschmolzen. Beym Ausgießen des Goldes hält man die Krätze oder die Unreinigkeiten zurück, welche außer einer bedeutenden Menge Gold, zuweilen ziemlich viel Osmium-Iridium beygemengt enthält (S. 138). Diese Krätze wird zuerst gewaschen und dann in einem Tiegel mit zwey Theilen Bley zusammen geschmolzen. Das Osmium-Iridium vereinigt sich hierbey nicht mit dem Bley, sondern senkt sich vermöge seines größern specifischen Gewichtes zu Boden. Das güldische Bley wird nachher durch Abtreiben geschieden (S. 140). Daß dies Verfahren dennoch nicht verhindert, daß in dem Golde zuweilen Osmium-Iridium eingehüllt bleibt, welches sein Gewicht vergrößert, aber bey einer weitern Verarbeitung sehr nachtheilig werden kann, darüber haben wir hier vor einiger Zeit eine merkwürdige Erfahrung zu machen Gelegenheit gehabt; daher es gewiß nicht unwichtig ist, diesen Gegenstand

der Aufmerksamkeit derer zu empfehlen, welche auf die Leitung der Reinigungsprocesse des uralischen Goldes Einfluß haben. — Bekanntlich hat man in dem Gemenge des sibirischen Platins gediegen Eisen zu finden geglaubt. Der Vf. bemerkt in Beziehung darauf (S. 161), daß wer die Art gesehen hat, wie am Ural der Gold- und eben so der Platin-haltige Sand gewaschen wird, über den Ursprung des metallischen Eisens nicht zweifelhaft seyn kann, indem man ohne Bedenken annehmen darf, daß es Stückchen Eisen sind, die sich von den Krücken beym Verwaschen des Goldes abgestoßen haben. — Im Serpentin von Pyschminsk kommt der seltene Brucit vor (S. 180). Nach der Bemerkung des Verfs löst sich derselbe eben so wie der von Hoboken und Svinaneß in Chlorwasserstoffsäure, besonders wenn man sie erwärmt, mit Brausen auf, daher nach ihm der Brucit kohlensaures Talkerdehydrat ist, wogegen die Analysen von Bruce, Fyffe und Stromeyer keinen Kohlensäuregehalt angeben. Der Brucit verwandelt sich allmählich in pulverförmige Magnesia, die ihn daher gewöhnlich begleitet. Ob aber der vollkommen reine und frische Brucit wirklich Kohlensäure enthält, dürfte nach Stromeyer's sorgfältiger Untersuchung doch noch wohl etwas zweifelhaft erscheinen. — Listwänit nennt man zu Beresowsk ein Gestein, welches aus einem Gemenge von Bitterspath und kalkigem Quarz besteht, und an mehreren Orten im Ural angetroffen wird. Thonschiefer, Chloritschiefer und Talkschiefer sind in jener Gegend mit einander gleichförmig gelagert und scheinen mit einander zu wechseln. Sie stehen fast saiger, und haben dasselbe Streichen wie die geschichteten Gebirgs-

arten in der Umgebung von Katharinenburg, nämlich St. 9 von NW. nach SO. Das Vorkommen des s. g. Listwänits scheint dem Verf. lagerartig zu seyn. Die geschichteten Gebirgsarten werden von Gängen von Granit durchsetzt, der gewöhnlich sehr verwittert ist, und von den Bergleuten Beresit genannt wird. Diese Gänge sind an sich nicht edel, sondern es setzen in ihnen besondere Quarzgänge auf, die das Gold enthalten, welches den Gegenstand des Beresow'schen Bergbaues ausmacht (S. 186). Die Anzahl der Granitgänge, welche sich in Beresowsk finden, ist sehr bedeutend; sie sind sämmtlich unter einander ziemlich parallel, und haben ein Hauptstreichen von N. nach S. Sie stehen fast saiger, und erstrecken sich meistens durch das ganze goldhaltige Terrain, so daß sie also auf 7 bis 8 Werste weit in das Feld setzen. Ihre Mächtigkeit ist verschieden, beträgt aber im Allgemeinen 18 bis 20 Lachter. — Die Goldseifen, welche in der Nähe von Beresowsk bearbeitet werden, liegen entweder unmittelbar auf dem Boden, in welchem die Gold führenden Gänge aufsetzen, oder ganz in der Nähe derselben (S. 227). Der Granit von Kalinowkoi findet sich in zwey getrennten Massen, die den Serpentin, welcher in dem dortigen Seifenwerke die Hauptmasse ausmacht, vollkommen gangförmig durchsetzen (S. 234); eine Beobachtung, die dadurch an Interesse gewinnt, daß auch in anderen Gegenden, z. B. in der Gegend von Pisa, in Cornwall, eine Durchbrechung des Serpentins durch Granitgänge sich findet. — Die größeren Geschiebe, welche in dem Seifengebirge der Gegend von Beresowsk vorkommen, bestehen aus Talkschiefer, Chloritschiefer, Euphotid, Serpentin, Quarz und Braun-

eisenstein, also aus lauter Gebirgsarten und Mineralien, die sich in der Gegend selbst in großen Massen anstehend finden (S. 237). Die Seifenwerke von Beresowsk sind die ersten, welche am Ural bebaut worden, und haben auf diese Weise zur Entdeckung aller übrigen, die nachher in so außerordentlicher Ausdehnung aufgefunden worden, Veranlassung gegeben. Die erste Bearbeitung der Goldseifen von Beresowsk geschah im J. 1814. Einzelne Goldstücke, die man in dem Sande fand, und besonders der Fund eines Mädchens in Newjansk, der Catharina Bogdanoff, lenkten die Aufmerksamkeit immer mehr auf die Untersuchung des Schuttlandes, dessen erste wirkliche Ausführung ein Verdienst des Hn von Schleneff ist. Aus manchen Anzeigen wird es indessen wahrscheinlich, daß die Goldseifen jener Gegenden schon von den Urvölkern des Urals bearbeitet worden (S. 239). — Der von dem Verf. S. 244 angeführte, von dem Grafen von Schaffgotsch analysierte faserige Serpentin von Gornoschit stimmt ohne Zweifel mit dem Fossil überein, welches vom Referenten am Taberge in Småland gefunden, unter dem Namen von faserigem Pikrolith beschrieben und später von Almroth analysiert worden. Der Marmor in derselben Gegend kommt nach der Angabe von Tschaikowski, wie auch andere Massen körnigen Kalkes in den Umgebungen von Katharinenburg, immer an den Grenzen des Granits mit dem schiefrigen Urgebirge vor (S. 247).

Von Katharinenburg aus wurde eine Reise in den nördlichen Ural unternommen. In der Nähe von Newjansk befinden sich an verschiedenen Orten beträchtliche Goldseifen, die kurze Zeit

nach der Entdeckung der Goldseifen von Beresowsk aufgefunden, und früher als auf irgend einem anderen Privatwerke bearbeitet worden sind. Vor dieser Zeit hatte man auch auf goldführenden Quarzgängen Bergbau getrieben, denselben jedoch seit der Entdeckung des Goldsandes eingestellt. Der Gold führende Quarzgang soll zum Theil im Granit, zum Theil im Thonschiefer aufsetzen. Der Granit soll in zwey gangförmigen Massen vorkommen, die den Thonschiefer senkrecht durchsetzen, so daß die Verhältnisse denen von Beresowsk ähnlich zu seyn scheinen (S. 294). — Es gibt wohl kaum einen Ort in der Welt, der in seinen nächsten Umgebungen einen solchen Reichthum von Erzen einschließt, als Nischne-Tagilsk. Nur zwey Werste entfernt liegt der berühmte Magnetberg, der mit seinem vortrefflichen Erze die Hohöfen der ganzen umliegenden Gegend versorgt; ganz in seiner Nähe hat man 1812 Kupfererze entdeckt, die an Güte denen von Gumeschewskoi nicht nachstehen, und in noch neuerer Zeit sind in den nächsten Umgebungen die reichen Gold- und Platinseifen aufgefunden, von denen die letzteren an Reichhaltigkeit alle übrigen des Urals so außerordentlich übertreffen, daß ihre Ausbeute gegen die von Nischne-Tagilsk verschwindet (S. 307). Die Kupfererze der Nischne-Tagilsker Gruben liegen nesterweise in einem Thone, der meistens weiß, oder röthlichweiß gefleckt und fettig anzufühlen ist (S. 317). Die Goldseifen finden sich auf beiden Seiten des Tagil, so wohl an dem Westabhange des Bergrückens zwischen der Neiwa und dem Tagil, als auch an dem Ostabhange des Hauptrückens des Urals; die ersteren sind aber die bedeutenderen. In dem Seifenwerke Wiluyskoi standen Ser-

pentin und Chloritschiefer an (S. 320). Die Platinseifen liegen südwestlich von Nischne-Tagilsk, schon auf dem Westabhange des Urals, zwischen den Hüttenwerken Tscherno-Istotschinsk und Wissimo-Schaitansk. Sie befinden sich in kleinen Thälern auf einem Raume, der sich 10 Werste weit erstreckt. Die Gesteine, welche die Basis des Platinsandes bilden, sind Chloritschiefer und quarziger Talkschiefer. Was den Platinsand besonders characterisiert, und von dem Goldsande des Urals auszeichnet, ist die große Menge von Chromeisenstein den er enthält, und die fast gänzliche Abwesenheit des Quarzes und Magneteisensteins. Gold findet sich in diesem Platinsande gar nicht, obgleich er ganz in der Nähe des Goldsandes liegt; aus welchen Verhältnissen gefolgert werden kann, daß die ursprüngliche Lagerstätte des Platins von der des Goldes am Ural ganz verschieden seyn muß (S. 330). Die Serpentingeschiebe, aus welchen vorzugsweise der Platinsand besteht, der viele Chromeisenstein den er außerdem enthält, und der sich auch häufig in den Serpentingeschieben eingewachsen findet, wie er auch mit den größeren Platingeschieben in der Regel verwachsen vorkommt, machen es sehr wahrscheinlich, daß der Serpentin die ursprüngliche Lagerstätte des Platins ist (S. 334). Der berühmte Magnetberg, Gora Blagodat, oder der gesegnete Berg, besteht aus einem Gestein, welches Hr G. Rose Augitporphyr nennt, mit welchem der auf dem Gipfel brechende Magneteisenstein von gleichzeitiger Bildung ist (S. 345). In dem Magneteisenstein kommt Analcim vor, den Prof. Breithaupt als eigenthümliches Mineral unter dem Namen Kuboit aufgeführt hat, und

der nach einer Analyse vom Dr Henry neben dem Natron etwas Kali und Kalk enthält. Dies ungewöhnliche Vorkommen des Analcims erinnert an das ähnliche des von dem Referenten auf der Neskiel-Grube bey Arendal in Norwegen aufgefundenen (Reise durch Skandinavien II, 170). — Die Hauptkette des Urals besteht in dem ganzen Bezirke von Kuschwinsk aus Talk- und Chloritschiefer, dessen Schichten von N. nach S. streichen und ganz senkrecht stehen, oder unter steilem Winkel nach O. einfallen. Wald, Moräste und Dammerde bedecken fast überall das Gestein, so daß es schwer hält dasselbe entblößt zu sehen. Der Talkschiefer erstreckt sich aber noch weit nach Osten und Westen von der Hauptkette bis nach Serebrjansk, und ist hier überall in den Thälern zu finden, wo man ihn durch Schurfarbeiten, behufs der Auffindung von Goldsand, entblößt hat (S. 349). — Von besonderem Interesse ist der Abschnitt, welcher von der Lagerstätte der Demanten handelt, und über die Geschichte ihrer Entdeckung am Ural ausführlich berichtet. Wir müssen uns begnügen, nur Folgendes daraus mitzutheilen. Der Graf Polier, welcher den Baron von Humboldt auf einem Theile seiner Reise begleitete, und sich dann von ihm trennte, um die an der Westseite des Gebirges gelegenen Besitzungen seiner Gemahlin zu besuchen, war so glücklich, zu Krestowosdwischenskoi, unter einer Menge Proben der bey dem Waschen des goldhaltigen Sandes gefundenen Quarz- und Schwefelkieskrystalle, welche ihm in Folge eines früheren Befehls vorgelegt wurden, am 23. Junius 1829, den ersten uralischen Demanten zu entdecken. Dieser Krystall war durch seinen ungewöhnlichen Glanz am vorher gehenden

Tage einem 13jährigen Bauerknaben, Paul Popoff, beym Waschen aufgefallen, und er hatte ihn dem Aufseher mit der Bemerkung abgeliefert: 'dieser glänzt ganz anders als die übrigen'. Der Aufseher aber, weniger scharfsichtig als der Knabe, fand nichts Außerordentliches an dem Steinchen, und warf es unter die anderen Krystallproben, wo es wahrscheinlich verloren gewesen wäre, wenn nicht der Graf und der Director der Goldwäschereyen, Schmidt, bey genauerer Prüfung den kostbaren Krystall unter dem Gemengsel gefunden hätten. Diesem ersten folgten bald mehrere Demanten, deren zwar keiner von bedeutender Größe ist, die aber nach dem Urtheile der Kenner den brasilischen an Güte und Schönheit nicht nachstehen (S. 363). Bis zum Jahre 1833 betrug die Zahl der aufgefundenen Demanten nur 37 (S. 364). Die Seifenwerke Bisßersk sind indessen nicht mehr die einzigen Oerter, an welchen man am Ural Demanten entdeckt hat. Auch auf den Seifenwerken des Hn Medscher, 14 Werste östlich von Katharinenburg, hat man im J. 1831 zwey Demanten gefunden, von denen der eine 5/8 Karat wiegt (S. 373). — Von Nischne-Turinsk nimmt der Ural bedeutend an Höhe zu, und dehnt sich durch Seitenzweige, die er in rechtwinklicher Richtung von der Hauptkette absendet, auf gleiche Weise auch mehr in die Breite aus. Er hat hier seine höchsten bekannten Berge, den Magdalinskoi-, Pawdinskoi-, Konschekowskoi-, Kakwinskoi- und Deneschkin-Kamen, die aber alle bis auf den Magdalinskoi-Kamen, nicht in der eigentlichen Ural-Kette liegen, sondern sich östlich von derselben als abgesonderte Pics erheben. Herr Fedoroff hat die Höhe dieser Berge trigonometrisch

gemessen und zu 8 bis 9000 Fuß über dem Meere gefunden, wogegen die Gipfel des südlichen Urals 4000 Par. Fuß nicht übersteigen. Jene Berge scheinen auch aus anderm Gestein zu bestehen, als der von Chlorit- und Talkschiefer gebildete Hauptrücken, nämlich aus Diorit (S. 382). — Die berühmten Kupfergruben von Bogoslowsk liegen 15 — 18 Werste östlich von den Hütten an der Turja und führen daher im Allgemeinen den Namen der Turjinschen Gruben. Die herrschende Gebirgsart ist ein Uebergangskalkstein mit Trilobiten, Enkriniten, Terebrateln. Er wird von Diorit und Dioritporphyr gangartig und so stark durchsetzt, daß der Kalkstein in den Gruben wie in mächtigen Lagen zwischen diesen Gesteinen erscheint. Auch findet sich Granatfels, und an der Grenze dieser Gesteine ein Thon, welcher die Kupfererze in ganzen Lagen oder Nestern enthält (S. 398). — In dem Granite von Werchoturje fanden die Herren Kupffer und Erman schwarze Krystalle, welche nach Hn G. Rose schwarzer Epidot oder s. g. Bucklandit sind, welches seltene Mineral sonst nur zu Arendal und am Laacher See vorgekommen ist (S. 432). — Die ausgezeichneten Edelsteine von Mursinsk, die schönen Topase, Berylle, Amethyste, Turmaline ꝛc. finden sich auf Klüften und Spalten im Granite (S. 439). Lehrreich sind die genauen Nachrichten, welche der Verf. über jene Fossilien mittheilt.

Nach einem zweyten, achttägigen Aufenthalte in Katharinenburg wurde die Reise über Tobolsk nach Barnaul am Altai fortgesetzt. Der Abfall des Urals nach Osten bildet eine

schwach geneigte Ebene, die nirgends von anderen mit dem Ural parallelen Höhenzügen, wie etwa die hügliche Ebene im Norden des Harzes durchzogen wird, daher auch eine Reise auf der sibirischen Hauptstraße, die nur auf dieser Ebene entlang geht, über die Gebirgsformationen derselben großen Aufschluß nicht gewähren kann. Dennoch sieht man, daß die krystallinisch-schiefrigen Gebirgsarten mit demselben Streichen wie mitten im Ural, bis hinter Bjelojarsk 50 Werste von Katharinenburg fortsetzen, wo sich das Uebergangsgebirge anlegt, mit welchem das Gebirge zur sibirischen Ebene abfällt, ohne auf der Ostseite wie auf der Westseite von dem neueren Flötzgebirge bedeckt zu seyn (S. 476). — Der berühmt gewordene Fundort des neuerlich entdeckten Smaragdes und Phenakites ist 85 Werste von Katharinenburg, im Glimmerschiefer, ganz in der Nähe von Granit, an der rechten Seite des kleinen Flusses Takowaja (S. 483).

Die Stadt Barnaul, obgleich nur am Rande des Altai, fast noch in der Steppe gelegen, ist doch der Mittelpunct des altaischen Bergbaues, da sie nicht allein der Sitz der Verwaltungsbehörde für die sämmtlichen Werke ist, sondern auch die Hauptschmelzhütte des Altai enthält. Wie wichtig der Bergbau des Altai ist, ergibt sich schon aus seiner Production, die vorzugsweise in Silber besteht, und größer ist, als die irgend eines andern einzelnen Theils des alten Continents, denn schon seit länger als einem halben Jahrhundert beträgt das etatsmäßige Quantum, welches der Altai zu liefern hat, 1000 Pud, oder 69,900 Cölnische Mark Silber. Außerdem werden aber noch jährlich gegen 12,000

Pud Kupfer, und gegen 20,000 Pud Bley gewonnen. Die Erze, aus welchen das Silber des Altai dargestellt wird, lieferte lange Zeit fast nur eine einzige Grube, der Schlangenberg, welche 280 Werste südlich von Barnaul, aber noch am Rande des Altai liegt. Diese Grube ist auch jetzt noch von Bedeutung; es sind aber außerdem noch viele andere Gruben aufgenommen worden (S. 504). So groß die Menge des Silbers ist, welches der Altai liefert, so sind doch die Erze nur sehr arm. Sie enthalten im Durchschnitt 1½ Sol. Silber im Pud, oder 0,04 prCt. Die Quantität der geförderten Erze beträgt 3 — 3½ Millionen Pud. Der ganze Schlangenberg besteht fast aus nichts anderem als dem Erzlager selbst, welches von einer in Thonschiefer ruhenden Hornsteinmasse gebildet wird, die nach allen Richtungen, besonders im Hangenden, von Gängen und Trümmern schuppig-körnigen Schwerspaths durchsetzt ist. In diesem sind vorzugsweise die Erztheile eingesprengt enthalten; sie finden sich aber auch ohne Schwerspath in dünnen Klüften des Hornsteins selbst (S. 530). Das Erzlager des Schlangenberges ist beynahe ganz von Porphyr umgeben, der in verschiedenen Varietäten erscheint, die von derselben Formation sind, und vermuthlich zum s. g. rothen Porphyr gehören. Zwischen diesem findet sich das Uebergangsgebirge, der Thonschiefer mit dem Hornsteinlager und dem Uebergangskalkstein in einzelnen abgerissenen Massen, vielleicht die Reste der Formation, die vor der Bildung des Porphyrs die Fläche bedeckte (S. 553). Die Tschuden haben am Schlangenberge einen uralten Bergbau zur Gewinnung der in den oberen Teufen sich findenden Ocher getrieben. In ihren verstürzten Arbeiten haben sich kupferne

gegossene Keilhauen und Steine gefunden, deren sie sich als Fäustel bedient haben mochten, indem der Gebrauch des Eisens ihnen unbekannt gewesen zu seyn scheint. — Es wurde die Porphyr-Schleiferey zu Kolywansk besucht, und dann die Reise nach den reichen Silbergruben von Riddersk und Krukowsk fortgesetzt. So wohl in der Ubinskischen als auch in der Ulbinskischen Gebirgskette scheint Thonschiefer das herrschende Gestein zu seyn. Von Ustkamenogorsk, welcher Name 'Oeffnung der Felsgebirge' bedeutet, wurde eine Excursion nach der Grube Syränowsk und dem chinesischen Posten Baty oder Khonimailakhu am Irtysch unternommen. In der Umgebung der Festung Buchtarminsk hören die Berge auf. Der Ort liegt in einer Ebene auf der rechten Seite der Buchtarma, 1 Werst vom Einflusse derselben in den Irtysch. Thonschiefer, St. 11. streichend, und saiger stehend, wird von 1 bis 2zölligen Gängen von Granit, der auch in großen Massen vorkommt, durchsetzt. Die Gegend von Baty hat ein ödes Ansehen. Der Boden ist hüglich, und die Gebirgsart feinkörniger Grauwackenschiefer, mit saiger stehenden, zum Theil sehr gekrümmten und gewundenen Schichten. — Die Rückreise nach Ustkamenogorsk wurde zu Wasser auf dem Irtysch gemacht, und gab zu interessanten Beobachtungen über die Durchsetzung und Ueberlagerung des Thonschiefers von Granit Gelegenheit.

Ein Anhang zu diesem Bande enthält einzelne Abhandlungen über das Tellursilber und Tellurbley von Sawodinskoj, über den Rohstein von der Silberhütte von Barnaul; über die Goldscheidung mittelst Schwefelsäure auf dem Münz-

hofe von Petersburg; über die mittlere Temperatur von Petersburg, Moskau und Kasan; über die Höhe von Moskau und Kasan über der Meeresfläche.

Die bey diesem Bande befindlichen Tafeln enthalten Zeichnungen von Krystallisationen, einen Situationsplan der Turjinskischen Kupfergruben, Durchschnitte der Turjinskisch-Frolowskischen Grube; und eine Karte des altaischen Hüttenbezirkes und der angrenzenden Gegenden.

Mit großem Verlangen sieht Ref. der Vollendung dieses ausgezeichneten Werkes entgegen.

Paris.

Notice historique sur la vie et les voyages de René Caillièr, accompagné d'un portrait, 1839 par M. Jomard. 70 Seiten in Octav.

Der erste Europäer der Tombuctu erreichte und von da in sein Vaterland zurück kehrte, verdiente es wohl, daß ihm in der geographischen Gesellschaft nach seinem Tode eine Vorlesung gewidmet wurde, wie es am 10. December 1838 durch Herrn Jomard geschehen. Sie ist keine Wiederholung seiner Reise, sondern gibt besonders Nachricht über sein Jugendleben und seine früheren Schicksale. Geboren 1790 von armen Eltern, die er früh verlor, faßte er die unwiderstehliche Neigung zu Reisen, und 15 oder 16 Jahre alt fand er Gelegenheit nach dem Senegal zu gehen. Er kehrte von da nach Frankreich zurück, schiffte sich aber 1824 aufs Neue nach dem Senegal ein. Hier fand er Unterstützung bey dem Chef der Colonie, Baron Royer, schloß sich

an die Bracknas, einen maurischen Stamm, an, indem er vorgab, sich zu ihnen bekehren zu wollen. Er sey als Knabe mit der französischen Expedition aus Aegypten nach Frankreich gebracht, wolle aber jetzt zu dem erwähnten Zwecke über Algier nach Aegypten gehen. Auch fand er nach dem Gambia zurück gekehrt eine günstige Aufnahme bey den Engländern. Sein Aufenthalt bey den Braknas hatte ihm dazu gedient, sich mit der Sprache und den Sitten bekannt zu machen. Er fand in Tombuctu zwar keine so große und prächtige Stadt, wie man in Europa erzählte; aber es ist eine bedeutende Handelsstadt, und das Salz ist der wichtigste Gegenstand desselben, wie er bereits im Alterthume es war, und nebst ihm der Sclavenhandel. Diesen auf dem Continente von Africa auszurotten, halten wir für unmöglich, da ihn der Islam begünstigt. Der Eingang, den dieser gefunden hat, ist wohl die wichtigste Begebenheit für das Innere. Er hat aber auch seine Grenzen, die durch das Conggebirge bestimmt zu werden scheinen. So wie die Natur, sind auch die Menschen in dem Innern dieselben geblieben. Nur an den Küsten gingen die großen Veränderungen vor.

Was Caillièr betrifft, so kam er zwar in sein Vaterland zurück, und fing an auf einem kleinen Gute den Acker zu bauen; endete aber schon sein Leben im Jahre 1828 an einer Krankheit, wozu er den Samen schon aus Africa mitgebracht hatte. Hn.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

125. Stück.
Den 3. August 1840.

Paris.

Bey Baillière, 1839: Recherches sur l'introduction accidentelle de l'air dans les veines, et particulièrement sur cette question: l'air, en s'introduisant spontanément par une veine blessée pendant une opération chirurgicale, peut-il causer subitement la mort? Par J. Z. Amussat. 255 Seiten in 8.

Die nachtheilige Wirkung der in die Blutgefäße und von da in das Herz lebender Thiere absichtlich und künstlich eingeführten Luft ist den Aerzten seit langer Zeit bekannt gewesen, und besonders in physiologischer Hinsicht zu verschiedenen Untersuchungen benutzt worden. Doch war es Niemand in den Sinn gekommen, daß die atmosphärische Luft von selbst in hinreichender Menge in geöffnete Blutgefäße lebender Thiere eindringen könne um beträchtlich zu schaden oder gar den Tod zu bewirken. Erst in der neueren Zeit sind Thatsachen bekannt geworden, welche nicht allein die Möglichkeit eines solchen Vorganges bey Thieren, sondern sogar das wirkliche

Vorkommen desselben bey Menschen nicht ferner bezweifeln lassen. Die französischen Chirurgen und Physiologen, denen die Lehre von den Verrichtungen des menschlichen Organismus so große Aufklärung verdankt, haben die ersten Beobachtungen hierüber gemacht. Die erste Erfahrung dieser Art fällt in das Jahr 1806. Ein Veterinärarzt, Verrier, hatte zum Aderlassen die Jugularvene eines Pferdes geöffnet. Als er nun einige Augenblicke die Compression der geöffneten Vene unterbrach, drang Luft unter großem Geräusch in die Venenöffnung und bewirkte sogleich heftige Convulsionen. Zur Abwendung der drohenden Gefahr erneuerte Verrier die Blutentziehung und das Pferd blieb am Leben. Unglücklicher war der Ausgang bey einem kräftigen Manne, welchem im J. 1818 in dem Hospitale St. Antoine eine Geschwulst an der vordern Seite der rechten Schulter von dem Dr Beauchène extirpiert wurde; die Operation gelang vollkommen, aber durch die dabey in der Nähe der Brust verletzte äußere Halsvene drang Luft mit großem Geräusch bis zum Herzen und nach 15 Minuten war das Leben des glücklich Operierten erloschen. Die allgemeinste Aufmerksamkeit erregte aber der im Jahre 1822 im Hôtel Dieu dem Hn Dupuytren begegnete ähnliche Unfall, dessen Beschreibung der Ref. im J. 1823 noch selbst aus dem Munde des berühmten und beredten Chirurgen vernommen.

Eine ausführliche Abhandlung über diesen Gegenstand war bisher noch nicht erschienen, und es ist deshalb erwünscht, in der vorliegenden Schrift eine Sammlung aller bisher in dieser Hinsicht bey Menschen und Thieren bekannt gewordenen Beobachtungen zu finden, woneben auch die wichtigsten Momente, von welchen das

spontane Eindringen der Luft in geöffnete Venen abhängig ist, durch eine Reihe von Untersuchungen an Thieren ins Licht gesetzt, und so wohl Mittel zur Verhütung des Eindringens der Luft, als auch Vorschläge zur Wiederaustreibung der bey chirurgischen Operationen in das Herz eingedrungenen Luft mitgetheilt sind. Sechs und siebenzig an Kaninchen, Hunden, Schafen und Pferden angestellte Versuche zeigen die Bedingungen, unter welchen Luft spontan in hinlänglicher Menge in die Venen eindringt, um den Tod zu bewirken. Nur die Venen an dem untern und vordern Theile des Halses, an dem obern Theile der Brust und in der Achselhöhle, an welchen der Zu- und Rückfluß des Blutes oder der so genannte venöse Puls bemerkt wird, sind im normalen Zustande zur Hervorbringung des Phänomens geeignet. Doch kann dasselbe auch bey Venen in größerer Entfernung vom Herzen, durch Anspannung des verletzten Gefäßes, gewaltsames Offenhalten der Venenöffnung, und durch Einschiebung einer Röhre bis in die Nähe des Brustkastens oder bis in die Herzhöhlen, hervor gebracht werden; Blutverlust, tiefes und angestrengtes Athemholen und aufrechte Stellung des Körpers scheinen das Eindringen der Luft zu erleichtern. Das Herz selbst scheint unter den gewöhnlichen Umständen nicht dabey mitzuwirken; das wesentliche Moment ist die zur Respiration nothwendige Erweiterung des Brustkastens, denn es gelang dem Verf. sogar bey menschlichen Leichen, nach Eröffnung der Halsvenen, durch das bloße abwechselnde Zusammendrücken des Thorax, die Luft bis in das Herz zu ziehen. Hierbey fand er den Unterschied, daß wenn die Luft nach dem Tode in das Herz eingeführt wird, das daselbst zugleich angetroffene Blut sich nicht schaumig

zeigt, welche Eigenschaft ihm, wenn die Luft während des Lebens eingedrungen war, niemahls fehlen soll. Interessant ist die Aufzählung der bey Menschen über das spontane Eindringen der Luft bisher gemachten Erfahrungen; in 15 Fällen trat der Tod bey chirurgischen Operationen ein; 12 Mahl wurden die Kranken gerettet, dem Anscheine nach aber nicht so wohl durch die schnell angewandten Rettungsversuche, als vielmehr, weil überhaupt nur wenig Luft ins Herz eingedrungen war. Auch zwey Fälle von Selbstmord, wo der Tod nicht durch den Blutverlust, sondern durch die in die Halsvene eingetretene Luft veranlaßt wurde, sind ausführlich mitgetheilt. Obgleich es nun nicht unwahrscheinlich ist, daß so wohl in älteren als neueren Zeiten das spontane Eindringen der Luft in die Venen bey chirurgischen Operationen, ohne erkannt zu seyn, oftmahls den plötzlichen Tod veranlaßt haben mag, so bedarf doch die von dem Verf. aufgestellte Vermuthung, daß fast alle plötzlichen Todesfälle bey Operationen, zu deren Erklärung die Wichtigkeit der verletzten Organe oder die Größe des Blutverlustes nicht ausreichen, als Folgen des Eindringens der Luft in die Venen anzusehen sind, noch weitere Bestätigung. Beachtung verdient übrigens die nach ungedruckten hinterlassenen Papieren Legallois's erzählte Erfahrung, daß Kaninchen nach dem Werfen, durch das Eindringen der Luft in die Uteringefäße und von da bis zum Herzen, bisweilen plötzlich sterben. — Als Mittel zur Wiederentfernung der in das Herz eingedrungenen Luft sind wiederholte Compression des Bauchs und der Brust, mit gleichzeitigen starken Exspirationsanstrengungen, Einbringung einer mit einem Pumpapparate versehenen Röhre in die Ve-

ne oder selbst bis in das Herzohr, so wie Aussaugen der Luft mittelst des Mundes empfohlen.

Herbst.

Leipzig.

Bey Adf Frohberger, 1840: Serbiens Zustände unter dem Fürsten Milosch bis zu dessen Regierungs-Entsagung im Jahre 1839. Eine Darstellung der jüngsten Ereignisse, Characteristik des serbischen Volkes und Abriß einer Topographie des Fürstenthums. Von Wilhelm Richter, Fürstl. serbischem Ingenieur. 118 Seiten in Octav.

Man darf in diesem Büchlein weder das lebendige, farbenreiche Gemählde über Serbien suchen, wie es uns in sinniger Composition von Ranke geboten ist, noch die frische und doch so wehmüthige, das Gesammtleben jenes Gebirgsvolkes durchzitternde Stimmung, wie sie sich in der bekannten trefflichen Sammlung serbischer Volkslieder ausspricht, noch endlich eine Beleuchtung der politischen Verhältnisse, in welchen dieses Land des Ueberganges zwischen christlich-europäischer Bildung und türkischer Lebensweise zum Großherrn und zu den drey europäischen Großmächten steht, die sich hier bald offener, bald versteckter in ihren Interessen begegnen, sondern nur eine ruhige, gedrängte Entwickelung der jüngsten, durch Fürst Milosch hervor gerufenen politischen Bewegungen und eine anspruchlose Schilderung von Land und Volk. Auch dadurch ist viel gewonnen. Serbien mit seiner jugendlich regsamen Bevölkerung, mit seinen an Schätzen jeder Art überraschend reichen Natur, mit seinen tiefsinnigen Liedern und Sagen bleibt noch immer eines der am wenigsten bekannten Länder

Europas. Die Hemmungen, welche das Ueberschreiten der Grenze bietet, der durch die österreichische Paßordnung herbey geführte Aufenthalt, die Strenge der Contumaz, lange Zeit hindurch die Gefahren, welche mit einem Besuche in das Innere der Gebirgslandschaft verbunden waren, haben das reiselustige Europa von der Wanderung nach den Ehrenfeldern eines Hunyad und Eugen abgehalten. Seit der Regierung von Milosch wurden manche dieser Hindernisse beseitigt, deutsche Anbauer, Bergleute und Künstler siedelten nach dem Lande jenseits der Donau über, und mit Gewißheit läßt sich erwarten, daß die Dampfschifffahrt auf der Donau zur Kunde Serbiens wesentlich beytragen wird.

Milosch Obrenowitsch, geboren in dem Dorfe Brusnitza im Bezirke von Rutnik, verdankte seine Erhebung nur seiner Tapferkeit und dem richtigen Tacte, der ihn in seinen Verhältnissen zur Pforte leitete. Das Land war von Parteyen zerrissen, Blutrache galt, die Fehden des Mittelalters wurden hier noch mit dem ungebrochenen Muthe eines Bergvolkes durchgekämpft. Es gehörte viel dazu, daß Milosch eine Herrschaft über Parteyhäupter errang, deren Familien bedeutender waren, als die seinige. Er konnte nur durch Strenge gebieten; diese Strenge sicherte wohl für den Augenblick die Herrschaft, ließ aber das Feuer der Unzufriedenheit heimlich fortglimmen. Nach dem Kampfe für die Unabhängigkeit lebte das Gefühl der Freyheit in vielen Männern zu mächtig, als daß sie mit Gleichmuth die fürstliche Macht des Einen hätten ertragen können, der sich durch den ihm zur Seite gesetzten Senat so wenig in seinen Handlungen gebunden fühlte, wie überall durch die von Sultan Muhammed dem Vasallenlande gegebene Constitution. Des-

halb schlossen sich die unzufriedenen Knäsen näher an Rußland und erwirkten (im Februar 1839) durch dessen Vermittelung in Constantinopel, trotz der Gegenbemühungen des für Milosch auftretenden Englands (Oberst Hodges), eine die fürstliche Gewalt mehr beschränkende Verfassung. Dieser zufolge wurde Milosch für die Verwendung der Staatsgelder verantwortlich gemacht, und der Senat, bis dahin ein Spielwerk in den Händen des Herrn, mit unabhängigen Männern besetzt. Die vom Senate verlangte Nachweisung über die Benutzung der Staatseinkünfte der früheren Jahre vermochte Milosch nicht zu geben. Die Spannung wuchs auf eine bedenkliche Weise. Dem willenskräftigen, an Gehorsam gewöhnten Fürsten fiel die Beaufsichtigung zu lästig, als daß er nicht hätte bemüht seyn sollen, mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln sich derselben zu entziehen. Für ihn war theilweise die dienende Bevölkerung, unbedingt das durch ihn gebildete Militär; aber letzteres konnte in einem Lande, wo jeder Mann in dem Gebrauche der Waffen geübt ist, nicht von dem Gewichte seyn, wie in den gebildeten Staaten Europas, wo der Soldat durch eine scharf bezeichnete Scheidewand vom Bürger gesondert ist. Die aufgeregten Soldaten sammelten sich in Kragujewatz, bemächtigten sich ihrer Officiere und zogen, etwa 800 Mann stark, auf Belgrad. Hier hatte sich, so bald die Nachricht von der nahenden Gefahr verbreitet war, eine Bürgermiliz gemeldet, die, von Wudschiz Pereschiz geleitet, den Aufrührern entgegen zog und sie zur Ergebung zwang. Hierauf ging die volle Gewalt in die Hände des Senats über; der Bruch zwischen Milosch und seinem Volke war unheilbar, und den Vorstellungen des Senats nachgebend, dankte der Fürst zu

Gunsten seines ältesten, todtkranken, Sohnes, Milan Obrenowitsch, ab und begab sich nach seinen Gütern in der Wallachey. Seitdem griff der Senat kräftig ein; die Besteuerung wurde gleichmäßiger vertheilt, den Gemeinen ein größerer Antheil an der Wahl ihrer Vorgesetzten eingeräumt, die Regierungsgeschäfte unter verschiedene Dicasterien vertheilt.

Den Schluß des Büchleins bildet eine Abhandlung über Kleidung, Lebensart und Geschäftsgang der Serben, eine Beschreibung der Oertlichkeit und der Erzeugnisse des Landes, nebst manchen Mittheilungen über das Verhältniß der in Belgrad ansässigen Türken zu der dortigen christlichen Bevölkerung. Hav.

Braunschweig.

Bey Westermann, 1840: Die Demen von Attica von W. M. Leake. Mit Karten und Plänen. Aus dem Englischen übersetzt von Ant. Westermann, Prof. der alten Literatur in Leipzig. 240 Seiten in 8. — Das Original bildet einen Artikel in den Transactions of the R. Society of Litterature Vol. I. P. 2. und ist bereits in diesen Blätten (1830. St. 38.) angezeigt worden. Wir glauben durch die Anzeige dieser Uebersetzung den Freunden der alten Literatur einen wesentlichen Gefallen zu thun, da sie nicht nur das wichtige Werk jedem leicht zugänglich macht, sondern auch durch die Benutzung anderer seitdem erschienenen Werke bedeutende Zusätze liefert. Wir freuen uns, daß sie in die rechten Hände gefallen ist, und werden nicht nöthig haben, sie weiter zu empfehlen, sondern setzen nur hinzu, daß sie auch durch den saubern Nachstich der Karten und Pläne sich auszeichnet. Hn.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

126. 127. Stück.
Den 6. August 1840.

Berlin.

Bey Reimer, 1839. Dialektik. Aus Schleiermacher's handschriftlichem Nachlasse herausgegeben von L. Jonas, Prediger an der St. Nikolaikirche zu Berlin. (Friedrich Schleiermacher's literarischer Nachlaß. Zur Philosophie. Zweyten Bandes zweyte Abtheilung.)

Ref. kann sich nicht enthalten, dieser Anzeige einiges Persönliche voraus zu schicken. Dieselben Vorlesungen, deren von Schleiermacher ausgearbeitetes Heft den Haupttheil des hier Abgedruckten ausmacht, gehalten im Jahre 1814, hat er mit dem fleißigsten Eifer gehört. Sie, die einzigen Vorlesungen, welche er bey Schl. hören konnte, haben einen fruchtbaren Keim in seine Seele geworfen, welche damahls schon seit einiger Zeit von philosophischen Untersuchungen erfüllt war. Als er nachher Logik, wesentlich dieselbe Wissenschaft, welche hier Dialectik heißt, zu lesen anfing, wie viel würde er darum gegeben haben, wenn er dabey ein ähnliches Buch, wie das vorliegende, hätte benutzen können! Er war sich in

bedeutenden Puncten seiner Uebereinstimmung, in nicht weniger bedeutenden seines Streites mit Schl's Lehre bewußt; er hätte sein Verhältniß zu dieser seinen Zuhörern gern auseinander gesetzt. Seinen nichts weniger als wörtlichen Aufzeichnungen aus den Vorlesungen konnte er aber nicht vertrauen. Jetzt ist nun das damahls so sehr ersehnte Werk erschienen, wenn auch in einer mangelhaften Gestalt. Die Sehnsucht des Ref. aber hat natürlich seit jener Zeit nachgelassen. Er hat sich seinen eigenen Weg weiter vorwärts brechen müssen. Was vor 25 Jahren ihm eine bedeutende Hülfe hätte seyn können, kann jetzt ihm dergleichen nicht gewähren. Doch muß es ihm immerhin sehr erwünscht seyn, daß man jetzt wird beurtheilen können, in wie weit man Ursache hat ihn einen Schüler Schleiermacher's zu nennen, wie dies zuweilen geschehen ist.

Zuerst einiges über die Einrichtung der Ausgabe. Wenn vorher von der mangelhaften Gestalt, in welcher die Dialectik Schl.'s erscheint, die Rede war, so soll dies natürlich kein Tadel für den Herausgeber seyn. Er hat Bruchstücke vorgefunden und hat natürlich kein Ganzes daraus machen können. Doch können wir mit ihm nicht übereinstimmen, wenn er meint, daß die Dialectik Schl.'s dadurch, daß sie vom Urheber selbst nicht hat vollendet werden können, nur an der künstlerischen Form verloren haben möchte (S. 610). Die Form der Darstellung ist in philosophischen Dingen zu sehr mit dem Inhalte verwachsen, als daß wir die hierbey zum Grunde liegende Unterscheidung zugeben könnten. Zuvörderst müssen wir aber bey Beurtheilung der Ausgabe dem Fleiße des Herausgebers volles Lob widerfahren lassen. Er hat mit der gewissenhaften Hingebung gearbeitet, welche ihm seine Ver-

ehrung für den abgeschiedenen Lehrer und Freund zur Pflicht machte. Er hat daher auch möglichst sich bestrebt, jedes kleinste Bruchstück von der Hand Schl.'s, selbst jedes abgerissene, unverständliche Wort zu retten. Die Ausgabe hat daher vorherrschend den diplomatischen Character. Sie ist eine zuverlässige Urkunde für die künftige Geschichtschreibung. Daß der Verf. sie dazu zu machen gestrebt hat, würde nur getadelt werden können, wenn man überzeugt wäre, daß Schl. eine geschichtliche Bedeutsamkeit für die Kenntniß unserer wissenschaftlichen Entwickelung nicht in Anspruch nehmen könnte. Man darf wohl vorläufig das Gegentheil annehmen, und wird daher auch eingestehen müssen, daß der Herausgeber das wesentliche seiner Aufgabe gelöst habe. Aber er hat auch noch mehr gewollt. Als Urkunde für die künftige Geschichtschreibung, muß man sich eingestehen, ist das Buch mehr oder weniger der Gegenwart verschlossen. Denn eine eigentliche Geschichte der Zeiten, in welchen Schl. wirkte, schreiben zu können, müssen wir uns bescheiden. Der Herausgeber hat aber das Geheimniß dieses Buches der Gegenwart öffnen wollen, er spielt den Erklärer der Schl. Räthsel, zuweilen mit seinen eigenen Worten, zuweilen mit Stücken oder Auszügen, welche er aus Nachschriften der Schl. Vorlesungen gezogen hat, zuweilen auch durch Verweisungen aus dem einen Hefte Schl.'s auf das andere. Damit ist entweder zu viel oder zu wenig geschehen. Zu viel für die, welche sich selbst zurecht zu finden wissen und denen zweifelhafte Parallelstellen eher zur Verwirrung, oder wenigstens zur Hemmung dienen. Zu wenig für die, welche einen vollständigen Zusammenhang der Lehre suchen. Der Herausg. hat das Misliche seines Unternehmens sich nicht verhehlt; er

bemerkt S. IX er habe die Auszüge aus Collegienheften für die Weisheit suchenden Jünglinge gegeben, wie sie Schl. voraussetzte, so oft er die Dialectik vortrug. Ref. aber kann seine Meinung nicht verhehlen, daß für Leser, wie sie hier vorausgesetzt werden, in den meisten Fällen das Buch eher zur Verwirrung, als zur Aufklärung beytragen werde. Wollte man dem Bedürfnisse dieser entgegen kommen, so wäre es unstreitig besser gewesen, eine gute Nachschrift der Schleiermacherschen Vorlesungen mit verständiger Nachhülfe abdrucken zu lassen. Und vielleicht, wenn das Bedürfniß weit genug verbreitet und eine hierzu passende Nachschrift vorhanden seyn sollte, dürfte auch jetzt noch ein solches Unternehmen anzurathen seyn. Denn das vorliegende Werk wird nur Wenige in unserer gegenwärtigen Zeit in die Dialectik Schl.'s einführen. Es gehört ein sehr mühsames Studium dazu um auch nur die Hauptzüge seiner Zusammenstellung, um den Nerv seiner Beweise zu begreifen. Anders kann es nicht seyn, da seinen Hauptbestandtheilen nach sieben mehr oder weniger umfassende Bearbeitungen dieser Wissenschaft vorliegen, aus verschiedenen Zeiten vom Jahre 1811 an bis zum J. 1833, die meisten nur Vorbereitungen zu den Vorlesungen, in welchen Schl., nur sein Bedürfniß berücksichtigend und auf seine Fertigkeit in der Bildung der Gedanken und der Rede vertrauend, sehr flüchtig verfahren ist. Das beweisen die oft sehr bedeutenden Schreibfehler, welche auch bey späterer Durchsicht nicht verbessert worden sind und welche der Herausg. nun unter dem Texte geändert hat; das beweisen die häufigen Sprünge im Zusammenhange der wissenschaftlichen Ausführung. Nur ein sehr auffallendes Beyspiel soll angeführt werden, weil der Herausg. in seinen Anmerkun-

gen nichts darüber sagt. S. 160 unter 2. wird von einer analogen Behandlung des Ethischen gesprochen; die Ausführung des physischen Punctes aber, welche sie voraussetzt, ist ganz übersprungen worden; erst aus 3. kann man errathen, wie sie in den Vorlesungen ausgefallen seyn möge. Zuweilen finden sich auch Fragezeichen bemerkt, welche Schl. selbst an den Rand seiner Handschrift gesetzt hat, und S. 191 steht sogar am Rande: Ausgelassen, weil ich es an dieser Stelle nicht mehr verstehe. Aehnliche Aeußerungen kommen auch an anderen Stellen vor, z. B. S. 403, 406, 439. Es ist oft über die Unverständlichkeit philosophischer Schriften geklagt, die Aussage, daß man nicht verstehen könne, ist auch oft als Bekenntniß der Unfähigkeit derer, welche sie machten, ausgelegt worden; wenn aber ein Verf. selbst gesteht, daß er sich nicht mehr verstehe, so wird nicht dem Leser die Schuld gegeben werden können, sondern der Nachlässigkeit des Vortrages, oder der Unklarheit der Gedanken. Jene durfte Schl. sich erlauben, wo er nur für sich niederschrieb; daß sie ihn später selbst behinderte, hatte er mit sich abzumachen. Wir dürfen uns nun wohl gestehen, daß flüchtig entworfene Skizzen, wie wir sie hier vorfinden, nicht überall von uns verstanden werden können. Da sie von einem Meister sind, werden sie von Meistern zu einem lehrreichen Studium benutzt werden können; aber für Schüler, welche erst eine Uebersicht des Ganzen gewinnen, für Liebhaber der Wissenschaft, welche auf dem kürzesten Wege sich unterrichten wollen, sind sie nicht geeignet. Lehrreich besonders für die Kundigen ist es zu beobachten, wie Schl. im Verlaufe von 22 Jahren bedeutende Puncte seiner Lehre weiter ausgebildet oder auch völlig umgebildet hat. Diese

Verschiedenheiten der Lehre sind von größerm Belange, als der Herausg. sie abzuschätzen scheint, welcher S. 146 in sehr bedeutenden Abänderungen nur ein Schwanken der Terminologie, nicht der Anschauung des Verfs gewahr wird.

Um sich nicht zu lange bey der Art der Herausgabe aufzuhalten, unterdrückt Ref. eine Anzahl anderer Bemerkungen, die ihm darüber aufgestiegen sind. Was nun die folgenden Gedanken über Schl.'s Dialectik betrifft, so möge man sie als Versuche betrachten, die Zeitgenossen über das Verhältniß zu orientieren, in welchem Schl. zu der philosophischen Entwickelung seiner Zeit stand. Ein geschichtliches Urtheil darüber ist noch nicht möglich, da die Zeit, welcher er angehörte, aller Wahrscheinlichkeit nach nicht abgeschlossen ist, sondern ihre Erzeugnisse erst später in derselben Entwickelungsreihe fortzuwirken bestimmt in ihren Erfolgen geschichtlich sich characterisieren werden. Schleiermacher hat nun gewiß in die wissenschaftliche Bildung seiner Zeit sehr bedeutend eingegriffen und man hat nicht nöthig, dies erst bemerklich zu machen. Eine Critik, welche dies beabsichtigte, würde unnütz seyn. Eben so eine Critik, welche etwanige schädliche Einflüsse, die von dem vorliegenden Buche befürchtet würden, zu verhindern suchte. Es bleibt daher nur übrig sich zu fragen, wie Schl. als Philosoph überhaupt zu seiner Zeit stand: ein nicht unnützes Unternehmen, wenn es auch nicht vollständig und nicht ohne Einmischung eines subjectiven Urtheils vollbracht werden kann; denn wenn auch die Zeitgenossen bedeutende Persönlichkeiten nicht unparteyisch beurtheilen können, so müssen sie doch dahin streben, ihres Verhältnisses zu denselben sich bewußt zu werden, so gut es geht.

Eine vollständige Characteristik Schl.'s als

Philosophen wird man an dieser Stelle nicht erwarten. Doch ist seine Dialectik die Grundlage seiner Philosophie, und bey Beurtheilung derselben kann man daher nicht umgehen, die Grundrichtungen seiner philosophischen Denkweise in die Untersuchung zu ziehen. Wir fangen von einigen allgemeinen Betrachtungen an.

Wenn Schl. einen bedeutenden Einfluß auf die Entwickelung der neuesten Philosophie gehabt hat, so ist er den Männern zuzuzählen, welche nicht ausschließend und nicht einmahl vorherrschend der Philosophie sich gewidmet haben. Diese sind keinesweges die am wenigsten Einflußreichen gewesen, vielmehr gehören zu ihnen, um nur die Neueren zu erwähnen, ein Baco, ein Cartesius, ein Leibnitz. Doch kann man allerdings zwischen Schl. und den genannten einen Unterschied finden; diese suchten ihre Philosophie mit den übrigen Bestrebungen ihres Lebens in den genauesten Zusammenhang zu bringen; Schl.'s Thätigkeit ist besonders der Theologie zugewendet und er geht in dieser sehr entschieden darauf aus, sie von den Einflüssen der Philosophie frey zu machen, wenn gleich ich nicht behaupten möchte, daß seine philosophischen Ansichten ohne Einwirkung auf seine Theologie geblieben wären. Der Ref. kann hierin nur das Zeichen eines einseitigen Interesses für die Philosophie sehen. Dies verkündet sich übrigens auch darin, daß Schl., obwohl anerkennend, daß die Philosophie außer der Dialectik und Ethik auch die Physik umfassen solle, doch den letzten Theil derselben nie zu bearbeiten unternommen hat, worin er sogar hinter Fichte zurück steht, der doch wenigstens Anfänge eines solchen Unternehmens aufzuweisen hat. Es scheint dem Ref. sogar, als wenn in den späteren Lebensjahren Schl.'s sein Interesse für die Philosophie noch

mehr zurück getreten wäre; denn seine früheren Arbeiten haben bey weitem mehr einen philosophischen Character an sich als einen theologischen. Damahls kam es ihm wesentlich darauf an, der Theologie einen philosophischen Grund zu gewinnen. Nachdem er diesen in seiner Weise gelegt hatte, baute er das Gebäude seiner Theologie weiter aus und kam nun auf seine philosophischen Untersuchungen fast nur gelegentlich zurück. Doch könnte gegen diese Ansicht die vorliegende Dialectik geltend gemacht werden, welche er noch kurz vor seinem Tode für den Druck zu bearbeiten angefangen hat. Allein aus dem Character dieser Dialectik würden sich wohl Gründe hernehmen lassen um zu beweisen, daß dies keinesweges mit der aufgestellten Ansicht streite.

Es ist immer eine auffallende Erscheinung, daß Schl. von seiner Jugend an mit der Philosophie in einem weiten Umfange beschäftigt, seiner Kräfte sich bewußt und mit einer seltenen Fertigkeit für die Darstellung begabt, doch bey seinen Lebzeiten nichts einigermaßen Umfassendes in ihr veröffentlicht und keinen Versuch gemacht hat in die lebhafte Bewegung, in welcher er sie fand, rüstig einzugreifen. Doch erklärt sich dies aus der Stellung, in welcher er selbst zu der neuern deutschen Philosophie sich fand. Wir können uns schwerlich verleugnen, daß diese aus einer wissenschaftlichen Umwälzung hervor gegangen ist und daß ihre Bewegung einen leidenschaftlichen, revolutionären Character an sich trägt. Man bemerke nur die schnelle Folge der Systeme; innerhalb eines halben Jahrhunderts, in welchem noch die politischen Interessen wenigstens auf ein Jahrzehend die wissenschaftliche Bewegung unterbrachen, folgten sich vier Hauptsysteme, das Kantische, das Fichtesche, das Schellingsche und das

Hegelsche. Man übersehe dabey auch nicht, wie jedesmahl in diesem Wechsel der Lehren der Nachfolger anfangs blindlings in das System des Vorgängers sich hinein stürzt, wie Fichte anfangs nur Kantianer, Schelling nur Fichtianer, Hegel nur Schellingianer seyn will, bis ihnen die Augen aufgehen über die Mängel ihres Lehrers und sie nun einen eigenen Weg sich zu bahnen anfangen, und man wird nicht zweifeln können, daß alle diese Männer von einer innern Gewalt der Sache getrieben wurden, aber dabey auch fast ohne Besinnung, wenigstens ohne critische Ruhe, vorwärts schritten. Hierzu kommt das Verhältniß dieser neuesten Philosophie zu den älteren Systemen. Kant sagt sich von dem alten Standpuncte der Philosophie entschieden los. Der Dogmatismus wie der Skepticismus werden durchaus verworfen; was sie geleistet haben, ist unbrauchbar. Nicht weniger Fichte. Zuweilen möchte er wohl Leibnitz gelten lassen, aber bald gereut ihn auch dies Zugeständniß. Vor Kant gab es gar keine Philosophie. Bey diesen Neuerungen, welche alles Alte umwerfen und verachten, bemüht man sich natürlich auch nicht es gründlich kennen zu lernen. Die Kenntniß, welche Kant und Fichte von der ältern Philosophie haben, ist sehr gering und durchaus oberflächlich. Milder urtheilten nun freylich Schelling und Hegel über das, was vor Kant Philosophie geheißen hatte; sie suchten der ältern Philosophie sich wieder anzuschließen; aber doch betrachteten sie dieselbe wesentlich als etwas Abgethanes, nur weil sie Ideen in ihr fanden, welche mit ihren eigenen Lehren übereinstimmten, gebrauchten sie dieselbe zur Bestätigung dieser, waren aber keineswegs geneigt, aus ihr Unterricht zu schöpfen. Mit der Zeit hatte sich allerdings der leidenschaftliche Kampf

gegen das Frühere, wie er jeder Umwälzung natürlich ist, mäßigen müssen. Aber von einer andern Seite zeigt sich ein ähnlicher leidenschaftlicher Kampf bey diesen letzten Philosophen noch eben so heftig. Es ist der unüberlegte Kampf gegen die so genannte gemeine Vorstellungsweise, d. h. gegen das Denken, welches außer der Philosophie im practischen Leben oder in den nicht philosophischen Wissenschaften geübt wird. Fichte hatte ihn zuerst erregt; bey Schelling und Hegel hat er die Gestalt gewechselt ohne an Stärke zu verlieren. Bey dem letztern hat er sich besonders in der überaus heftigen Anfeindung der wissenschaftlichen Verdienste geäußert, welche nicht wohl mit philosophischer Anschauung wenigstens in eine entferntere Verbindung gebracht werden konnten. Man erinnere sich nur an die Anfeindungen Newton's, Niebuhr's, v. Savigny's, Schleiermacher's u. A., welche zuweilen als aus Neid hervor gehend gedeutet worden sind, aber ihren genügenden Grund in der Ueberzeugung haben, daß ein wahrhaftes Fortschreiten der Wissenschaft nur von der Philosophie erwartet werden könne. Einer solchen leidenschaftlichen Bewegung der Philosophie konnte nun Schl. sich nicht anschließen; dazu war er zu critisch besonnen. Er fühlte, daß in einer solchen Revolution der Geister nur starke Einseitigkeiten wirken können, und solchen sich hinzugeben oder auch nur den Schein derselben in einer leidenschaftlich ausgesprochenen Polemik, wie es Jacobi that, auf sich zu laden, dazu hatte er keine Neigung, weil er wohl wußte, daß ein solches Verfahren doch nur verwirren könnte.

Mit Jacobi's ist Schleiermacher's Philosophie öfters zusammen gestellt worden, und es gibt auch einige Berührungspuncte unter ihnen, aber bey weitem wesentlicher sind ihre Verschiedenhei-

ten. Beide vertheidigen die gemeine Vorstellungsweise gegen die Anfechtungen ihrer philosophierenden Zeitgenossen, aber Jacobi fast nur um bey ihr stehen zu bleiben, Schl. um zu zeigen, daß wir allerdings philosophisch über sie hinaus gehen müßten, aber dabey doch zu keinen Ergebnissen kommen könnten, welche den nothwendigen Annahmen des practischen Lebens und der einzelnen Wissenschaften widersprächen. Es ist ein wesentliches Verdienst Schl.'s dies in der Untersuchung der Formen unsers Denkens, welche der Philosophie und der gemeinen Vorstellungsweise gemein sind, durchgeführt zu haben. Ueberdies wurde nun Schl. durch die Ausführung dieses Gedankens, welcher an sich natürlich nicht, aber doch in seiner Behauptung gegen die neueste deutsche Philosophie neu ist, zu einem bey weitem tiefern Eingehen in die philosophischen Fragen, als es bey Jacobi gefunden wird, heran gezogen, so wie überhaupt seine philosophische Bildung nur eine geringe Verwandtschaft mit der Jacobischen, aber eine sehr entschiedene mit der Fichteschen und Schellingschen zeigt. Wollte man ihm einen besondern Lehrer nachweisen, so würde es Fichte seyn müssen, zu welchem er ein ähnliches Verhältniß hatte, wie sein Jugendfreund Fr. Schlegel. Aber in demselben Maße, in welchem ihn von der Richtung der neuesten deutschen Philosophie ihr Streit mit der gemeinen Vorstellungsweise fern hielt, wurde er auch vom Studium der ältern Philosophie angezogen. Es ist ein anderes Verdienst Schl.'s, daß er ein wahrhaft fruchtbares Studium der alten Philosophie, besonders des Platon, wieder in Gang gebracht hat. Einen wahrhaften und allseitig gebildeten, geschichtlichen Sinn kann ihm zwar der Referent nicht zuschreiben, dagegen sprechen zu sehr seine

Abneigungen gegen sehr bedeutende Erscheinungen, z. B. gegen Aristoteles und gegen Leibnitz, aber sein critisches Talent führte ihn zu den geschichtlichen Erscheinungen und durch die großartigen Zusammenstellungen, welche er in seiner Critik liebt, wird er zuweilen zu tiefen Blicken in die Geschichte angeleitet. Von den neueren Philosophen hat er bekanntlich den Spinoza besonders studiert, und man hat ihn öfters für einen Anhänger der Lehre dieses Philosophen gehalten. Einzusehen wie völlig verunglückt diese Parallele ist, dazu gehört nur ein flüchtiger Ueberblick über seine Dialectik. Da er alle diese philosophischen Lehren mit critischem Blicke betrachtete, so mußten sie ihm eben so zu einer Bereicherung seiner philosophischen Einsichten, wie zu einer Scheu vor den Einseitigkeiten der neuesten Philosophie führen.

Aber in den wesentlichsten Puncten der allgemeinen Ansicht kommt Schl. doch, wie zu erwarten war, mit der neuern deutschen Philosophie überein. Wir rechnen dahin, daß er von dem Begriffe des Wissens ausgeht, so wie derselbe besonders von Fichte und Schelling an die Spitze der Untersuchung gestellt worden ist, als eine Einigung des Subjectiven und Objectiven, des Denkens und des Seyns, oder wie man sonst diese Gegensätze ausdrücken mag, fordernd oder setzend. Schl. verfährt hierin nur noch mit größerm Bewußtseyn als die genannten Philosophen und zeichnet sich dadurch besonders vortheilhaft vor Hegel aus, welcher zwar diesen Begriff auch im Hinterhalte hat, ihn aber nicht wirksam in der Methode seines Fortschreitens heraus treten läßt. Es läßt sich annehmen, daß Schl. in diesem Puncte auch durch die Uebereinstimmung mit dem Platon sich bestärkt fühlte. Ein anderer

Punct der Uebereinstimmung zwischen Schl. und seinen Zeitgenossen zeigt sich darin, daß er die alte Eintheilung der Philosophie in Logik oder Dialectik, Physik und Ethik wieder herstellte und auch in diesem Puncte hat er einiges vor seinen Zeitgenossen voraus. Zwar hat sich diese Rückkehr zu der alten Eintheilung aus dem Entwikkelungsgange der neuesten Philosophie ganz allmählich und in natürlichen Fortschritten gebildet, aber doch nicht ohne Schwankungen. Namentlich war man über die Stellung der Theile zu einander nicht einig, wie denn Schelling noch Physik und Ethik parallel neben einander stellt, was mit einem natürlichen Fortschreiten der Lehre sich nicht vereinigen läßt. Ueber diesen Punct hat sich Schl. nicht bestimmt entschieden. Hegel hat dagegen die richtige Stellung; aber indem er an die Stelle der Ethik die Geistesphilosophie setzt, verwirrt er die Grenzen der Wissenschaften, indem vieles Geistige der Physik, vieles der Logik angehört. Schl. hat der Ethik bestimmtere Grenzen angewiesen und schließt sich in diesem Theile der Philosophie sehr genau an Fichte, obwohl nicht ohne bedeutende Abweichungen und Erweiterungen der Lehre an. Doch rächt sich seine Vernachlässigung der Physik an ihm, indem es auf seine Ansicht von dem Verhältnisse der Physik und der Ethik zu einander von entschiedenem Einflusse seyn muß, daß er wesentlich der Schellingschen Lehre in seiner Unterscheidung zwischen Natur und Vernunft folgt. Wenn er die Natur als das Uebergewicht des Realen oder Dinglichen, die Vernunft als das Uebergewicht des Idealen oder Geistigen setzt, so ist dieser Unterschied weder bestimmt genug, noch dem Wesen der Sache gemäß.

Wir haben es nun hier mit dem ersten Theile

der Philosophie, mit der Logik oder Dialectik zu thun. Der Begriff dieses Theiles, welcher die alte Metaphysik mit der alten Logik, wie sie in den späteren Zeiten der alten Philosophie von einander getrennt worden waren, wieder vereinigen soll, hat sich aus der Kantischen transcendentalen Logik heraus gebildet; schon in der Fichteschen Wissenschaftslehre ist das Bestreben ihn zu verwirklichen; in Bardili's Logik findet sich ein ähnliches Unternehmen; die Hegelsche Logik geht denselben Weg, nur mit dem bedeutenden Unterschiede, daß hier die Formen des Denkens von den Formen des Seyns in sofern wieder abgesondert werden, als diese den ersten, jene den andern Theil der Logik erfüllen sollen. Dies ist das Gegentheil von dem, was Kant wollte; nach diesem sollten die Formen des Seyns aus den Formen des Denkens hervor gehen, Hegel läßt umgekehrt die Formen des Denkens aus den Formen des Seyns sich entwickeln. Darin liegt der Streit gegen die skeptische Richtung in der Critik der reinen Vernunft, welcher seinen guten Grund hat, aber doch nicht dazu berechtigt das Verhältniß umzukehren. Denn im Begriffe des Wissens liegen beide, Seyn und Denken, neben einander und so müssen auch beide in der Entwickelung der Wissenschaft in ihren einzelnen Momenten sich darstellen. Der Referent muß also auch hierin Schleiermacher Recht geben, welcher zwar aus den Formen des Denkens die Formen des Seyns ableitet, wobey nur zu erinnern ist, daß er auch den umgekehrten Weg als eben so möglich hätte nachweisen können, welcher aber doch deswegen den Skepticismus Kant's nicht zu billigen gezwungen ist, weil eben das Verhältniß beider Formen als ein wechselseitiges von ihm gedacht wird.

Wenn nun aber Schl. nicht den Namen Logik, sondern Dialectik aus der alten Philosophie wieder aufgeweckt hat, so ist dies nicht ohne Ueberlegung geschehen, und die Verschiedenheit der Namen deutet auf eine wesentliche Verschiedenheit der Meinungen hin. Der Name Dialectik ist bekanntlich Platonisch und weist auf die Vorliebe Schl.'s für die Platonische Philosophie hin, welche wir denn auch im Begriffe wiederfinden. Schl. will die Dialectik als Kunstlehre des Gedankenwechsels oder der Gesprächsführung durchführen (Kunstlehre muß es heißen, nicht Kunst, wie Schl. zuweilen ungenau geschrieben und gesagt zu haben scheint). Der Gedankenwechsel in engerer Bedeutung genommen setzt nun schon eine Verschiedenheit der Personen voraus, und daß Schl. auf die Sprache ein sehr großes Gewicht bey seinen Untersuchungen legt, weist auf einen solchen äußern Gedankenwechsel nicht minder hin. In der That schließt Schl. diese Voraussetzung nicht aus, obwohl er auch das Selbstgespräch in seinen Untersuchungen berücksichtigt. Es ist dies von großem Einfluß auf den Gang der Lehre, indem es sogleich die Verschiedenheiten der persönlichen Denkweise in den Standpunct der wissenschaftlichen Verständigung hinein zieht. Auf diese Verschiedenheiten, im philosophischen Denken besonders, ist auch beständig der Blick Schl. gerichtet. Nach seiner Ansicht bewegt sich das Gespräch wesentlich um sie herum; es ist ein Streit dazu geführt, daß man einig werde; daß man dabey einig seyn und nur darauf ausgehen könne die Keime des Wissens noch weiter zu entwickeln in einer friedlichen Anwendung der Principien, will er nicht zugeben (S. 573). Diese Ansicht wird schwerlich befriedigen können. Denn sollte auch in der letztern Weise ein nur sehr ein-

förmiges Gespräch mit Anderen oder mit uns zu Stande kommen, so würde es doch ein Gespräch seyn; sollte man es seiner Einförmigkeit wegen gar nicht Gespräch nennen wollen, so würde daraus nur folgen, daß der Begriff des Gesprächs nicht alles umfaßte, was zur Entwickelung der Gedanken gehört und daß es deswegen eine willkürliche Beschränkung der Dialectik wäre, wenn man ihre Untersuchungen allein auf die Gesprächsführung richtete. Daß es nun eine Kunst seyn würde, verschieden denkende oder auch einander widerstreitende Gedanken unter einander zu stimmen, mag zugegeben werden; aber es leuchtet eben nicht ein, daß ein jedes Denken in dieser Weise sich bewegen müsse.

Was Schl. für seine Ansicht beygebracht hat um uns das friedliche Erkennen, wenn auch nicht das friedliche Erkannthaben, schlechthin zu rauben, ist allerdings von einer weit greifenden Bedeutung, aber doch nicht ausreichend. Ein Hauptgrund Schl.'s ist die Verschiedenheit der Sprache, nicht allein bey verschiedenen Völkern, sondern bey verschiedenen Personen und zu verschiedenen Zeiten, indem dabey die in unserer Zeit sehr verbreitete Ansicht vorausgesetzt wird, daß ein Denken ohne Sprache nicht möglich sey. Aber daß diese Ansicht wissenschaftlich gerechtfertigt sey, daran fehlt viel. Verwachsen mit unserm Denken ist freylich die Sprache in der manigfaltigsten Art, aber jenes ist nicht schlechthin abhängig von dieser, sondern jenes ist das erste, diese das zweyte.

(Der Beschluß im nächsten Stücke.)

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

128. Stück.
Den 8. August 1840.

Berlin.

Beschluß der Anzeige: Dialektik. Aus Schleiermacher's handschriftlichem Nachlasse herausgegeben von L. Jonas.

Man kann nicht sprechen, ohne zuvor gedacht zu haben, und alle die manigfaltigen Gedanken, welche vor der Entwickelung der Sprache, geschweige vor ihrer Ausbildung zu einer einigermaßen allgemein verständlichen voraus gehen müssen, aus der wissenschaftlichen Untersuchung über das Denken weglassen zu wollen, würde das Gebiet derselben auf eine gänzlich verwerfliche Weise beschränken. Ueberdies muß Schl. selbst anerkennen, daß bey der Verschiedenheit der Sprachen doch auch eine Gleichartigkeit derselben sich findet und daß, wie schwankend auch die Bedeutung der Worte selbst im Gebrauche des Einzelnen ist, dennoch eine Uebereinstimmung in demselben herrscht, denn die Sprache soll als ein Mittel das Gedachte festzuhalten angesehen werden (S. 491). Aber er scheint darauf auszugehen, die Uebereinstimmung auf ein Geringstes zurück zu

führen, wenn er S. 68 sagt: 'Kein Wissen in zwey Sprachen kann als ganz dasselbe angesehen werden, auch Ding und a = a nicht'. Dies heißt nun offenbar den Beweisgrund, welcher von der Sprache hergenommen wird, auf das Aeußerste drücken und man geräth dadurch in Versuchung, aus einer solchen Beweisführung die Folgerung zu ziehen, daß die Verschiedenheit der Sprache bey Verschiedenen und zu verschiedenen Zeiten alle Verständigung des Einen mit dem Anderen und jedes Einzelnen mit sich selbst aufheben müßte. Dies würde der reine Skepticismus seyn, welchen Schl. weit von sich weist und natürlich von sich weisen muß, da seine Dialectik eben die Kunst der Verständigung lehren will.

Diesem Beweise von der Sprache hergenommen liegt aber in Schleiermacher's Denkweise noch ein anderer Gedanke zum Grunde, welcher von viel größerer Wichtigkeit ist. Wenn man auch die Uebereinstimmung in der Bedeutung der Elemente der Sprache zugeben muß, so kann doch niemand diese Elemente, die einzelnen Worte und Sätze, außer ihrem Zusammenhange mit seinem ganzen Sprachschatze denken, und da werden wir nun ohne Zweifel zugeben müssen, daß dieser beständig flüssig ist, wodurch denn aber auch die einzelnen Elemente afficiert werden. Dasselbe gilt auch von dem ganzen Systeme der Gedanken bey einem jeden Einzelnen, wie bey ganzen Völkern und von den einzelnen Gedanken, aus welchen das System sich zusammen setzt. Hierauf sieht Schl. beständig und es ergibt sich ihm hieraus die Lehre, daß jeder Begriff und überhaupt jeder Gedanke nur ein Vorläufiges, nur ein Flüssiges sey. Dies ist seine Lehre vom relativen Wissen oder daß ein jedes Wissen nur eine provisorische Geltung für die Person, für

die Zeit habe. Die Geschichte der Wissenschaften ist nichts anderes, als die Geschichte der Umbildungen des Begriffssystems (S. 223). Kein Grundsatz steht fest, vielmehr müssen wir in jedem Gedanken gleichsam Stoff zu noch unentdecktem Streite vermuthen (S. 576). Jedem Anspruch auf Allgemeingültigkeit müssen wir entsagen (S. 583). Diese Ansicht geht aus einer philosophischen Betrachtung des Denkens hervor, wenn anders Schl. Recht hat das Characteristische des Philosophierens im Streben nach der Totalität der Wissenschaft zu suchen.

In dieser Ansicht tritt nun eben so sehr die Verwandtschaft wie die Abweichung Schl.'s in seinem Verhältnisse zur neuern deutschen Philosophie hervor. Er geht mit dieser von der Voraussetzung aus, daß die Philosophie alles umfassende Wissenschaft, Wissenschaft des Absoluten oder wie man sich sonst darüber ausdrücken mag, seyn solle. Aus diesem Begriffe schließen die Anderen, weil Philosophie als Wissenschaft wirklich sey, so gebe es eine Wissenschaft des Absoluten; Schleiermacher dagegen schließt, weil es keine Wissenschaft des Absoluten gebe, so gebe es auch keine Philosophie als Wissenschaft.

Der Mittelsatz Schl.'s tritt zunächst als eine geschichtliche Bemerkung auf. Die Philosophie existiert noch nicht als Wissenschaft, weil eine Darstellung die andere aufhebt. Wenn jeder seine Philosophie für die höchste Wissenschaft hält, so kann dies ohne Akrisie nicht statt finden, und es ist anmaßend, Philosophie als Wissenschaft vorzutragen (S. 10). Es ist nie wahre Einheit in der Philosophie gewesen, sondern nur schwankendes Gleichgewicht mehrerer Systeme (S. 376). Dies ist dieselbe Bemerkung, welche der Skepticismus zu seiner Grundlage gemacht hat.

Auch bey Schl. schlägt sie in ähnlicher Weise aus, indem sie zu einer allgemeinen Behauptung fortschreitet. Die Lebensfunction, welche im Dogmatismus, d. h. hier in der Philosophie als Wissenschaft wirke, behauptet er, könne nur durch Ansteckung wirken und erweise sich nur als Manifestation einer für eine gewisse Zeit und Gegend gültigen Denkweise (S. 446). Dieser allgemeinen Behauptung liegt nun gewiß nicht eine geschichtliche Bemerkung zum Grunde, sondern ein allgemeiner Begriff von der Philosophie. Es ist der Begriff, welchen wir oben gefunden haben, der Begriff einer Totalität aller Erkenntniß, in welcher speculative und empirische Wissenschaft sich durchdrungen haben und in einander aufgegangen seyn würden (S. 309). Ein solches Ganzes aller Wissenschaft kann Schl. sich und einem jeden in der Zeit lebenden und durch räumliche Beschränkung bedingten Menschen nicht zutrauen. In einer seiner Vorlesungen sagt er (S. 21): 'die philosophischen Systeme, welche sich die Aufgabe stellen, das endliche Seyn aus dem ursprünglichen abzuleiten, müssen darauf ausgehen, von dem Unendlichen aus auch eine vollständige Physik zu machen; wir aber maßen uns dieses gar nicht an'.

Es möchte schwer halten, gegen diesen Mittelsatz Schl.'s anzukämpfen, besonders da alle die, welche dem andern Mittelsatze folgten, doch wieder in irgend einer Weise der Folgerung zu entgehen suchten, die aus ihrem Schlußsatze sich zu ergeben scheint, der Folgerung, daß der Philosoph alles wissen müsse. Wenn man aber hierin Schl. Recht geben muß, so muß es dagegen uns stutzig machen, daß er dennoch dem Skepticismus gegen alle Philosophie sich nicht ergeben will. Er will das Philosophieren als Kunst betrachtet

wissen; man kann dies in einem gewissen Sinne zugestehen. Aber er selbst sagt S. 444, kunstgemäß handle in den Wissenschaften, wer nur Bleibendes beytrage. Dies scheint auch absolut feststehende, durchaus allgemein gültige Erkenntnisse vorauszusetzen, welche mit den vorher angeführten Sätzen über das relative Wissen nicht übereinstimmen. Er will eine philosophische Kunstlehre geben, welche denn doch nothwendig einen dogmatischen Character an sich tragen muß. Für diese Kunstlehre setzt er zweyerley voraus, gemeinsame Regeln der Combination und ein gemeinsames ursprüngliches Wissen (S. 18), namentlich die Idee des Wissens selbst, welche allem Denken sich selbst gleich bleibend zum Grunde liege (S. 446). Wir können hierbey wohl schwerlich glauben, daß es mit seinem Streite gegen die Grundsätze recht ernstlich gemeint sey, denn von einem wesentlichen Unterschiede zwischen Grundsatz und Grundidee möchte Schl. selbst wohl nichts gehalten haben. Dies berücksichtigend können wir nun auch wohl dem andern Mittelsatze, daß Philosophie als Wissenschaft wirklich sey, nach Schl.'s Vorgange unsere Billigung nicht versagen.

Zwey richtige Mittelsätze von einem Begriffe ausgehend, führen also auf einander widersprechende Folgerungen. Daraus folgt, daß der Begriff, welchen sie zu ihrem Obersatze nehmen, falsch ist. Die Philosophie muß nicht dazu bestimmt seyn Wissenschaft aller Wahrheit schlechthin zu seyn. Dieser falsche Begriff von der Philosophie hat allerdings zu seiner Grundlage ein richtiges Bestreben nach Einheit aller Wissenschaften, wie wir es durchaus herrschend finden in Schl.'s Dialectik. Man betrachtet aber dabey nicht die Nothwendigkeit, welche sich in allen Wissenschaften findet, welche allem unsern Denken

zum Grunde liegt, den Gegenstand, den Begriff aus der Totalität abzusondern und so die Einheit der Wissenschaft in eine Vielheit der Erkenntnisse und der Wissenschaften zu zerlegen. Daß Schl. dies nicht genug beachtet, zeigt sich auf das auffallendste in seinen Urtheilen über die Mathematik, welche in dem Rufe steht das sicherste Wissen zu gewähren. Weil er nicht behaupten kann, daß dies Wissen im Flusse der Sprache nur als ein unsicheres Denken sich darstelle, so meint er, es bedürfe keiner Sprache (S. 69). Gewiß eine der willkürlichsten Verengerungen des Begriffs der Sprache. Weil es in seinen Resultaten sicher ist, so behauptet er, das Wissen sey nicht im Resultate, sondern im Vollziehen des Denkens (ebend. Anm.). Vergl. auch S. 32; 223, 579, 605. Aus diesem Blicke auf die unendliche Einheit alles Denkens, welche in der Wissenschaft gefordert wird, gehen solche Sätze hervor, wie S. 321. 241, daß in jedem Wissen noch ein Irrthum möglich sey, daß wir keinen einzigen richtigen Begriff hätten und nur immer an der Berichtigung unserer Begriffe arbeiten müßten, denen aber offenbar eine Verwechslung des richtigen mit dem vollständigen Denken und Begriffe zum Grunde liegt. Diese Verwechslung tritt in verschiedenen Gestalten bey Schl. hervor, sie hat aber ganz besonders ihren Sitz in dem falschen Begriffe vom relativen Wissen, welcher auf eine unheimliche Weise in dieser Dialectik sein Wesen treibt. Schl. beachtet nicht genug, daß wir wohl feste Elemente unserer Wissenschaft haben können, wenn dieselben auch einer fortwährenden Ausbildung durch Erweiterung und Bereicherung ihrer Beziehungen fähig sind. Es soll keineswegés geleugnet werden, daß in der Philosophie das wissenschaftliche Bewußtseyn von dem Bestreben sich

ausdrücke, alle Wissenschaft einem gemeinsamen Ziele zuzulenken. Aber sie muß sich auch dessen bewußt werden, daß in ihr allein dies Bestreben nicht zur Erfüllung kommen könne. Schl. wußte dies allerdings, als er seine Dialectik entwarf; er warnt daher zuweilen vor dem einseitigen, ausschließlichen Philosophieren. Aber wenn er die wissenschaftliche Form für die Philosophie verwirft, so hat er es unberücksichtigt gelassen, wahrscheinlich weil er es überhaupt vernachlässigt hat, über den Punct sich Rechenschaft zu geben, wo die Scheidung der Philosophie von den übrigen Wissenschaften eintritt und jene es also aufgibt, für sich allein die Gesammtheit aller Wissenschaften durchzuführen. Daß dieser Punct nicht leicht zu finden sey, möchte allerdings daraus sich ergeben, daß so viele daran gescheitert sind; entweder ihn ganz zu verkennen oder doch nicht entscheidend genug heraus treten zu lassen.

Daß Schl. diesen Punct nicht ganz übersehen hat, möchte der Ref. daraus schließen, daß er nach S. 71 nicht vom Wissen schlechthin, sondern vom Wissen als Thatsache in den Einzelnen ausgehen will. Obwohl diese Ausdrucksweise nicht für genau angesehen werden kann, ja es kaum einzusehen ist, wie er sie mit seiner Behauptung vereinigen könne, daß überhaupt das Wissen thatsächlich nicht vorhanden sey, so drückt sie doch richtig den Gegensatz aus, in welchem seine Philosophie gegen die Lehren der absoluten Philosophie steht. Wir müssen ihm und dem Platon darin beystimmen, daß wir nicht vom Standpuncte des absoluten Wissens, sondern vom Standpuncte der einzelnen Menschen philosophieren. Dagegen finden wir doch, daß die absolute Philosophie darin Recht hat gegen Schl., daß sie eine Philosophie als Wissenschaft anerkennt, wenn

auch dies mit ihrem eigenen Begriffe von der Philosophie streitet.

Man mag es wohl aus seinem Streben nach einer Kunstform für die Philosophie ableiten, daß er von der Idee des Wissens ausgehend doch vernachlässigt aus ihr ihr Kennzeichen abzuleiten, ja den Unterschied zwischen Wissen und Denken zu demonstrieren (deducieren?) für unmöglich hält (S. 43) und ihn daher nur als ein Ergebniß der innern Erfahrung setzt. Später freylich (der Satz ist aus den Vorlesungen von 1818) scheint er darin weiter fortgeschritten zu seyn; aber die Ableitungen (S. 384 f., 449 f., 484 f., 584 f.) sind doch keinesweges für vollendet anzusehen, namentlich in Beziehung auf die Vollständigkeit der Kennzeichen, und besonders auffallend ist es, daß in dem Bruchstücke der Ausarbeitung für den Druck diese Ableitung in die Einleitung verlegt wird, was, wenn nicht unpassend, so gewiß ein Beweis ist, daß Schl. in dieser vollendetsten Darstellung seiner Lehre einen wesentlich verschiedenen Gang der Untersuchung nehmen wollte in Vergleich mit dem, welchen er früher in seinen Vorlesungen eingeschlagen hatte. Nach seiner Weise vom Streite auszugehen setzt er auch die Allgemeingültigkeit des Denkens als Merkmahl des Wissens oben an, und leitet daraus erst die Ueberzeugung im Wissen ab. Die richtige Ordnung wäre wohl die umgekehrte gewesen. Noch muß der Ref. bemerken, daß Schl. die Ueberzeugung nicht selten als ein Gefühl betrachtet und damit in Uebereinstimmung auch von einem Glauben an das Wissen spricht. Dies ist ein Punct, welchen man leicht dazu benutzen könnte, seine Lehre vom Wissen als mit Jacobi's Lehre übereinstimmend ansehen zu lassen. Doch scheint auch hierin nur eine falsche Spur zu liegen, denn an-

derwärts wird die Ueberzeugung auch als ein Zustand und als ein Ruhen des Geistes beschrieben und S. 8 ist ausdrücklich gegen das Wesen der Jacobischen Lehre gerichtet, indem die Gewohnheit sich auf das Gefühl zu berufen und also das alles Wissen Begründende selbst auf einem Nichtwissen beruhen zu lassen als eine alle wissenschaftliche Organisation auflösende bezeichnet wird. Der unbestimmte Begriff des Gefühls mag zu jenen Ausdrücken verlockt haben.

Der Ref. kann nicht unterlassen hierbey sogleich zu erwähnen, daß Schl. auch in seiner Dialectik weitläufig über das religiöse Gefühl und über seine Stellung zur Philosophie sich verbreitet. Auch in Rücksicht auf diese Ansicht von der Religion hat man Schl. an Jacobi anschließen wollen, aber mit großem Unrecht. Beide haben nur die Namen Gefühl und Glauben mit einander gemein, welche aber bekanntlich bey Verschiedenen und in verschiedenen Rücksichten Verschiedenes bezeichnen. Bey Jacobi herrscht der Glaube an die Grundsätze und er will daher das Gefühl zur Grundlage der Wissenschaft machen. Schleiermacher verwirft diesen Glauben zugleich mit den Grundsätzen, will auch das Gefühl in die Wissenschaft nicht einmischen, es ist ihm dagegen Grundlage und Wesen der Religion und die Dogmatik ist nur die wissenschaftliche Beschreibung seiner Regungen. In dieser Richtung schließt sich Schl. an Lessing an, von welchem die Nachklänge auch zuweilen bey Fichte zu finden sind. Aber so lange nun auch diese Ansicht von der Religion schon wieder erweckt und in unserer Philosophie hin und her überlegt worden ist, so wenig finden wir uns durch die bisherigen Versuche den Begriff des Gefühls wissenschaftlich zu bestimmen gefördert. Schl.'s Erklärung, nach wel-

cher das Gefühl die relative Identität des Denkens und Wollens, weder Wissen noch Thun, sondern unmittelbares Selbstbewußtseyn seyn soll, erregt schon dadurch Verdacht gegen sich, daß sie in ihren verschiedenen Formen doch immer den Begriff nur durch Vergleichung mit nebengeordneten Begriffen zu Stande zu bringen weiß. In den dialectischen Cautelen, welche Schleiermacher aufstellt, findet sich der vollständigste Apparat zu ihrer Widerlegung. Will man ihr etwas Gutes nachrühmen, so würde es nur darin bestehen können, daß sie uns auf die Einheit des Ich verweist.

Es ist überdies aber auch merkwürdig, daß Schl. in seine Dialectik diese Episode über das religiöse Gefühl verflicht. Denn als eine solche sieht er sie selbst an (S. 533). Warum es geschehe, ergibt sich aus der Anlage seiner Untersuchungen. Er theilt nämlich seine Dialectik in zwey Theile ab, den transcendentalen und den technischen Theil. Der transcendentale beschäftigt sich wesentlich mit der Idee Gottes und mit dem, was daran hängt, nach Schl.'s Ausdruck mit allem dem, was jenseit des empirischen Bewußtseyns liegt, der technische Theil dagegen mit den Regeln der wissenschaftlichen Construction für alles, was in das empirische Bewußtseyn fällt. Nun fragt er sich, mit welchem dieser Theile er anfangen solle; da beide Theile schon in dem Begriffe der Dialectik lägen, nämlich als das gemeinsame ursprüngliche Wissen und als die Regeln der Combination (s. oben), so könne nur Bequemlichkeit und Schicklichkeit der Anordnung den Ausschlag geben; Schl. wählt nun den transcendentalen Theil voran zu stellen, den technischen folgen zu lassen, weil der letzte seinem Zwecke, eine Kunstlehre für die Behandlung des realen Den-

kens zu geben, am nächsten läge. Es hängt diese Wahl mit der Ansicht Schl.'s zusammen, welche aus der Kantischen Critik hervor gegangen ist, daß der Begriff Gottes theoretisch nicht zu erweisen sey, daß er zwar als transcendentaler Grund alles unsers Denkens angesehen werden müsse, daß er aber doch in keinem Denken sich verwirklichen lasse. Hierdurch wird nun seine ganze Untersuchung des Transcendentalen nur verneinend; sie ist nur eine Abwehr der philosophischen Untersuchungen über die Begriffe Gottes und der Welt, sofern diese eine rein theoretische oder auch an das Practische sich anschließende Geltung in Anspruch nehmen. Da er jedoch dem Gebiete der Gedanken, welche um diese Untersuchungen sich drehen, nicht allen Gehalt absprechen kann, so leitet er dasselbe aus seiner Beziehung zum religiösen Gefühle ab; es ist nur vermittelt durch das Gefühl, nur Abbildung desselben. So muß er die Untersuchung über das religiöse Gefühl in die Dialectik hinein ziehen.

Ref. muß gestehen, daß er diese Anordnung der Dialectik für sehr unglücklich hält. Wenn auch zugegeben werden soll, daß man das Daseyn Gottes weder beweisen kann, noch zu beweisen nöthig hat, so muß doch die Stelle nachgewiesen werden, wo er in der wissenschaftlichen Form unserer Gedanken sich erzeugt und behauptet, weil nur auf diese Weise seine wissenschaftliche Bedeutung mit Sicherheit heraus treten kann. Dies hat Schl. zwar nicht ganz vernachlässigt, aber doch auch nicht genügend durchgeführt. Es ergibt sich daraus auch noch das Unpassende, daß er dadurch schon im transcendentalen Theile in eine Untersuchung über die Formen des Denkens verwickelt wird, welche doch wesentlich dem formalen oder technischen Theile angehört, so daß

wesentlich zusammen gehörige Glieder der Wissenschaft aus einander gerissen werden. Die Freunde Schl.'s werden sich vielleicht für solche Unbequemlichkeiten entschädigt halten dadurch, daß sie in diesem transcendentalen Theile die vollständigste Rechtfertigung ihres Freundes gegen die Beschuldigung des Pantheismus finden. Diesem stellt er die Formeln entgegen, die Welt nicht ohne Gott und Gott nicht ohne die Welt, beide sind Correlate, aber nicht identisch, beide transcendental, aber auf eigene Weise. Doch muß der Ref. gestehen, daß die Weise, in welcher Schl. über ihren Unterschied sich ausdrückt, ihm zu unbestimmt scheint, eine Folge der ungenügenden Ausmittelung ihrer Stelle, auch wohl des allgemeinen Verdachts, daß doch in jedem Gedanken Falsches mit unterlaufen dürfte. Der am meisten feststehende Gedanke ist, die Idee der Gottheit sey der transcendentale terminus a quo, die Idee der Welt der transcendentale terminus ad quem des Wissens (S. 164, vergl. S. 526, 530). Doch scheint auch dieser Punct nicht fest zu stehen, wenigstens S. 434 wird von Gott etwas anderes ausgesagt. Genügen wird diese Unterscheidung niemanden, welcher in Gott auch die causa finalis, den Zweck aller Dinge zu sehen gewohnt ist. Schl. aber scheint einen solchen Zweck nicht anzuerkennen. Das Streben der Dinge geht in das Unendliche. Dann ist auch nicht einmahl der Begriff der Welt als Zweck anzuerkennen. Dies würde denn freylich auf Skepticismus führen.

Ueber einzelne Puncte der vorliegenden Dialectik könnte man sich in das Unendliche ausbreiten. Nur einige Hauptpuncte sollen noch berührt werden. Ref. hält es für ein sehr bedeutendes Verdienst Schl.'s, daß er bey Untersuchung der

Formen unsers Denkens, an Platon, doch in freyer Fortbildung sich anschließend, wieder auf den Gegensatz zwischen Begriff und Urtheil mit Ausschließung des Schlusses, welcher in ein anderes Gebiet gehört, zurück gegangen ist. Es fügt sich daran auch das Verdienst an, daß er das vollständige Urtheil vom unvollständigen unterscheidet, von welchen dieses das Prädicat schlechthin dem Subjecte beylegt, jenes das Factum auf zwey Factoren zurück führt (S. 263). Diese Verdienste sind um so höher zu achten, je mehr in der neuern Zeit die Untersuchungen über die Formen des Denkens in Verwirrung gerathen sind, indem besonders Schelling, welchem Hegel in diesem Puncte sich angeschlossen hat, in seiner Weise die Formen des Begriffs, des Urtheils und des Schlusses zu denken ganz von dem abgewichen ist, was man mit diesen Worten seit Jahrtausenden bezeichnen wollte. Schl. hat sich, so wie überhaupt der gemeinen Vorstellungsweise, so auch in diesem Puncte dem gemeinen Sprachgebrauche wieder näher angeschlossen. Daß er aber mit diesen Unterscheidungen zu einem sichern Abschluß gekommen, kann Ref. nicht behaupten, eben so wenig als er sagen kann, daß Schl. in der Vergleichung der metaphysischen Begriffe mit den Formen des Denkens überall glücklich gewesen sey. Der Form des vollständigen Urtheils vergleicht er mit Recht den Begriff der ursachlichen Verbindung, zieht aber mit Unrecht auch die Form des unvollständigen Urtheils in dieses Gebiet. Daß er in die Parallele des Begriffs mit den metaphysischen Formen von vorn herein das Verhältniß der höheren Begriffe zu den niederen aufnimmt, und nun die Begriffe der Kraft und der Erscheinung diesem Verhältnisse gleich setzt, ohne zu fragen, was der Begriff an sich darstelle, ist

um so auffallender, je entschiedener schon Platon dem Begriffe das Wesen zur Seite gestellt hatte. Die Erklärungen über den Unterschied zwischen Begriff und Urtheil sind sehr schwankend; er wird auf den Unterschied bald zwischen Receptivität und Spontaneität, bald zwischen Allgemeinen und Besondern, bald zwischen Bleibenden und Fließenden zurückgeführt, welche alle wohl eine gewisse Verwandtschaft mit einander haben, aber doch gewiß nicht für identisch gelten dürfen. Zwey Puncte besonders scheinen zu diesem Schwanken beygetragen zu haben, einmahl daß Schl. oftmahls Vorstellungen und Begriffe mit einander vermischt, dann, daß er zwischen analytischen und synthetischen Sätzen keinen strengen, sondern nur einen fließenden Unterschied anerkennt. Was er hierüber S. 89 sagt, hätte ihn vielmehr zum Gegentheil führen sollen; denn wenn auch im vollständigen Begriffe die Möglichkeit aller niedern Begriffe, d. h. aller Prädicatbegriffe liegt, so doch nicht die Wirklichkeit, welche im synthetischen Urtheile ausgesagt wird. Wenn Schl., um den Unterschied zwischen synthetischen und analytischen Sätzen flüssig zu machen, S. 88 eigentliche und uneigentliche Urtheile unterscheidet, so hätte er vielmehr anerkennen sollen, daß uneigentliche Urtheile keine Urtheile sind. Mit der Vermischung der Begriffe und Vorstellungen hängt es zusammen, daß die Prädicatbegriffe auch mit Vorstellungen von sinnlichen Erscheinungen vermischt werden, anstatt daß hätte anerkannt werden sollen, daß in Wahrheit nur solche Thätigkeiten einem Subjecte beygelegt werden können, welche die Erscheinung begründen. Aber hier stoßen wir noch auf ein tieferes Hinderniß, welches den Verf. der Dialectik zurück gehalten hat seine Lehre von den Formen des Denkens entschiedener

durchzuführen. Es liegt in seiner Scheu auf den Unterschied zwischen Sinnlichen und Uebersinnlichen einzugehen. Das Uebersinnliche möchte ja wohl dem Transcendentalen angehören und das Transcendentale ist nicht erkennbar. Daher konnten auch seine Erklärungen über das Freye nur ungenügend ausfallen; denn das Freye ist ja ein übersinnlicher Grund der Erscheinungen, ihm gehören alle wahre Prädicate an, alles, was wahrhaft einem Subjecte zugerechnet werden kann, gehört in dieses Gebiet. Es folgt hieraus, daß auch das richtige Verhältniß zwischen den vollständigen Urtheilen, welche eine ursachliche Verbindung aussagen, und den unvollständigen Urtheilen, die nur einseitig die Thätigkeit eines Subjects ohne Rücksicht auf sein Verhältniß zu anderen Factoren der Erscheinung ausdrücken, nicht genügend hat bestimmt werden können.

Der Ref. kann sich nicht darüber wundern, sehr viele Uebestimmtheiten in den Lehren Schl.'s und den damit zusammen hängenden zweifelhaften Sinn in dieser Dialectik zu entdecken; denn Schl. hat eine für unsere Zeit wenigstens neue Richtung in der Philosophie eingeschlagen. Eine solche, wenn sie nicht von allem critischen Sinne entblößt ist, wird immer nur im Allgemeinen, im Unbestimmten und zögernd auftreten können. Außerdem mag auch der unvollkommnen Gestalt, in welcher diese Dialectik uns vorliegt, ein Theil der Schuld zugeschrieben werden. Schl. hegte die Ueberzeugung, daß bey aller Unvollkommenheit der Darstellung das Wahre in ihr sich dennoch Bahn brechen werde. Wir hoffen, daß die Meister der Kunst oder der Wissenschaft auch in dieser mangelhaften Form reiche Nahrung für ihre Forschung finden werden.

H. Ritter.

Modena.

Memorie di matematica e di fisica della società italiana delle scienze T. XXII. Parte contenente le memorie di matematica, 1839.

Einen großen Theil dieses Bandes füllen die Lebensbeschreibungen der verstorbenen Mitglieder, Calandrelli, Ferroni, Paletta, Vassali-Candi, Gallini, Nobili, Cesaris. Dann folgen die Abhandlungen: Nota a due capitoli dell' opera di Eulero chi a per titolo theoria motus corporum rigidorum von Gabrio Piola. — Memoria sulla relazione fra le acque dell' Arno e quelle della Chiana vom Grafen Vittorio Fossombroni. Riflessioni sopra un problema meccanico di Andrea Conti. Die Aufgabe besteht darin, in einem vertical stehenden Kreiße einen Bogen zu bestimmen, dessen Sehne in derselben Zeit durchlaufen wird, wie die Sehnen einer bestimmten Anzahl von Bogen in die man diesen Bogen getheilt hat. — Memoria sui rapporti che esistono fra il calcolo dei residui e il calcolo dei limiti von Cauchy. Dazu gehört auch die später folgende Abhandlung: Calcolo degli indici delle funzioni. Beide sind ursprünglich französisch geschrieben. Cauchy hat unterdessen diese Untersuchung weiter ausgeführt in dem 25sten Hefte des Journal de l'école polytechnique, weswegen es überflüssig wäre, hier mehr über diese Abhandlungen zu sagen. — Sopra l'analisi lineare per la risoluzione dei problemi di primo Grado. Memoria prima von Bianchi. Der Verf. scheint mit der einschlagenden Literatur ziemlich unbekannt zu seyn.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

129. Stück.
Den 10. August 1840.

Leipzig.

Die Hausmusik in Deutschland in dem 16., 17. und 18. Jahrhundert. Materialien zu einer Geschichte derselben, von C. F. Becker, Organisten an der Nicolai Kirche zu Leipzig. 1840.

Der Eifer, mit welchem der Dilettantismus in den letzten dreyßig Jahren das Sammeln der Volksmelodien ergriffen, hat eine eben so interessante, und zur völligen Verständigung der Volksmelodien unentbehrliche Abtheilung der Musik unbeachtet gelassen. Die vorliegende kleine Schrift — mit 20 Musikbeylagen — versucht, diese Lücke auszufüllen. Der Verf. bezeichnet die hier behandelten musikalischen Erscheinungen mit dem gut gewählten Worte: die deutsche Hausmusik, im Gegensatze von Volksliedern und der schon hergebrachten Bezeichnung von Kirchen-, Opern- und Kammermusik, und versteht darunter solche wirklich künstlerische Compositionen, die nur für den Hausgebrauch der Musikkundigen und für gesellige Vereine derselben bestimmt waren. Daß der Verf. seine Untersuchung hierbey

nicht über die letzten drey Jahrhunderte ausdehnt, hat seinen Grund allerdings wohl mit in dem Mangel musikalischer Belege aus noch früherer Zeit; allein schon aus den hier mitgetheilten ältesten Musikproben läßt sich der mangelhafte Zustand der s. g. Hausmusik in einer noch frühern Vorzeit genügend schließen. Da aber überhaupt erst mit dem 16. Jahrhundert der bürgerliche Reichthum der Städte den geselligen Künsten, und namentlich der Musik eine früher nicht gekannte Aufnahme und Unterstützung gewährte, die begreiflich auch auf ihre innere Ausbildung einen großen Einfluß ausüben mußten, so bietet jenes Jahrhundert der Natur der Sache nach schon einen ausgezeichneten Zeitabschnitt dar. Bereits in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts erschienen gedruckte 'Liederbücher, auf allerley Instrumente zu gebrauchen'. Es waren Sammlungen verschiedener deutscher und niederländischer Componisten. Geistliche, weltliche, Liebes- und Narrenlieder wechseln in solchen Sammlungen, so daß man wohl sieht, es galt damit der Verbreitung der Musikkunst im Allgemeinen, ohne sonstigen besondern Zweck. Zur Begleitung — oft nur zur Verstärkung der Singstimmen wurden Zinken oder Discantgeigen, Querflöten, und bey Chören Posaunen angewendet. Von dieser allerdings höchst mangelhaften Begleitung abgesehen, muß man über den sonstigen technischen Standpunct der Musik im 15. und 16. Jahrhunderte erstaunen, da mehrere dieser Stücke streng sechsstimmig gesetzt sind; und der Verf. meint nöthigenfalls Beweise in Menge aufstellen zu können, woraus sich ergeben würde, daß so manches damahls mit leichter Mühe ausgeführt wurde, was jetzt kaum möglich wäre. Mit dem 17. Jahrh. aber ward durch die Arien und Lieder Heinrich

Albert's, Organisten zu Königsberg, eine große Veränderung vorbereitet. Seine Melodien sind zum Theil vortrefflich, und in der harmonischen Behandlung treten, besonders unter den geistlichen Liedern, eine große Anzahl fünfstimmiger in vollständiger Partitur geordnet, entgegen. Er machte hierbey auch die Anwendung des Recitativs in größeren weltlichen Gesängen, was damahls eine wichtige Erscheinung war. Besonders reich war dieses Jahrhundert an weltlichen Liedern, so daß man das Bedürfniß nach geselliger Musik sich deutlich entwickeln sieht. Doch steht Albert in seiner eigenthümlichen Weise noch einzeln da; seine Zeitgenossen und nächste Nachfolger hielten sich immer noch an die einfache Form des Liedes, d. h. einer Melodie mit Begleitung des Basses. Gleichzeitig mit dieser Verbreitung des Gesanges in Deutschland erschienen auch Sammlungen von Tonstücken für Clavierinstrumente, freylich zunächst für die Orgel (wie die von Ammerbach, 1571), allein doch mit der ausdrücklichen Bemerkung des Componisten, 'daß man dieselben auch auf Positiven, Regeln, Clavicordiis und Clavicimbalis gebrauchen könne'. Ein bekanntes Lied, nach dessen Anfangsworten das Stück selbst benannt wird, als 'wer das Töchterlein haben will', 'Soll ich denn nun sterben' und dergl. ist gewöhnlich auch hier das Thema, das sodann als coloriertes (figuriertes) Tonstück, oder als Tanz behandelt wird. Besonders verweilt der Verf. bey den hierunter befindlichen, und ursprünglich aus Frankreich stammenden s. g. Clavier-Suiten, weil sie die Vorgänger unserer jetzigen Sonaten waren. Volle hundert Jahre durften sie auf keinem Notenpulte der Künstler, wie der Dilettanten, fehlen; da sie aber in ihren einzelnen Theilen keinen

innern Zusammenhang hatten, so mußten sie am Ende des 17. Jahrhunderts durch die Erfindung der Sonate völlig verdrängt werden, die jeden Ausdruck anzunehmen im Stande ist, und daher von dem Verf. als eigentliche Tonpoesie bezeichnet wird. Natürlich mußte hier Emanuel Bach's gedacht werden; indessen glaubt der Verf. in einer Claviersonate von Joh. Kuhnau, Cantor an der Thomasschule zu Leipzig (geb. 1667), die älteste von allen bekannten Sonaten aufgefunden zu haben. K. nannte sie selbst nur einen Versuch, ein Tonstück, welches bisher von mehreren Instrumenten ausgeführt wurde, dem Clavier allein zu übertragen. Wie diese neue Erfindung aufgenommen wurde, zeigt, daß wenige Jahre darauf schon sieben neue vollständige Sonaten, und schnell darauf sechs andere im Druck erfolgten. Sebastian Bach und Händel bemächtigten sich zunächst des neu eröffneten Weges. In alle diesem erblicken wir die allmählichen Uebergänge zu dem gegenwärtigen Zustande unserer Musik; indessen hinsichtlich eines Instruments, das damahls von der größten Bedeutung gehalten wurde, ist der Zusammenhang mit der Gegenwart völlig abgerissen — das ist die Laute. Lautenbücher und Tabulatur für die Laute erschienen schon 1545 in Deutschland; wir kennen die Namen der berühmtesten Lautenisten in Italien und bey uns, wir wissen, daß Kaiser, Könige und Fürsten, ja alles was Anspruch auf eine musikalische Bildung machte, die Laute spielte, wir kennen die große Vollkommenheit des Instruments, und wissen, daß die Laute zur Begleitung des Gesanges für so nothwendig gehalten wurde, daß sie selbst in den früheren Opernorchestern nicht fehlen durfte — aber wo ist dieses Instrument geblieben? und was hat ihm eine so gänzliche Vergessenheit zu-

gezogen? Man schützt gewöhnlich die Schwierigkeit seiner Behandlung vor; sie war nicht größer wie bey vielen anderen Instrumenten. Der Verf. findet den Grund vielmehr in zwey anderen Umständen; einmahl in der Schwierigkeit der Stimmhaltung, worin das immer mehr in Gebrauch gekommene Clavier weit vorstand (Mattheson schrieb noch 1713, 'wenn ein Lautenist 80 Jahr alt wird, so hat er gewiß 60 Jahre gestimmt!') besonders aber in dem unerklärlichen Eigensinne der Lautencomponisten, mit welchem diese — gegen die Einführung bey allen anderen Instrumenten — die neuere Notenschrift von der Hand wiesen, und bey einer so schwerfälligen und wundersamen Notierung für die Laute beharrten, daß sie bald niemand mehr zu lesen verstand. Möge die Prophezeyung des Verfs wahr werden, daß die Laute, wenn ihre großen Vorzüge erst wieder erkannt würden, unter Meisterhand neu hervor treten werde! Am Schlusse hat der Verf. in einem besondern Abschnitte den auffallenden Uebergang des Volksliedes in den Kirchenchoral an vielen Beyspielen nachgewiesen, und gezeigt, daß die gewöhnliche Annahme, als sey dies mit der Kirchenreformation eingetreten, irrig ist. Die Reformation ging mit der Ausbreitung der Buchdruckerey fast Hand in Hand, und so hat man damahls erschienenen musikalischen Büchern in späteren Zeiten die erste Erfindung von kirchlichen Anordnungen beygelegt, die, als längst hergebrachte Sitte, durch den Druck nur weiter verbreitet werden sollten. Hiernach ist einer unserer Landsleute, ein Hannoveraner, in den oft wiederholten Misverstand gerathen, als habe besonders er das profane Volkslied in die Kirche eingeführt. Es erschien nämlich 1571 ein Buch: 'Nye christlike gesenge und lede, up aller-

ley ardt Melodien der besten olden Düdescher Leder, dorch Herm. Vaspasium, prediger tho Stade'. Unter den Melodien werden angeführt 'Zart schöne Frau; Ich armes Megtken klage my sehr' und viele ähnliche; allein der katholische Clerus hatte diese Einführung weltlicher Melodien in der Kirche lange vorher geduldet und sanctioniert. Daß bey solchen Umänderungen eines Volksliedes in den Choral, als Gemeindegesang, die eigenthümliche rhythmische Bewegung des Originals nicht beybehalten werden konnte, leuchtet ein; daß demselben aber auch die eigenthümliche, so kräftige und schwunghafte Harmonie entzogen wurde, ist, nach dem Verf., ein Verlust, der freylich alle Choräle der Vorzeit trifft, aber darum nicht weniger zu beklagen ist. Wir haben uns bey dieser Anzeige nur auf die Hauptpuncte der angestellten Untersuchungen beschränken können; es muß jedoch bemerkt werden, daß der sachkundige Leser mit Interesse auch auf eine große Anzahl musikalischer Namen stoßen wird, die unbekannte oder vergessene Verdienste hier in ihr gebührendes Licht stellen. Auch werden Musikkenner in den Notenbeylagen einen angenehmen Genuß finden.

Bl.

Rostock.

Literis Adlerianis. Viro celeberrimo Joh. Guiel. Josephi — professoris munus ante hos quinquaginta annos susceptum — d. IV. Cal. Sept. MDCCCXXXIX. theologorum ordinis Rostochiensis auctoritate gratulatur D. C. Fr. A. Fritzsche. Inest Thesauri quo sacrae N. T. Glossae illustrentur specimen. 30 Seiten in Octav.

Der bereits um die philologische Erklärung des N. T. hochverdiente Verfasser vorliegender kleinen Schrift macht in derselben dem exegetischen Publicum Hoffnung zu einem Werke, das, wenn es wirklich von dem gelehrten Verf. mit gewohnter Gründlichkeit durchgeführt wird, unstreitig einen bedeutenden Platz unter den Arbeiten einnehmen würde, die bisher die Grundlage aller gelehrten Auslegung gebildet haben. So viel auch bisher für die Erklärung des einzelnen griechischen Ausdrucks in den Lexicis (und sonst gelegentlich) geschehen ist, wie der Verf. namentlich die Verdienste von Dr Bretschneider und Dr Wahl sehr rühmend anerkennt, so scheint es doch nicht möglich, ein vollständig genügendes Lexicon abzufassen, bevor nicht die einzelnen dunkleren und schwierigeren Worte (λέξις, γλῶσσα) und Redeweisen in einem besondern Werke einer viel genauern Untersuchung und Erklärung unterworfen worden sind, als schon der Raum eines Lexicons, nach der gewöhnlichen bisherigen Anlage und Durchführung gestattete.

Jenes müsse nun, meint der Verf., in einem Lexilogo, tanquam communi glossarum N. T. thesauro geschehen, etwa so, wie in der neuern Zeit Buttmann die obscuriora verba Homeri (Ὁμήρου γλώσσας) behandelt, und einst Fischer in dem ausgezeichneten Werke de vitiis Lexicorum N. T. schon Aehnliches für das N. T. geleistet hat: aber post Fischerum, qui hanc Spartam ornaret, nemo quisquam inventus est. Der Verfasser gibt nun hier ein specimen, wie ein solcher Lexilogus oder thesaurus glossarum N. T. durchgeführt werden müsse und verspricht, wenn es den Kundigen nicht misfalle, multas hujuscemodi res in sin-

gulari volumine exponere. Ref. kann im Interesse der Wissenschaft nur wünschen, daß der Verf. jenes thun möge. Das specimen handelt I. De verbis νύσσω, νύξις, νυγμός, νύγμα, κατανύσσω et κατάνυξις, besonders in Beziehung auf die so wichtige Stelle ad Rom. XI, 8. und II. De potestate vocis τὸ πλήρωμα in N. T. Daß der Verf. mit seinen so gründlichen Untersuchungen keine Ilias post Homerum liefern werde, sondern daß und wie sehr seine Resultate mit den Ansichten der neueren und neuesten geachtetsten Ausleger oft in geraden Gegensatz kommen dürften, sey uns erlaubt, mit einigen Worten aus dem specimen anzudeuten: 'Τὸ πλήρωμα (p. 16) semper in N. T. activam vim habere Storrius commentatione minime luculentâ de vocis πλήρωμα vario sensu in N. T. Opusc. I. p. 144 — 187 docere conatus est persuasitque Baehrio (Comm. über den Br. Pauli a. d. Colosser S. 162 ff.), Harlessio (Commentar über d. Br. P. a. d. Ephes. S. 122 ff.) et Meyero ad Rom. 11, 12. — Quam opinionem ut tuerentur mirabilia excogitarunt etc. — Verba πληρόω et Substantivi τὸ πλήρωμα usus latissime patet', wofür sodann der Beweis auf rationellem Wege, wie nach dem usus wohl genügend gegeben wird.

Köllner.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

130. 131. Stück.
Den 13. August 1840.

Stuttgart.

E. Schweizerbart's Verlagshandlung. Geschichte des Urchristenthums durch A. Fr. Gfrörer (Prof., Bibliothekar in Stuttgart). Fünf Bände, 1838. Auch unter den besonderen Titeln: Das Jahrhundert des Heils, Abth. 1. XXVIII u. 424 S. Abth. 2. 444 S. Die heilige Sage, Abth. 1. VIII u. 452 S. Abth. 2. 336 S. Das Heiligthum und die Wahrheit. 417 Seiten in Octav.

Das vorliegende Werk ist für die Critik des N. T. angeblich so wichtig, daß dessen verspätete Anzeige in diesen Blättern schwer zu entschuldigen ist, zumahl da dieselben mehr bestimmt sind, über neue Erscheinungen nur zu referieren, als zu judicieren. Das letztere ist zwar durch eine große Zahl von Recensionen, die freylich nicht selten nur den Character einer Partey vertreten, hinlänglich geschehen, nicht so das erstere, und es scheint deshalb auch jetzt noch kein vergebliches Unternehmen, diese Urgeschichte in ein unbefangenes Verhör zu nehmen. Ergibt sich dennoch, daß wir

vom Verf. abweichen müssen, so wollen wir vorläufig annehmen, es sey dies seine Schuld, der sich seinen Lesern gegenüber bisweilen so geriert, als könne ihm deren Beystimmung mit Nichten entgehen. Denn 'ertrotzen will er die Anerkennung, er will sie selbst Widerstrebenden abringen durch die Kraft der Beweise'.

Sehen wir, bevor zur Darlegung des Einzelnen geschritten werden kann, zunächst auf den Standpunct, den diese Geschichte des Urchristenthums zu sich selbst, und sodann auf den, welchen sie nach außen hin in Beziehung auf ähnliche kirchenhistorische Anstrebungen einnimmt.

Der fleißige Verf., von dem 1837 eine Geschichte Gustav Adolfs und seiner Zeit erschienen ist, und der neuerdings eine allgemeine Kirchengeschichte herauszugeben angefangen hat, legte den Grund zu seiner Geschichte des Urchristenthums durch ein Werk über Philo und die alexandrinische Theosophie, 2 Bde, 1831 vergl. G. gel. Anz. 1832. S. 1332—59 (von einem andern Referenten). Dieses Werk führt auch den allgemeinen Titel: kritische Geschichte des Urchristenthums, erster Band, erste Abth. Es trifft also den Verf. der Vorwurf, die äußere Oekonomie seines Werkes geändert zu haben, in sofern jetzt das 'Critische' bey der 'Geschichte' weggeblieben ist. Auch führt das vorliegende Hauptwerk in seinen beiden ersten Abtheilungen (Jahrh. d. H.) keine Bandbezeichnung als Gesch. d. Urchr. Erst die heil. Sage ist als zweyter Haupttheil derselben bezeichnet. Wir würden diese Aeußerlichkeiten übergeben, da sonst das Ganze durch Correctheit und äußere Eleganz sich auszeichnet, wenn nicht auch die materielle Anordnung eine andere wäre, als sie nach den Andeutungen in der Vorrede des Werkes über Philo erwartet wer-

den mußte. Denn dort (S. XXXVIII) sind 5 Hauptabschnitte angekündigt, von denen das Werk über Philo nur den ersten ausfüllen sollte. Der zweyte will sich 'mit der einheimischen (judäischen) Bildung und dem politischen Zustande des Landes, wo Jesus erstanden', beschäftigen. Der Vf. kann einwenden, daß dies in seinem Jahrh. d. H. geschehen sey. Die 'Bildung' anlangend allerdings; aber von dem 'politischen Zustande des Volkes wäre ungleich ausführlicher, als nur gelegentlich bey Entwickelung des Bildungsganges, zu reden gewesen. Geschieht doch des großen zugleich politischen und religiösen Zerwürfnisses, das selbst auf die Bildung des 'Jahrh. d. H.' nicht ohne wesentlichen Einfluß geblieben ist, zwischen Juden und Samaritanern kaum an zwey Orten eine zufällige Erwähnung. Aber das kommt eben daher, daß der Verf. seine Kenntniß der jüdischen Zustände im Jahrhundert Christi zunächst aus dem Talmud und noch späteren jüdischen Schriften holte, in denen die Samaritaner freylich aufgehört haben, als die bedeutende Opposition behandelt zu werden, die sie vor und zu Christi Zeit unleugbar bildeten. Der dritte Theil: krit. Untersuchung der Evangelien, ihre Zusammensetzung und ihr historischer Gehalt ist ganz nach der ursprünglichen Absicht in der 'heil. Sage' und — was den Joh. anlangt — in dem 'Heiligth. und d. Wahrh.' gegeben. Aber a. a. O. wird noch ein vierter Theil, den 'Plan Jesu' enthaltend, und noch ein fünfter 'die Gestaltung seines (Jesu) Werkes unter den Aposteln' entwickelnd angekündigt. Davon hat der Verf. nichts gegeben, als ein sehr cursorisch gefaßtes Kapitel: 'die Kirche'. In der That aber sind diese Theile keineswegs überflüssig. Nach den Ergebnissen der Critik der Evv. ist man um so begieriger, von dem Verf.

nun auch eine positive Construction des 'Planes Jesu' zu bekommen, je mehr von dem, was man bisher etwa als solchen ansah, durch den critischen Auflösungsproceß entweder als Sage oder als von jüdischer Seite her durch die Verff. der Evv. Eingebrachtes absorbiert ist. Dasselbe gilt von der Gestaltung des apostolischen Christenthums. Würde der Verf. dieses haben darstellen wollen, dann hätte er bestimmt gefunden, daß es nach seinen Prämissen sich auf Null oder — auf Inconsequenzen reduciere. Ref. ist begierig aus der Kirchengeschichte des Verfs zu sehen, wie er die ungeheure Kluft ausfüllen wird, die zwischen dieser Auffassung des 'Urchristenthums' und dem Gange des Christlichen, wie er etwa seit dem 2. Jahrhundert aus den Schriften der Väter fest steht, befestigt ist. — Wie das Werk jetzt, dem Anscheine nach vollendet, vorliegt, muß gesagt werden, daß es seinem Titel — den Ref. schon ominis caussa vermieden hätte, nicht entspricht. Denn was hat der Verf. hier gegeben? Eine Darstellung dessen, was von jüdischer Seite her gleich anfangs ins Christliche gekommen ist; ferner eine Zergliederung der histor. Schriften des N. T. und eine Nachweisung der Ursprünglichkeit und Glaubwürdigkeit des Joh. Ev. Aber das ist ja offenbar nur eine critische Vorarbeit für die Geschichte des Urchristenthums, ist vielmehr eine Urgeschichte des Christenthums. Heißt denn Critik Geschichte? Sonach darf man behaupten, daß der 'Dom', den der Verf. sein Werk nennt, nicht viel über die Erde hinaus aufgeführt ist. Nur die Fundamente sind gelegt, nur die Souterrains sind fertig. Ich fürchte sie sind zu weitläufig ausgefallen, und wenn der Bau über die Erde weiter kommt, dann wird er im umgekehrten Verhältnisse zu einer gothischen Kirche stehen,

wo die Krypta unter der Erde doch meist kleiner ist, als der stattliche Bau, der darüber steht. — Es wäre sehr zu wünschen, der Vf. hätte jetzt in der Vorrede die Inconsequenz in der Ausführung seines Planes, wie er ihn damahls in der Vorrede zu 'Philo' vorgezeichnet hatte, selbst aufgedeckt und motiviert. Aber alle die großen Fragen, die er hier abhandelt, all der Grimm, der die s. g. Metaphysik trifft, und alle die Aufklärungssorgen um Katholicismus und Judenemancipation lassen ihn sein eigenes Werk vergessen. Ueber dem heutigen vergißt er das Urchristenthum, und über der Urgeschichte desselben vergißt er die Urgeschichte seines eigenen Werkes.

Anscheinend um so ausführlicher wird das Verhältniß besprochen, in welchem der Verf. zu ähnlichen Bestrebungen stehen will, namentlich sein Verhältniß zu Strauß. Ref. war anfangs nicht abgeneigt das Gfrörer'sche Werk für eine Art Reaction des schwäbischen Glaubens gegen die Straußische Mythomanie zu halten. Aber dem ist nicht ganz so. Ja man kann sich der Vermuthung kaum entschlagen, daß der Widerspruch gegen Strauß (der freylich sehr allgemein gehalten und im Einzelnen höchst selten articuliert wird), so wie der gläubige Sinn, mit dem der Verf. schön thut, oft nur ein gemachter ist, und daß ohne das Straußische Werk die Ergebnisse der Gfrörerschen Critik theilweise anders ausgefallen wären, als so, wo das 'Leben Jesu' schneller fertig wurde, als die 'Geschichte des Urchristenthums'. Noch deutlicher tritt ein wirkliches Misbehagen heraus bey Erwähnung des Weiße'schen Werkes. Referent ist weit entfernt durch diese Andeutung von dem Character des Verfs nachtheilig reden zu wollen. Jener Einfluß ist wahrscheinlich unbewußt. Jedenfalls aber hätte

der Verf. wohl gethan, die Abweichungen und Widersprüche in Bezug auf Strauß, wie auf Andere, mehr im Einzelnen, d. h. dem Leser sichtbar heraus treten zu lassen. Sie wären dadurch ihm selbst sichtbarer geworden. Das viele Citieren thuts freylich nicht; aber Strauß hat seinem Werke sicher dadurch nicht geschadet, daß er die Gegner darin gehörig zu Worte kommen läßt.

Wie stellt sich nun Gfrörer zur theologischen, und wie zur philosophischen Auffassungsweise des Christenthums? Denn er ist nicht Theolog, sofern ihm diese nur 'so genannte Rechtgläubige, oder Freygesinnte, Verstandesstolze' sind, die entweder 'ihr Wehe gegen Alle donnern, welche den Grundstein unserer Kirche in der Nähe zu betrachten wagen', oder 'im Stillen der Ansicht sind, daß an den Evangelien so viel als Nichts sey'. Und er ist noch weniger Philosoph, sofern diese 'Metaphysiker' sind, auf die in dem ganzen Werke gescholten wird. Hr Gf. ist Historiker im eminentesten Sinne des Wortes. Er kennt nicht bloß eine historische Critik, die mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln zuerst das Factum nach allen Seiten hin ermittelt, sondern er steift sich sogar auf eine 'historische Mathematik', womit er, so viel Ref. sieht, sagen will, seine historische Forschung gehe nur von Bewiesenem zu Bewiesenem ('bewege sich nur auf sturmfestem Boden', wie dies bis zum Ueberdrusse wiederholt wird) und die Resultate seyen dann gleich mathematischen Formeln. Häufig vergleicht er auch sein Verfahren mit dem gerichtlichen. Zeugenaussagen werden vernommen, Urkunden geprüft, Urtheile gefällt. Dieses todte, äußerliche Ideal historischer Forschung kann Ref. nicht billigen. Die Geschichte ist keine Mathematik, der Menschengeist läßt sich nicht auf Zahl und Linie redu-

cieren und der Gottesgeist auch nicht. Beide sind aber — wenn mathematisch geredet werden soll — die Hauptfactoren der Geschichte. Auch das gerichtliche Verfahren kann dem historischen kein Vorbild seyn. Oder weiß der Verf. nicht, daß die Gerichte oft nicht wissen, nicht wissen dürfen, was das Publicum weiß, aus Ueberzeugung weiß. Der Historiker soll mehr seyn, als Formeln- und Actenmensch. Er soll zu den Quellen gehen, die verstopften öffnen, die unsaubern reinigen, soll aus Combinationen, aus Analogien das Zweifelhafte ermitteln, soll Kopf und Herz zum großen Syllogismus vereinigen. Erst daraus entsteht der Pragmatismus, der, so fern er dem Mathematiker und Criminalrichter liegt, dem Historiker recht eigens zukommt. — Und zumahl dem Historiker unserer christlichen Kirche. Es ist thöricht, dabey von Voraussetzungslosigkeit zu reden. Das heißt einen arbiter zum Richter machen, der weder das Thatsächliche des Falles, noch dessen Subsumtion unter Recht und Gesetz kennt und versteht. Der Geschichtschreiber der christlichen Kirche soll voraussetzen, es gebe eine Offenbarung und sie sey in Christo vollzogen. Sonst ist er nicht Geschichtschreiber, sondern Partey. Denn der Protestant ist nicht Geschichtschreiber des Papstthums, oder des Mosaismus, der damit anhebt zu sagen, es gebe keinen Papst und keinen Moses. Das ist der Misbrauch Strauß's, daß er das ein 'Leben Jesu' nannte, was eben dies leugnete und bestritt. — Hieraus folgt in Bezug auf das Werk des Hn Gf., daß er keine 'Geschichte' des Urchristenthums gegeben hat, sondern eine polemische Auffassung desselben, d. h. sein eigenes religiöses System, für ihn selbst angeblich auf historischem Wege gewonnen, und für Andere in gleicher Form dargestellt. Er sagt,

'das Endergebniß seines Werkes sey ein durch klare Beweise gestützter historischer Glaube an eine außerordentliche, wenn man will, übernatürliche Erscheinung; ein Glaube, der sich zwar auf ganz andere Gründe beruft, als die bisher gewohnten, auch Vieles aufgibt, was man seit Jahrhunderten hochheilig hielt' ꝛc. Es ist schon oben gesagt, daß das Werk, wie es jetzt als vollendet geboten wird, die positive Darstellung dessen noch nicht enthält, was der Verf. seinen 'Glauben' nennt. Durch seine Critik, wie sie in den fünf Bänden sich gibt, läßt sich zwar hier und da hindurch sehen auf den Grund. Aber des Hn Gf.'s Schlüsse sind oft so curios, daß doch nicht wohl abzusehen ist, wie er positiv construieren wird. — Sehen wir nun, wie er negativ construiert, d. h. destruiert. Dabey wird sich am leichtesten zeigen lassen, daß weder die Resultate des Verfs, noch der Weg, auf welchem er zu ihnen gelangt, so neu sind, wie er mit sehr viel Selbstgefälligkeit, ja Hochmuth uns bereden möchte.

Der Verf. will in dem, was er freylich sehr allgemein 'Jahrhundert des Heils' nennt, 'ein möglichst genaues Bild der Zustände des Volkes, unter dem Christus erstanden' dem Leser vorführen. Dies ist lobenswerth. Aber sollte der Verf. ein zweybändiges Werk für nöthig halten, um das Jahrhundert Luthers zu schildern, wenn er nachher kaum so viel Raum gebrauchte zur Geschichte der ganzen Reformation. Nun und warum ist's hier bey der Geschichte des Urchristenthums nöthig? Ref. will offen antworten. Weil der Verf. vielleicht geglaubt hat, Christus sey in gleichem Maße von seinem Jahrhundert abhängig gewesen, in welchem Luther unabhängig, habe eben so u n t e r den Einflüssen der Zeit gestanden, wie Luther dawider und darüber. Wenigstens

gilt dies von der Art, wie Gf. die synoptischen Evangelien und viele Dogmen des N. T., namentlich des Paulus, behandelt. — Indessen ist nicht zu verkennen, daß aus einer genauen Kenntniß der Zustände zu Christi Zeit noch viel gewonnen werden kann. Man hat dies auch wohl versucht, aber mit Einseitigkeit. So auf historischem Felde Eisenmenger und Schöttgen, mehr auf dem der Phantasie Bahrdt und Venturini. Wie versucht es unser Verfasser?

Hr Gf. zerfällt sein Jahrh. d. H. in 10 Kapitel, von denen die letzten acht ausschließlich die jüdische Dogmatik darstellen. Aber heißt denn 'ein Bild der Zustände seines Volkes geben' seine Dogmatik analysieren? In der That ist es seltsam, da, wo man mindestens eine Geschichte des politischen, religiösen und Culturzustandes erwarten durfte, nur auf eine Exposition der Dogmatik zu stoßen. — Nehmen wir indessen das, was nun einmahl vorliegt. Das erste Kapitel behandelt die Quellen, nicht etwa die, aus denen jene 'Zustände' kennen zu lernen sind, sondern die 'zur Kenntniß des Zustandes der jüdischen Dogmen und der Volksbildung im Zeitalter Jesu Christi'. Diese Einleitungsstudien sind gewiß sehr schätzbar, stände nur der Verf. mehr auf eigenen Füßen. Für das Meiste ist Hr Dr Zunz in Berlin Gewährsmann (wenn Hr Gf. sich den Schein gibt, als habe er auch den R. Rapoport benutzt, so ist dies wohl auf das zu beschränken, was Zunz diesem Gelehrten verdankt. Wenn Gf. aber gar noch eine Frage an den Lemberger Rabbinen richtet (s. J. d. H. Abth. 2. S. 386. Note), so spielt ihm sein Gedächtniß einen Streich, denn Rapoport ist seit Jahren todt). Nach ihm wird zunächst das Alter des Talmud, der Tosaphta und Midraschim fest gestellt, womit Hr Gf. seiner

Seits das Betreffende aus den Kirchenvätern in Einklang zu bringen sucht. Erst dann werden die eigentlich älteren Targumim (Onkelos, Jonathan B. Usiel und Pseudojonathan oder Jeruschalemi) besprochen und die beiden erstern in das Jahrh. vor der Zerstörung Jerusalems, der letztere aber ins 6. Jahrh. nach Chr. gesetzt. Endlich wird den mystischen Schriften mit Recht ein viel jüngeres Alter beygelegt und namentlich das Buch Sohar um 1300 gesetzt. Unter den griechisch geschriebenen Quellen finden wir das ἀναβατικὸν Ἡσαΐου, das Buch Enoch und IV Esdrä aufgeführt. Ihr Alter wird nach inneren Gründen mit viel Scharfsinn zu bestimmen versucht, über die Verff. aber nur das Allgemeinste ermittelt, ob sie nämlich Juden oder Christen waren. — Es fällt in die Augen, daß der Vf. die critische Untersuchung über die Quellen sich sehr leicht gemacht hat. An dem losen Faden des Idioms, in dem, und der Zeit, in welcher sie geschrieben sind, werden sie an einander gereiht. Die äußeren Fragen über Integrität und Textbeschaffenheit sind nur obenhin berührt. Eine durchgreifende Untersuchung über den Inhalt, über das Verhältniß desselben zur Orthodoxie und zum Volksglauben findet sich überall nicht. Wer nicht schon weiß, was z. B. jüdische Mystik ist, der erfährt hier nur, daß es eine solche gibt. Wir werden alsbald sehen, warum dem Verf. daran liegen mußte, keine genaue Sonderung der Quellen nach ihrem Inhalte vorzunehmen.

Das zweyte Kapitel läßt durch seine Ueberschrift: 'die Erziehung der Juden zur Zeit Jesu, die gelehrte Kaste', nicht errathen, was darin steht. Der Verf. will nämlich aus der Zähigkeit des jüdischen Volkes, mit der es seine Satzungen durch das Leid aller Jahrhunderte fest hielt, seine

Berechtigung nachweisen, aus jenen Quellen den Volksglauben zur Zeit Jesu aufzuzeigen. (Bey der Frage über die Entstehung jener Zähigkeit kommt denn die Rede auch auf die Erziehung und die Rabbinenkaste, und so erklärt sich die Ueberschrift; doch fehlt es auch nicht an anderen Motiven des klebsamen Entwickelungsganges). So sind wir denn auf das gekommen, was wir das πρῶτον ψεῦδος des Gfrörer'schen Werkes nennen müssen, daß nämlich der dogmatische Zustand des Jahrhunderts Christi aus den aufgeführten späteren Quellen ohne weitere Sonderung derselben nachgewiesen wird. Der Verf. beruft sich auf das chinesische Volk und auf das katholische Dogma als auf etwas Analoges. Freylich ist das wichtigste, was wir von den Chinesen wissen, daß sie zäh am Hergebrachten kleben. Aber eben daß wir nicht mehr wissen, sollte uns vorsichtig machen. Und doch was Erfindungen und Handel betrifft sind sie nicht so stätig, daß selbst die Europäer nicht von ihnen lernen könnten. In der That, wenn Hr Gf. über die Zeit hinaus ist, da man alle Bewohner neu entdeckter Inseln Indianer nannte und für Menschenfresser hielt, weil man die Gerichte, die sie verzehrten, noch nicht untersucht hatte, so wird er nicht im Ernste sich auf die Analogie eines Volkes berufen, von dem wir wenig mehr wissen, als von den Bewohnern des Mondes. (Ref. weiß wohl, daß in neuester Zeit Manches über China bekannt geworden ist. Aber die Stimmen sind noch zu einzeln, um ihnen immer zu trauen. Doch würde die Lectüre des Werkes von Davis: the Chinese. London 1836. 2 voll., Hn Gfr. wohl vorsichtiger gemacht haben. Davis nennt die Chinesen zwar a nation of incurable conserva-

tives, aber er behauptet auch: the chief source of rank and consideration in China is certainly cultivated talent. Er weiß neben aller Stabilität, die sich aus der Verschlossenheit für Fremdes und aus dem Despotismus ja genügend erklärt, doch so viel Fortschritt aufzuzeigen, daß wohl zu vermuthen ist, eine genauere Kenntniß von China werde nicht dort so viel Stabilität zeigen, als bey uns, nämlich in unseren Ansichten über ein unbekanntes Volk). Mit gleichem Rechte dürften die Chinesen von den Deutschen behaupten: dies Volk ändere alle Jahrhunderte seine Religion, wenn sie etwa nur von Bonifacius und Luther gehört hätten. Und ist es etwa anders mit der Stätigkeit des katholischen Lehrbegriffes? Der Verf. will aus den Beschlüssen des Tridentiner Concils den katholischen Glauben bis zur Zeit Constantins zurück verfolgen. Wenn das etwas mehr heißen soll, als daß etwa das Apostolicum im 4. wie im 16. Jahrhunderte anerkannt wurde, dann begreift man es nicht. Mit gleichem Rechte dürften wir die griech. und lat. Väter verbrennen und erwarten, daß Hr Gfr. aus den Scholastikern oder Reformatoren sie sämmtlich reconstruierte. Und wenn auch wirklich das Tridentinische Concil der ganzen Dogmenentwikkelung des Mittelalters das Siegel der Unfehlbarkeit nicht aufgedrückt hätte: schloß es nicht gerade die Protestanten von der kirchlichen Gemeinschaft aus, die auf das Urchristenthum zurück gingen? Ja Hr Gfr. gesteht selbst, daß das eigentliche Princip der Kirche des Mittelalters, der Papst, in Trient nur duldend war. Man vgl. Jahrh. d. H. S. 399.

Doch wir verlassen diese unglücklichen Analogien, um dem Verf. in seinem historischen Nach-

weise der Stätigkeit des jüdischen Dogma zu folgen. Zuerst weist er hin auf die Abneigung der Juden vor dem Verkehr mit Fremden. Beweise werden aus griech. Vätern, aus dem Talmud, und dann aus dem Jalkut Chadasch, einer Schrift des 15. Jahrhunderts beygebracht. Dazwischen liegt etwa ein Jahrtausend. Wer sollte nun glauben, daß die Juden in Westeuropa im 5—7. Jahrh. nichts eifriger suchten, als die Gastfreundschaft der Christen, und daß sie im Osten in den freundlichsten Verhältnissen zu den Beherschern des Perserreiches standen, und später mehr als einmahl eine Hauptstütze des Chalifats waren? Sind es nicht christliche Concile, die den Umgang mit Juden verbieten, gemischte Ehen stäts aufs Neue untersagen, oder den Juden Bücher, die gegen die christliche Religion geschrieben sind, entreißen müssen. Man vgl. Concil. Illibert. can. 59. 60. Aurel. III. a. 540. can. 39. Matisc. I. a. 582. can. 14. Legg. Wisigoth. l. XII. tit. III, 11. Jost Gesch. der Israeliten Th. 5. Kap. 9 u. 12. Ueberhaupt zeigt eine Betrachtung der jüdischen Geschichte vom 5. Jahrh. an, daß dieses Volk von den Christen mehr abgestoßen wurde, als sich von ihnen zurück zog. Den Grund dazu legte seit Justin dem Aeltern die Gleichstellung der Juden mit den Ketzern. — Fassen wir dies zusammen und übersehen nicht, daß in den jüdischen Schulen, die sich der unabhängigsten Entwickelung erfreuten, in Sura und Pumbeditha, rabbinische Zänkereyen nicht aufhörten, ja ernsthafte Zerwürfnisse, wie der Abfall der Karäer in der Mitte des 8. Jahrhunderts nicht fehlten (der Verf. vermeidet in Alles, was bey dem Leser einen Zweifel gegen die behauptete Starrheit des jüdischen Dogma erregen

konnte, genauer einzugehen. Dahin gehört namentlich die auffallende Geringschätzung, mit der das sadducäische Schisma abgefertigt wird. Vgl. Abth. 1. S. 137 f. Abth. 2. S. 112): so ist es unbegreiflich, daß das Dogma des ersten Jahrhunderts nicht bloß Jerusalems Zerstörung, die größte Katastrophe des Volkes, sondern auch die Berührungen des Christlichen, Persischen und Muhamedanischen unvermischt und unverletzt überdauert haben soll. — Ref. ist gar nicht Willens, dem rabbinischen Lehrtropus eine große Zähigkeit abzusprechen. Aber die Macht der Rabbinen datiert sich doch hauptsächlich seit der Auctorität des Talmud, so wie diese gegenseitig durch die Rabbinen gestützt ward. Also verflossen mindestens ein paar Jahrhunderte nach Christo, ehe die rabbinische Stabilität eine äußere Basis hatte, oder umgekehrt, ehe der Talmud die Rabbinen zur Consequenz zwang. Sonach ist es in der That naiv, wenn Hr Gfr. z. B. das neutestamentliche Bild der Schlüsselgewalt aus dem (spätern) Brauche herleitet, den Rabbinen bey der Semicha einen Schlüssel zu geben, Jahrh. d. H. 1. S. 155. Am Schlusse freylich hören wir, Jes. 22, 22. komme schon dasselbe Bild vor. Ist das nicht unredlich? — Uebrigens darf Ref. gern anerkennen, daß des Verfs Entwickelung der nationellen Zähigkeit des jüdischen Volkes aus dem stabilen Rabbinenthume, abgesehen von dem Zwecke dieser Entwickelung, recht wohl gelungen ist.

Es ist hiernach unnöthig, noch ausdrücklich gegen den 'Grundsatz' des Verfs zu protestieren: 'daß jedes Dogma, das in einem rabbin. Werke, gehöre dasselbe nun dem ersten oder dem 17ten Jahrh. unserer Zeitrechnung an, als Glaube der Juden hingestellt wird, und das zugleich im N.

T. oder bey den ältesten christlichen Vätern oder den Pseudepigraphen vorkommt, ursprünglich ein jüdisches war'! Doch macht sich der Verf. namentlich diesen letztern Nachweis meist sehr leicht. Gewöhnlich genügt es ihm, eine Ansicht bis in das 2. Jahrhundert verfolgt zu haben, und er fragt dann kecklich: 'warum sollte es im ersten anders gewesen seyn?' Vergl. Abth. 2. S. 10. 16. In der That dürften wir sonach auch sagen: die Philosophie ist nur eine, wahre, und als solche zuerst von Plato oder Aristoteles erfaßt. Wo also spätere Philosophen die wahre Philosophie näherungsweise geben, da folgen sie dem Plato oder dem Aristoteles. Es ist ja natürlich, daß gewisse Ideen sich überall in wesentlich gleicher Weise entwickeln. So namentlich die Ideen der religiösen Mystik. Oder will Hr Gfr. auch die buddhistischen Klöster von den Essäern herleiten? Oder soll man das Vaterunser aus brahminischen Sätzen componieren? So gut möchte es leicht gehen, wie es der Verf. aus rabbinischer Weisheit zusammen stückelt.

Sehen wir nun, wie der Verf. das jüdische Dogma dargestellt hat. Kap. 3. Die jüdische Lehre von der Offenbarung. Kap. 4. Die jüd. Lehre von Gott. Die göttlichen Kräfte. Die Schechina, Memra. Der Sohn, der heil. Geist, die Mutter, der Vater. Jüdische Dreyeinigkeit. Kap. 5. Die Lehre von den höheren Geistern, Engeln und Teufeln. Kap. 6. Die Schöpfung, die Welt und ihre Theile. Kap. 7. Die Lehre vom Menschen, der Seele, Unsterblichkeit, Freyheit und Schicksal, Sünde, Fall. Kap. 8. Die Lehre von den Mitteln und Wegen, durch welche der Mensch die Gnade Gottes erwirbt und seinen Zorn abwendet. Kap. 9. Der Plan Gottes mit

dem jüdischen Volke. Vorsehung. Diese und jene Welt. Wann soll der Messias kommen? Kap. 10. Die alte jüdische Lehre vom Messias und den letzten Dingen. Dieser mehr als die Hälfte des zweyten Bandes umfassende Abschnitt theilt die Lehre vom Messias in a) das gemein prophetische Vorbild, b) das Danielische, c) das Mosaische und d) das mystisch-mosaische Vorbild. — Man sieht leicht, daß der Verf. eigentlich das christlich-kirchliche Fachwerk der Dogmatik zum Grunde gelegt hat. Da hier etwas positiv Gegebenes systematisiert werden soll, so kann die Form des Systems nicht anders gefunden werden, als aus ihm selbst. Oder wird jemand das französische Recht des Code Napoléon nach dem Pandectensysteme anordnen? Nur ein Fall ist denkbar, wo dies Verfahren zulässig ist, wenn etwas Positives ein anderes als Basis anerkennt. So werden die Lehrbegriffe der christlichen Secten sich alle ans kirchliche System als an einen Faden anreihen lassen. Entweder also hat nun der Verfasser gemeint, Jüdisches und Christlich-Kirchliches falle wesentlich zusammen, oder er hat das Jüdische schief aufgefaßt. Wir meinen das Erstere und erwidern nur, wie es auffallend sey, daß die Juden sich noch immer nicht haben bekehren lassen, wenn, nach Gfrörer's Ansicht, die Lehrbegriffe so schlechthin zusammen fallen. — Herr Gfrörer geht mit einem Worte auf die alte Ketzerey hinaus: die Jünger hätten die Lehre des Herrn verfälscht und jüdische Elemente hinein gemengt.

(Der Beschluß im nächsten Stücke.)

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

132. Stück.
Den 15. August 1840.

Stuttgart.

Beschluß der Anzeige: Geschichte des Urchristenthums durch A. Fr. Gfrörer.

Wenn wir nun diese Elemente an der Hand Gf.'s kurz ausscheiden, so wird sich ergeben, daß nicht gar viel übrig bleibt. Denn zunächst wird die Trinitätslehre in ihrem ganzen Umfange als — jüdisch nachgewiesen (I, 301—343). Indem nämlich die aus hellenistischen Elementen nach Palästina gekommene Logoslehre sich ἀνάλογα suchte im Mosaismus, wurde sie in den Dogmen über Schechina, Memra und Metatron gleichsam ins Jüdische übersetzt. Dagegen ist nun zu erinnern, daß der Vf. in seinem 'Philo' keinesweges die Verbreitung der alexandrin. Theosophie nach Palästina zur Evidenz gebracht hat (vergl. diese Blätter von 1832. S. 1355 ff.), und daß in der Darstellung des mystischen Lehrbegriffes bey ihm viele Verwirrung herrscht. Es muß dem Verf. hier wiederholt eingewandt werden, daß die Mystik überall einzelne Züge gleichartig hat, und daß deren Daseyn kein nothwendiges Einverständ-

niß voraus setzt. So haben J. Böhme und Swedenborg etwas den soharischen Sephirot Aehnliches; ich zweifle aber sehr, ob sie den Sohar kannten. So ist es aller Mystik gemeinsam, zu symbolisieren, zu allegorisieren, zu personificieren. Daher Memra und Schechina, und nicht aus der Absicht, Alexandrinisches zu übersetzen. Die Mystik entlehnt wohl, selbst auf die Gefahr eines Widerspruches mit sich selbst, aber sie übersetzt nicht, etwa um einen Widerspruch zu vermeiden. Dieser Hauptfehler, allgemeine Züge der Mystik für positive Uebereinstimmung zu halten, kehrt bey dem Verf. stäts wieder und ist Grund, daß er das Gebiet jüdischer Mystik sehr vergrößert und überhaupt nicht scharf abgrenzt. Nach ihm wären die Juden die größten Mystiker. — Was die Eintheilung des himmlischen Heeres in Classen betrifft (I, 356 ff.), so ist zuzugeben, daß eine solche im N. T. vorkomme. Aber die Uebereinstimmung mit der jüdischen Mystik ist zu bestreiten. Das Bedürfniß Mittelwesen zwischen Gott und den Menschen zu haben, ist ein allgemeines. Jede Mystik füllt es auf ihre Weise aus. Also erst wenn diese Weise die gleiche wäre, dürfte man auf dieselbe Quelle schließen. Aber das N. T. hat entweder vier, Kol. 1, 16., oder nach der Apocalypse sieben Classen, wenn nicht dies Letztere auf anderen Gründen ruht. Die jüdische Mystik aber hat zehn Engelclassen und zwar (wie Gfr. richtig sagt) analog den zehn Schöpfungsworten und dem Dekalog. Diese Zehnzahl wird für das Verständniß der jüdischen Mystik von um so größerer Wichtigkeit seyn, als in nächster Zeit ein Werk zu erwarten steht, welches sie als Grundlage der ganzen Gesetzgebung des Pentateuch im Einzelnen nachweist. Gewiß wird dann um so weniger an eine Verbreitung theoso-

hischer Elemente aus Alexandrien nach Palästina
u denken seyn. — Die dämonisch Kranken er-
lärt der Verf. (S. 381) aus der Dämonenlehre.
Darin mag man ihm beystimmen, das ist nicht
ar neu. Aber er geht weiter und läßt den Teu-
el als Herrn des Fleisches das Böse verursachen,
das die Menschen, dem Fleische folgend, thun.
nd dies soll denn nach Eph. 2, 2. 3. Lehre des
. T. seyn (S. 400). — In der Kosmologie
Abth. II. S. 1 ff.), wo man noch einen Theil
er Lehre vom Wesen Gottes antrifft, gibt der
Verf. einige Beyspiele historischen Leichtsinnes,
ndem er z. B. S. 10. den Glauben der Zeitge-
ossen Christi wahrscheinlich findet, daß von der
Weltenmehrheit schon einige untergegangen seyen,
ndem er Mth. 25, 33. die rechte und linke Sei-
e, die man aus der Gerichtspraxis genügend er-
klärt, von der mystischen Bedeutung der Rechten
nd Linken im Wesen Gottes nach den Elemen-
nen fassen will S. 16, ja indem er das neutest.
Bild des messianischen Gastmahls mit den abge-
hmackten Träumereyen des Henoch und Esdras
ber Leviathen und Behemoth, die der Talmud
ur Speise in der messian. Zeit resp. geschlachtet
der eingesalzen werden läßt, in Zusammehhang
ringt S. 35. — In der Anthropologie (wo
inein auch die Unsterblichkeitslehre gewiesen ist)
hen wir, daß Paulus Eph. 5, 28 ff. über die
he dem Sohar folgt S. 56, daß er seine Drey-
heilung des menschlichen Wesens eben daher ent-
ehnt S. 59, daß er mit den Pharisäern lehrt,
er böse Trieb sey dem Menschen angeboren, 'der
ute komme erst mit den Jahren der Mannbar-
eit' S. 73, daß in 1 Kor. 3, 13 'eine bestimmte
Anspielung' auf das Fegfeuer sey, daß Joh. 9,
. 2 der Glaube an Seelenwanderung zum Grunde
ege, daß die Elemente der Erbsünde im Briefe

an die Römer aus dem Judenthume kommen S. 107, und daß über das göttliche Ebenbild das N. T. dem Sohar folgt S. 109. Ja nach S. 121 ist auch 'die alte Gnosis (z. B. der Valentinianer) aus dem Judenthume ausgegangen und 'findet nur in jenem denkwürdigen Buche ihre wahre Erklärung'. Endlich bekennt Paulus 'das essenische Dogma von der ewigen Vorausbestimmung' S. 125. — Unter der Soteriologie wird zuerst vom Gebete gehandelt, und vom Vaterunser gesagt, es möge wohl jüdischen Ursprunges seyn, während kurz darauf ähnlichen talmudischen Gebeten 'die edle Einfachheit' abgesprochen wird, wodurch sich 'das christliche Gebet' auszeichne. — Wie übel es sey, die jüdische Dogmatik nach dem Systeme der christlichen zu behandeln, zeigt sich wieder bey der Beichte S. 153, die erst ein Accidens der Versöhnung oder Vergebung ist, während sie nach christl. Begriffe voraus gegangen seyn muß. Auch in Betreff der Sätze über den Glauben im Briefe an die Römer wird gesagt, daß sie mit der Lehre des Buches Mechilta übereinstimmten. So geht es fort mit der Wiedervergeltung im künftigen Leben, mit der Heilsamkeit göttlicher Züchtigungen im irdischen, mit den Schätzen im Himmel (und dem Schatze der Heiligen), mit dem descensus ad inferos S. 171 — 184, welches Alles aus dem Judenthume, d. h. freylich bisweilen nur aus dem Sohar ins N. T. gekommen seyn soll. — Das neunte Kapitel berechnet die Ankunft des Messias nach Daniel und denen die ihm (doch nicht ohne Abweichung) folgen. In Betreff der Frage, ob die Zeit des Messias Eins sey mit der künftigen Welt, herrsche keine Uebereinstimmung, welcher 'Zwiespalt' schon im N. T. sich finde. — So weit ist die jüdische Dogmatik abgeschlossen ohne ihre Basis,

das Dogma vom Messias. Das Bisherige, wenn
schon unzureichend, um die Elemente des Urchri-
stenthums dem jüdischen Lehrbegriffe zu vindicie-
ren, kann doch für die Juden unserer Tage nicht
ohne Nutzen seyn, indem es ihnen zeigt, wie
nahe sie in thesi dem Christlichen stehen.

Das Schlußkapitel (S. 219—444) beschäftigt
sich ausführlich mit der Lehre vom Messias und
enthält die verdienstlichsten Forschungen. Dahin
rechnet Ref. die hier wirklich zuerst durchgeführte
Scheidung eines mosaischen Messiasideals von
dem prophetischen. Daß dies bisher nicht geschah,
hat große Verwirrung in die Auffassung der mes-
sian. Erwartungen gebracht. Man sah sich des-
halb zu dem Geständnisse genöthigt, Einiges sey
von und in Christo erfüllt, Anderes nicht. Auch
hat diese Scheidung Hn Gf. die Stellen des N.
T., wo ὁ προφήτης steht, ohne daß man einen
der κατ' ἐξοχὴν so genannten Propheten des A.
T. verstehen könnte, richtig verstehen lassen von
Deut. 18, 15. Daß nun aber auch Hr Gf. in
der Scheidung zu weit geht, darf nicht auffallen.
Etwas Neues, das einem Extreme entgegen tritt,
stellt sich gern aufs andere Extrem. Und dahin
gehört die abermahlige Scheidung eines mystisch-
prophetischen (danielischen) und eines mystisch-
mosaischen Messiasbildes. Hat doch der Verf.
bisher immer die jüdische Mystik in die Orthodo-
xie einsprechen lassen, und wo die eine nicht
ausreichte, bey der andern ein Anlehen gemacht.
Diese Scheidung der messian. Vorbilder führt gar
leicht zu dem Irrthume, als habe dieser Jude
sich zu diesem, und jener zu einem andern be-
kannt, während natürlich im Volksglauben we-
nigstens die Züge der 'mystischen' Vorbilder durch
einander liefen. Dies hat selbst Hr Gfr. bey

Einzelnem anerkennen müssen. Sehen wir nun das Einzelne.

Das messianische Ideal der Propheten ist das sinnliche, wenigstens als solches vom Talmud erfaßt. Auf eine Zeit schwerer Noth (Wehen), nachdem Elias wieder erschienen ist, folgt der Sohn des Stammes Juda von Galiläa ausgehend, führt die 10 Stämme zurück, unterwirft die Heiden, ohne sie zu vernichten, und lebt nun mit den Seinen in der Fülle des Glücks, ein neues prachtvolles Jerusalem bewohnend. Nach dem Tode des Messias wird Himmel und Erde erneuert, dann folgt die Auferstehung und auf sie das Gericht. Hr Gfr. setzt den Glauben an einen zweyten kämpfend unterliegenden Messias (Sohn Ephraims) nicht bis ins Jahrhundert Christi hinauf. Ref. ist nicht abgeneigt ihn für ein Geschöpf der Partey des Bar Cochba zu halten, die dadurch den Glauben an die Würde ihres gefallenen Hauptes aufrecht erhalten wollte. Schließlich verneint der Verf., daß man zu Christi Zeit einen leidenden Messias glaubte. — Wenn nun Hr Gfr. den danielischen Messias nach der Meisterstelle 8, 13. so wie nach Pseudo-Henoch und Esdras als ein himmlisches Wesen aus den Wolken herab kommen läßt, von wo auch die Gottesstadt niederfährt, wenn ferner Auferstehung und Gericht durch den Gesalbten vollzogen werden; so ist es doch wesentlich der prophetische Begriff eines Heldenkönigs, der hier wiederkehrt. Daniels Messias ist der prophetische, nur um eine Stufe höher gehoben.

Die Darstellung des mosaischen Ideals wird mit der Erörterung des jüdischen Satzes eingeleitet: Nichts Neues unter der Sonne, wonach auch die Geschichte ein Kreißlauf ist, in dem Geschehenes wiederkehrt, wonach die künftige Welt selbst

nur eine Potenz der jetzigen seyn wird. Sonach ist der Messias ein Bild des Moses. Er befreyt das Volk, wie jener, am 15. Nisan, gleicht jenem in seinen Wundern und sonstigen Thaten, verschwindet auf eine Zeit, ist Gesetzgeber (König), Hoherpriester, wie jener, ist der Prophet aus Deut. 18, 15. Auch die Erlebnisse des Messias sind die mosaischen: die Geburt, die Beseitigung der Knaben seines Alters, sein Widersacher Bileam, auf den die apokalyptische Zahl gedeutet wird (nach Jos. 13, 21). Diese Basis wird nun von Hn Gfr. nicht ohne Scharfsinn gebraucht und gemisbraucht, um die meisten Vorfälle aus dem Leben Jesu bey den Synoptikern als nach mosaischen Vorbildern Entstandenes zu beseitigen: die Magier, den Kindermord, die Flucht nach Aegypten, die Speisung, die Verklärung, das Wandeln auf dem Wasser, die Zwölfzahl der Jünger, die Himmelfahrt. Für die Versuchung fehlt das mosaische Vorbild, doch will es Hr Gfrörer als nothwendig nachweisen. Endlich ist das Pfingstwunder ein Nachbild der Gesetzgebung auf dem Sinai. — Der mystisch-mosaische Messias verhält sich zu dem mosaischen nicht wie der danielische zu dem prophetischen. Er ist wesentlich ein anderer, der zweyte Adam, und mit ihm kehrt das Paradies wieder. Es sind hier meist essenische und philonische Allegorien zusammen gehäuft, um Christi Geschlechtstafeln Mth. 1, 1, seine Geburt aus dem heil. Geiste, ferner um das Bild des heil. Geistes als einer Taube und die Heiligkeit des Wassers bey der Taufe als fremde Elemente aus dem Christlichen auszuscheiden.

Wir sind am Ende unserer Relation über das Jahrhundert des Heils. Wir müssen es bedauern, daß der Verf. Fleiß und Scharfsinn solch unhi-

storischen Principien unterordnete. Sicher wird über kurz oder lang Jemand nachweisen könenn, die Juden hätten alles das, was der Verf. im N. T. als ein ihnen Entlehntes aufweist, ihrer Seits aus christlichen Elementen geschöpft. Dies wäre nicht minder einseitig, als das Gfrörersche Unternehmen. Aber der Weg zur richtigen Mitte geht durch die Extreme, und zur Wahrheit scheint man erst durch die Verkehrtheit gelangen zu können; deshalb sieht Ref. gern auch in dem Gfrörerschen Werke einen Fortschritt. — Wir hoffen, in kurzer Zeit den Verfasser in seiner Critik der Evangelien zu begleiten. K. Kd.

London.

Bey J. B. Baillière. Elements of Chemistry by Thomas Graham. Part First, containing Heat, Light and Chemical Nomenclature and Notation. Illustrated with 30 wood-cuts. 1837. 8.

Braunschweig.

Bey Fr. Vieweg und Sohn. Dr Thomas Graham's Lehrbuch der Chemie. Bearbeitet von Dr Fr. Jul. Otto, Professor der Chemie am Collegio Carolino in Braunschweig. Lieferung I—IV. 416 Seiten in 8.

Der durch seine schönen Arbeiten über die Constitution der Salze, Diffusion der Gase rc. rühmlichst bekannte englische Chemiker Graham (der bey der Universität in London an der Stelle des verstorbenen Turner die Chemie vorträgt) hat mit diesem Lehrbuche ein Werk begonnen, das allen Freunden der Wissenschaft nur willkommen seyn kann. Während dasselbe von allem bisher

Bekannten das Wesentliche in einer klaren und übersichtlichen Darstellung enthält, gibt es zugleich über die vornehmsten Abschnitte die eigenthümlichen Ansichten eines sinnigen Denkers und fleißigen Arbeiters. Das Original kommt in England in einzelnen Abtheilungen heraus; um so erwünschter ist es daher, daß fast gleichzeitig mit demselben die deutsche Uebertragung erscheint. Sie ist jedoch keine bloße Uebersetzung. Von einem kenntnißvollen, der Sache und Sprache mächtigen Chemiker unternommen, weiß sie eben so gut den Sinn des Verfassers treu auszudrükken, als auch nöthigen Orts das von ihm Mitgetheilte zu vervollständigen und dem Standpuncte und dem Bedürfnisse deutscher Leser anzupassen. Das bisher Erschienene handelt in acht Kapiteln ab: Wärme (Ausdehnung starrer, flüssiger und luftförmiger Körper; Thermometer; specifische Wärme; Wärmeleitung, Ausstralung der Wärme; Durchgang der Wärme durch Körper; Gleichgewicht der Temperatur; latente Wärme; das Verdampfen; Gase; Diffusion der Gase; Hygrometer; Trocknen; Natur der Wärme). Licht. Absolutes und specifisches Gewicht (Aräometer; specifisches Gewicht der Gase). Chemische Nomenclatur. Chemische Aequivalente; Atomistische Theorie; Specifische Wärme der Atome; Beziehung zwischen Atom und Volumen; Chemische Zeichen und Formeln. Dimorphie; Isomorphie; Gruppierung der Elemente, basiert auf die Isomorphie; Volumen der Atome in starrem Zustande. Isomerie; Anordnung der Elemente in den Verbindungen (Constitution der Salze). Chemische Verwandtschaft (Auflösung, Einfluß der physischen Beschaffenheit, Ordnung der Ver=

wandtschaft, Einfluß der Gas-Atmosphäre, der Unlöslichkeit. Berthollet's Ansichten. Katalyse. Inductive Verwandtschaft. Einfache Volta'sche Kette. Magnetische Polarität und Induction, chemische Induction. Zusammen gesetzte Volta-sche Kette. Starre und flüssige Elemente der Volta'schen Kette. Allgemeine Uebersicht).

Hiermit ist also, wie man sieht, eine vollständige Einleitung in die Chemie mit Einschluß des physikalischen Theils derselben gegeben und die einzelnen Gegenstände sind mit einer dem Zwecke angemessenen Vollständigkeit abgehandelt. Dieses gilt vorzüglich von dem interessanten Abschnitte über die Nomenclatur und die Atomentheorie, wo aber das Verdienst des deutschen Bearbeiters in Ergänzung und klarer Auseinandersetzung der Begriffe nicht minder hoch anzuschlagen ist als das des Verfassers. Da für alle Sätze dieser in mancher Beziehung verwickelten Theorie Zahlenbeyspiele zur Erläuterung beygefügt sind, so können auch Anfänger sich bald mit ihr vertraut machen. Wenn S. 275 der Uebersetzung in der Note gewünscht wird, daß bey Rechnungen über das specifische Gewicht der Gase das des Sauerstoffs zur Einheit angenommen werde, und nicht, wie gewöhnlich geschieht, das der atmosphärischen Luft, so können wir diesem Wunsche nur beypflichten, da ja auch bey den chemischen Aequivalenten der Sauerstoff als Einheit gilt.

Der in dem achten Kapitel gemachte Versuch die Erscheinungen der chemischen Verwandtschaft mit denen der magnetischen und galvanischen Polarität zu parallelisieren ist, in dieser Form wenigstens, dem Verfasser eigenthümlich und dürfte noch am ehesten manigfachen Einwürfen und Bedenklichkeiten ausgesetzt seyn, die ausführlich zu

besprechen hier jedoch der Ort nicht ist. Nur das wollen wir berühren, daß hier durchweg als eine ausgemachte Sache angenommen ist, daß alle electrische Wirkung von einer vorher gehenden chemischen bedingt sey. Es scheint beynahe, als ob die Chemiker es für eine Art Ehrensache halten, sich zu dieser so genannten chemischen Theorie des Galvanismus zu bekennen.

Ref. hat seine Ansicht hierüber schon in der Anzeige von Pfaff's Revision der Lehre vom Galvano-Voltaismus (diese Blätter 1838. St. 180.) ausgesprochen. Seitdem haben sich in Deutschland die Stimmen für den Vorzug der Contact-Theorie sehr vermehrt, und namentlich freuet sich Ref. anführen zu können, daß Herr Henrici in Harste, in seiner neuesten Schrift (über die Elektricität der galvanischen Kette. Göttingen 1840) auf ganz ähnlichem Wege, durch sorgfältige Anstellung des Fundamental-Versuchs, zur Ueberzeugung von der Naturgemäßheit der Grundansicht Volta's gelangt ist.

Die äußere Ausstattung dieses Lehrbuches ist sehr ausgezeichnet. Referent, der die englische und deutsche Ausgabe vor sich hat, kann versichern, daß letztere, was Schönheit des Papiers und Drucks, so wie Sauberkeit der in den Text eingedruckten Holzschnitte anbetrifft, der ersteren den Rang abläuft.

C. M.

Frauenfeld.

Bey Beyel: Heinrich Bullingers Reformationsgeschichte, nach dem Autographon herausgegeben auf Veranstaltung der vaterländisch-historischen Gesellschaft zu Zürich von J. J. Hottin-

ger und H. H. Vögeli. Erster Band, 1838. XIX u. 446 S. Zweyter Band, 1838. VIII u. 404 Seiten in 8.

Es war ein der Gesellschaft, auf deren Veranstaltung vorliegende schweizerische Reformationsgeschichte erscheint, völlig würdiger Entschluß, einem Werke, das schon durch zahlreiche Abschriften in der Schweiz einer großen Verbreitung genießt, jetzt eine völlige Publicität zu verleihen, und in weiterm Kreiße dasselbe zugänglich zu machen. Bullinger schildert die Reformationsereignisse seines Vaterlandes mit aller der Naivität und Treuherzigkeit, wie sie nur von einem mit tüchtiger Beobachtungsgabe wie mit gesundem Sinne überhaupt ausgerüsteten Augenzeugen dargestellt werden können. Das ganze Geschichtswerk Bullingers, wie es handschriftlich aufbewahrt ist, zerfällt in zwey Theile, deren erster die Chronik Zürichs bis zur Reformation, 'Chronik von den Tigurinern und der Stadt Zürich Sachen' der zweyte dagegen die Reformationsgeschichte von 1519 bis 1532 umfaßt, doch ist letztere Arbeit, welche hier zunächst gedruckt vorliegt, die am frühesten vom Verfasser gegebene, da er 1574 in der Vorrede zu der Chronik jene Arbeit als schon fertig erwähnt. Die Auswahl zunächst der Reformationsgeschichte zum Drucke ist indeß des allgemeinern Interesses wegen sehr zu billigen.

Die Herren Herausgeber konnten unter den zahlreichen circulierenden handschriftlichen Exemplaren zunächst zwey von besonderem Werthe benutzen, deren eines, im Besitze der Züricher Stadtbibliothek, als das eigentliche Autographon des Verfassers an allen den Zeichen erkannt werden kann, wie sie den sammelnden Fleiß, durch Ein-

haltung der Notizen, durch Einverleibung der
ahlreichen Urkunden, gedruckten und handschrift-
ichen Actenstücken kenntlich machen. Obgleich ein
nderes Exemplar, offenbar eine Copie des erste-
en, spätere Verbesserungen von der Hand des
Verfassers trägt; so haben die Herausgeber doch
enes ursprüngliche Autographon vorgezogen, weil
ene eigene Durchsicht der Copie von dem Verf.
nur als sehr eilig und nicht immer zur Emenda-
ion des Ausdrucks angestellt, sich erwies. Die
Art der Arbeit wird von dem Verf. selbst so ge-
childert, daß er sich die wichtigsten Notizen ge-
egentlich auf Zettel gesammelt, was an Acten-
tücken und Urkunden vorhanden war, dazwischen
eingefügt habe, so daß das Ganze dann nur ei-
ner letzten Ueberarbeitung zu unterwerfen war.
Diesem Ursprunge entspricht auch ganz die gegen-
wärtige Form, die nicht eine fortlaufende Ge-
schichtserzählung, sondern eine ziemlich aphoristi-
sche; in kleinere Abschnitte zerstreute Darstellung
der Ereignisse enthält, deren der erste Band bis
230, der zweyte bis 386 zählt. Die Sprache
ist das Schweizerdeutsch des 16. Jahrhunderts,
wie es ohne viele Mühe leicht verstanden wird.
Die Herausgeber haben darin sicher das Richtige
getroffen, daß sie ihr Autographon diplomatisch
genau, selbst mit den kleinen Incorrectheiten und
Inconsequenzen damahliger Schreibart wieder ga-
ben, so daß auch dem Sprachforscher daran ein
anziehender Vorrath zu Vergleichungen dargebo-
ten ist. Anmerkungen zum Verständniß beson-
ders schwieriger Ausdrücke sind von den Heraus-
gebern, zwar nicht zahlreich, aber doch genügend,
beygefügt.

Eine großartige, den welthistorischen Zusam-
menhang der Reformation würdigende Auffassung

darf man hier nicht erwarten; dafür stand der Verfasser noch zu sehr innerhalb der Ereignisse selbst, war von ihnen viel zu unmittelbar berührt, um sich einer solchen Stellung als Historiker bewußt zu werden. Er berichtet ganz nach Art eines mittelalterlichen Chronisten die Facta, wie sie ihm zur Kunde gelangt sind, weshalb denn auch nicht vergessen wird zu berichten, wenn Meteore am Himmel und Curiosa auf Erden sich ereignet haben. Es ist durchaus der Standpunct innerhalb der Ringmauern Zürichs, von wo aus die Thatsachen angeschaut werden, dennoch ist aber dieser Standpunct für den Beobachter damahliger Zeiten ein äußerst günstiger: wenn der Verfasser auch nur berichtet, wie die oder jene Schweizertruppen unter dem Hauptmanne so oder so mit ihrem Fähnlein zum Kriege ausgezogen sind, entweder dem Kaiser oder dem Papst oder dem Könige von Frankreich zu Hülfe, und wenn er dann auch nur die Schlachtberichte aus Italien in der Weise gibt, wie sie etwa die heimgekehrten Soldaten zu Hause erzählt haben mögen: so liegt darin bey der Zuverlässigkeit des Berichterstatters ein unschätzbarer Quellenschatz für den spätern Historiker. Erzählt er die Reformationshandlungen in der Schweiz auch nur so, wie gerade Zürich durch sie berührt wurde: so ist doch gerade Zürich durch Zwingli's Wirksamkeit so sehr der Mittelpunct jener Bewegungen gewesen, daß auf diese Weise ein durchaus treues Gemählde der Ereignisse selbst gewonnen werden muß. Der künftige Forscher auf dem Gebiete der Reformationsgeschichte hat also jedenfalls eine äußerst reichhaltige, und besonders durch ihre Zuverlässigkeit ausgezeichnete Quelle mehr für jene Zeit erhalten.

Auf die gleichzeitigen Ereignisse in Deutschland wirft der Verf. nur selten einen Blick, weit mehr hat er Italien vor Augen, was sich hinreichend aus den militärischen Verhältnissen der Schweiz erklärt. Nur was die schweizerischen Vorfälle unmittelbar berührt, das Auftreten der Wiedertäufer in Süddeutschland, der Bauernkrieg, wird in den Bericht mit aufgenommen. Sonst darf man vermuthen, daß auch die dogmatische Stellung des Verfassers als erklärten Anhängers der Zwinglischen Abendmahlslehre ihn bestimmt hat, von dem Wirken Luthers weniger Notiz zu nehmen. Wo es aber geschieht, tritt überall eine ziemlich bittere Polemik mit hervor, wie sie freylich damahls nur als durchaus gegenseitig bekannt ist.

Die ausführlichste Schilderung einer Reformationsscene in Deutschland ist, wie es der Zusammenhang mit den schweizerischen Zuständen mit sich brachte, das Marburger Gespräch, für dessen Einzelnheiten hier der Verfasser äußerst anziehende Notizen mitgetheilt hat, die zur Vervollständigung dessen, was wir darüber aus den bisherigen, besonders diesseitigen Quellen wissen, sehr willkommen seyn müssen. Er beginnt die Erzählung Th. II. S. 223 in dem 347. Abschnitte. Von dem Martburgischen Gespräch das der Lantgraff in Hessen beschriben, darauff Luther vnd Zwingli, sampt andern gelerten kamend, vnd weß sy sich da entschlussend. Als Doctor Martin Luther in Saxen, ein häfftigen stryt angehept, mitt M. Vlrychen Zwingli, vnd H. Doctor Oecolampadio, in der Eydgnoschafft von wägen des nachtmals vnsers Herren Jesu Christi, dann D. Luther wider diser zweyen leer gar gifftige vnbescheidne Bücher geschriben, vnd sy getwungen hat,

imm durch gschrifft wiederumm zů antworten. Sölich schriben aber vnd widerschriben, schäntzelen schmätzen vnd zwytracht verergeret vil Christen lüthen gar übel, und macht ein schwal dem fürgang des heiligen Euangeliums. ꝛc.

R—g.

Berlin.

Bey Reimer, 1839: Die Undulationstheorie des Lichtes. Eine Beilage zu den Lehrbüchern der Physik von K. W. Knochenhauer. Mit fünf Figurentafeln. 206 Seiten in 4.

Der Verfasser beabsichtigt in diesem Werke eine Uebersicht der mathematischen Theorie des Lichtes zu geben, wie sie sich seit Fresnel entwikkelt hat. Die Theorie ist nun freylich in der kurzen Zeit, die seit dem Erscheinen dieses Werkes verflossen ist, wieder bedeutend vorgeschritten, so daß man dasselbe in gewisser Beziehung ein veraltetes nennen kann; auch möchten wir den Verfasser nicht ganz von dem Vorwurfe frey sprechen, daß er auch manche der älteren wichtigen Arbeiten nicht gebürend benutzt oder gekannt hat. Wer indessen auf eine gründliche Weise auf das Studium der Originalschriften vorbereitet zu seyn wünscht, wird dieses Buch mit großem Nutzen lesen, doch muß er freylich schon einige Kenntniß des empirischen Theils der Optik mitbringen.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

133. Stück.
Den 17. August 1840.

London.

Bey Bohn, 1839: The Zoology of Capitain Beechey's Voyage; compiled from the collections and notes made by the Cap. Beechey, the officers and naturalist of the Expedition, during a Voyage to the Paçific and Behring's Straits performed in his Majesty's Ship Blossom, under the Command of Cap. F. W. Beechey, in the Years 1825, 26, 27, and 28, by J. Richardson (Säugethiere), N. A. Vigors (Vögel), G. T. Lay (Fische), E. T. Bennett (Fische), Richard Owen (Crustaceen), John F. Gray (Reptilien), W. Buckland and G. B. Sowerby (Geologie). VIII und 180 Seiten nebst 47 Tafeln color. Abbild. in 4.

Die in diesem Werke beschriebenen Gegenstände sind während einer vierjährigen Reise gesammelt; die Reisenden haben eine große Anzahl von Thierarten aus verschiedenen Gegenden zusammen gebracht, von denen manche nur sehr selten, an-

dere wohl noch nie von Sammlern besucht worden sind. Die mitgebrachte Sammlung ist von den oben genannten Herren nach den verschiedenen Classen bearbeitet. Daß der zoologische Theil der Reise erst jetzt erschienen ist, daran ist die Zögerung des Conchyliologen, Hn J. E. Gray, schuld, welcher die ihm anvertraute Conchylienbeschreibung nicht lieferte. — Die mitgebrachten Säugethiere sind der Polarfuchs, der gemeine Fuchs (von der Nordwestküste Americas und von unserm nicht verschieden), der Luchs (Felis rufa, von den Ufern des Columbia und von Nord-Californien, vielleicht der 'Wanshee', dessen Haut der Cap. Cook zu Nootka erhielt), die Lutra canadensis (von Nord-Californien bis zur Behringsstraße), die L. marina (von Alaska bis Californien), der Fiber zibethicus, der Arctomys Parryi (von Neucaledonien bis zum Eiscap), der A. Beecheyi (eine neu entdeckte Art von S. Francisco und Monterey in Californien, vielleicht der Coztiocotaquallin des Hernandez), der Sciurus Colliaei (eine neue Species von Californien, aber vielleicht der Tlalmototli des Hernandez; dieses Eichhörnchen ist auch abgebildet), der Lepus glacialis (russisches America, Norden von Alaska), und der Pteropus pselaphon (von der Bonin-Insel, auch abgebildet). Herr Richardson hat aber nicht allein über diese Thiere mitgetheilt, sondern ein Verzeichniß derjenigen Säugethiere geliefert, welche bis jetzt in der Gegend zwischen dem Rücken der Rocky-Mountains und dem stillen Ocean, von Nord-Californien bis zum nördlichen Ende des Continents, angetroffen sind, und deren Artenzahl auf 81 sich beläuft. — Vögel sind in bey weitem

größerer Anzahl acquiriert, und unter diesen als neue Arten, deren Vaterland aber oft leider nicht angegeben ist, 1 Muscicapa, 1 Tyrannus, 1 Orpheus, 1 Sialia, 1 Motacilla, 1 Tryglodytes, 1 Saxicola, 1 Saltator, 2 Fringillae, 1 Pyrrhula, 1 Garrulus, 2 Picae, 1 Coccothraustes, 2 Pici, 1 Colaptes, 1 Sitta, 2 Columbae, 1 Ortyx, 1 Nycticorax, 1 Numenius, 1 Recurvirostra, 1 Strepsilas, 1 Anas, 1 Uria, 1 Mergus, 1 Larus. Uebrigens finden sich diese neuen Vögel größtentheils schon im vierten Bande des Zoological Journal beschrieben, sind aber hier abgebildet. — Während die Säugethiere und Vögel fast nur characterisiert oder kurz beschrieben werden, erhalten wir über die Lebensart der Fische manche interessante Bemerkungen, z. B. über die fliegenden Fische. Der Naturforscher der Expedition, Hr Lay, will beobachtet haben, daß der Flug des Exocetus nur auf einem einzigen Stoß beruhe, welchen das Thier mit seinen großen Brustflossen auf den Wasserspiegel ausübt; hierdurch erhebe sich der Fisch über das Wasser, und bleibe hier auf kurze Zeit durch Wirkung der großen Schwimmblase und der Fallschirm ähnlichen Form der ausgebreiteten Flossen; bald aber falle er wieder herab nach den Gesetzen der Gravitation, und keinesweges senke er sich herab, um etwa die Flossen wieder naß zu machen, oder um im Wasser zu respirieren; auch hebe oder senke sich der fliegende Fisch niemahls im Fluge, wie man es bey Vögeln beobachtet. Dagegen bemerkt Hr Collie, der Arzt des Schiffes, daß nach seinen Beobachtungen diese Fische das Vermögen besitzen, während ihres Fluges in der Luft, ohne mit ihren

Flossen das Wasser zu berühren, sich etwas zu heben und zu senken im Stande sind, daß sie, obwohl sie gewöhnlich in gerader Richtung sich fortbewegen, dennoch ihre Richtung während des Fluges nach der einen oder andern Seite beliebig abändern können, daß sie in allen Richtungen, mit den Wellen und dem Winde, oder in gerader Richtung, oder unter verschiedenen Winkeln gegen dieselben, fliegen; aber ein Auf- und Abbewegen der Flossen, oder ein Annähern und Entfernen dieser an den Körper und von demselben nahm er nie wahr. Wenn sie bereits in Bewegung sich befinden, so wechseln sie selten ihre ursprüngliche Richtung gänzlich, und ihr Aufsteigen findet niemahls plötzlich, sondern nur allmählich statt, und nur zu einer unbedeutenden Höhe. Die Zahl der beschriebenen und zum Theil abgebildeten, meist neuen Arten, welche aber leider oft nur nach den Abbildungen bestimmt sind, beläuft sich auf 31. — Ueber die 32 mitgebrachten größtentheils neuen Crustaceen wird nur ein beschreibender Catalog nebst den gehörigen Abbildungen gegeben. — Die mitgebrachten Reptilien belaufen sich auf 15, von denen 10 abgebildet und 4 neu sind. — Die Mollusken, deren Bearbeitung die Publication des vorliegenden Werkes um 8 — 10 Jahre verzögert hat, sind sehr zahlreich, und zum Theil von Herrn John Edward Gray, zum Theil aber von G. Sowerby beschrieben. Sie machen den größten Theil des Werkes aus, und wir finden in demselben nicht allein neue, sondern auch bekannte aber seltene Arten in großer Zahl abgebildet. — Die Geologie ist nach den Reisebemerkungen der Herrn Belcher und Collie von

Buckland bearbeitet; leider waren durch das Seewasser die Etiquetten der geologischen Gegenstände größtentheils zerstört, so daß daher die geologische Ausbeute nur gering seyn konnte. Uebrigens beziehen sich die geologischen Beobachtungen auf die Umgegend von Rio de Janeiro, wo die Gebirge fast nur aus Granit und Gneis bestehen, — auf die Bay von Conception an der chilesischen Küste, von wo einige versteinerte Crustaceen und Conchylien mitgebracht sind, — auf Valparaiso, auf die Salas-y-Gomez Insel, die Oster-, Pitkairn-, Gambier Inseln, Tahiti, die Awatsha-Bai, den Kotzebue-Sund, das Thomson- (67° 6′ N. 165° 45′ W.), Lisborn-Cap, die San Francisco-Bai (Californien), Sandwich-, Groß Loo Choo-, Bonin-Inseln, das Port Clarence und die Küste zwischen demselben und dem Kotzebue-Sund. Durch drey Pläne, nämlich von der Eschholz-, Conception-Bai, vom Cap Thomson, und vom Port S. Francisco, ist diese Abtheilung erläutert.

So sehr dieses trefflich bearbeitete und in jeder Hinsicht schön ausgestattete Werk die specielle Zoologie fördert, so wenig allgemeine naturhistorische Resultate liefert dasselbe, indem in keiner Gegend der Blossom so lange verweilte, daß man die daselbst vorkommenden Thiere in einiger Vollständigkeit hätte sammeln, und ihre Lebensart beobachten können; auch die zootomischen Notizen sind ohne Belang.

Berthold.

Freyberg.

Bey Craz und Gerlach, vom 6ten Hefte an

bey Engelhardt: Magazin für die Oryktographie von Sachsen. Ein Beytrag zur mineralogischen Kenntniß dieses Landes und zur Geschichte seiner Mineralien. In freyen Heften herausgegeben von Johann Carl Freiesleben, Königlich Sächsischem Berghauptmann ꝛc. ꝛc. Dritter Heft. 1829. 202 Seiten. Vierter Heft. 1830. 212 Seiten. Fünfter Heft. 1831. 220 Seiten. Sechster Heft. 1834. 125 Seiten. Siebenter Heft. 1836. 313 Seiten. Achter und neunter Heft. 1837. 342 Seiten. Zehnter Heft. 1839. 204 Seiten in Octav.

Obiges schätzbare Werk, von dessen beiden ersten Heften wir früher Nachricht gegeben haben (G. gel. Anzeigen vom J. 1830. 65. Stück), ist nunmehr bis zum zehnten Hefte fortgeschritten, daher es angemessen erscheint, einen allgemeinen Rückblick auf seinen Inhalt zu werfen, da ein Eingehen in das Einzelne desselben die Bestimmung dieser Blätter nicht erlaubt. Die beobachtete Ordnung ist die des Wernerischen Mineralsystems, welches freylich für manche neuere Mineralogen bereits eine Antiquität geworden ist. Der dritte Heft setzt die im zweyten abgebrochene Aufzählung der zum Kieselgeschlechte gezählten, sächsischen Fossilien fort; im vierten und fünften sind die dem Thongeschlechte beygezählten Mineralien enthalten; der sechste Heft ist dem Talkgeschlechte gewidmet; der siebente, achte und neunte Heft liefern die Aufzählung der sächsischen Mineralien des Kalkgeschlechtes; der zehnte endlich handelt von den salzigen Fossilien. Ueberall sind lehrreiche Bemerkungen über das Vorkommen der aufgeführten Mineralkörper in Sachsen eingestreut, wobey der frühere

Umfang dieser deutschen Provinz zum Anhalten genommen; hin und wieder finden sich Beschreibungen neuer Fossilien; und auch einige chemische Analysen sind mitgetheilt. Interessant ist die im dritten Hefte S. 28 enthaltene Nachricht von einer neuen Bildung des Allophans. Man fand im J. 1828, bey der Gewältigung des Schieferleither Erbstollen bey Freyberg, in dem alten Manne, ein durch Rost ziemlich aufgelöstes, eisernes Gezähstück, dessen hölzerner Helm stellenweiß mit einer dünnen, glasartigen Kruste von Allophan überzogen ist. Dies merkwürdige Stück wird bey der Freyberger Bergacademie, in der Sammlung bergmännischer Alterthümer aufbewahrt. In den Beylagen des fünften Heftes befinden sich die Analysen des Hn Professor Kersten vom Talksteinmark von Rochlitz, von dem Kollyrit von Weißenfels, dem Alumocalcit von Milchschachen, dem Fettbol von der Halsbrücke; ferner eine chemische Untersuchung des Eisensteinmarks von Planitz bey Zwickau von Herrn Doctor Schüler. Der sechste Heft enthält in der Beylage die chemische Untersuchung des Metaxits von Herrn Prof. Kersten; der siebente Heft eine Nachricht von dem immer noch räthselhaften, s. g. Calcit, dessen chemische Untersuchung von Herrn Professor Kersten in einer Beylage sich befindet, wo auch Nachrichten über die chemische Zusammensetzung des Schaumkalkes, des s. g. Konites, und des Hornmergels mitgetheilt sind. Bey dem neunten Hefte befinden sich lehrreiche Bemerkungen über das Vorkommen von Frauenseis-Krystallen in einigen Abtheilungen der Wimmelburger Kalkschlotten, und von Herrn Prof.

Kersten über den Fluß-Schwerspath vom Isaak, dessen von dem Herrn Berghauptmann Freiesleben schon vor mehreren Jahren ausgesprochene Zusammensetzung aus Fluorcalcium und schwefelsaurem Baryt, von Herrn Kersten bestätigt wird, der sich aber nicht getrauet zu bestimmen, ob es ein inniges Gemenge, oder eine wirkliche chemische Verbindung beider Salze sey. Die Beylagen des zehnten Heftes enthalten Nachrichten über das Daseyn und die Aufsuchung von Salzsoolen in Sachsen, so wie eine Uebersicht der sächsischen Mineralwässer, nebst Bemerkungen über ihr Vorkommen.

Alle Theile dieses Werkes zeichnen sich durch die vollständigste, mit dem mühsamsten Fleiße zusammen getragene Literatur aus; und auch dadurch wird der Werth dieser Arbeit, zumahl für den vaterländischen Forscher, erhöhet, daß die auf verschiedene nutzbare Mineralkörper sich beziehenden Berggesetze in Beylagen mitgetheilt worden. Es verdient gewiß dankbare Anerkennung, daß der würdige Verfasser, durch das Uebermaß der Geschäfte in seinem großen Wirkungskreiße, und bey seinem vorgerückten Alter, sich nicht abhalten läßt, dies Repertorium für die sächsische Mineralogie fortzusetzen, und dadurch zur Erweiterung der Kenntniß der Natur des Vaterlandes, und der Geschichte seiner Mineralien, beyzutragen.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

134. 135. Stück.
Den 20. August 1840.

Trier.

Alterthümer und Naturansichten im Moselthale bei Trier. Herausgegeben von Johann Anton Ramboux und mit einem erläuternden Texte begleitet von Johann Hugo Wyttenbach. Vier Hefte mit sechszehn lithographierten Blättern und 20 Seiten Text in groß Folio. Trier und München 1824.

Römische, Byzantinische und Germanische Baudenkmale in Trier und seiner Umgebung. Herausgegeben von dem Architecten Christian Wilhelm Schmidt. 1. Lieferung. 54 Seiten Text und 10 lithographierte Blätter in Folio. Trier 1836. In Commission bey J. J. Lintz.

Trier, ursprünglich wohl ein Flecken der tapfern gallischen Nation der Trevirer, aber schon in der ersten römischen Kaiserzeit unter dem Namen Augusta Trevirorum eine sehr blühende Hauptstadt des Landes, römische Colonie und wichtiger Waffenplatz für die Kriege mit den Germanen, später in den Zeiten des zerfallenden Reichs häufig der Sitz römischer Kaiser (clarum

domicilium principum nach Ammian) und selbst durch Bildungsanstalten ausgezeichnet, bewahrt noch heute die großartigsten Reste seiner damahligen Blüte, die, abgesehen von ihrem localen Interesse, und auch von dem nationalen, das ein jeder Deutsche an dem alten Ruhme des deutschen Triers nehmen muß, eine noch allgemeinere Bedeutung in Anspruch nehmen, als die mächtigsten Denkmähler römischer Größe in diesen nördlichen Gegenden. Wie Trier erwachsen ist, zeigt der Plan der Stadt, wie bey so vielen alten Städten, noch heutzutage; eine Landstraße, die vom mittlern Rhein nach der hier angelegten Moselbrücke und darüber nach Nord- und Süd-West führte, bildete die Achse der Stadt, an welche alles Andere sich durch allmähliche Erweiterung angelehnt hat. Die Endpuncte dieser Achse bilden nach der Landseite die so genannte Porta nigra, jetzt wieder das nördliche Thor von Trier, auf welches eine alte Hauptstraße von Trier in gerader Linie zuführte; nach der andern Seite die Moselbrücke, wohin die vielen römischen Straßen der Gegend alle convergieren: die beiden Werke der Römerzeit, in denen die größte Solidität und Vollkommenheit in der Construction herrscht. Oestlich davon liegen dem Mittelpuncte der Stadt nahe die große Basilica, die im Dome noch größtentheils erhalten ist, weiterhin mehr westlich, eine zweyte Basilica, mit offenen Arcaden, von sehr merkwürdiger Construction, von der ein bedeutendes Stück sich als Theil des kurfürstlichen Pallastes, jetzt der Pallast-Caserne, erhalten hat; dann in derselben Richtung an der Südostecke der Stadt umfassende Ruinen römischer Bäder, und weiter nach Osten die Reste eines Amphitheaters, welches nach den Spuren daran anstoßender Mauern einst

die Grenze der alten Stadt bildete, die nach dieser Seite das jetzige Trier weit an Umfang übertroffen haben muß. Diese östlich gelegenen Ruinen gehören jedoch offenbar größtentheils den letzten Zeiten des römischen Reiches in diesen Gegenden an, besonders die Bäder, in denen Architecturstücke gefunden worden sind, die den vollständigen Verfall der alten Baukunst zeigen, und doch ist die technische Beschaffenheit derselben, namentlich die Fabrication und Verbindung der Backsteine, auch noch an diesen Denkmählern bewundernswürdig.

Die Denkmähler Triers haben in neuerer Zeit wenigstens in Trier selbst die gebührende Schätzung gefunden, aus der freylich auch mancher patriotische Traum hervor gegangen ist, wozu namentlich die Porta nigra einen reichen Stoff gegeben hat. Quednow's Trierische Alterthümer geben nützliches Material; fleißige und gründliche Forschung zeichnet die Arbeiten des trefflichen Wyttenbach aus, dieses für Trier unschätzbaren Mannes, dessen ganzes Streben und Wirken darauf hinaus gegangen ist, in Zeiten revolutionärer Zerstörung und gewaltsamer Centralisierung dem alten Trier seine Schätze der Kunst und Literatur zu erhalten, und ihnen durch zweckmäßige Anordnung und sorgfältige Untersuchung Geltung und Gemeinnützigkeit zu verschaffen. Auch das oben zuerst genannte Werk, so viel uns bekannt, der erste Versuch, die alten Denkmähler in größerem Maßstabe und auf eine ihrer würdige Weise darzustellen, verdankt ihm die Erläuterungen.

Unter den Alterthümern, die in diesem Werke auf eine, allerdings mehr für die Unterhaltung, als wissenschaftliche Zwecke berechnete Weise mit Naturansichten des schönen Moselthals abwechseln,

ist mit Recht der Porta nigra, auch Porta Martis und Simeonsthor, genannte Bau voran gestellt, dies in colossaler Größe aus großen Blöcken eines festen, weißgrauen Sandsteins in drey Stockwerken aufgemauerte Doppelthor (ein Dipylon, wie in Athen), dessen Seiten von zwey Thürmen flankiert werden, die nach der Stadtseite viereckig, nach außen im Halbkreiße vorspringen. Daß dieser Bau schon seiner ursprünglichen Bestimmung nach ein Thor in der Ringmauer und den Befestigungen von Trier bildete, zeigt seine Lage und Gestalt, schwieriger ist die Epoche zu ermitteln, in der es entstanden. Der gelehrte Erklärer hält mit Recht daran fest, daß es ein Werk der römischen Zeit sey, wiewohl er in der nähern Bestimmung schwankt. Er vergleicht sehr passend die beiden alten Stadtthore von Autun (Augustodunum), der Hauptstadt der Aeduer, die gewiß durch ihre Freundschaft für Rom auch zeitig es verdient hatte, mit großen Bauwerken ausgezeichnet zu werden. Die Thore von Autun müssen nach Millin's Beschreibung so wohl in der Anlage im Ganzen, als auch in der technischen Construction große Aehnlichkeit mit der Porta nigra haben; es ist nur zu bedauern, daß Millin die Details der Corinthischen Capitäler und Gesimse nicht beschreibt, aus denen die Zeit des Baues sich mit Sicherheit schließen lassen würde. Ein neuerer Beschreiber römischer Denkmähler in Gallien in den Annalen des archäologischen Instituts T. X. p. 88 eignet beide Thorgebäude von Autun einer 'guten Epoche' zu. Wie in Augustodunum, sind auch in Trier die großen Sandsteinquader aufs genaueste zusammen gefügt, so daß man keine Messerschneide dazwischen bringen konnte; ja, wo der Stein eine spätere Bearbeitung erhalten hat,

wie in den Reliefköpfen von Heiligen und Kirchenvätern, mit denen die Porta nigra als christliche Kirche noch im siebenzehnten Jahrhundert geziert worden ist, sind die Fugen kaum erkennbar. Auch ist hier, wie dort, durchaus kein Mörtel zur Verbindung angewandt, nur große eiserne Klammern sind im Innern zwischen den Steinen eingelassen, aber meist mit großer Mühe, nicht ohne bedeutende Zerstörungen, herausgebrochen, ohne daß das Fehlen dieser Klammern die Festigkeit des Baues im geringsten beeinträchtigt hätte. Die außerordentliche Sorgfalt und Präcision der Construction, die sich in diesen Dingen kund gibt, scheint in großem Widerspruche zu stehen mit der rauhen und formlosen Gestalt, welche die Quader der Mauern, so wie die Säulen und Gebälke nach außen zeigen; aber es kann gar keinem Zweifel unterliegen, daß dieses ungefüge Aeußere nur in dem Mangel der letzten Vollendung seinen Grund hat. Das Gebäude war, nach dem Verfahren, das wir bey den Griechen immer, und wenigstens hin und wieder auch bey den Römern beobachtet finden, zuerst aus den im Groben behauenen Steinblöcken zusammen gesetzt worden; die feinere Arbeit sollte an den Flächen des Bauwerkes selbst ausgeführt werden; da muß irgend ein Ereigniß den Fortgang des Werkes unterbrochen und den Muth zu neuem Beginne gelähmt haben. Zum Theil sind selbst die Vorsprünge an den Steinen noch stehen geblieben, um welche man beym Versetzen derselben die Seile gezogen hatte. Ein solches Ereigniß wird freylich leichter in der Zeit der Völkerwanderung, als im ersten Jahrhundert unserer Zeitrechnung aufzufinden seyn; dessen ungeachtet scheint es uns aus Gründen, die in der Geschichte der Architectur liegen, viel glaublicher, daß die

Errichtung dieses Bauwerkes in diese, als in jene Zeiten falle. Fügt man in Gedanken der Porta nigra die feinere Arbeit hinzu, wozu die Indicationen im Groben vorhanden sind: so überzeugt man sich bald, ein Gebäude in dem großartigen Stile der ersten Kaiserzeit vor sich zu haben, den Arcaden und Säulenstellungen am Theater des Marcellus und Coliseum in fast allen Formen nahe verwandt, mit schlanken dorischen Säulen, die schwerlich canneliert waren, und unter dem Capitäl am Halse ein Band oder Riemchen statt des Einschnittes hatten; der Architrav niedriger als der Fries (zumahl im untern Stockwerke, wo der hohe Fries einen ganz besondern Zweck gehabt haben muß, vielleicht ein Bildwerk aufzunehmen); das Gesims von der Stärke, daß es Riem und Kranzleisten nebst den übrigen untergeordneten Gliedern erhalten konnte; darüber ein Stereobat für die Säulen der obern Ordnung; die Säulenbasen wahrscheinlich von derselben Art, wie sie die unterste Säulenreihe am Coliseum hat. Die Verschiedenheiten, wie namentlich daß die Arcaden nicht bis zum Stereobat offen sind, sondern Fensterbrüstungen haben, erklären sich hinlänglich aus der Bestimmung eines Festungs-Thors. Von den verkünstelten und verdorbenen Formen der spätern Kaiserzeit, namentlich der unzweckmäßigen Verbindung von Säulen und Bogen, zeigt sich nirgends die geringste Spur. Diese vom Stile der Architectur entnommenen Gründe sind wohl, wenn sie die Probe genauer Prüfung bestehen, gewichtiger, als die historische Wahrscheinlichkeit, wonach Hr Prof. Wyttenbach sich für die Epoche Constantins zu entscheiden geneigt ist. Wenn die Allemannen auch solche Zerstörungen angerichtet hätten, daß Eumenius Trier unter Constantin cun-

ctis moenibus resurgentem nennen durfte: konnte die Porta nigra bey ihrer Solidität doch alle diese Verheerungen überstanden haben; auch gehen die moenia weniger auf die Mauern als auf die Gebäude der Stadt im Ganzen; Eumenius hebt selbst einen Circus und ein Forum mit Basiliken (wozu opera regia sedemgia iustitiae in Apposition stehen, nicht besondere Gebäude anzeigen sollen) als die Hauptunternehmungen hervor, wodurch Constantinus das erneuete Trier schmückte. Doch bescheidet sich der Unterzeichnete gern, durch diese Bemerkungen die Frage nicht erledigt zu haben; seine Absicht ist nur zu fernerer und genauerer Vergleichung anzutreiben. Merkwürdig, daß, was in römischer Zeit nie geschehen war, im Mittelalter wenigstens versucht und angefangen worden ist; im dritten Stockwerke des Thurmes zur rechten Hand nach der Stadtseite sind Säulen und Pfeilerchen aus den massiven Steinblöcken im Stile der so genannten vorgothischen Architectur geschnitzt worden: offenbar zu eben der Zeit, als nach derselben Seite hin ein Chor angebaut und das ganze Gebäude zur christlichen Kirche des St. Simeon eingerichtet wurde. Dieser St. Simeon war von den Aebten Richard und Eberwin aus dem Orient, von Antiochien, nach Trier gebracht worden, und lebte sieben Jahre als freywilliger Recluse in einem der Thürme dieses Thors, welches eben darum der Erzbischof Poppo nach seinem Tode (1035) als Kirche nach dem Namen des neuen Heiligen benannte.

Außer der Porta nigra, die auf mehreren Blättern in verschiedenen Ansichten, theilweise und im Ganzen, von Außen und Innen, dargestellt ist, enthalten die vor uns liegenden vier Hefte, mit denen das Werk abgeschlossen ist,

auch Ansichten der Moselbrücke, des Amphithea-ters, das aus kleinen, ziemlich cubischen Quadern von Kalkstein erbaut ist, der römischen Bäder, erbaut in einer aus eben solchen Kalkwürfeln und großen Backsteinen gemischten Construction, welche im vierten Jahrhundert sehr beliebt gewesen seyn muß, der römischen Theile der Pallast-Caserne, über die Hr Professor Wyttenbach sehr interessante Nachrichten mittheilt, ohne sich über die ursprüngliche Bestimmung des colossalen Backsteingebäudes zu entscheiden; wir möchten besonders wegen des großen Bogens, der den halbkreisförmigen Theil, das Hemicyclium oder die Concha, des Gebäudes von dem in die Länge sich erstreckenden Raume trennt, die oben angegebene Vorstellung einer Basilica fest halten, so auffallend auch die von offenen Arcaden durchbrochene lange Seitenmauer des Gebäudes dabey bleibt. Auch das Denkmahl der Diana zu Bollendorf und das merkwürdige Monument zu Igel sind mit Recht unter die Trierischen Alterthümer mit aufgenommen; über die Bildwerke des letztern und ihre Bedeutung gibt indeß die in diesen Blättern vom Jahre 1835 St. 99. angezeigte Schrift von Schorn vollständigere Auskunft, und, wie es scheint, auch in den Abbildungen genauere Details; dagegen ist den Inschriften von Hn Prof. Wyttenbach in diesem Werke die größte Sorgfalt gewidmet worden.

Was in dem Werke von Rambour noch vermißt wird, architectonische Risse und Details, verspricht das andere oben genannte Werk auf die erwünschteste Weise zu liefern. Das erste Heft gibt Grundrisse, den Aufriß der Façade und Längendurchschnitt, eine innere Perspective, die Portale mit ihren Bildwerken und architectonische Details von der Liebfrauen-Kirche zu Trier,

diesem unvergleichlichen Bauwerke, dem in der originellen Einfachheit seines Planes, und der Reinheit seiner edlen und gefälligen Formen ein Stempel der Vollendung aufgedrückt ist, in dem die aus dem so genannten byzantinischen Stile eben erst erwachsene gothische Architectur so classisch erscheint, wie in wenigen ihrer Werke aus späterer Zeit. Der Text ist auf sehr zweckmäßige Weise aus historischen Erörterungen von Wyttenbach, architectonischen Bemerkungen vom Herausgeber, und Erklärungen der Bildwerke an der Kirche von Dr J. G. Müller, Domcapitular zu Trier, zusammen gesetzt. Wir erinnern uns in Trier selbst gehört zu haben, daß das nächste, oder eines der nächsten Hefte dem Dome von Trier gewidmet seyn soll, der in sich die interessantesten Ueberreste einer colossalen Basilica, zum Theil wunderlich verbaut und verdeckt, enthält und einem forschenden Architecten die interessantesten Aufgaben darbietet.

K. O. M.

Berlin.

Bey Lüderitz, 1839. Ueber die Entstehung, das Alter und die früheste Geschichte der Städte Berlin und Kölln. Ein Beytrag zur Geschichte der Germanisierung slavischer Gegenden. Von K. F. Klöden. Mit Karten und Plänen. XII u. 361 Seiten in 8.

Der Verf., welcher sich als Ziel gesetzt hat, die Entwickelung von Köln und Berlin bis zu der Zeit zu erforschen, wo die urkundliche Geschichte anfängt, beginnt, nachdem er in der Kürze die zu verschiedenen Zeiten und von verschiedenen Interpreten versuchte Erklärung der Namen Berlin und Köln und die Ansichten der

märkischen Geschichtsforscher über die Zeit der Gründung von Berlin voran geschickt hat, mit einer gelungenen Schilderung des großen slavischen Landstrichs von Böhmen bis zur See, die sich minder poetisch, aber jedenfalls wahrer ausweist, als die von Barthold im ersten Bande seiner pommerschen Geschichte gegebene. Nach der Oertlichkeit dieses vielfach von Seen und tiefen Strömen durchschnittenen Landes werden die Handelswege bestimmt, deren drey, auf denen die Waaren der südlicheren Provinzen nach dem Norden geführt wurden (über Teltow, Saarmund und Mittenwalde) sich da vereinigten, wo jetzt Berlin sich ausdehnt. Deshalb und weil der dortige Spreepaß die nördlichen Lande schützte, hob sich die dort angelegte Handelsstätte frühzeitig. Der Verf., welcher entschieden der Meinung ist, daß die Gründung Berlins vor der deutschen Besitzergreifung statt gefunden habe, beschäftigt sich zunächst mit der Widerlegung derer, welche die Existenz der jetzigen Hauptstadt der preußischen Monarchie erst seit der Zeit der Markgrafen von Brandenburg datieren. Gegen die Einwürfe, daß Berlins zuerst 1244, Kölns 1238 und als Stadt 1261, urkundlich Erwähnung geschehe, wird hervor gehoben, daß Berlin schon 1244 der Sitz eines Propstes gewesen, daß es 1252 sich der nämlichen Zollfreyheit mit Brandenburg erfreut, gegen Ende des 13. Jahrhunderts mit Stendal, Prenzlau und Perleberg, den alten Hauptstädten der Altmark, Priegnitz und Ukermark, gleiche Abgaben gezahlt, daß es endlich schon 1278 eine bedeutende Bevölkerung gehabt habe, da höchstwahrscheinlich von ihm in jenem Jahre die Gründung des in der Neumark gelegenen Städtchens Berlinchen ausgegangen sey. Endlich lasse sich von keiner der märkischen Städte

mit Gewißheit nachweisen, daß sie erst nach der durch die Deutschen erfolgten Besitznahme des Landes gebaut sey. Habe man das geringe Alter Berlins daraus erweisen wollen, daß die Stadt keinen Gildebrief besitze, der über das J. 1272 hinaus gehe, so müsse man erwägen, daß das von König Heinrich 1231 zu Worms erlassene Verbot der Gilden gewiß auch von den Markgrafen in ihren Landen bekannt gemacht sey. Gewiß, eine äußerst schwache Widerlegung! War jenes Verbot nicht auch in den Landestheilen anderer deutschen Fürsten veröffentlicht? und wenn wir in deren Städten ältere und erneute Gildebriefe vorfinden, wenn selbst der Rath von Stendal in dem genannten Jahre eine Gilde bestätigte, konnte aus dem angegebenen Grunde dasselbe nur in Berlin nicht geschehen? 'Der Ursprung beider Orte aus slavischer Zeit, sagt der Verf., würde fest gestellt seyn, wenn sich nachweisen ließe, daß die Namen Berlin und Köln wirklich wendisch wären'. Und wirklich entscheidet sich der Verf. für wendische Benennungen, welche durch Deutsche corrumpiert seyen. Die ursprüngliche Bezeichnung soll Borrolina seyn, d. h. ein durch Wald unterbrochenes Ackerfeld und es werden mehrere dem entsprechende Benennungen von Berlin angeführt, die jedoch nur in von Wenden bewohnten Gegenden vorkommen. Unter diesen befindet sich auch ein mit Buschwerk (!) bewachsener wüster Acker eine Meile von Nordheim, welcher Berlin geheißen. Umsonst aber sucht man bey dieser Gelegenheit nach Nachweisungen, daß bis in dieser Nähe von Nordheim Wenden gewohnt haben. Für Köln nimmt der Verf. die alte Benennung Kolne (aber so heißt das rheinische auch) an, der das altwendische Wort Koll (ein in Wasser eingerammter Pfahl, also Kollne

einzelne auf Pfählen erbaute Häuser) zum Grunde liege. Hiernach glaubt der Verf. den Beweis geführt zu haben, daß beide Städte schon in der wendischen Periode vorhanden gewesen seyen.

Nun folgt S. 131 bis 234 eine Uebersicht der Geschichte der Mark vom Anfange des 12ten bis zur Mitte des 13ten Jahrhunderts, die um so füglicher hätte entbehrt werden können, als sie einmahl nichts Neues liefert und sodann außerhalb des Bereiches der vorliegenden Untersuchung liegt, da, wie oben bemerkt ist, Berlins in diesem Zeitraume keine Erwähnung geschieht. Doch seyen zwey, diesem Excurse entnommene, kurze Bemerkungen hier verstattet. S. 136 heißt es, daß der Slavenkönig Heinrich am 21. Merz 1125 gestorben sey. Worauf stützt sich diese Angabe? In der Uebersicht des cap. 40. lib. I. des Helmold von Bangert wird für jenes Ereigniß das Jahr 1126; von dem gelehrten Gebhardi (Allgemeine Weltgeschichte tom. 51.) das Jahr 1121 genannt. 'Ihm (Heinrich) folgte in der Herrschaft Fürst Pribislav' heißt es ebendaselbst. Aber Helmold sagt: Filii Henrici, Zwentepolch, nec non Kanutus, dominio successere. Erst nach dem Tode des dänischen Kanut, der nicht mit dem slavischen verwechselt werden darf, folgte Pribislav. S. 267 werden Julin und Wineta neben einander genannt.

Hieran knüpfen sich (S. 234) 'Gesichtspuncte für die Geschichte der Entstehung von Berlin und Köln', bey denen vor allen Dingen zu beklagen steht, daß des Erwiesenen so wenig, des als wahrscheinlich Berechneten so viel sich uns zeigt. Aus der ungleich größeren Zahl von Husen, welche Berlin vor Köln voraus hat, wird geschlossen, daß ersteres bereits eine Stadt gewesen, als letzteres noch Dorf war und sodann der

Satz aufgestellt, daß Berlin von Deutschen, Köln von Slaven bewohnt und zwar ersteres nichts anderes als eine deutsche Colonie im Slavenlande gewesen sey. Die bey dieser Gelegenheit abgehandelte Einwanderung von Deutschen in die slavischen Länder enthält eine Zusammenstellung vieler interessanter Notizen. Der Handel der Deutschen im Wendenlande konnte, so sagt der Verf., nicht ohne deutsche Handelscolonie bestehen. Von Magdeburg, einem Hauptstapelplatze, führte die große Handelsstraße nach Polen und Pommern nothwendig über die Spree. Dieser Zug erstreckte sich über Brandenburg und Potsdam nach Köln, wo die Spree überschifft werden mußte. 'Deshalb unterhandelten die magdeburger Kaufleute wahrscheinlich mit dem wendischen Fürsten, welchem die Spreeufer gehörten, und da in Köln (aber der Ort wird aus jener Zeit noch nicht genannt!) der Platz besetzt war, so legten sie auf dem andern Ufer der Spree, auf einer vielleicht bloß zu diesem Zwecke entwaldeten Stelle, auf dem Berlin (würden deutsche Kaufleute die Stelle slavisch benannt haben?) einen Markt an, der seinen Schutz unstreitig von dem Schlosse hatte, welches die Wenden hier zur Sicherheit des Stromüberganges besaßen. Wahrscheinlich ist es, daß schon dieses Schloß, welches auch vielleicht bereits schon lange stand, der Berlin hieß.' Nun sey der Marktplatz mit einer Marktkirche angelegt und zwar Alles in einer so genauen Nachahmung von Magdeburg, daß selbst die Kirche wahrscheinlich schon einen Doppelthurm erhalten habe, wie die magdeburgischen Kirchen. Wann aber diese Anlage begonnen, lasse sich nicht bestimmen. 'Brandenburg war, wie es scheint, bereits 927 eine Handelscolonie und mochte es wohl schon ziem-

lich lange seyn; Berlin ist wahrscheinlich später angelegt.'

Nach diesen Vorbemerkungen beginnt S. 288 die früheste Geschichte von Köln und Berlin und zwar mit der Einleitung: 'Wir verhehlen uns nicht, daß dieser Theil unserer Arbeit in historischer Hinsicht nothwendig der schwächste seyn muß, weil selbst unsere Vermuthungen sich hier nicht einmahl auf urkundliche Beweise gründen können.' Dennoch stoßen wir auf umfassende Erörterungen. Sehr früh bauten sich Wenden in dem Dorfe Kollne an, das in Folge seiner glücklichen Lage bald vergrößert werden mußte. 'Wahrscheinlich hatte jedes größere Dorf mindestens Einen Götzentempel und Köln hat deren vielleicht mehrere gehabt.' 'Schon mochten Generationen in dem Dorfe Kollne hingeschwunden seyn, als der fränkische König Karl der Große im Jahre 780 die Sachsen unterjochte (?) und sie durch das Schwert zwang, das Christenthum anzunehmen.' Nach Erzählung der Unternehmungen Karls, dessen Todesjahr fälschlich auf 812 bestimmt wird, werden die Slavenkämpfe unter Heinrich und Otto kurz besprochen. Dann kommt der Verf. auf Köln zurück, welches damahls bereits ein ganz ansehnlicher Platz geworden seyn müsse; vielleicht seyen hier schon früh Erdwerke zur Vertheidigung der Flußpassage angelegt; doch hätten die dortigen Bewohner, wegen der passenden Lage, eine Strecke Landes am rechten Spreeufer entwaldet und dort wahrscheinlich dicht am Ufer ein festes Schloß errichtet, um die Ueberfahrt zu beherrschen. Unter den vielen Kirchen aber, die damahls in den wendischen Gauen errichtet worden, sey wahrscheinlich auch die Kirche in Kollne gewesen. Bald nach der Anlage des Schlosses am andern Spree-

ufer sey wahrscheinlich eine Colonie von Deutschen dahin geführt, die nach dem Muster von Magdeburg auf dem Berlin eine Marktkirche errichtet hätten, welche wahrscheinlich schon damahls dem heiligen Nicolaus gewidmet gewesen sey. Und auf diese Weise wird die Gründung Berlins nach der Theorie der Lehre von der Wahrscheinlichkeit dargethan.

Hav.

Paris.

Baudry, 1840. Tesoro de Historiadores españoles, que contiene: Guerra de Granada, por Mendoza; Esped. de los Catalanes y Arag. contra Turcos y Griegos, por F. de Moncada; Hist. de los movim., separac. y guerra de Cataluña, por M. de Melo; Con una introduccion por Don Eug. de Ochoa. XXXVI u. 460 Seiten gr. 8.

Während die pyrenäische Halbinsel noch immer eine Beute des Bürgerkrieges ist, der wahrscheinlich seinen Kreißlauf erst durchtoben wird, bevor Fürst und Volk sich versöhnen können, ein abermahliges Beyspiel, wie schwer beide die Verletzung alter Verträge büßen müssen; droht dem spanischen Buchhandel immer mehr Gefahr, nach wieder hergestellter Ruhe, den Wettkampf mit den französischen Typographen kaum siegreich bestehen zu können: die Ausgabe einiger spanischer Geschichtschreiber, welche wir hier anzeigen, beweist dieses aufs Neue. Während einer langen Zeit wenigstens wird der Debit der classischen Schriften Spaniens wahrscheinlich sich größtentheils auf Spanien selbst beschränken, da bis zur allgemeinen Befriedigung des Landes nicht allein Europa, und dies bedeutet bey der geringen Ver-

breitung der spanischen Sprache in unserm Welttheile freylich nicht viel, sondern auch Amerika, mit spanischen Büchern reichlich versehen wird.

Die Sorgfalt des Herausgebers, seine Ausgaben nach den besten vollständigsten zu veranstalten, die biographischen und critischen Notizen, der schöne correcte Druck und die Billigkeit des Preises (9 Francs!); alles empfiehlt diese Ausgabe, mit welcher wir uns beeilen die Freunde der spanischen Sprache und des spanischen Schriftenthums bekannt zu machen.

Die Guerra de Granada von Mendoza (gest. 1575) ist nach der besten Ausgabe: Valencia bey Monfort 1776 in Quart (von welcher indeß abermahls ein Abdruck in Octav in demselben Verlage 1795 erschienen ist, so wie 1830 mit einem neuen Titel, zum Debit des damahls in London gewesenen Salvà, eine Ausgabe, die Ochoa nicht erwähnt) mit dem Prologo und dem Leben Mendoza's von Tribaldos. Der Espedicion von Moncada (gest. 1635) geht eine kleine lebensgeschichtliche Notiz voran, eben so der Historia de Cataluña von Melo († 1667) nach der letzten Madrider Ausgabe von 1808.

Wir theilen übrigens ganz die Ansichten des Herausgebers in Beziehung auf die Nothwendigkeit gute Schriftsteller in neuen Ausgaben zu verbreiten um die Reinheit der Sprache zu erhalten, und finden daher das Unternehmen des Herausgebers, folgende geschmackvolle Sammlungen veranstaltet zu haben, sehr lobenswerth: Tesoro del teatro esp. 5 vol. (50 Fcs), Tesoro de los romanceros 1 vol. (10 Fcs), Tesoro de prosad. esp. 1 vol. (10 Fcs), Apuntes para una bibl. de escr. esp. contempor. 1 vol. (10 Fcs), Colecc. de piezas, 1 vol. (10 Fcs).

Mlfrd.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

136. Stück.
Den 22. August 1840.

Hamburg.

Bey Perthes = Besser u. Mauke, 1839. Ueber die verschiedene Eintheilung des Decalogs und den Einfluß derselben auf den Cultus. Eine historisch = kritische Untersuchung von Johannes Geffcken, Prediger zu St. Michaelis in Hamburg. 280 Seiten in 8.

Durch den im sechzehnten und siebenzehnten Jahrhundert mit großer Lebhaftigkeit geführten Streit über die richtige Eintheilung des Decalogs war keine Entscheidung erkämpft, da die lutherischen Theologen hartnäckig den Vorzug der in ihrer Kirche gebräuchlichen behaupteten, welchen die reformierten nicht einräumen konnten. Die Unionsversuche legten eine Wiederaufnahme der Untersuchungen den Theologen unserer Zeit nahe. Sonntag und Züllig unterzogen sich derselben in mehreren Abhandlungen in den theol. Studien und Critiken. Diesen schließt sich Geffcken mit seiner umfassenden Arbeit an.

Der Titel zeigt an, daß das Geffcken'sche Buch in zwey Theile zerfällt. In dem ersten soll die

richtige Eintheilung durch exegetische und geschichtliche Gründe fest gestellt, in dem zweyten von den Folgerungen geredet werden, welche die verschiedenen Kirchen aus ihrer Eintheilung herleiteten, also von ihrem Einflusse auf den Cultus. Daß das zum ersten Theile gehörige nicht in einer fortlaufenden Reihe, sondern zuerst S. 3—30 kurz, dann in weiterer Ausführung S. 123—275 mitgetheilt wird, hat darin seinen Grund, daß der Verf. zwey nach dem Drucke von S. 3—30 erschienene Abhandlungen von Sonntag und Züllig noch berücksichtigen wollte. Der erste Theil des Buches hat dadurch bedeutend an Vollständigkeit gewonnen. Wir fassen Alles zu ihm gehörige zusammen.

Der Text des Decalogs liegt in zwey Recensionen vor, im Exodus und im Deuteron. Die Abweichungen der beiden Recensionen von einander sind, was die eigentlichen Gebote betrifft, nicht bedeutend. Im Verlaufe des Streites ist aber die, daß im Verbote des Begehrens im Deuter. das Weib voran steht, im Exod. das Haus, von Bedeutung geworden wegen des Gewichtes, welches man auf sie gelegt hat. Aus dem Verhältnisse des Deuteron. zu den Gesetzen in den drey mittleren Büchern schließt G. mit Recht, daß die ursprünglichere Gestalt des Decalogs im Exod. sey.

An der Zehnzahl der Gebote kann nicht gezweifelt werden. Sie wird durch Deut. 5, 19. vergl. c. 10, 4. gewiß. Untersuchungen darüber, welche Gebote auf der einen, welche auf der andern Tafel gestanden haben, können zu keinem Resultate führen.

Von den verschiedenen Eintheilungen sind eigentlich nur zwey Gegenstand des Streites und von nachhaltigem Einflusse gewesen, die älteste,

welche die Reformierten angenommen haben und die Augustinische, welche in der katholischen und lutherischen Kirche mit einer unbedeutenden Veränderung die herrschende geworden ist.

Alle anderen geben sich leicht als wenig berechtigte zu erkennen. 1) Die der jetzigen Juden, welche den denunciativen Satz 'ich bin der Herr dein Gott' als eigenes Gebot fassen, ist schon zu den Zeiten des Kaisers Julianus vorhanden gewesen, aber hat, und das hätte Hr G. anführen sollen, in älteren Zeiten keine irgendwie allgemeine Zustimmung und Annahme gefunden. Ich will zum Beweis hierfür nur eine Stelle aus dem Seper Ikkarim erwähnen (in observationes Jos. de Voisin in prooemium pugionis fidei, Ugolini thesaurus 1. p. CLXIV.), welche so lautet: 'haec est doctrina multorum sapientum, verba Decalogi ego sum Dominus etc. non esse de numero decem praeceptorum sed esse prooemium duorum sequentium, scilicet v. 3. non erunt tibi etc. et v. 4. non facies tibi sculptile etc. Wir sehen hieraus, daß die jetzige Eintheilung erst in späteren Zeiten allgemeine Geltung gefunden hat, wohl besonders durch die Zählung des Maimonides, der als das erste von den 613 Geboten des Pentateuchs dieses anführt: 'ich bin der Herr dein Gott' ꝛc. Wenn Hr G. S. 183 die Meinung äußert, daß die Juden, indem sie sich für diese Eintheilung entschieden, von einem exclusiven Principe sich hätten leiten lassen, um das Gesetz als ein ihnen allein gegebenes in Anspruch zu nehmen, so hat er nicht an die so häufig wiederkehrenden Behauptungen in jüdischen Schriften gedacht, nach welchen das Gesetz am Sinai allen Nationen und zwar jeder in ihrer eigenen Sprache von Gott mitgetheilt ist. Ich verweise auf

die von Gfrörer, Jahrhundert des Heils 2. S. 390 ff., angeführten Stellen. 2) Die Eintheilung des Hesychius von Jerusalem ruhet auf einer eben so willkürlichen Veränderung des Textes des Decalogs, wie die ist, welche die Friesen zwischen der Ems und Lauer (S. 191. Anm.) sich erlaubten. 3) Die eigentlich augustinische Eintheilung wird zugleich mit der katholischen als unrichtige erkannt werden.

Die älteste Eintheilung nun ist die, nach welcher das erste Gebot von der Einheit, das zweyte von der Unabbildbarkeit Gottes handelt, und das Verbot des Begehrens ein Gebot, das zehnte, bildet. Die Abweichung des Deut. vom Exod. spricht für die Einheit des Verbotes des Begehrens, denn sie voraus gesetzt findet nur eine Umstellung zweyer Wörter in demselben Gebote statt, während bey der Trennung dieses Verbotes in zwey das neunte Gebot im Exod. ein anderes seyn würde als das neunte im Deuter. Wenn aber das Verbot des Begehrens ein Gebot ist, so muß, um die Zehnzahl heraus zu bringen das von der Einheit Gottes getrennt werden von dem seine Unabbildbarkeit vorschreibenden.

Unter den äußeren Gründen, welche S. 123—410 aufgezählt werden, sind die wirklich gewichtigen allein und entschieden für diese älteste Eintheilung. Sie werden hergenommen: 1) aus dem alttest. Texte, oder vielmehr aus den masorethischen Bemerkungen in ihm, worüber später; 2) aus dem N. T., 'in welchem sich Manches findet, was sich mit einem doppelten Gebote des Begehrens nicht vereinigen läßt'; 3) aus Philo und Josephus, welche in allen Stellen, und deren sind nicht ganz wenige, auf das bestimmteste dieser Eintheilung sich anschließen;

Sonntag hat sicher Unrecht, wenn er aus ihrem Stillschweigen über die von ihm vertheidigte Eintheilung nur schließen will, daß sie ihr nicht geneigt waren; 4) aus den Kirchenvätern; mit großem Fleiße sind die Zeugnisse aus den apostolischen Constitutionen, dem Theophilus, Clemens von Alexandrien (welcher durchaus mit Unrecht als erster Zeuge für die katholisch-lutherische Eintheilung betrachtet worden ist), Origenes, Tertullian, Gregorius von Nazianz, Hieronymus, Sulpicius Severus, Cassianus zusammen gestellt, welche alle entschieden für diese Eintheilung sind. Für sie ist auch die Vulgata, 'welche doch sicher das repräsentiert, was damahls in der abendländischen Kirche gebräuchlich war'.

Erst Augustin zog das erste und zweyte Gebot zu einem zusammen, trennte hingegen das Verbot des Begehrens in zwey, und zwar in der Weise, daß das neunte lautet: du sollst nicht begehren deines Nächsten Weib. Der Hauptgrund, den er für diese Eintheilung anführt ist der, daß sich nur drey Gebote auf Gott beziehen dürften, damit durch sie die Dreyeinigkeit abgebildet werde, ein Grund, der ja allerdings im Zusammenhange der augustinischen Denkweise von der größten Bedeutung ist, dem aber beweisende Kraft zuzuschreiben wir schwerlich geneigt seyn können. Augustin selbst beobachtet diese Eintheilung nicht immer; er schließt sich an mehreren Stellen der an, nach welcher es nur ein Verbot des Begehrens gibt.

Durch das Ansehen ihres Urhebers gewann diese Eintheilung Eingang in der abendländischen Kirche, während die griechisch-katholische 'durchaus und von jeher' die älteste Eintheilung befolgt hat.

Die eigentlich augustinische Fassung mit dem

neunten Gebote: du sollst nicht begehren deines Nächsten Weib, scheint lange Zeit vor der jetzt in der katholischen und lutherischen Kirche gebräuchlichen den Vorrang behauptet zu haben. Die geringe Abweichung der letzteren von der ersteren wird dadurch erklärt, daß der Text der Vulgata nur im Exod. eine Trennung des Verbotes des Begehrens gestattete; nicht im Deut. Der Recension im Exod. gemäß aber mußte das neunte Gebot 'du sollst nicht begehren deines Nächsten Haus' lauten. Wie dem auch sey, so viel ist gewiß, daß im Anfange des 16. Jahrhunderts die jetzige katholische und lutherische Eintheilung allgemein verbreitet war. Die reformierten Theologen, welche sie verließen, mußten sich gegen den Vorwurf der Neuerung und der willkürlichen Aenderung vertheidigen. Denn daß hie und da sich in der abendländischen Kirche auch die älteste Eintheilung behauptet hatte (S. 197 — 208); war kaum gegen die fast allgemeine und sich immer mehr befestigende Herrschaft der Neueren in Anschlag zu bringen. Ein Erasmus und Cassander (um 1551) konnten als Katholiken noch ohne Scheu der ältesten Eintheilung den Vorzug geben; aber solches war, seitdem der Catechismus Romanus erschienen und die katholische Eintheilung symbolisch sanctioniert war, nicht mehr gestattet.

Es wird hier der Ort seyn, einen Blick auf die masorethischen Bemerkungen im hebräischen Texte zu werfen, von welchen Hr G. S. 123 — 136 spricht. Es kann nicht meine Absicht seyn, Herrn G., der sich leider hier zu sehr an Züllig anschließt, in seiner besonders gegen Sonntag gerichteten Untersuchung nachzugehen; ich will nur kurz die richtigen Gesichtspuncte andeuten.

In sehr vielen Handschriften und fast in allen

Drucken sind die Paraschen der katholischen Eintheilung gemäß gemacht, in der Weise, daß der denunciative Satz mit dem Gebote der Einheit und der Unabbildbarkeit zusammen gefaßt, und das Verbot des Begehrens in zwey Gebote getheilt wird. Unter den zehn Paraschen im Exodus ist eine Petucha; sie gilt durchaus nicht mehr und hat keine andere Bedeutung als jede Setuma; denn ob eine Petucha oder Setuma gesetzt wird, hängt allein davon ab, ob der für eine Parasche vorgeschriebene freye Raum innerhalb einer Zeile vorhanden ist oder nicht.

Aus der Geschichte der Eintheilung des Decalogs wird fest stehen, daß diese Paraschen-Eintheilung erst durch christlichen Einfluß seit dem 14. oder 15. Jahrhundert in den hebräischen Text gekommen ist, etwa wie die Kapiteleintheilung.

Bestätigung erhält dieses dadurch, daß der größere Theil der Handschriften das Verbot des Begehrens nicht in zwey Paraschen theilt. Zehn Gebote werden aber auch sie ohne allen Zweifel auszeichnen. In welcher Weise sie dieses thun, muß bey den einzelnen diplomatisch genau untersucht werden. Von vorn herein ist nichts zu bestimmen.

Im Exod. so wohl als im Deut. findet sich eine doppelte Accentuation des Decalogs. Sie hat schon in älteren Zeiten viele Verwirrung angerichtet. Nach der Ausgabe von van der Hooght von 1705, und die ist in den Accenten sehr genau, steht die Sache im Exod. so. Nach der einen bilden die Worte in V. 2—6 fünf Verse, also fünf durch Silluq cum Sof Pasuq begrenzte Gebiete, nach der andern bilden sie ein einziges Versgebiet, welches durch das Silluq cum Sof Pasuq am Ende von V. 6 beherrscht und begrenzt wird. Vers 7 bildet einen Vers nach beiden

Accentuationen, daher hier dieselben Accente nach beiden. V. 8 — 11, das Gebot von Sabbat, ist nach der einen in vier Versen, nach der andern in einem Verse enthalten. In V. 12 ist wieder Uebereinstimmung beider. Vers 13 — 16 sind nach der einen vier Verse, nach der andern werden sie in einen Vers zusammen gefaßt. In V. 17 ist wieder Uebereinstimmung beider. Mit der Accentuation im Deuteron. verhält es sich eben so.

Die eine Accentuation, welche V. 2 — 6 zu einem Verse zusammenfaßt, kann nicht früher als die katholische Eintheilung in die Handschriften gekommen seyn. Man darf schon aus den durch sie entstehenden beyspiellos großen Versgebieten in V. 2 — 6 und in V. 8 — 11 schließen, daß sie die spätere ist. Die andere Accentuation, nach welcher der Decalog in 16 Verse zerfällt, würde jeder Eintheilung Raum gestatten und nur durch die Einheit des 17. Verses für die Einheit des Verbotes des Begehrens sprechen.

Die doppelte Accentuation beruht also auf einer doppelten Versabtheilung. Die doppelte Eintheilung der Juden, so wohl die des Philo und Josephus, als die der späteren Juden ist also in ihr nicht zu finden. Doch das ist ganz deutlich.

Nach der Aufzählung der äußeren Gründe werden S. 210 — 243 die inneren Gründe angegeben, nach welchen die Selbständigkeit des Gebotes der Einheit Gottes und des Gebotes der Unabbildbarkeit, sodann die Einheit des Verbotes des Begehrens behauptet wird.

Den äußeren und inneren Gründen gemäß ist der Vorzug der ältesten Eintheilung durchaus einzuräumen, welche Hr G. nach Philo, dem ältesten bestimmten Zeugen für sie, die philosche Eintheilung zu nennen vorschlägt.

Der zweyte Theil der Arbeit S. 30—121 handelt von den Folgerungen, welche die verschiedenen Kirchen aus ihrer Eintheilung gezogen haben. Es soll gezeigt werden, daß die reformierten Theologen, die auf der Selbständigkeit des Gebotes der Unabbildbarkeit bestanden, in diesen Folgerungen zu weit gingen und dadurch so wohl der edlen Gestaltung der Gotteshäuser, als der gedeihlichen Entwickelung der Kunst und der Verbreitung des Protestantismus sehr hinderlich wurden.

Herr G. hält, um gleich das zu bezeichnen, was in der höchst interessanten Ausführung dieses Theiles Anstoß erregt, vieles für eine Folgerung aus der Eintheilung des Decalogs, was im Zusammenhange der ganzen Richtung der verschiedenen Kirchen begründet liegt. Er selbst führt auf eine andere Ansicht von dem, was Einfluß auf die verschiedene Gestaltung des Cultus in den verschiedenen Kirchen hatte, durch die Nachrichten, die er aus der Geschichte der Entwickelung der schweizerischen Kirche mittheilt.

Die reformierte Kirche riß sich viel rascher und entschiedener vom Katholicismus los als die lutherische. Sie wollte plötzlich zur Einfachheit der apostolischen Kirche zurück kehren; alles, was in der römischen Kirche geworden und mit dem Cultus verbunden war, hielt sie für verwerflich. Das zeigt sich in vielen Erscheinungen, vorzugsweise auch in der Abschaffung der Bilder. Zwingli's reformatorisches Wirken begann mit der Predigt gegen die Verehrung des Marienbildes zu Einsiedeln. Die Schweizer Reformatoren erklärten sich bald gegen jede bildliche Darstellung in der Kirche; die Kirchen wurden von den Heiligenbildern gereinigt. Aber dieses ist nur eine Aeußerung derselben Richtung, welche sich sonst

manigfach äußerte. Die Gotteshäuser, welche die Reformierten errichteten, wurden ohne allen architectonischen Schmuck erbaut und erhielten ein nacktes, stubenartiges Ansehen; von den Kirchhöfen ward die Kunst verbannt, kein Stein, kein Denkmahl bezeichnet nach seinem Willen die Stätte, wo Calvin begraben liegt; die Glocken wurden beybehalten, ihr Gebrauch beschränkt; die Orgeln wurden größtentheils abgeschafft, die Synoden zu Dordrecht 1574 u. 1578 verwarfen sie ausdrücklich; Zwingli war dem Gemeindegesang abgeneigt und längere Zeit hindurch ward in Zürich Gottesdienst ohne Gesang gehalten; und wenn auch Calvin den Psalmengesang begünstigte, die freundliche Pflege und die innige Liebe, welche das Kirchenlied in der lutherischen Kirche fand, ward ihm in der reformierten nie zu Theil. Ja, gingen die Reformierten doch so weit, daß die Feyer der drey christlichen Hauptfeste kaum in ihrer Kirche beybehalten ward.

Alle diese Erscheinungen erwähnt Hr G.; er stellt die Nachrichten über sie auf das sorgfältigste zusammen. Er spricht von ihnen in zusammen hängender Darstellung in seinem Buche und gibt dadurch zu erkennen, daß er selbst genöthigt ist, sie im Zusammenhange aufzufassen und ihre Erklärung in der eigenthümlichen Richtung der reformierten Kirche zu suchen. Es handelt sich durchaus nicht allein um die Abschaffung der Bilder.

Um so überraschender aber ist es, der Eintheilung des Decalogs einen so gewaltigen Einfluß eingeräumt zu sehen. Mit welchem Rechte behauptet Hr G. S. 32 'daß die feindselige Richtung gegen die Kunst und damit alle Folgerungen, welche daraus hervor gingen, daher rührten, daß die Reformierten das bestimmte Gebot Gottes auf ihrer Seite zu haben glaubten', mit di-

sem bestimmten Gebote das du sollst dir kein Bildniß machen meinend? Oder mit welchem Rechte stellt er S. 81 den verschiedenen Gebrauch und Zustand der bildenden Kunst unter dem Einflusse der verschiedenen Kirchen dar als nächste und unmittelbare Folge der verschiedenen Eintheilung des Decalogs und der verschiedenen Auslegung des zweyten Gebots? Herr G. wird nicht einmahl berechtigt seyn in dem Urtheile Zwingli's und Calvin's, daß jeder kirchliche Gebrauch der Bilder gegen das Gesetz Gottes streite, den Anfangs- und Stützpunct einer Richtung zu sehen, die jeder Beziehung der Kunst zum Cultus feindlich entgegen trat. Denn Zwingli's Urtheil brachte nicht 'den einigen Glauben' hervor, durch welchen die Bilder in Verachtung gekommen S. 38. Karlstadt zertrümmerte die Bilder der Heiligen, aber daß er in der Eintheilung des Decalogs mit den Reformierten übereingestimmt habe, wird nicht berichtet. Die Bischöfe der Synode zu Constantinopel 754 folgten derselben Eintheilung des Decalogs, der die Bischöfe der zweyten nicänischen Synode folgten; dennoch geboten die Einen die Verehrung der Bilder, die Anderen verdammten sie.

Allerdings nun beriefen sich die reformierten Theologen um die Abschaffung der Bilder zu rechtfertigen auf das bestimmte göttliche Gebot, durch welches sie verboten. Zwingli nennt das zweyte Gebot Exod. 20, 4 ff. 'den Brunnen und Ursprung, woraus alle anderen Verbote der Bilder flössen'. Leo Juda sagt den Vertheidigern der Bilder: 'das Gebot Gottes (Exod. 20.) blybt in Ewigkeit styf ston und unverruckt'. Die Sache stellt sich so: gerade weil die Richtung der reformierten Kirche dahin ging, die Bilder abzuschaffen, legte sie das große Gewicht auf die Worte

'du sollst dir kein Bildniß machen'. Daß sich die Reformierten der ältesten Eintheilung des Decalogs anschlossen und sie vertheidigten, ist vielmehr eine Folge ihrer ganzen Richtung, als daß diese aus der Eintheilung des Decalogs abgeleitet werden könnte.

Ohne mit Hn G. den Zustand der bildenden Künste unter dem Einflusse der verschiedenen Kirchen als die nächste und unmittelbare Folge der Eintheilung des Decalogs anzusehen, weise ich gern auf die Beschreibung dieses Zustandes hin, welche in seinem Buche gegeben wird. Sie wird von allgemeinem Interesse seyn, auch abgesehen von der Verbindung, in welche der Zustand der Kunst mit der Eintheilung des Decalogs gesetzt wird.

In der katholischen Kirche, die ohne den äußern, prunkvollen Cultus gar nicht gedacht werden kann, bleibt Bilder- und Heiligen-Dienst. Kirchen werden den Heiligen erbaut, Altäre ihnen geweiht. Der Cultus fördert Plastik und Mahlerey. Erstere ward dadurch in ihrer Ausbildung gehemmt, daß die Statuen der Maria und der Heiligen mit Kleidern geschmückt und ihnen Perlen und Münzen umgehängt werden. Die Kleider verdecken das Werk des Künstlers und machen die kunstlosen Gebilde den kunstvollen gleich. Die Mahlerey fand manigfaltigen Stoff in den Legenden und Heiligen-Geschichten. Der Cultus verlangte Darstellungen aus ihnen. So bleibt die historische Mahlerey vorzugsweise den katholischen Ländern eigen. Daß sie von der hohen Stufe, die sie im 15. und 16. Jahrhundert erreicht hatte, herab sank, hat auf die Masse, auf die Zahl der Gemählde keinen Einfluß S. 81—89.

Die reformierte Kirche breitete sich zunächst in den Ländern aus, in welchen die bildenden Künste,

namentlich die Mahlerey, in voller Blüte und allgemeiner Achtung standen, in der Schweiz, am Rhein und in den Niederlanden. Zeitgenossen der Reformatoren sind Hans Holbein der ältere und der jüngere in Basel, Hans Asper in Zürich, Nicolaus Manuel in Bern. Alle Kirchen der Schweiz waren mit Bildern angefüllt; auf 40 Wagen wurden die Bilder aus dem St. Galler Münster fortgefahren, um verbrannt zu werden. In den Niederlanden wurden die schönsten Bilder durch den Eifer für den reinen Glauben vernichtet. Es sollten keine Bilder für kirchliche Zwecke innerhalb der reformierten Gemeinden seyn. So verlor die historische Mahlerey, welche ganz vorzugsweise die kirchliche ist, ihre Hauptstütze, den Zweck, für welchen sie gewirkt hatte. Aber die Kunst war vorhanden und ließ sich nicht so leicht vernichten; sie mußte in einer anderen Richtung wirken. In den Niederlanden beschäftigte sie sich damit Stillleben, Landschaften, besonders Genrebilder hervor zu bringen. Das ward jetzt eigentlicher und Hauptinhalt der Gemählde, was bis ins 16. Jahrhundert hinein nur Beygabe zu dem eigentlichen Inhalte war. Auf altdeutschen und altitaliänischen Gemählden hat man Gelegenheit die Sorgfalt zu bewundern, mit welcher der Hausrath, die Kleidung, die Landschaften auf historischen Gemählden gemahlt sind. Aber dergleichen ist hier immer nur Beywerk zu den eigentlichen Gemählden. Vom Ende des 16. Jahrhunderts an wird es in den Niederlanden anders. Scenen aus dem häuslichen und Volksleben, Stillleben, Thierstücke werden Gegenstände für besondere Gemählde. Es entstehen Gemählde für das Haus, für Privatleute. Die aus den Kirchen verbannte Kunst findet in den Häusern der Reichen und Vornehmen eine

Freystatt. Diese Art der Mahlerey findet dann auch in Italien, Spanien, Frankreich Eingang, ihre Heimath bleiben die reformierten Niederlande. Herr G. hätte hier darauf aufmerksam machen sollen, daß in den Niederlanden die Verhältnisse der Entstehung und Ausbildung gerade dieser Art der Mahlerey am günstigsten waren, und daß von allen Ländern reformierter Confession sich die Niederlande ganz besonders und fast ausschließend für sie eigneten. Die Bedingungen ihrer Entstehung sind auch durch den Cultus, mehr noch durch die Eigenthümlichkeit niederländischen Lebens gegeben. Denn nirgends finden wir auf gleiche Weise das Streben nach einem bequemen, auf das Haus sich beschränkenden und in der gemüthlichen Einrichtung desselben Befriedigung suchenden Leben; und nirgends sind auf gleiche Weise die Mittel ein solches Leben sich zu verschaffen vorhanden, der Reichthum und die Unabhängigkeit der Privatpersonen, die selbständige, behagliche Stellung des Bürgers in den reichen Handelsstädten.

Was endlich die luthersche Kirche betrifft, so wollte Luther selbst 'alle Künste gern sehen im Dienste deß, der sie geben und geschaffen hat'. Er erklärte sich nur gegen den Misbrauch der Bilder, nicht gegen ihren Gebrauch. 'Bilder soll man abthun, wenn sie angebetet werden, sonst mag man sie wohl leiden'. Er wünscht auch, 'um des vermaledeiten Unglaubens und Misbrauchs wegen', daß sie abgeschafft werden, aber er kennt auch solche, 'die man gar nicht verwerfen dürfe'. Auf die Eintheilung des Decalogs legt Luther, beyläufig gesagt, wenig Gewicht.

Wenn Luther den Gebrauch der Bilder bedingungsweise für zulässig erklärt, und die lutherische Kirche sich auch in dieser Hinsicht an ihren

großen Stifter anschloß, so fanden doch die bildenden Künste und namentlich die Mahlerey in ihr keine besondere Pflege. Albrecht Dürer zwar und Lucas Cranach wandten sich der Reformation, die von Wittenberg ausging, zu. Aber sie sind auch die größten Mahler in der lutherischen Kirche auf lange Zeit hin. Gerade die Unruhen, welche Deutschland theilweise in Folge der Reformation heimsuchten, waren der Entwickelung der Kunst nicht günstig. Dazu kommt das Getheiltseyn der Interessen, so wohl in großen als in kleinen Verhältnissen. In den deutschen Städten wollte jede Zunft und jede Gilde sich durch Gemählde und Schildereyen in ihren Kirchen verewigen, und die Stelle, welche ihre Mitglieder einnahmen, verzieren. Auf das Ganze ward nicht gesehen und darum fragte man nicht, ob die Zierden für einzelne Plätze dem Ganzen zur Unzierde gereichten. Die Bedeutung der Kirche für die Gemeinde, die ganze und in ihrem Daseyn nicht an eine Generation geknüpfte, trat zurück. Bilder, welche nur ein Privat- und ein Zeit-Interesse haben, fanden Platz in ihnen. Zu solchen müssen auch die Gemählde selbst der ausgezeichnetsten Prediger oder anderer um die Gemeinde verdienter Personen gerechnet werden; dergleichen eignet sich nicht für eine Kirche. So lange aber der Einzelne oder die Einzelnen das, was ihnen würdig scheint die Kirche und Plätze in ihr zu schmücken, in sie hinein bringen konnten und man sich an solchem Schmucke genügen ließ, so lange war in dem kirchlichen Gebrauche der Bilder kaum eine stärkere Aufforderung für die Mahler, ihrer Kunst eine würdige, allgemeinere Richtung zu geben als in dem häuslichen und Privatgebrauche derselben.

Herr Geffcken sucht zuletzt noch die Fragen zu beantworten, was in einer protestantischen Kirche dargestellt werden dürfe und wo diese Darstellungen anzubringen sind? S. 116 — 121. Ich möchte hier den Wunsch äußern, von Herrn G., welcher sich, wie man aus diesem Buche sieht, mit der Geschichte der Kunst genauer beschäftigt hat, eine ausführlichere Beschreibung der Entwickelung derselben in den verschiedenen Kirchen zu lesen. Es würde sich dadurch noch bestimmter heraus stellen, daß die Eintheilung des Decalogs nicht eben von großer Bedeutung für sie gewesen ist. Aber das erhellt auch schon aus der kurzen Darstellung in diesem Buche, deren wesentlichen Inhalt ich treu mitgetheilt zu haben glaube.

Bertheau.

Hannover.

In der Hahn'schen Hofbuchhandlung. 1840. W. v. d. Knesebeck Historisches Taschenbuch des Adels im Königreich Hannover. XII u. 444 Seiten.

Ein Adelslexicon oder ein Adelsbuch des Königreichs Hannover, welches von dem Königlichen Hause, den Standesherren, und dem übrigen Adel des Landes handelt, und außerdem 21 zum Theil recht interessante Beylagen enthält.

Der Verfasser hofft einem dringenden Bedürfnisse wenigstens einigermaßen abgeholfen zu haben.

K.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

137. Stück.
Den 24. August 1840.

Gröningen.

Statt den bey Dissertationen verhältnißmäßig immer mehr oder weniger längern Titel der Doctor-Dissertation des Hn Bernh. ten Brink, de hasta praecipuo apud Romanos signo imprimis justi dominii, abzuschreiben, mögen eher einige Bemerkungen über einzelne Eigenheiten desselben, in Vergleichung mit unseren deutschen Sitten, gemacht werden. Der Verf. ist Rector eines Gymnasiums, was bey uns an einem Juristen eine Seltenheit wäre, wobey es aber in den Niederlanden aus der juristischen gelehrten Geschichte, z. B. bey Vinnius, Jensius und Reitz, bekannt genug seyn kann, daß da das juristische Studium mit dem Schulstande wenigstens eben so natürlich verbunden ist, wie in Deutschland ehemahls, und wohl auch noch jetzt, die Theologie. Dann hat er schon eine oder gar zwey andere academische Würden, die anderswo weder einzeln, noch vollends so verbunden, vorkommen, Magister der theoretischen Philosophie und Doctor litterarum humaniorum. Der

Magister ist bekanntlich in Beziehung auf die sieben freyen Künste, sehr alt; seit wann der Doctor der Philosophie als des allgemeinen Namens der den drey höheren entgegen gesetzten Facultät, hinzu gekommen ist, weiß man nicht, obgleich Mancher sich noch erinnern kann, wie nach und nach dieser Doctor den Magister, im gemeinen Leben, und dann selbst in den Diplomen, verschlungen hat, so daß, wer vor funfzig Jahren Magister geworden war, in dem erneuerten Diplom nun Doctor heißt. Auf der Pariser Universität waren ursprünglich nur Magister und zwar nach den vier Nationen, und dazu kamen die dreyerley Doctoren, so daß das Ganze aus sieben Körperschaften bestand, wovon aber nur die vier ältesten, die Nationen, den Rector hergeben konnten. Von der Philosophie, aber nicht wie hier, nur der theoretischen, hat nun in Deutschland die Facultät den Namen, doch zuweilen mit Zusätzen, die aber alle nicht erschöpfend sind, und sogar officiell, mit dem einfachen Namen abwechseln, bald Philosophie und Philologie, bald Philosophie und Mathematik, auch wohl 'Philosophie u. s. w.', wobey Nichts ausgeschlossen wird, wie man doch auch den französischen zwey Abtheilungen, den *belles lettres* und den *sciences* Schuld geben kann. — Ferner wird in den Niederlanden der Rector, auf dem Titel einer Dissertation, mit erwähnt, und so ist es schon gekommen, daß man ihn wohl für den Verfasser gehalten hat, wie dies bey uns oft mit dem Präses der Fall ist. Der Rector und Prorector wird in Deutschland nur auf den Diplomen genannt, mit denen er im Einzelnen nichts zu thun hat, so daß es auffallen mußte, als einmahl Jemand für ein Ehrendiplom auch dem Prorector seinen Dank abstatten lassen wollte.

Nach dem Rector ist hier auch noch der academische Senat noch vor der Juristenfacultät erwähnt. Was erlangt werden soll, ist der Doctorgrad und, was eigentlich nur eine nähere Bestimmung von diesem ist, die summi in jure Romano et hodierno honores. Diese zwey Rechte entsprechen dem aus den leges, die noch jetzt in England allein genannt werden, und dem decretum zusammen gesetzten jus utrumque, das man jetzt immer für verbunden nimmt, so wenig auch mancher solche Doctor auch nur Anspruch darauf machen mag, sich mit dem canonischen Rechte beschäftigt zu haben. Ursprünglich mag auch hier das utrumque nur getrennt verstanden worden seyn. Die zwey in den Niederlanden erwähnten Theile des Rechts sind auch keine richtigen Gegensätze, da das römische Recht doch mit zu dem heutigen gehört. In dem für Hn GR. Mittermaier abgefaßten Ehrendiplom der Universität Cambridge in Massachusett (Richter's Annalen 1. S. 667, im Register fehlt es) ist das jus utrumque wieder anders variiert in tum naturae et gentium tum civile. Endlich heißt es noch: publico facultatis examini offert, was man für ein bloßes Einreichen nehmen könnte, wenn nicht das Beywort publico und die Angabe von Tag und Stunde auf eine Disputation deutete. Sollen da aber bloß die Mitglieder der Facultät opponieren, oder wie es bey den französischen Facultäten heißt, examinieren, wobey noch der Umstand angeführt zu werden verdient, daß eine solche *thèse*, nicht bloß aus einem Theile der Rechtswissenschaft, sondern aus mehreren, Stoff zu Prüfungen enthält, oder sind, wie in Deutschland, auch andere Opponenten zugelassen, wovon Einige, meistens die Einzigen, zum voraus verabredet, und seit einigen

Jahren auch da, wo es sonst nicht Sitte war, auf dem Titel genannt werden.

Was den Inhalt der, ohne die angehängten, zum Theil aus der Dissertation selbst genommenen Theses, 116 Seiten gr. 8. betragenden Schrift betrifft, so erinnert der Verf. selbst an eine Promotionsrede des zu früh verstorbenen Haubold, die in dem Verzeichnisse von dessen einzelnen Schriften nicht steht, weil sie der Verfasser nicht hatte drucken lassen, die aber der ihm nur zu bald im Tode nachgefolgte Wenck nebst anderen solchen Reden in die Sammlung von Haubold's academischen Schriften Bd 1. S. 685 bis 700, aufgenommen hat: De hastae in jure Romano usu symbolico recte interpretando. Eine solche Gelegenheitsrede ist denn natürlich kürzer, und man verlangt von ihr keine Citate, die Haubold doch noch in Noten angebracht *hat*, von denen man aber nicht weiß, ob sie auch mündlich vorgetragen worden sind. Auf jeden Fall hat Hr D. ten Brink deren weit mehrere, und darunter, was man mit Dank erkennen muß, auch sehr viele deutsch geschriebene Bücher und Aufsätze. Daß unter diesen auch ziemlich viel solche sich befinden, mit denen man in Deutschland schwerlich Staat machen könnte, hat er mit mehreren Ausländern, wenn sie deutsche Schriftsteller anführen, vielleicht überhaupt mit denen, die auch ihre Belesenheit in fremden Sprachen zeigen wollen, gemein. Ein anderer Fehler, der, von der Sprache unabhängig, gar oft vorkommt, ist denn auch hier, daß auf die Zeitfolge der Schriftsteller zu wenig gesehen wird. So kommt S. 97 Scaliger, ohne zu sagen welcher? da doch von Beiden Episteln gedruckt sind, mit einer Stelle derselben, allerdings steht dabey von 1610, also ist es der jüngere, vor, und dann

heißt es: Scaligerum seculi sunt Grotius, Cujacius et Potierius. Nur der Letztere steht am rechten Platze, Cujacius war der Lehrer von Just. Jos. Scaliger, dessen Epistola unter den opuscula Casaubonus lange nach Cujacius Tode erst herausgegeben hat, und Grotius ist erst einige Jahre vor Cujacius Tode geboren.

Voran gehen 24 Seiten Einleitung über den Namen Quiriten, über die Heiligkeit der hasta und über den Einfluß der Sabiner auf das römische Recht. Dann folgen drey Kapitel, 1) über die hasta im Kriege, auch bey der devotio und den Fetialen, 2) die hasta im öffentlichen Rechte, und dabey denn auch die der Centumvirn, weil diese das römische Volk vorstellten, 3) die hasta im Privatrechte. Erst bey Gelegenheit der Vindication wagt es der Verfasser mit der größten Furchtsamkeit, das deutsche Wort Ast mit hasta zu vergleichen, weil bey Seneca hastula für ramulus, und bey Properz pertica für hasta vorkommt. Der Verf. gesteht, daß dies eigentlich schon zu der ursprünglichen Bedeutung des Wortes hasta gehört hätte, wo es mit sceptrum, sarissa, festuca, vindicta und virga sinnverwandt ist. Auch im Deutschen haben wir verschiedene Ausdrücke: Speer, Spieß, Barde (in Langobarde und Hellebarde), Pieke, Lanze, Schweinesfeder, wenn man ein so wunderliches und vollends in diesem Sinne, für *esponton*, so veraltetes Wort brauchen darf, Partuisane, selbst auch Bayonnet, wobey freylich Verschiedenheiten in Ansehung der Länge des Schafts und der Schärfe auch auf den Seiten der Spitze, vorkommen, wovon der unvergeßliche Berenhorst in seinen Betrachtungen über die Kriegskunst Mehreres erwähnt, wo auch I. S. 261

Montecuculi's Satz, sie sey *la reine des armes* (gerade wie bey Festus v. coelibari nach O. Müller's Ausgabe p. 63 hasta summa armorum est), mit Basta (die französische Uebersetzung ist von 1617) und Tacitus belegt wird, also auch im Gegensatze der Zeitfolge; es ist hier aber auch die große Frage, ob der Satz noch jetzt, wo Napoleon seine Siege den Kanonen verdankte, wahr sey. Daß ein Ast, wenn er gerade und von hartem Holze ist (doch seyen junge Fichten besser), der Anfang von dem seyn kann, was nachher eine hasta wird, läßt sich gewiß eher hören, als daß 'abscheulich große Grasstengel', wie es Scheller ausdrückt, bey Cicero in Verr. 4, 56 gramineae hastae geheißen hätten, ein Wort, worüber die judices erstaunt seyn sollen, als sie es hörten. Ein anderer Gedanke, von welchem der Verf. selbst sagt, es hätte ihn wohl noch Niemand gehabt, ist S. 76 der, man habe bey der Bestimmung, welche Sachen mancipi seyn sollten, auch auf die Größe gesehen, worauf er die Worte Justinian's c. un. 1 C. 7, 31. majoris ordinis bezieht, und woraus er erklärt, warum Waffen und was man im südlichen Deutschland Schiff und Geschirre nennt, so wenig wie Schafe, Ziegen und Schweine, mancipi gewesen seyen. Als Einwendung dagegen ließen sich wahre Schiffe und Ackerwagen anführen; die Hauptsache ist aber, daß man überhaupt an kein Ueberlegen, was nun mancipi seyn soll, denken darf, sonst könnte ja auch das Kennzeichen, es müsse kein Gebild von Menschenhand seyn, erwähnt werden, denn bey einem Gebäude ist ja doch der Grund und Boden nicht erst gemacht.

In einer Zugabe auf den letzten 22 Seiten kommt noch ein Gedanke vor, der dem Verfasser

wohl eigen gehört, und wohl auch ferner gehören wird, nämlich das Recht rectam hastam ferendi, welches nach fr. 7 pr. D. 8, 3. nicht in iter und actus, wohl aber in via liegt, lasse sich, wie er in der vierten Thesis sagt, symbolisch verstehen, d. h. auf die Vindication beziehen, die ja auch bey iter und actus statt findet. Dazu paßt nun auch das si modo fructus non laedat, zur Zeit von Paulus, wohl nicht sonderlich; viel natürlicher ist es, sie auf die Höhe zu beziehen, wenn gleich davon sonst bey Wege-Servituten nicht die Rede ist, wie der Verfasser bemerkt. Der Eigenthümer des Grundstücks, das eine via schuldig ist, darf nicht etwa einen Thorweg sechs Fuß von der Erde über der via anlegen, wohl aber höher als eine hasta in der Hand eines Menschen reicht; auch darf der zur via Berechtigte nicht die an der Grenze derselben stehenden Obstbäume mit einer solchen hasta beschädigen. Von der Höhe der via sey sonst im römischen Rechte nirgends die Rede. Im preußischen allgem. Landrechte 1, 22. §. 76. dagegen kommt das Verbot der Erniedrigung eines Thorweges vor.

Daß die hasta, oder statt ihrer die festuca, bey der sacramenti actio (der Genitiv steht so bey Gaius p. 191. v. 4.), wenn sie in rem ging, sich darauf bezog, daß beide Theile die Sache erbeutet haben wollten, sagt zwar Gaius, und er setzt hinzu, weil man die Beute für die sicherste Erwerbung gehalten habe, v. 10; aber wenn Jemand mit Waffen ein Recht behauptet, und der Andere diesem auch wieder mit Waffen widerspricht, so bezieht sich dies doch wohl weit weniger auf die Art, wie es erworben worden sey, als darauf, daß beide Theile einander mit Gewalt drohten, wo denn die Obrigkeit, um den

Frieden zu erhalten, mit seinem mittite ambo hominem dazwischen trat. Fragte ja doch nachher der erste Vindicant den andern, aus welchem Grunde er vindiciert habe, was ganz überflüssig gewesen seyn würde, wenn, wie Gaius es erklärt, in der festuca schon die Antwort gelegen hätte, er habe die Sache erbeutet.

Um zu dem, was oben S. 682 über das Manuale latinitatis gesagt worden ist, wobey auch auf 1834. S. 721 zu verweisen gewesen wäre, bey Gelegenheit einzelner Vergleichungen einen Nachtrag zu liefern, möge hier bemerkt seyn, daß bey hasta drey Bedeutungen unterschieden werden, bey deren Keiner Synonyme da stehen, nicht ein Mahl festuca, 1) Alles, was in altum prominens fertur vel movetur, wofür die eben erwähnte hasta recta der Beweis sey, 2) missilium telorum genus, wo doch weder certet hasta, vel pilo jaciendo, vel currendo, noch gladii, hasta, framea beweisen, daß die hasta gerade ein Wurfspieß war, 3) Insigne judicii vel auctionis publicae wo, was bey Gaius allerdings in demselben Satze vorkommt, die statt der hasta üblich gewordene festuca bey der vindicatio und die hasta beym Centumviralgerichte wohl zu unterscheiden gewesen wären, und auch noch die hasta bey Verkäufen durch Licitation, namentlich die fiscalis hasta, die in Landrechten zuweilen der herrschaftliche Stab heißt.

Hugo.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

138. 139. Stück.
Den 27. August 1840.

Breslau und Bonn.

Nova Acta physico-medica Academiae Caesareae Leopoldino-Carolinae naturae Curiosorum. Tom. XI. 1839. Ein Band in Quart von 406 Seiten, mit 34 Tafeln.

Die Abhandlungen des reichhaltigen, elften Bandes der Verhandlungen der Kaiserlichen Leopoldinisch-Carolinischen Academie der Naturforscher sind in einer gewählten Reihenfolge nachstehende:

1) Needhamia expulsoria Sepiae officinalis. Beschrieben und abgebildet, und mit einigen Bemerkungen über epiorganische Geschöpfe begleitet von Dr Carus. S. 1—18. Mit einer Kupfertafel. Bey der Academie eingegangen im December 1837. — Die von Swammerdam entdeckten, von Needham genau beschriebenen, von R. Wagner zuerst als Entozoen betrachteten röhrenförmigen Körper, die sich im Samen der Sepien finden und sich auffallend dadurch auszeichnen, daß sie im Wasser durch

plötzliche Endosmose platzen und ihren Inhalt entleeren, sind von Hn Carus einer neuen Untersuchung unterworfen, indem ihm zahlreiche, in Weingeist aufbewahrte Exemplare zu Gebote standen. Während R. Wagner nur den Inhalt dieser Vaisseaux séminales als ein Entozoon betrachtet zu haben scheint, erkennt der Verf. in dem Ganzen ein Spermatozoon, und zwar die am höchsten entwickelte Form der Samenthiere, die er unter dem im Titel vorkommenden Namen dem Systeme einreiht, beschreibt und abbildet. Bey der Deutung des complicierten Baues der Needhamia unterscheidet er zwey äußere Integumente, einen großen Dickdarm, an dessen Seiten eyförmige Blasen Ovarien zu entsprechen scheinen, einen Dünndarm, Magen, Vormagen und Schlund. Zwischen Vormagen und äußerer Bedeckung liegt noch eine besondere, zwiefache Hülle, die an Muskelhaut und gewisse Nerven der Anneliden erinnert. Eine Oeffnung nach außen hat der Verf. weder am Schlund-, noch am Dickdarm-Ende des Thiers aufgefunden, doch scheint Needham's Untersuchung des frischen Thiers etwas weiter zu gehen. Zum Schlusse dringt Hr Carus auf die Trennung der Epizoen rc. von den übrigen Naturkörpern, die er epitellurische (epigäische?) nennt und vergleicht das Platzen der Needhamia im Wasser, dem er eine hypothetische Bedeutung für die Befruchtung zuschreibt, in der ihm eignen, geistreichen Weise mit der Dehiscenz der Antheren und dem Austreiben der Pollenschläuche, gleichfalls Phänomenen der Dehiscenz im Acte der Befruchtung. — 2) **Ueber die Spermatozoen des Bären von G. Valentin** (S. 237—244). Mit einer Steindrucktafel. Eingegangen im Junius 1837. — Diese Abhandlung steht in einem besondern Zusammen-

hange mit der vorigen, indem der Verf. auch in den Samenthieren des Bären, obwohl sie nicht viel größer als beym Menschen sind, eine zusammen gesetzte Organisation beobachtet hat. An dem scheibenförmigen Körper zeigten sich zwey dunkle, kreißförmige Flecke und zwischen denselben eine Menge von Blasen, im Innern durchsichtig und am Rande sehr fein begrenzt. Um diese Theile zu deuten, erscheint Hn Valentin die Vermuthung am wahrscheinlichsten, daß die Blasen der microscopischen Darstellung eines gewundenen Darmcanals angehören, dessen Mund und After in den beiden dunklen Flecken zu erkennen wären. Vielleicht haben Spermatozoen auch äußere Panzerbedeckung, indem der Verf. entdeckte, daß die Samenthiere der Ratte bey vorsichtigem Glühen ihre Körperform behalten. — 3) Bemerkungen über den Bau des Dichelesthium sturionis und der Lernaeopoda stellata von H. Rathke. (S. 125 — 168). Mit einer Kupfertafel. Eingegangen im October 1836. Eine ausführliche Darstellung der Organe und des innern Baues dieser beiden Schmarotzerkrebse, von denen der Verf. beide Geschlechter des erstern und die Weibchen des letztern untersuchte. — 4) Beyträge zur nähern Bestimmung und Naturgeschichte einiger auf der Kiefer lebenden Lophyren von Dr Fintelmann. (S. 245 — 280). Mit einer Steindrucktafel. Eingegangen im Julius 1836. — Die Beobachtungen des Verfs beziehen sich theils auf die Diagnostik der Larven, theils auf die Lebensgeschichte dieser Blattwespen. Er wurde zu diesen Untersuchungen durch die Forstschäden veranlaßt, welche die Lophyruslarven vor einigen Jahren wiederum in der Mark anrichteten. Er sammelte 4000 Larven ein und beobachtete deren Meta-

morphose, woraus denn statistische Tabellen über das Verhältniß der Geschlechter, über die Perioden ihrer Entwickelung, deren Abhängigkeit von climatischen Einflüssen, über die Zahl der Häutungen und über die Quantität von Nahrungsstoff, die sie verzehren, entstanden sind. Sie scheinen unverhältnißmäßig mehr Nahrung zu sich zu nehmen, als zu ihrer Ernährung erforderlich ist. So fraßen 100 Gran Larven binnen 24 Stunden 109 Gran Kiefernadeln und excernierten sie wieder, ohne, wie der Verf. bemerkt, dabey an Gewicht zuzunehmen.

5) Die versteinerten Insecten Solenhofen's beschrieben vom Prof. Germar. (S. 187—222). Mit drey Steindrucktafeln. Eingegangen im Junius 1837. — Der Verf. bemerkt, daß die Juraformation die älteste sey, in der bisher Insecten mit Sicherheit nachgewiesen wären. Er selbst kenne versteinerte Insecten aus eigner Ansicht nur im Jurakalk, der Braunkohle, dem Bernstein und in einigen Süßwasserkalksteinen. Im Jurakalk von Solenhofen scheinen sie nicht selten vorzukommen, was um so merkwürdiger ist, als die übrigen bey Solenhofen vorkommenden, so zahlreichen Versteinerungen bey Weitem zum größten Theile von Seegeschöpfen stammen, während das Meer kein Insect ernährt und die Insecten von Solenhofen sich ohnehin als Süßwassergeschöpfe characterisieren Das Material, welches Hr Germar hier beschreibend und durch bildliche Darstellung erläuternd dem Publicum übergibt, stammt aus der Sammlung des Grafen Münster und umfaßt 17 Arten und fast eben so viel Gattungen. Rechnet man hiezu noch eine Sphinx, welche Schröter abgebildet hat, so gewährt die Arbeit ein vollständiges System aller bisher bey Solenhofen aufgefundenen Insecten-

Petrefacten: der dritte Theil derselben war noch nicht publiciert. Die Abbildungen, in einer zweckmäßigen Manier ausgeführt, wurden zum Theil unmittelbar vom Steine auf Reispapier durchgezeichnet. Ueber das Verhältniß dieser Oolith-Fauna zu der lebenden Insectenwelt bemerkt der Verf., daß keine der Formen eigentlich tropisch sey, daß aber diese Insecten wahrscheinlich aus einem wärmern Clima (etwa aus südeuropäischem) stammen, als die Insecten des Bernsteins und der Braunkohle, und daß die Arten mehr als diese von den Formen der Jetztwelt abweichen. An Gattungen, die noch existieren, fehlt es hingegen nicht. — 6) Beyträge zur Petrefactenkunde von Dr Goldfuß. (S. 327—364). Mit vier Steindrucktafeln. Eingegangen im August 1838. — Die beiden Abhandlungen, aus denen die Arbeit des Verfs besteht, wurden bereits in den J. 1834 und 1835 der Versammlung der Naturforscher vorgelesen. Die erstere enthält durch Abbildungen erläuterte Beschreibungen von fossilen Crinoideen. Besonders characteristisch für die Uebergangsformation, sind die meisten der hier beschriebenen Formen, unter welchen sich 19 neue Arten finden, im Uebergangskalk der Eifel entdeckt worden. Einige critische Bemerkungen über die in Phillips's Geology of Yorkshire neu aufgestellten Encriniten, unter denen gegen 30 wirklich neue Formen sind, werden am Schlusse beygefügt und bemerkt, daß die Zahl der benannten Arten aus der Familie der Crinoideen sich jetzt auf 116 belaufe. Der zweyte Aufsatz enthält die Beschreibungen von vier neuen Crustaceengattungen. Der erste derselben, Bostrichopus, stammt aus der Grauwacke von Dillenburg und wird vom Verf. zu den Cirrhipeden gerechnet. Die anderen drey Gattungen

sind im Uebergangskalk der Eifel gefunden und gehören zur Familie der Trilobiten. Von einer fünften noch zweifelhaften Form dieser Formation ist nur ein Panzerstück vorgekommen.

7) Ueber einige Nager mit äußeren Backentaschen aus dem westlichen Nordamerica, von Maximilian, Prinzen zu Wied. (S. 365—384). Mit einer Steindrucktafel. Eingegangen im Jannuar 1839. — An den Ufern des Missouri entdeckte der berühmte Verf. mehrere neue Nager, von denen er für jetzt zwey beschreibt, die zu den so genannten Goffers, d. h. der Gruppe von Nagern gehören, die durch äußere Backentaschen ausgezeichnet und auf die neue Welt beschränkt sind. Das erste Thier, Perognathus fasciatus, von der Gestalt einer kleinen Hausmaus und der Lebensart unserer Waldmäuse, ist außer der ausführlichen systematischen Beschreibung auch in farbigem Steindruck characteristisch dargestellt. Der andere Nager, Thomomys rufescens, vielleicht identisch mit dem californischen Oryctomys Bottae, ist ein häufiger Bewohner der Prairien zwischen dem obern Missouri und den Rocky-Mountains, lebt wie der Maulwurf in weitläufigen, winkligen Gängen unter der Erde, und verräth wie jener seine Wohnung durch aufgeworfene Erdhaufen. — 8) Annotationes de quibusdam mammalium generibus, auctore J. van der Hoeven. (S. 169—186). Mit drey Steintafeln. Eingegangen im May 1837. — Die erste Abhandlung handelt vom Zahnbau der Gattung Phacochoerus. Mehrere Schädel der südafricanischen Art (Ph. aethiopicus Cuv. Ph. Pallasii Hoev.) enthielten in der untern Kinnlade vier — zwey Schneidezähne, durch deren Mangel man sie bisher von der tropisch-africa-

nischen unterschied. Dem ungeachtet glaubt der Verf. beide Arten halten zu können, indem der erstern die beiden Schneidezähne des Oberkiefers fehlen und auch sonstige Verschiedenheiten in der Schädelbildung nachgewiesen werden können. In einer zweyten Abhandlung werden die Charactere, durch welche Hr Brandt die Stachelschweine der alten und neuen Welt unterscheiden zu können glaubte, der Critik unterworfen und im Allgemeinen nicht bestätigt gefunden. Die Wurzeltheilung der Backzähne soll sich bey den erstern nur erst später ausbilden, aber sie wird an mehreren Arten, namentlich auch an Hystrix cristata nachgewiesen. Der dritte Aufsatz dient als Einleitung zu einer Tafel, die den Zahnbau und Schädel von Nasua und Procyon darstellt, zwey Gattungen, welche der Verf. zu einer einzigen vereinigt zu sehen wünschte.

9) Ueber ein neues Geschlecht von Schneepflanzen, Chionyphe. Von L. Thienemann. (S. 19—26). Mit einer Steintafel. Eingegangen im December 1837. — Dieser Aufsatz nimmt als einfache Naturbeobachtung der Lebensgeschichte eines der einfachsten vegetabilischen Organismen ein höheres Interesse in Anspruch. Das Schneegewebe, ein microscopischer Pflanzenrasen auf zufällig gedüngtem Schnee, wird vom Verf. auf die Grenze zwischen Conferven und Byssen gestellt, von Hn Endlicher unbedingt zu den letztern gerechnet und als Synonym der Lanosa von Fries angesehen. Es würde jedoch bey einer Critik der Byssoideen eine Ausscheidung derjenigen Formen nothwendig werden, bey denen eine wirkliche Erzeugung von Sporen statt findet. Durch die Form und Lage kann man Sporen von Zellensaftkügelchen aus zerfallenden Zellenmassen höherer Vegetabilien nicht

unterscheiden. Nur die Bildungsgeschichte und Keimung der Spore wird entscheiden können, welche Formen unter den Byssoideen selbständige Organismen sind, d. h. entweder zu den Pilzen, oder zu den Conferven gehören, und welche als in der Zerstörung begriffene, vegetabilische oder animalische Gewebe aus dem Systeme zu verbannen wären. Man muß gestehen, daß die Wissenschaft in diesem Gebiete sich noch heute auf einer sehr unvollkommenen Stufe der Erkenntniß finde. Ein würdigster Gegenstand microscopischer Forschung ist hier zurück. Nach der Gestalt und Structur würde man die Meinung hegen dürfen, daß die Chionyphen sich nicht von Herrn Link's Rhacodium unterscheiden: aber die Rhacodien müßten zuvörderst einer ähnlichen Beobachtungsreihe unterworfen werden, als der Verf. hier seinen eigenen Zöglingen gewidmet hat. Es fragt sich zunächst, ob er den Beweis, daß Chionyphe Sporen trage und also eine selbständige Pflanze sey, wirklich geführt habe, indem hierdurch Endlicher's Meinung widerlegt und der Gattung ihre Stellung unter den Conferven gesichert werden würde. Ein solcher Beweis muß zwey Momente umfassen. Wenn in einer durchsichtigen Zelle sich Kügelchen ausscheiden, wenn diese regelmäßig gebildet oder symmetrisch geordnet sind, oder gar in Cyclose sich bewegen, so ist es zunächst gewiß, daß der Organismus, dem jene Zelle angehört, in vegetabilischer Entfaltung begriffen, also kein Zerstörungsproduct sey. Hätte Jemand dergleichen bey Erineum gesehen, so würde man nicht mehr an der lebendigen Natur dieser Gattung zweifeln dürfen. Diesen Punct hat Hr Thienemann für seine Chionyphe gründlich aufgeklärt, er hat noch mehr gesehen, wie wir hören werden. Das zweyte Moment betrifft die Frage, ob die

aus dem Zellensafte ausgeschiedenen Kügelchen Sporen seyen. Die Zeit, in der eine besondere Zellenform, ein eigenthümlicher Apparat genügte, diese Frage ohne Weiteres zu bejahen, ist vorüber. Selbst die Dehiscenz sollte nicht entscheiden. Der einzige entscheidende Beweis für die Sporennatur eines Kügelchens besteht in dessen Keimung. Diesen Beweis hat Hr Thienemann nicht geliefert. Er äußert vielmehr die Meinung, daß seine Pflanze durch Generatio aequivoca entstehe und unterstützt diese Ansicht durch folgende Worte: 'hucusque in nivis solummodo superficie versus hyemis finem inventum est, ubi procul dubio excretionibus animalibus originem debet, praecipue vero a sole provocatur. Cum haec planta solo nive tecto, et in nivis tantum superficie oriatur, haud scio an alius quam primarius ejus (ortus) statuendus sit'. Diese Gründe haben nicht mehr Beweiskraft als alle diejenigen, bey denen man zum Besten primärer Zeugung von der Keimfähigkeitsdauer der Sporen und deren Fortleitung durch die Atmosphäre abstrahiert. Ohne hierauf näher einzugehen, bemerken wir, daß, obgleich der Verf. die Sporen von Chionyphe nicht hat keimen sehen, seine Kupfertafel hierüber vielleicht mehr Aufschluß gewährt, als sein Text. Sehr gut beobachtete er die Entwickelungsgeschichte der Pflanze, von dem Zeitpuncte ihrer Entstehung aus einer einzigen Zelle ausgehend. Der Durchmesser dieser Mutterzelle (a), aus der die ganze Pflanze hervor geht, stimmt, wenn man die strotzende Kugelgestalt zur Zeit einer höhern Lebensentwickelung in Anschlag bringt, sehr wohl mit der Größe der zahlreichen Zellen überein, die sich am Schlusse der Vegetation in der keulenförmig angeschwollenen Terminalzelle der Pflanze

entwickeln und die der Verf. für die Sporen erklärt. Die Vermuthung, daß jene Primitivzelle eine Spore von einer früheren Generation sey, hat einen hohen Grad von Wahrscheinlichkeit. Ist diese Vermuthung gegründet, so wäre die Pflanze, als selbständige Art nachgewiesen, im ganzen Cyclus ihrer Vegetation erkannt und erschiene mit Conferva so nahe verwandt, daß sie bey einer einfachern Systematik der Algengattungen nur eine Section dieser Gattung bilden könnte. — Die Lebensgeschichte der Pflanze hat zwar noch einige Lücken, aber, so wie sie mitgetheilt wird, ist sie doch schon interessant genug. Zuerst erscheint es wichtig, daß hier kein dem Mycelium der Pilze analoges Thallussubstrat gebildet wird, sondern das Gewächs selbst unmittelbar aus der Spore sich entwickelt. Hier liegt vielleicht der noch nicht erkannte Differenzpunct zwischen Pilz- und Algen-Vegetation verborgen. Bey der Keimung der Pilzspore durchbricht eine innere Membran die äußere, wie ein Pollenschlauch, hier findet der Verf. Anfangs nur einfache Membran, dann Cyclose von Körnern, dann Bildung von zwey Zellen in der Zellenhöhle (so nach der Abbildung, während der Text in der Darstellung formell abweicht). Ist dieser Gegensatz allgemein begründet, so entscheidet er zugleich über die Stellung dieser beiden einfachsten Familien des Pflanzenreichs, indem die höhere in der Pilzspore das Pollenkorn, die niedrigste nur noch die einfache Zelle der Knospe zu bilden vermag, mag diese nun an der Außenfläche der Pflanze, wie bey den Ulven, oder in Parenchymzellen, wie bey den Conferven entstehen, oder auch complicierter Fruchthüllen bedürfen. — Bey der Entwickelung von Chionyphe nitens, wobey freylich von Zellenkernen noch nicht die Rede ist, be-

obachtete Hr Thienemann folgende Acte: 1) die Zellenhaut der Spore verdoppelt sich, es entsteht in der Mutterzelle eine einzige neue; 2) in der bisher durchsichtigen Zellenflüssigkeit 'bemerkt man eine lebhafte Bewegung vorher unsichtbarer Atome'; 3) dann erfolgt die Verdoppelung der innern Zelle durch Quertheilung; die obere und untere Hälfte halbiert sich von Neuem, Alles dehnt sich der Länge nach aus, und so wird aus der Zelle ein Faden aus einer einfachen Zellenreihe, dem Ziele der Vegetation; 4) dieser Faden verzweigt sich noch dichotomisch, was durch besonderes Wachsthum einer einzigen Zelle, durch dichotomische Gestalt derselben bewirkt wird; 5) endlich schwillt die Terminalzelle auf und scheidet aus ihrer Flüssigkeit die Sporen aus: rasch muß die Vegetation des Gewächses vollendet seyn, denn mit dem Schmelzen des Schnees hören seine Lebensbedingungen auf. — Drey Arten von Chionyphe beobachtete der Verf., eine isländische (Ch. micans) mit kaum gefärbten Fäden und grünlichen Sporenzellen, eine zweyte (Ch. nitens), die auf dem Schnee bey Dresden vorkommt, von grünlicher Farbe, und endlich eine Bildung des Sudetenschnees (Ch. densa) mit rothen Sporangien. Zunächst würde zu untersuchen seyn, ob nicht die Gattung Amphiconium und auch einige Lyngbye'sche Vaucherien derselben Bildungsreihe angehören. Unter jenen Arten ist die dritte wegen ihrer Beziehung zur Schneeröthe, zum Protococcus nivalis Ag., die merkwürdigste. Bekanntlich ist die Structur von Protococcus, lose Zellen in einer Schleimmasse, höchst verschieden von der Fadenbildung, die so eben beschrieben wurde. Der Verf. ist geradezu der Meinung, daß der rothe Schnee nur in aufgelöstem Zustande untersucht und deshalb zu Pro-

tococcus gebracht sey, wahrscheinlich aber zu Chionyphe gehören werde. Diese interessante Ansicht erhält allerdings durch die angeführte Notiz von Hn Hugi ein bedeutendes Gewicht, der, als Kenner der Naturverhältnisse in den Hochalpen, die Schneeröthe auf dem Firne durchaus abweichend von der Darstellung des polarischen rothen Schnees der Systeme beschrieb und so gut die Lebensgeschichte der Chionyphe in wenigen Worten wiedergab, daß man die Chionyphe densa selbst beynahe, auf diese Beschreibung gestützt, mit der Schneeröthe der Alpen und, da diese späterhin in eine lose, rothe Körnermasse zerfällt, auch mit dem arctischen rothen Schnee zu identificieren im Stande wäre. Ueber diese Gegenstände, die immer noch problematisch bleiben, erwarten wir die Darstellung der Herren Martins und Bravais, welche kürzlich in Spitzbergen Schneevegetabilien von verschiedener Färbung beobachtet haben, wodurch die Systematik der Thienemannischen Chionyphe-Arten eine erwünschte Beleuchtung erhalten wird. — 10) Revision der Algengattung Macrocystis. Von L. A. Agardh. (S. 281—316). Mit 3 Steintafeln. Eingegangen im Julius 1835. — Genauere Characteristik der von Bory angedeuteten Arten, Beschreibung der erst neu vom Verf. entdeckten Frucht, Erläuterung der abgetrennten Gattung Phyllospora und die Darstellung der Entwickelungsgeschichte des Laubes von Macrocystis bilden das Material dieser wichtigen Abhandlung des berühmten Algologen. Da diese Formen, die dem alten Fucus pyriferus entsprechen, nebst den Calamuspalmen von allen Vegetabilien das stärkste Wachsthum in die Länge zeigen, jedoch bey einer Ausdehnung von 500 —1500 Fußen gewöhnlich nur durch eine Stamm-

dicke von 1—2 Linien getragen werden, so muß eine so auffallende Vegetation schon an sich ein besonderes Interesse erregen. Bey einer genauern Betrachtung aber fand der Verf. die Entwickelung des Laubes noch weit merkwürdiger, als die Dimensionsverhältnisse der Pflanze. Ohne jedoch diesen Gegenstand im lebenden Zustande des Gewächses prüfen zu können, dünkt es dem Verf. selbst, daß einige Puncte seiner Theorie noch einer weitern Untersuchung und Bestätigung bedürften. Allein seine Ansichten sind so geistreich und in sich zusammen hängend, daß wir nicht umhin können, sie in ihrer jetzigen Gestalt kurz zu bezeichnen, ohne eine Trennung der empirischen und der zum Theil noch hypothetischen Sätze uns zu erlauben. Auf der frühesten Entwickelungsstufe, von der die Rede ist, besteht die Pflanze aus einer einfachen, blattlosen Axe und einem einzigen schwertförmigen Terminalblatte. Der Verf. versucht nicht, die Existenz eines Terminalblattes, vielleicht des einzigen im Gewächsreiche, wie er sich äußert, zu erklären: hierzu könnten vielleicht die fiederförmig gestellten Zacken am Blattrande, so wie der Umstand, daß in den Ulven und den meisten Tangen Blatt und Axe verfließen, benutzt werden. In jenem Terminalblatte entsteht über dem Blattstiele eine senkrechte Spalte; diese verlängert sich nach oben und zuletzt sondern sich durch diese Dehiscenz beide Blathälften zu einem obern und untern Blatte ab, von denen das letztere mit der Schneide gegen den Stengel gerichtet ist. Das obere aber oder das nunmehrige Terminalblatt wird durch Wachsthum des Stengels nach oben getrieben und wiederholt hier denselben Proceß der Spaltung und Abtrennung einer Blatthälfte, die nun an der-

selben Stengelseite mit dem untersten über dieses zu stehen kommt. So entspringen alle Blätter der tausendfüßigen Macrocysten nur aus der Ablösung von einem einzigen, stäts wieder durch Wachsthum verjüngten Terminalblatte des Gewächses, alle stehen an derselben Seite des Stengels und liegen mit diesem in einer Ebene. Es wäre nun auffallend, daß jener Spaltungsproceß nur auf das Terminalblatt eingeschränkt seyn sollte; allerdings scheint er den untersten Blättern der Pflanze nicht ganz benommen zu seyn, und gibt dort zu einer Verzweigung des Stengels mittelst der fortwachsenden Blattstiele Anlaß: die übrigen Blätter aber, die später abgelösten, können sich nicht spalten und unterscheiden sich dadurch vom Terminalblatte und von den Primordialseitenblättern, daß sie statt der Spalte eine Schwimmblase, eine große Lufthöhle im Blattstiele entwickeln. Hierdurch wird die Gestalt des Gewächses, eines einfachen Fadens mit einseitig flottierenden, großen Blättern und seine Lebensart gesichert; man muß gestehen, daß, wenn bey dieser Intensität des Wachsthums alle Blätter sich wie das Endblatt verhielten, eine die üppigste Laubfülle des höchsten Baumes weit übertreffende Organisationsmasse sich entwickeln würde, die der das Ganze verwirrenden Bewegung des Meeres zu widerstehen nicht vermöchte, während die Luftblasen sie jetzt gleichförmig nach oben anziehen und gleichsam an der Oberfläche des Meeres vermöge der Schwere befestigen. Außer dieser Verschiedenheit des physiologischen Verhaltens zwischen den Primordial- und übrigen Seiten-Blättern und dem die anderen erzeugenden Endblatte sind sie auch dadurch noch wesentlich verschieden, daß nur die Primordialblätter in ihrem

Parenchym, in so genannten Fruchtflecken die Sporen hervor bringen sollen. Doch sind hierüber die Angaben anderer Schriftsteller so widersprechend, wie je ein Satz beschreibender Botanik streitig gewesen ist. Nach Agardh sind die Früchte ihren Blättern eingesenkt und bestehen aus mit Sporen gefüllten Zellen, die wahrscheinlich früher in keilförmigen Perisporien eingeschlossen waren; nach dem jüngern Mertens, der die Pflanze lebend beobachtete, sitzen die Früchte gerade in den nach Agardh sterilen Schwimmblättern und zwar in einer kammförmigen Verdickung oberhalb der Blase; diesem Schriftsteller scheint Endlicher zu folgen, bemerkt aber, daß die Apothecien sich durch einen Porus öffnen; nach Rudolphi sollte aus der Frucht selbst erst die Schwimmblase werden. Unter solchen Umständen, wobey man jedoch bemerken darf, daß Agardh's Beobachtung und bildliche Darstellung wegen ihrer Analogie mit anderen Fucoideen ein großes Vertrauen verdient, erscheint es bedenklich, die Anzahl der Gattungen noch zu vermehren. Hr Agardh bildet nun aus Fucus comosus Lab. und Menziesii Turn. seine Gattung Phyllospora, aber, so weitläufig er diese Materie abhandelt, so dürfte man den Gegenstand doch schwerlich als abgeschlossen betrachten können. Allerdings scheinen jene beiden Arten näher mit Sargassum und Cystoseira verwandt zu seyn, als mit Macrocystis, einer Gattung, die in einer natürlichen Anordnung neben Laminaria stehen muß. Der Verf. unterscheidet 6 Macrocysten, die auf die südliche Hemisphäre beschränkt zu seyn scheinen, aber wahrscheinlich sind mehrere nur Varietäten. Von den beyden Phyllosporen, deren eine an der neuholländischen Küste, die andere in nördlichen

Meeren vorkommt, unterscheidet der Verf. auch noch eine dritte, die von Fucus Menziesii kaum verschieden zu seyn scheint.

11) Neuere Erfahrungen über mehrere Cacteen. Von L. Pfeifer. (S. 115 — 124). Mit zwey Steintafeln. Eingegangen im August 1837. — Von dem Monographen der Cacteen wird hier zunächst die neue Gattung Discocactus aufgestellt, die Lehmann's C. placentiformis und zwey verwandte Formen enthält, sich von Cactus und Echinocactus z. B. durch abfallendes Perigon unterscheidet und einige Analogie mit Echinopsis zeigt. In einer zweyten Mittheilung werden nebst Abbildungen von einigen mexicanischen Echinocacten die Keimungen von neun verschiedenen Cacteen dargestellt. Diese Beobachtungen lieferten den unerwarteten Beweis, daß die Gestalt der Cotyledonen bey der Characteristik der Gattungen in dieser Familie nicht benutzt werden kann. — 12) Remarques critiques sur le Mémoire de M. Courtois etc. sous le titre: Commentarius in Remberti Dodonaei Pemptades. Par L. A. S. Lejeune. (S. 385 — 406). Eingegangen im Junius 1836. — Enthält die systematische Bestimmung der Holzschnitte, welche in des belgischen Botanikers Dodoens Pemptaden enthalten sind. Eine Arbeit des verstorbenen Courtois, die denselben Zweck hatte und in einem früheren Theile der Acten erschien, wird hier berichtigt und erweitert.

(Der Beschluß im nächsten Stücke.)

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

140. Stück.
Den 29. August 1840.

Breslau und Bonn.

Beschluß der Anzeige: Nova Acta physico-medica Acad. Caesar. Leopoldino-Carolinae naturae Curiosorum.

13) Ueber Bildung des Eychens und Entstehung des Embryo's bey den Phanerogamen. Von M. J. Schleiden. (S. 27—58). Mit sechs Steintafeln. Eingegangen im November 1837. — Die große Wichtigkeit dieser und der folgenden Abhandlung für die botanische Morphologie ist bereits so allgemein anerkannt, die Beobachtungen und Ideen des Vfs haben schon seither so wirkungsreich viele neue Untersuchungen angeregt und deren Gang vorgezeichnet, daß es bereits überflüssig geworden ist, an diesem Orte den Gegenstand nochmahls näher zu besprechen. Wir beschränken uns daher auf wenige Bemerkungen, die freylich der Wichtigkeit des Gegenstandes nicht gleich kommen, sondern nur bestimmt sind, auch in diesen Blättern an eine bedeutende Phase in der Geschichte der Botanik historisch zu erinnern. Die wichtigsten Ar-

beiten des Verfs betreffen die Genesis des Embryo, der Blüte, der Pflanzenzelle und die Entwickelung des Eychens. Ohne zugleich die übrigen Abhandlungen des Verfs, die in verschiedenen Zeitschriften zerstreut sind, zu berücksichtigen, dürfte man von der vorliegenden und folgenden nicht reden. Was die Ausbildung des Eychens und die Entstehung des Embryo in demselben betrifft, so stehen weder die Beobachtungen, noch die daraus abgeleiteten Ansichten Hn Schleiden's in einem wesentlichen Gegensatze gegen die Arbeiten anderer Gelehrten. Vielmehr bemerkt er selbst, daß in einer Lehre, wo so Vieles vorbereitet war, nur wenig noch zu entdecken übrig blieb. Dennoch hat er augenblicklich von mehreren Seiten, in Frankreich von Mirbel, in Deutschland von Meyen und von Anderen Widerspruch erfahren. Man wußte, daß bey der Befruchtung der phanerogamischen Pflanze das Pollenkorn vermittelst seines Schlauches durch die Apertur des Ovariums bis zum Eychen gelangt. Herr Schleiden fand, daß der Pollenschlauch nicht bloß bis zum Eychen gelangt, sondern in gewisse Intercellulargänge desselben eindringt, sich in den Embryosack, gleichsam wie in ein Peritonäum, einstülpt, und im eignen abgeschnürten Endtheile zum Embryo entwickelt. Dieser Proceß ist in zahlreichen Abbildungen, wovon wir nur eine der glänzendsten, die 48ste Figur der 4ten Tafel, anführen, dargestellt und in seine einzelnen Acte zerlegt. Für die Naturtreue der meisterhaften Zeichnungen Schleiden's legen selbst seine Gegner ein ehrendes Zeugniß ab. Auch war ihr Widerspruch vielmehr gegen die Deutung der Organe und gegen den Anspruch auf Vollständigkeit in der Reihe der Entwickelungsstufen gerichtet, als gegen die Richtigkeit der Beobachtung, so seltene, subjective

Mittel auch der größte Theil dieser Beobachtungen voraussetzt. In diese Polemik näher einzugehen, ist hier nicht der Ort: nur eine ihrer hauptsächlichsten Ursachen möge erwähnt werden, die aber in dem vorliegenden Aufsatze gerade nicht liegt. Dieser ist bey dogmatischen Anordnung doch so rein von irgend einer Reflexion gehalten, daß er, auch der Form nach ein Muster physiologischer Darstellung, in jedem Satze eine empirische Thatsache überliefert und das Einzelne durch philosophische Gliederung zu einem vollständigen Ganzen gestaltet. Aber in einer frühern Mittheilung, die sich in Wiegmann's Archiv für Naturgeschichte findet, war der Verf. einen Schritt weiter gegangen. Er hatte bemerkt, daß, weil der Embryo, zwar durch die Organe des Ovariums genährt, doch aus dem Pollenkorne selbst entstehe, die bisherigen alten, würdigen Linné'schen Ansichten vom Geschlechte der Pflanzen falsch wären, und daß, wenn man von Geschlecht reden wolle, die Pollen erzeugende Anthere das weibliche Organ genannt werden müßte, in sofern die Physiologie in dem weiblichen Ovarium des Thieres die Erzeugerin der materiellen Grundlage des kindlichen Individuums erblickt. Nachdem dies einmahl ausgesprochen war, handelte es sich nicht mehr bloß darum, die geheimen, plastischen Processe der Befruchtung dem Entdecker der neuen Thatsachen nachzuuntersuchen, sondern man glaubte sich, wie vor Zeiten, die Aufgabe gestellt zu sehen, die von Neuem gefährdete Grundlage unserer wissenschaftlichen Botanik, das Geschlecht der Pflanzen, vertheidigen zu müssen. Gewiß war es für die Fortbildung der Wissenschaft ein glücklicher Gedanke des Verfs, die Sache so früh auf die Spitze dem Alten widerstrebender Worte zu stellen: denn diesem Umstande glauben wir

nicht zum kleinsten Theile die ungewöhnlich anregende Kraft zurechnen zu dürfen, der wir es verdanken, daß sogleich die namhaftesten Physiologen diesen wichtigen Gegenständen ihre Thätigkeit zugewandt haben. Allein auf der andern Seite erscheint doch die Sexualität der Pflanzen keineswegs durch die neue Lehre gefährdet, der Satz, die Anthere weibliches Organ zu nennen, keineswegs begründet. Denn offenbar ist hier die Botanik der thierischen Physiologie um einen großen Schritt voraus, nachdem sie die plastischen Vorgänge bey der Befruchtung der Beobachtung zugänglich gemacht hat. Da bey den Thieren die Bedeutung des männlichen Samens für das Ey, d. h. seine materielle Wirksamkeit, ganz unbekannt geblieben ist, so erscheint es völlig gleichgültig, was wir bey den Pflanzen männliches, was wir weibliches Princip nennen, und wir haben keinen Grund, von unbekannten oder rein hypothetischen Verhältnissen die Namen für klar erforschte Processe zu erborgen. — 14) Beyträge zur Entwickelungsgeschichte der Blütentheile bey den Leguminosen. Von M. J. Schleiden und Th. Vogel. (S. 59 —84). Mit drey Steintafeln. Eingegangen im Januar 1838. So wichtig der vorige Aufsatz, auch abgesehen von aller Theorie, durch den fast beyspiellosen Reichthum feinster und graphisch festgehaltener Beobachtungen für die Befruchtungslehre der Pflanzen ist, so muß der vorliegenden Abhandlung ein nicht geringerer Werth für die Morphologie der Blüte zuerkannt werden. Man kann darin eine echte Begründung derjenigen Lehren erblicken, die unter der berühmten Bezeichnung der Göthe'schen Metamorphose einen so großen Einfluß auf die Geschichte der Botanik seit dem Anfange dieses Jahrhunderts erlangt haben. Die Frage, ob die

Unregelmäßigkeiten, Verwachsungen und Aborte, denen man zu Gunsten jener Theorie einen Ursprung aus symmetrischen, freyen Organen hypothetisch zuschrieb, ohne diese je direct beobachtet zu haben, wirklich in der Leguminosenblüte einem solchen Processe ihr Daseyn verdanken, beschäftigte die beiden Verff., von denen Hr Vogel sich bereits früher durch verschiedene monographische Arbeiten zur Systematik jener Familie die wissenschaftliche Anerkennung erworben hatte. Die Möglichkeit einer solchen Untersuchung, zu der sich also ein Physiolog und ein Systematiker zweckmäßig vereinigten, war bis dahin kaum einer Discussion unterworfen: die vollendete Ausführung der Beobachtungen, welche die Schmetterlingsblume von ihrer microscopischen Knospenentstehung bis zur Samenreife verfolgen, liegt in den Tafeln vor uns, die diese Abhandlung begleiten. Sie lehren z. B., daß die Blütenwirtel der Reihe nach von außen nach innen als freye, erst später theilweise verwachsende, ursprünglich isometrische, grüne Blätter entstehen, insbesondere 5 Sepala, 5 Petala, zweymahl 5 Stamina, aber nur ein einziges gegen die Axe sich schließendes Carpophyll, an dessen Rändern in der Folge die Eychen hervor wachsen. Vergleichen wir diese Darstellung mit den systematischen Grundsätzen und den streitigen Puncten der Leguminosentheorie, so finden wir hier in directer Beobachtung einerseits die Bestätigung oder die exacte Begründung der Ansichten, von denen Göthe bey seiner Metamorphose ausging, andererseits aber die Widerlegung der Hypothese, nach welcher 4 Carpophylle bey den Leguminosen fehl schlügen, weil die vorausgesetzte Symmetrie der Blüte sie fordere, oder einer andern, nach der die Eychen auf der Mittelrippe des Carpo-

phylls entstehen sollten. Ohne auf die weitere Lebensgeschichte dieser Blüten hier eingehen zu können, bemerken wir nur noch, daß die Verf. schon hier andeuten, die Bildung der Eychen am Rande des Carpophylls stehe in einem solchen Widerspruche gegen die gewöhnliche Placentarbildung aus der Axe, daß die Hülse wohl kein Blatt, sondern das blattartig entwickelte Axenende seyn möge. Diese Ansicht hat Hr Schleiden in einem spätern Aufsatze dringender geltend gemacht und darauf hingewiesen, daß bey den Leguminosen Griffel und Narbe erst aus dem Ovarium hervor wachsen, während sie in echten Carpophyllen, wie alle Blattspitzen, zuerst gebildet werden. Hiergegen dürfen wir für jetzt bemerken, daß außer dem Gegensatze der peripherischen und centralen Stellung die Untersuchungen über die morphologische Verschiedenheit von Blatt und Axe noch nicht zu so scharf begründeten Ergebnissen geführt zu haben scheinen, um aus ihrer Entwickelungsgeschichte schon jetzt eine solche Frage lösen zu können.

15) Beytrag zur Kenntniß der Laubknospen. Zweyte Abtheilung: Coniferen. Von A. Henry. (S. 85—114). Mit drey Steintafeln. Eingegangen im November 1837. Dieser an Beobachtungen reiche Aufsatz enthält eine detaillierte Beschreibung der Nadelknospen fast aller Coniferengattungen, wobey die Stellung der Hüllschuppen und Blätter genau nachgewiesen ist. Der Verf. versucht auch eine Anwendung auf die Blütenknospen, wobey die Schwierigkeiten, denen er bey der Deutung der weiblichen Blüte begegnen mußte, ihn am Schlusse zu der Bemerkung veranlassen, daß der Versuch, beym Festhalten an der Brown'schen Theorie die Analogie beider Geschlechter nachzuweisen, zu ei-

ner deutlichen Anschauung nicht gelange. Bey dem Verdienste dieser Arbeit würde es ungerecht seyn, auch eine größere Berücksichtigung der anatomischen Verhältnisse des Blattes zu fordern, welches der Verf. durch einen aus der Markscheide empor steigenden Gefäßbündel sich entstanden denkt. 16) Beschreibung einiger Antholysen von Lysimachia Ephemerum. Von G. Valentin. (S. 223—236). Eingegangen im Junius 1837. Für die Systematik findet sich bey der vom Verf. beobachteten Monstrosität die Thatsache, daß das Primulaceen-Ovarium aus fünf Blättern besteht, für die Morphologie die Umbildung der Eychen in Blätter. In den nachfolgenden Betrachtungen begegnen wir einigen gewagten Behauptungen, wie der, daß der Pollen dem Inhalte und der Nucleus der Wand einer Zelle entspreche ꝛc.

17) Der gespaltene Unterkiefer, eine Hemmungsbildung, beobachtet an einem Kalbe. Von Professor Berthold. (S. 317 — 326). Mit einer Steintafel. Eingegangen im Merz 1838. Aus dem Gebiete der animalischen Physiologie enthält dieser Band nur diese einzige Abhandlung, worin ein höchst seltener Fall von Hemmungsbildung beschrieben und bildlich dargestellt wird. Der Verf. weist zugleich durch eine mit gewohnter Klarheit in die Entwickelungsgeschichte des Fötus eindringende Untersuchung nach, aus welcher Periode die Spaltung des Unterkiefers abstamme, und weshalb bey dieser Oeffnung der Mundhöhle diese zugleich mit den Gehörgängen ein einziges Continuum bilden müsse.

Dr Grisebach.

Berlin.

Verlag von G. Eichler, 1840. **Ueber die Fragmente des Archytas und der ältern Pythagoreer.** Eine Preisschrift von Dr O. F. **Gruppe.** X u. 161 Seiten in 8.

Der Verf., bekannt durch eine vielseitige literarische Thätigkeit, spricht sich in der Vorrede offen über die Eile aus, in welcher die erste Abfassung dieser Schrift von ihm hat betrieben werden müssen. Er gesteht, daß es ihm ein überraschender Erfolg gewesen sey, als seiner Arbeit dennoch das Accessit von der Berliner Academie der Wissenschaften ertheilt worden. Nachher hat er sie in einigen Theilen umgearbeitet, einiges hinzu gefügt, anderes geändert; das Wesentliche aber ist stehen geblieben und gerade in den Puncten, welche in der Beurtheilung der Academie als die bedenklichsten bezeichnet worden sind, hat er seine Meinung nicht geändert. Der Referent würde das Gewicht seiner Gründe viel zu hoch anschlagen, wenn er glaubte ihn eines Bessern überzeugen zu können.

Trotz der mancherley Bedenklichkeiten, welche nun hier stehen geblieben sind, kann die Schrift nützlich seyn für den Beweis, welchen sie führen will, daß alle uns erhaltenen Fragmente der Pythagoreer bis auf die des Philolaos unecht seyen. Allerdings ist dies Ergebniß etwas zu sehr im Allgemeinen gezogen, und wegen seiner zu großen Allgemeinheit, nach der Ueberzeugung des Referenten, auch falsch; aber die Zusammenstellung vieler Zweifel gegen die meisten Fragmente kann doch Einiges zur Aufklärung der Sache beytragen. Nur muß der Verf. nicht glauben, daß seine Beweise, und besonders die, auf welche er das größeste Gewicht legt, die standhaften Ver-

theidiger der Echtheit der Archyteischen Fragmente vollkommen widerlegen würden.

Seine Hauptbeweise entwickelt er im zweyten, dritten und vierten Kapitel, wo nach einander Aristoteles, Philolaos und der Character des alten Pythagoreismus als Criterien aufgestellt werden. In den Untersuchungen über den Aristoteles, welche auch den Unterschied der Platonischen und Pythagoreischen Philosophie nach den Angaben des Aristoteles mit umfassen, begegnen wir den sonderbarsten Behauptungen. Eigenthümlich soll dem Aristoteles die Begründung der Ethik auf den Begriff der Glückseligkeit seyn (S. 9) und deswegen werden alle Fragmente angeblich der Pythagoreer verworfen, welche die Glückseligkeit erwähnen. Hat denn der Verf. gar nicht an den Sokrates, den Demokritos, den Herakleitos gedacht? Nach S. 16 wird dem Platon als eigenthümlich beygelegt die Unterscheidung zweyer Sphären, einer veränderlichen der sinnlichen Wahrnehmung und einer fest stehenden und einheitvollen des Denkens, und auch dies soll zum Criterium dienen. Aber auch hier hat der Verf. vergessen, daß dieser Gegensatz schon von Parmenides entschieden ausgesprochen war, und auch den Pythagoreern ist er höchst wahrscheinlich nicht ganz fremd geblieben. Die Untersuchungen über die Fragmente des Philolaos ergeben am wenigsten, weil der Verf. auf die tiefere Bedeutung derselben fast gar nicht eingeht. Der Unterschied zwischen der Platonischen und Pythagoreischen Philosophie, wie er eben angegeben wurde, soll nach S. 22 f. in einem Fragmente ausgedrückt seyn, welches man sehr gut im Platonischen Sinne erklären könnte. Was aber der Verf. über die Lehre der Pythagoreer sagt, ist aus sehr gewaltsamer Annahme hervor gegangen und widerspricht

zum Theil seinen eigenen Voraussetzungen bey der Prüfung der Fragmente. Vom dorischen Character der Pythagoreer ausgehend, sucht er bey ihnen vor allen Dingen Ernst, Maß, Besonnenheit; deswegen hätten sie sich der Mathematik zugewandt und eine sichere Demonstration hätte daher bey ihnen geherrscht im Gegensatze der umherschweifenden Vermuthung der ionischen Philosophen (S. 33). Der Verf. hat hierbey wohl unstreitig an den Gebrauch der Mathematik in der neuern Physik gedacht. Aber wie verschieden ist dieser von der Benutzung der Zahlen bey den Pythagoreern. Bey ihnen herrscht weniger die Untersuchung der Natur, als des Sittlichen nach mathematischen Begriffen und hierin haben wir es bis auf diesen Tag noch nicht weit gebracht; viel weniger werden die Pythagoreer etwas Sicheres darin haben leisten können. Ihre Zahlenlehre ist ein durchaus phantastisches System nicht allein nach dem Aristoteles (de coelo II, 13.), sondern auch nach den Bruchstücken des Philolaos, welches daraus natürlich hervor ging, daß sie in ihrer ethischen Richtung, welche der Verf. nicht verkennt, eine ethische Kosmologie auszubilden strebten. Zwar wird S. 60 gegen den Refer. bemerkt, daß man Unrecht thue die Pythagoreische Lehre als ein geschlossenes System und als eine compacte Schulmeinung sich vorzustellen; sie finde ihren Vereinigungspunct nur in einer eigenthümlichen mathematisch-ethischen Betrachtung, wonach die Zahl die Vermittlerin aller Erkenntniß sey; allein zugegeben, was der Ref. nie hat leugnen wollen, daß die pythagoreische Philosophie kein geschlossenes System war, nimmt doch der Verf. selbst bey Prüfung der Fragmente an, daß gewisse Lehrmeinungen, die mit jenem Vereinigungspuncte nicht in nothwen-

iger Verbindung standen, namentlich die Annahme eines Princips aller Dinge, den Pythagoreern allgemeine Geltung hatten, und es ist nicht daran zu zweifeln, daß die Pythagoreer schon nach ihrer Ansicht von der Zahl der Weltkörper und von der Sphärenharmonie ein bestimmtes kosmisches System zu erkennen suchten. Merkwürdig ist es, wie der Verf. seine Ansicht, daß die alten Pythagoreer fern von dem bedingten Dualismus gewesen wären, welcher in den falschen pythagoreischen Fragmenten herrsche, durchzuführen sucht. Er muß zu diesem Zwecke zwey Stellen des Aristoteles (eth. Nic. II, 5. τὸ γὰρ ικὸν τοῦ ἀπείρου, ὡς οἱ Πυθαγόρειοι εἴκαζον, τὸ δ' ἀγαθὸν τοῦ πεπερασμένου und ebend. I, 4. πιθανώτερον δ' ἐοίκασιν οἱ Πυθαγόρειοι λέγειν περὶ αὐτοῦ (sc. τοῦ ἀγαθοῦ) τιθέντες ἐν τῇ τῶν ἀγαθῶν συστοιχίᾳ τὸ ἕν· οἷς δὴ καὶ Σπεύσιππος ἀκολουθῆσαι δοκεῖ) für Glosseme erklären, wofür er S. 56; 77 nur Gründe anführt, die ohne Belang sind und meistens bey einiger Kenntniß des durchschnittenen Stils des Aristoteles niemanden einfallen können. (Aus ähnlichen Gründen nimmt er S. 54 auch beym Arist. met. I, 5. ein Glossem an). Man sollte meinen, es wäre ihm leichter gewesen sich nur darauf zu berufen, was er an einer andern Stelle S. 34 äußert, daß für das Verständniß und die Schätzung der pythagoreischen Lehre schon dem Aristoteles der Standpunct gefehlt habe. Aber er liebt es noch mehr, eine gewaltsame Critik zu üben.

Wenn man die angeblichen Fragmente des Archytas übersieht, welche in directer Rede angeführt werden, so kann man dem Verf. nicht Unrecht geben, daß sie im höchsten Grade verdächtig sind, und der Ref. will davon auch die nicht

ausnehmen, welche er selbst früher für nicht ganz verwerflich angesehen hat. Aber der Verf. meint auch, Archytas habe gar nicht geschrieben, und die Angaben über seine Lehre, welche beym Aristoteles, Eudemos u. a. zuverlässigen Gewährsmännern vorkommen, wären nur aus mündlicher Ueberlieferung geflossen. Ja er scheint auch alle übrige Schriften der Pythagoreer vor der Zeit des Aristoteles mit alleiniger Ausnahme der Schriften des Philolaos und des Alkmäon zu verwerfen. S. 59. Dadurch würde die Frage, aus welchen Quellen Aristoteles seine Kenntniß der pythagoreischen Philosophie geschöpft habe, um vieles räthselhafter werden. Wir wollen uns nicht darauf berufen, daß Aristoteles über die Lehren des Archytas eigene Schriften hinterlassen haben soll; denn sehr leicht konnten diese untergeschoben seyn, und das Fragment aus einer dieser Schriften verwirft der Verf. S. 79 mit Recht. Allein daß Aristoteles andere Schriften der Pythagoreer als die des Philolaos und des Alkmäon gekannt haben muß, ist dem Ref. außer Zweifel. Denn Alkmäon ist nur als Physiker bekannt, kaum mit einem Anfluge dessen, was Aristoteles von den hyperphysischen Lehren der Pythagoreer weiß (Met. I, 8.); Philolaos kann auch nicht einzige Quelle des Aristoteles seyn, da den Pythagoreern Verschiedenheiten der Lehre zugeschrieben werden und die Aristotelische Ueberlieferung von dem, was Philolaos hat, in manchen Puncten abweicht. Wenn aber Aristoteles oft aus mündlichen Nachrichten über die Pythagoreer berichtet haben sollte, so würden seine Ausdrücke nach seiner Gewohnheit viel vorsichtiger lauten. Aus den Anführungen sieht man, daß dem Aristoteles die Lehren des Archytas und des Eurytos besser bekannt waren, als die aller anderen Py-

hagoreer. Der Pythagoreer Paron, welchen der
Verf. S. 104 aus Arist. phys. IV, 13. erwähnt,
st dem Ref. noch immer verdächtig. Er kommt
onst nirgends vor, selbst beym Jamblichos nicht,
er im Cataloge der Pythagoreer überaus reich-
altig ist; hier aber wird er als ein ganz be-
'annter Mann eingeführt. Es ist wohl für ὁ
Πυθαγόρειος Πάρων zu lesen ὁ Π. παρών. Es
var bey dem Gespräche, von welchem die Rede
st, nur ein Pythagoreer zugegen, und dieser
heißt nun ὁ Π. παρών. So erklärt auch Sim-
plicios, der von jenem Gespräche nach dem Eu-
demos berichtet. Schol. in Arist. p. 393. Die
anderen Erklärer freylich anders; aber sie sind
als die weniger gelehrten in diesem Puncte auch
veniger zu beachten.

Der Verf. will auch die Urheber des Betrugs
mit den untergeschobenen pythagoreischen Schrif-
ten ermitteln. Am weitläufigsten geht er darüber
auf die Classe der Fragmente ein, welche sich
hauptsächlich beym Stobäos, Porphyrios, Jamb-
ichos finden. Er will beweisen, daß sie von ei-
nem Juden gleich nach den Zeiten des Philon
sämmtlich verfaßt worden seyen. Die Nachwei-
sungen, welche der Academie zu Berlin vorlagen,
hat diese schon für ungenügend erklärt. Der Vf.
scheint aber hier manches geändert zu haben, denn
er ist von seiner ursprünglichen Behauptung, daß
der Verfälscher der jüdische Peripatetiker Aristo-
bulos gewesen sey, jetzt abgegangen. Daß seine
Beweise viel gewonnen hätten, kann Ref. nicht
annehmen. Sie sind sehr unbedeutend. Wenn
ein gründliches Ergebniß hätte gewonnen werden
sollen, so hätte der Vf. den Ocellus Lucanus und
den Timaeus Locrus von seiner Untersuchung nicht
ausschließen dürfen. Daß die Fälschung pytha-
goreischer Schriften vor dem Zeitpuncte, welchen

er annimmt, begonnen habe, zeigt der Ocellus, welcher dem Philon schon bekannt ist. Er hat bey seiner Untersuchung auch die Angabe außer Acht gelassen, welche sich im Commentare des David zu den Kategorien des Aristoteles findet, schol. Arist. p. 28 a. und schon historia phil. Graeco-Romanae p. 61 benutzt worden ist, daß Jobates König von Libyen (Juba II. v. Mauritanien) die alten Schriften der Pythagoreer sammelnd zum Betruge Veranlassung gegeben habe. Diese Angabe hat, so viel der Ref. weiß, nichts gegen sich. Noch ein anderer Umstand, der nicht ohne Interesse ist, hätte beachtet werden können, daß nämlich in den untergeschobenen Fragmenten der angegebenen Art nur sehr wenig und nicht sehr Characteristisches vom Sprachgebrauche der Stoiker, der in späterer Zeit und schon beym Philon sehr allgemein herrschte, vorkommt. Sie müssen in einer Zeit verfaßt seyn, als man den stoischen Sprachgebrauch noch recht gut zu unterscheiden wußte.

Der Verf. aber kennt überhaupt den philosophischen Sprachgebrauch nicht sehr genau. Den stoischen Sprachgebrauch hat er ganz vernachlässigt. Das Wort μετριοπάθεια hält er für Aristotelisch, sich allein auf die Lehre des Arist. und auf eine Stelle des Diog. Laert. berufend; es ist freylich auch wohl nicht stoischen Ursprungs, wie Meiners glaubte, sondern gehört sehr wahrscheinlich den älteren Skeptikern an. Das Wort σάρκινος soll uns mit Bestimmtheit in den Orient und in die Nähe der Anfänge des Christenthums verweisen. Aber das Wort σάρξ — und warum nicht auch seine Adjectiva? — wird schon vom Epikur gebraucht um damit das Vergängliche und Untergeordnete in der Zusammensetzung des Menschen zu bezeichnen. Daß dem

Verf. philologische Genauigkeit fehle, bemerkt selbst ein Laie, wie der Referent. Seine Conjecturen und Behauptungen sind oft sehr gewagt. Nur noch ein Beyspiel zum Schlusse. Arist. oecon. 1. sollen wir ἐφ᾽ ἑστίας ἡμένην für ἀφ᾽ ἑστ. ἠγμένην lesen, weil dies sinnlos sey. Aber jeder wird denken, die Frau und der Schutzflehende, von welchen hier die Rede ist, würden, wenn sie einmahl auf dem Altare gesessen haben sollten, auch wohl wieder von ihm weggeführt worden seyn. H. Ritter.

Köln.

Druck u. Verlag von M. Du Mont-Schauberg. Annalen der Irren-Heilanstalt zu Siegburg. Herausgegeben von Dr M. Jacobi. Erster Band. XX u. 303 Seiten. 1837. 8.

Wer noch so gern mit psychischen Krankheiten sich beschäftigt, und in anthropologischer oder medicinischer Hinsicht die Art wie den Grad des Irrseyns zu erforschen wünscht, hat entweder nur selten Gelegenheit, solche Kranke selbst zu beobachten, oder die Eindrücke sind so mächtig und der eigenen Natur so widerstrebend, daß, beym besten Willen, ein ruhiges Ausharren nicht durchführbar ist. Die meisten Aerzte, welche nicht ex officio in Irrenhäusern zu thun haben, danken Gott, wenn sie die Räume voll der ergreifendsten menschlichen Entartung wieder verlassen können, und sie athmen frey auf, als wären sie von einer argen Heimsuchung erlöst, wenn die Thüre einer solchen Anstalt sich wieder hinter ihnen schließt. Daß aber ein flüchtiger Besuch, ein Durcheilen durch die lauten Säle oder durch die stillen einsamen Kammern, wozu gewöhnlich Neugierde treibt, hier am wenigsten zur Einsicht in

diese räthselhaften Krankheitsformen führen kann, das leuchtet ein, und es bleibt daher für das Studium derselben nichts übrig, als daß erfahrene und einsichtsvolle Männer aus der Summe ihrer Beobachtungen die wichtigsten hervor heben und sie in aller Wahrheit und Anschaulichkeit darstellen und beurtheilen. Dieses ist in der vorliegenden Schrift zum Nutzen und Frommen dieses Wissenszweiges von dem um denselben hochverdienten Verfasser geschehen. Wie wenig er sein Gebiet noch für bekannt ansieht, geht, unter anderm, daraus hervor, daß er von der Irren-Heil u n k u n d e spricht.

Er liefert 23 Krankheitsgeschichten, und zwar reine Thatsachen, um hauptsächlich dem Practiker Material der Anschauung und der Vergleichung zu geben. Die veranlassenden entfernten Ursachen in den mitgetheilten Beobachtungen waren großentheils somatischer Art. Unter den Organen litt primär am meisten das Gehirn. Lungentuberkeln, Affectionen der Genitalien und Unterleibsstörungen machten sich als die wesentlichsten Bedingungen geltend. Bey den vorgekommenen Heilungen spielte die Heilkraft der Natur eine wichtige Rolle. — Angehängt sind summarische Nachweisungen über die während der Jahre 1825 bis 1836 statt gefundenen Krankenaufnahmen, Genesungen und Todesfälle in der Siegburger Anstalt.

Wir können dieses Unternehmen nur billigen, und sehen der Fortsetzung im Interesse der Sache entgegen.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

141. Stück.
Den 31. August 1840.

Trier.

In der Lintz'schen Buchhandlung, 1840. Geognostische Beschreibung des Landes zwischen der untern Saar und dem Rheine. Ein Bericht an die Gesellschaft nützlicher Forschungen zu Trier, von J. Steininger. Mit 1 Karte, 15 Profil- und 12 Petrefacten-Zeichnungen. 149 Seiten in Quart.

Hr Steininger, der bekanntlich durch mehrere Werke um die geognostische Kunde der Rheinlande sich bereits verdient gemacht hat, gibt durch vorliegende Schrift einen rühmlichen Beweis von dem unermüdlichen Eifer, mit welchem er die Gebirgsverhältnisse jener Gegenden genauer zu erforschen strebt. Nach seiner Aeußerung in der Vorerinnerung betrachtet er die hier gelieferte Karte als ein Werk für sich, und den erläuternden Text bloß als eine Zugabe, welche die Entwickelung einiger Ideen enthält, auf welche die genauere Beachtung der Gebirgsverhältnisse ihn leitete. Diese aus vier Blättern bestehende, geo-

gnostische Karte ist leider ohne Bergzeichnung, durch welchen Mangel nicht allein der wissenschaftliche Werth derselben sehr vermindert, sondern auch die Prüfung ihrer Genauigkeit erschwert wird. Referent ist nicht im Stande, ein Urtheil darüber zu fällen, da er bis jetzt nur einen kleinen Theil der Gegenden, über welche sich die Karte verbreitet, selbst hat bereisen können. Hr Steininger hat bey seiner Arbeit besonders die geognostische Karte der Rheinländer zwischen Basel und Mainz, welche die Herren C. von Oeynhausen, von la Roche und von Dechen geliefert haben, benutzt, so wie er auch in dem Texte die Beobachtungen anderer Geognosten mit seinen eigenen verwebt hat. Dabey wird indessen die Berücksichtigung der nicht ganz unwichtigen Arbeit von dem leider früh verstorbenen A. Warmholz über das Trappgebirge und Rothliegende am südlichen Rande des Hundsrücken, im zehnten Bande von Karsten's Archiv für Mineralogie, Geognosie, Bergbau und Hüttenkunde vermißt.

Den Hauptgegenstand der vorliegenden Schrift macht das Steinkohlen- und Trapp-Gebirge zwischen der Saar und dem Rheine aus. Die Einleitung enthält eine Uebersicht der Oberflächen-Verhältnisse dieser Gegend, eine Zusammenstellung von Höhenbestimmungen, und Bemerkungen über das Schiefergebirge, an welches das Steinkohlen- und Trapp-Gebirge grenzt. Das mittelrheinische Schiefergebirge besteht vorzüglich aus Quarzfels, Thonschiefer, Grauwackenschiefer und dem Kalke der Uebergangsformation, und es bildet zwischen dem Rheine und der Mosel ein Plateau, welches 1200 bis 1500 Fuß Höhe über dem Meere erreicht. Nur auf seiner

südlichen Grenze, gegen das Kohlengebirge hin, stellt das Schiefergebirge höhere Bergrücken dar, welche sich von Metlach bis nach Bingen an einander reihen, und gewissermaßen eine Bergkette zusammen setzen, welche bis zu mehr als 2000 Fuß Meereshöhe ansteigt. So wie die Richtung der Quarzfels-Rücken zwischen Stunde 4 und 5 des Compasses liegt, so auch das Streichen der Schichten aller Schieferfelsarten des Hundsrückens mit wenigen Ausnahmen. Das mittelrheinische Schiefergebirge stimmt also im Hauptstreichen der Schichten mit dem Uebergangs-Schiefergebirge des Harzes und Thüringer Waldes überein, worüber Refer. bey einer früheren Gelegenheit (gel. Anzeigen vom J. 1839. S. 78) seine Ansicht mitgetheilt hat. Als eine besondere Nebenbildung des Quarzfelses kann man nach dem Verfasser den zuerst von Hn von Eschwege in Brasilien entdeckten Eisenglimmerschiefer betrachten, welcher durch Hn Schmidt nördlich von Wintersburg, gegen Gebroth am Soonwalde aufgefunden vorden. Die Bemerkungen des Herrn Oberbergraths Nöggerath über das Vorkommen dieser Gebirgsart am Hundsrücken sind nicht angeführt. Nach der von dem Verf. mitgetheilten Ansicht des Herrn Murchison gehören der Dachschiefer und die Quarzfels-Rücken des Hundsrücken zum s. g. Cambrischen Schichtensysteme der englischen Geognosten. Hiernach würde also zwischen dem Uebergangsgebirge des Hundsrückens und dem darauf gelagerten Kohlengebirge von Saarbrücken, nicht nur das ganze s. g. Silurische Schichtensystem der Eifel, sondern auch das System des alten rothen Sandsteins und Bergkalkes fehlen. Der Verf. meint, daß die Kalkschichten in den Umgebungen von Stromberg

und nordöstlich von Kirn, so wie die versteinerungsreichen Quarzfelsschichten von Abentheuer bey Birkenfeld vermuthen lassen, daß das Silurische System auf der Südseite des Hundsrückens, durch die Hebung der Quarzfelszüge in die Tiefe geschoben, und darauf von der Steinkohlenformation bedeckt, oder daß es theilweise vor der Bildung des Kohlengebirges wieder zerstört worden sey.

Es folgen nun im ersten Abschnitte Bemerkungen über das pfälzisch-saarbrückische Steinkohlengebirge. Dies Gebilde ist auf die fast senkrecht stehenden Schichten des Uebergangsgebirges abweichend aufgelagert, so daß seine Schichten in der Nähe des Schiefergebirges ein südliches Fallen von 18° — 20° haben, wogegen sie auf der Südseite des Formations-Bezirkes unter gleichen Winkeln gegen Norden geneigt sind. In dieses Lagerungsgesetz bringen jedoch die Porphyr- und Trapp-Gebilde manigfaltige Ausnahmen, indem sie das Streichen und Fallen der Schichten des Kohlengebirges in ihrer Nähe sehr häufig verändern. Man kann übrigens annehmen, daß das Kohlengebirge im Ganzen eine flache Mulde bildet, deren Längenaxe der Grenzlinie des Schiefergebirges parallel ist, und deren nördlicher, schmaler Flügel sich auf die fast senkrechten Schichten des Schiefergebirges flach auflegt, wogegen das Grundgebirge, worauf der sehr breite, südliche Muldenflügel ruht, nicht bekannt ist. Beachtung verdient die Bemerkung: daß der Sandstein und das Kieselconglomerat des Kohlengebirges entweder gar keine Trümmer und Reste des Uebergangsgebirges, oder doch nur ausnahmsweise und in sehr geringer Menge enthalten; wogegen Trümmer granitischer Gesteine und

anderer so genannter Urfelsarten, die Sandsteine und Conglomerate des Kohlengebirges zusammen setzen. Da diese Gebirgsarten nur im Osten und Südosten der hier betrachteten Gegend sich finden, so schließt der Verfasser daraus, daß das Schiefergebirge des Hundsrückens inselartig aus dem Meere hervor ragte, als das Kohlengebirge sich bildete, und daß südöstliche Strömungen den Sandstein und das Kieselconglomerat angeschwemmt haben. Daß die Hebung der Schichten des Hundsrückens vor dem Absatze des Kohlengebirges statt hatte, folgt entschieden aus dem Lagerungsverhältnisse des letzteren zum ersteren. Der Verf. hält dafür, daß die Vogesenkette erst nach der Bildung, nicht nur des Kohlengebirges, sondern auch des Vogesensandsteins durch Hebung entstanden sey, und daß diese auf die Lagerungsverhältnisse des Steinkohlengebirges nicht ohne Einwirkung gewesen sey. Auf manche andere theoretische Ansichten, welche diese erste Abtheilung obiger Schrift enthält, und die wohl nicht durchgehends als völlig haltbar erscheinen dürften, kann hier nicht weiter eingegangen werden. Außerdem ist ein bedeutender Theil dieses Abschnittes der Aufzählung der im pfälzisch-saarbrückischen Steinkohlengebirge sich findenden Spuren von Pflanzen und Thieren gewidmet. Einige von dem Verfasser als neue Arten aufgeführte Petrefacten, sind auf den das Werk begleitenden Tafeln abgebildet.

Der zweyte Abschnitt handelt von dem Feldstein-Porphyr und dem rothen Porphyr-Conglomerate. Daß das Steinkohlengebirge bereits gebildet war, als der rothe Porphyr entstand, und daß die Gebirgsgruppen, welche aus ihm bestehen, aus dem Kohlengebirge empor ge-

hoben worden, zeigt sich in der Gegend zwischen der untern Saar und dem Rheine eben so unzweydeutig, als am Thüringer Walde und in manchen anderen Gegenden. Auch stimmt das von dem Verf. beobachtete Verhältniß des den Porphyr begleitenden Conglomerates zu demselben vollkommen mit dem überein, welches am Thüringer Walde so besonders deutlich wahrgenommen wird, und zu der Annahme berechtigt, daß es bey der Hebung des Porphyrs entstanden ist, und sich zu diesem ähnlich verhält, wie das Basaltconglomerat zum Basalte. Eben so sind die Bemerkungen des Verfs über die Verschiedenheit des in der Nähe des Porphyrs und in weiterer Entfernung von demselben abgelagerten Conglomerates, von der deutlichen Einwirkung des Wassers auf die Ablagerung des letzteren, von dem Vorkommen der Geschiebe, dem Uebergange in eigentliches Rothliegendes, ganz im Einklange mit den Erscheinungen in anderen Gegenden. So liefert denn auch der von dem Hn Steininger betrachtete Bezirk hinsichtlich des Verhältnisses zwischen der Porphyrbildung und der Entstehung des kohlensauren Eisenoxyduls neue Belege für diesen auch sonst wo beobachteten Zusammenhang. Nicht so unzweydeutig als das Verhältniß des rothen Porphyrs und seines Conglomerates zum Steinkohlengebirge, erscheint das Verhalten des Porphyrconglomerates zum s. g. Vogesensandstein. Zwischen beiden Gebirgsarten wird in jener Gegend, gerade so wie ja auch in den Vogesen selbst und am Schwarzwalde, eine innige Verknüpfung, ein allmählicher Uebergang wahrgenommen, welches bey mehreren ausgezeichneten Geognosten die Meinung erzeugt hat, daß der s. g. Vogesensandstein verschieden von dem bunten, und zwar älter

als dieser sey. Daß dem Verfasser die Sache nicht ganz klar geworden, geht aus dem hervor, was er darüber sagt.

Der dritte Abschnitt ist dem Gebirgsgebilde gewidmet, welches nach dem Verf. Grünstein, Mandelstein u. dichten schwarzen Trapp enthält. Der Verf. ist der Meinung, daß die unter diesen Benennungen aufgeführten Gebirgsarten, welche innerhalb der Grenzen des Kohlengebirges bald mehr oder minder hohe Gebirgskuppen, bald lange, schmale Bergrücken bilden, und zwischen St. Wendel, Birkenfeld, Kirn und Grumbach sich so sehr ausdehnen, daß daselbst auf einer Fläche von mehreren Quadratmeilen keine andere Gebirgsart vorkommt, zu denen gehören, welche man unter der Benennung der Flötztrapp-Formation zusammen gefaßt habe, worin er doch aber gewiß irret; denn zu den basaltischen und mit diesen verwandten abnormen Gebilden, sind jene Gebirgsarten wohl nicht zu zählen. Ohne Zweifel gehören sie zur Verwandtschaft des Melaphyrs, zu den Gebilden, welchen man den oft gemisbrauchten Namen Trapp immerhin lassen möchte; zu den Massen, welche u. a. in der Gegend von Ilfeld am Harz und am Thüringer Walde besonders ausgezeichnet auftreten. In der petrographischen Characteristik jener Gesteine, welche den größeren Theil dieses Abschnittes einnimmt, scheint der Verf. nicht durchgehends glücklich gewesen zu seyn. Da ihre Gemenge zum Theil sehr undeutlich sind, so erfordert die richtige Bestimmung der Fossilien, welche sie zusammensetzen, unter welchen manche selbst bey deutlicher Ausbildung schwer zu unterscheiden sind, oft sehr mühsame Untersuchungen, und einen besonders scharfen und geübten mine-

ralogischen Blick. Was die Bildungsperiode jenes Trappgebirges betrifft, so hat der Verfasser gewiß Recht, wenn er, in Uebereinstimmung mit den in anderen Gegenden gesammelten Erfahrungen, annimmt, daß wenigstens die Hauptmasse desselben nach dem rothen Porphyrconglomerate, mithin auch nach der Steinkohlenformation entstanden sey. Seine Angabe, daß die Trappgebirgsmassen nicht selten von einem ihnen eigenthümlichen Conglomerate, welches Trümmer der in der Nähe anstehenden Trappgesteine enthält, begleitet werden, steht ebenfalls im Einklange mit Erscheinungen in anderen Gegenden, namentlich am Thüringer Walde, auf welche besonders Herr von Buch zuerst die Aufmerksamkeit gelenkt hat.

Im vierten Abschnitte sind einige Beobachtungen über Veränderungen mitgetheilt, welche verschiedene Gesteine in der Nähe der Trappgebirgskuppen erlitten haben, so wie über das Vorkommen der Quecksilbererze, welche letztere indessen keine neue Aufschlüsse darbieten, indem sie aus dem bekannten Aufsatze von Schulze, über die Quecksilbergruben der Pfalz, im dritten Bande von Karsten's Archiv für Bergbau und Hüttenkunde entlehnt sind.

Der fünfte Abschnitt enthält Betrachtungen über die Thalbildung der Gegenden zwischen der untern Saar und dem Rheine. In zwey angehängten Anmerkungen finden sich Nachträge zu den Bemerkungen über fossile Pflanzen des Kohlengebirges, und Speculationen über das Alter desselben.



